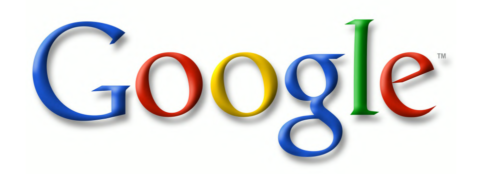




SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

9. JAHRGANG

DER GANZEN REIHE LXXV. BAND



BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1921



Gen. St.

Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1921

I. Abhandlungen

II. Jahresberichte

III. Annalen über die Fortschritte der Altertumswissenschaft.

OTTONI SCHROEDER

VIRO DOCTISSIMO· HVMANISSIMO· ORNATISSIMO
PRINCIPI SVO CARISSIMO
NVNC
SEPTVAGENARIO
·S·

Ἑπτά σοι ἐξέφυγον δεκάδες ζωῆς ἐνιαυτῶν,
ζωῆς, ἣ πολλοῖς τίμια δῶρα φέρεν.
εἰ καί σοι σχολή ἐστιν ἀπ᾽ ἔργων γυμνασιάρχου,
ἀλλ᾽ ἔτ᾽ ἀγήρων σού γ᾽, ἀρχιεταῖρε, μένος·
ἀνδρῶν Σωκρατικῶν τηλεκλυτὸς ἦσθα χορηγός,
δράματος Ἑλλήνων τεχνοδαὴς κριτικός.
ἔμπειρος ῥυθμῶν, κῆρυξ Θηβαίου ἀοιδοῦ,
Μουσάων ἱερὸν πῦρ ἀδύτοιο τρέφεις.
παμπληθεῖς καρποὺς τῆς σῆς φρενὸς εἴθ᾽ ἔτ᾽ ἴδοιμεν
ὧν ἤρχου τ᾽ ἀνύτοις ταῖς Χαρίτεσσι φίλος.

SOCIETAS PHILOLOGORVM BEROLINENSIS

ANNO MCMXXI PRIDIE IDVS IVLIAS

O. M.

Das Epigramm des Claudius Ptolemaeus

Non fuit mortuus qui scientiam vivificavit, nec fuit pauper qui intellectu dominatus est.

Ps.-Ptolemaeus Arabicus.

Philipp Buttmann hat im zweiten Bande (1810) von F. A. Wolfs Museum für Altertumswissenschaft, das nicht lange zuvor mit der Widmung an Goethe seinen kurzen Lauf begonnen hatte, in anmutiger Umständlichkeit 'Ueber den Ptolemaeus in der Anthologie und den Claudius Ptolemaeus' [1]) gesprochen. Vielleicht macht es dem verehrungswürdigen Nachfolger Buttmanns am Joachimsthaler Gymnasium und in der Leitung der alten Berliner Graeca ein wenig Freude, wenn hier die von seinem Vorgänger eingeschlagenen Pfade weiter verfolgt werden, in Fortsetzung eines kleinen Anlaufs dazu, den der Verfasser vor fast einem Menschenalter in seinen Studien über Cl. Ptolemaeus (21. Suppl.-Band der Fleckeisenschen Jahrbücher 1894 S. 74) genommen hat.

I.

Die Ueberlieferung des kleinen Gedichtes, das hier behandelt werden soll, ist ziemlich reich. Sie verläuft auf zwei Hauptwegen. Das Gedicht ist außer in den Epigrammsammlungen auch in den Handschriften des Astronomen Ptolemaeus überliefert. Weiter wird es von Synesius angeführt und bei Späteren begegnen manchmal wörtliche Beziehungen darauf.

---

[1]) Er hat hier auch das falsche Ethnikon der arabischen Ueberlieferung (Pheludiensis = aus Pelusium) beseitigt. G. Plaumann hat nun neuerdings auch die von Theodorus Meliteniota bezeugte Abstammung des Ptolemaeus aus Ptolemais Hermeiu unter Hinweis auf die Bedenken von W. Schwarz (Rh. Mus. 48, 265, 2) wieder in Zweifel gestellt. Ich kann nicht beistimmen. Unser Zeuge Theodorus ist sehr spät (Mitte des XIV. Jahrh.), aber ein offenbar durchaus ehrlicher und ernsthafter Gelehrter, der seine Angabe sicherlich nicht aus der Luft gegriffen, sondern durch irgendwelche Vermittlung aus einer antiken Hs. der Syntaxis oder eines anderen Werkes des Ptolemaeus überkommen haben wird. Wenn die Breitenbestimmung für Ptolemais bei Ptolemaeus stark irrtümlich ist, so beweist das höchstens, daß er im Laufe seines Lebens nicht mehr, jedenfalls nicht zu astronomischen Bestimmungen, aus Alexandria in die ziemlich abgelegene Heimat zurückgekehrt ist, aber nicht, daß er dort nicht geboren sein kann. Uebrigens ließe sich mit dem gleichen Recht leugnen, daß er in Alexandria beobachtet hat, weil seine Verteilung der Regentage für diese Stadt nicht von ferne zutrifft, wie G. Hellmann neuerdings festgestellt hat (vgl. meine Notiz B. Ph. W. 1916, 708).

1. Von den Handschriften der Syntaxis des Ptolemaeus enthält eine ganze Reihe das Gedicht[1]). Weiter fand ich es bisher, ohne systematisches Suchen, am Rande einer Handschrift der *Πρόχειροι κανόνες*, Vatic. 175 = α (a. 1322, vgl. Heeg, Catal. codd. astrol. V 3, p. 3) f. 85. Bessarion hat die Verse auch in seine Prachthandschrift der Geographie unter das Porträt des Ptolemaeus eintragen lassen, Marc. 388 = κ (vgl. G. M. Raidelius, Comm. de Cl. Ptol. geographia eiusque codicibus, Norimbergae 1737, p. 10ff. mit 2 Tafeln; Zanetti p. 185; Morelli I 253). In der Leidener Hs. Graec. 73 = λ, über die ich H. Dr. Buchner in Leiden freundliche Auskunft verdanke, stehen sie f. 145 am Schlusse eines astronomischen Kanons.

Die Ueberlieferung der Syntaxis hat Heiberg in seinen wunderbar klaren und vollständigen Prolegomena zu Band II aufgehellt (vgl. besonders die Schlußübersicht p. CXXXVI). Es sind zwei Hauptklassen: die eine, zu der die Handschriften A B C gehören, führt er (vgl. p. XXXVII; CXXVIIf.) auf ein Exemplar der alexandrinischen Neuplatoniker (Heliodor) zurück; auch die Astrologen hatten einen verwandten Text. Die andere Klasse stammt aus einem Exemplar der alexandrinischen Astronomenschule (Pappus und Theon), das schon um 300 interpoliert wurde: dazu gehören die Handschriften D G. Das Epigramm fehlt in A; aber es steht in BCDG, also in Handschriften beider Hauptklassen, und zwar im Wesentlichen übereinstimmend: d. h. es ist von früher Zeit an, vor der Trennung der beiden Handschriftenklassen, in der Syntaxis beigeschrieben worden. Von den übrigen Handschriften der Syntaxis, die das Epigramm enthalten, stammen im Text der Syntaxis von A: Mutin. II F 9 (β); Scor. Ω I, 1 (γ); Marc. 312 (δ); von B: Marc. 310 (E); Vatic. 198 (ε); Ottob. gr. 231 (ζ); Monac. 212 (η); von C: Marc. 303 (H) und 311 (ϑ). Aus den Handschriften ist es auch in die Ptolemäusdrucke übergegangen, z. B. in die von Cöln 1537 (Synt. lib. VII) und von Wittenberg 1549 (lib. I). Vereinzelt steht das Epigramm in dem Miscellancodex Laur. 10, 21 = ι (Bandini I 489) auf dem Schlußblatt; hier ist ein Scholion beigefügt *Βουληθεὶς ὁ φιλόσοφος δεῖξαι κτλ.*, das ich nur so weit kenne, als es Bandini mitteilt.

2. Das Epigramm steht ferner in der Anthol. Palat. (= Pal.) IX 577, Brunck II 66 Nr. 2; in der Planudea (= Plan.; p. 77 Steph. 1566); auch in der kleinen Epigrammsammlung des Laur. 59, 17 (= y; vgl. Bandini II 582; Preger, de epigr. graecis melet. Diss. Monac. 1889, 43ff.)[2]). Die Hamburger Inschriftensammlung Ms. philol. 253 = z (vgl.

---

[1]) Vgl. Heiberg, Ptolem. opp. I 1 p. 4 zu v. 5; II p. XL, 2 und CXLVIIf. Ueber die Stellung der nachher aufzuführenden Hss. in der Ptolem.-Ueberlieferung s. die Uebersichten bei Heiberg II p. LIII; LXXVI; CXXXVI. Die Signaturen A—H sind die Heibergs; für die übrigen Hss. habe ich, um Irrtümer zu vermeiden, α—λ und yz selbst gewählt, da bei Heiberg diese Hss., soweit er sie erwähnt, ohne Siglen sind.

[2]) Es geht hier ein anderes schlechtes Epigramm voraus, unter dem Titel *'Επίγραμμα ὃ εἶπε Πτολεμαῖος πρὸς ἑαυτόν*: zwei Hexameter *Οὐρανίων ἄστρων πορείην καὶ κύκλα σελήνης ἐξεθέμην σελίδεσσι πολύφρονα δάκτυλα κάμπτων* (vgl. Buttmann S. 469). Sie finden sich auch in dem schönen alten Vatic. 1291

Ziebarth, Inschriftenhandschrift der Hamburger Stadtbibliothek, Programm 1903, S. 14) enthält ebenfalls das Epigramm; Ziebarth hat mir den Text freundlich mitgeteilt.

3. Eine weitere Ueberlieferung gibt Synesius de dono astrolabii (Migne 66, 1585 B), der es als Inschrift eines Astrolabs wiedergibt: daraus Preger, Inscr. gr. metr. p. 155 n. 195. Der Text steht dem der Anthologie näher als dem der Ptolemaeushandschriften.

4. Wörtliche Anspielungen geben die 12 Hexameter des Theon, oder wer der Verfasser sonst sein mag, auf Ptolemäus[1]), Anth. Pal. App. n. 39 (Jacobs II [1814] 768); Johannes von Gaza *Ἔκφρασις τοῦ κοσμικοῦ πίνακος* v. 192 (p. 143 Friedländer); Theodorus Meliteniota in seinem *Προοίμιον εἰς τὴν ἀστρονομίαν* (jetzt neu ediert von Heeg, Catal. codd. astrol. V 3, 134, 27, vgl. meine Studien über Ptolemaeus S. 54, 3[2]); ferner der Schreiber des Laur. 28, 16 von 1382, Joannes Abramios, in einer Reihe von wohlgemeinten rhythmischen Hexametern. Vielleicht sind auch in den Epigrammen des Palladas auf den astrologiegläubigen Gessios (A. P. VII 681 ff.) ein paar Anspielungen auf das Epigramm des Ptolemäus zu finden (*κατὰ νοῦν* 681, 4; *ἐπιθυμήσας οὐρανίης ἀνόδου* 683, 4; *μηδεὶς ζητήσῃ μερόπων ποτὲ καὶ θεὸς εἶναι* 684, 1).

Ich gebe nachstehend den Text der Ptolemaeushandschriften, der, wie ich zu zeigen hoffe, der ursprüngliche ist, und im kritischen Apparat die Varianten (über die Ueberschriften s. u. S. 9 f).

---

der *Πρόχ. κανόνες* (doch hier *κοῖλα σελήνης*), vgl. meine Notiz S. B. Münch. Akad. 1899, 114, 1; ferner in den oben genannten Hss. yz vor unserm Epigramm, in der Astrologenhandschrift Laur. 28, 46 f. 141 und sonst öfter. Das Gedicht ist durch Vatic. 1291 mindestens vor den Beginn des 9. Jahrhunderts datiert, aber wahrscheinlich weit älter, da es wohl mit dem übrigen Inhalt jenes Vatic. (vgl. meinen Nachweis in den Münch. Sitzungsberichten a. a. O.) aus einer Hs. des 3. Jahrh. treulich abgeschrieben ist. Agathias A. P. XI 365, V. 6 hat es dann wohl schon benutzt (*δάκτυλα γνάμπτων* vom Astrologen), es sei denn, daß der Ausdruck aus einer gemeinsamen Quelle stammt.

[1]) Das Gedicht, beginnend *Γαίης ἐν νώτοισιν ὀχούμενος ὦ Πτολεμαῖε* ist anonym überliefert in der Planudea und bei Stobaeus, ferner in Astrologenhandschriften wie Vatic. 1347 f. 71, Paris. 2739 f. 237 u. 2863 f. 216 v; vgl. weiter Cougny A. P. III c. 3, 146. Die mäßigen Verse sind dadurch bemerkenswert, daß sie (5 und 12) dem Ptolemaeus das astrologische Werk unverkennbar zuschreiben. Ich darf wohl die Gelegenheit wahrnehmen, meine Verwunderung auszusprechen, daß ein so guter Kenner der alten Astronomie wie S. Oppenheim in seiner freundlichen Besprechung meines Büchleins 'Sternglaube und Sterndeutung' (Zs. f. öst. Gymn. 1919 S. 333) mir zutraut, aus bloßer Ueberschätzung der Astrologie, also ohne ernstliche Prüfung, den Ptolem. für den Verf. der Tetrabiblos zu halten. Es läßt sich doch auch dem Astronomen zumuten, von meiner seit mehr als 25 Jahren vorliegenden Untersuchung der Frage (in den genannten 'Studien' S. 111—180) und von dem reichen Material, das seither der Catal. codd. astrol. in seinen 11 Bänden zur Bestätigung von Ptolemaeus' Urheberschaft gebracht hat, Kenntnis zu nehmen.

[2]) Meine Bemerkung dort, daß über das von Bullialdus herausgegebene Prooemium hinaus von dem Werke des Theodorus nichts weiter erschienen sei, war irrig: Usener, Ad histor. astr. symb. p. 8 ff. hatte schon damals weitere Abschnitte daraus abgedruckt.

Οἶδ' ὅτι θνητὸς ἔφυν καὶ ἐφάμερος· ἀλλ' ὅταν ἄστρων
ἰχνεύω κατὰ νοῦν ἀμφιδρόμους ἕλικας,
οὐκέτ' ἐπιψαύω γαίης ποσίν, ἀλλὰ παρ' αὐτῷ
Ζηνὶ θεοτρεφέος πίμπλαμαι ἀμβροσίης.

---

1 *θνατός* Plan. Syn. *ἔφυν* BCDEHζηικ] *ἐγώ* Gαδεθλ Pal. Plan. Syn. yz *ἐγών* βγ *ἐφήμερος* Eαδεικλγ 2 *ἰχνεύω* BCDEG (in ras.) H βγεζηθ Syn. Joh. Gaz. (*ἀνιχνεύων*) Theod.] *μαστεύω* αδικλ Pal. Plan. yz Abr. *κατὰ νοῦν* BCDEHεζηθ Theon (? cf. v. 7. 10) Joh. Gaz. (*ἐν φρενί*), Palladas (? cf. A. P. VII 681, v. 4 *κατὰ νοῦν*)] *πυκινάς* Gβγλ Pal. Plan. Syn. *πυκνάς* αδικyz Abr. 3 *γαῖαν ποσίν* y *γαι*[α] *ποσὶν* G *ποσὶ γαίης* Pal. Plan. 4 *Ζανί* Pal. *θεοτρεφέος* Gαβγδλ] *θεοτροφέος* ικ *θεοτροφίης* Pal. *θεοτρεφέης* y *θεωτρεφέης* z *διοτρεφέος* BEεζ Plan. Syn. *διοτροφέως* η Syn. *διοτροφέος* CDH θ.

II.

Das energisch einsetzende *Οἶδ' ὅτι* zu Anfang des ersten Verses gibt einen deutlichen Hinweis auf etwas allgemein Zugestandenes, nur in seinen Konsequenzen Bestrittenes. Man könnte etwa an Epicharm denken (fr. 20 Diels aus Aristot. Rhet. II 21 *θνατὰ χρὴ τὸν θνατόν, οὐκ ἀθάνατα τὸν θνατὸν φρονεῖν*); oder an Pindar (Pyth. III 61 *μή, φίλα ψυχά, βίον ἀθάνατον σπεῦδε*). Aber es ist vielmehr eine offenbare und seit langem erkannte Anspielung auf die vielzitierte Grabschrift des Sardanapal, die beginnt *Εὖ εἰδὼς ὅτι θνητὸς ἔφυς σὸν θυμὸν ἄεξε τερπόμενος θαλίησιν κτλ.* Der Dichter stellt durch diese Parallele seinen *βίος θεωρητικός* mit vollem Bewußtsein dem *ἀπολαυστικός* gegenüber, für den diese Verse in der Popularphilosophie typisch blieben[1]), seitdem Aristoteles (Cic. Tusc. V 35) jene Worte mehr der Grabschrift eines Wiederkäuers als eines Menschen angemessen gefunden hatte. Wenn der spätere Dichter in dieser latenten Gegenüberstellung der beiden *βίοι* sich gleich Aristoteles entscheidet (Eth. Nicom. I 3, p. 1095 a 19, s. auch Bernays, Dialoge des Aristoteles S. 84 ff.) und gleichwohl im Bewußtsein der Sterblichkeit seiner Natur den Anfang des Sardanapalgedichtes gelten läßt, so zeigt beides die von mir schon vordem hervorgehobene peripatetische Grundanschauung seines Gedichtes: 'Bis in die spätesten Zeiten erweisen sich die Peripatetiker als die strengsten Hüter der Grenzen zwischen Gott und Mensch'; aber was uns zu den Göttern emporhebt, ist die forschende Betrachtung des Alls. — Der Bezug auf jene Grabschrift bestätigt die Lesung der Ptolemaeushandschriften BCD u. s. f. gegenüber dem auch dem Sinne nach weniger guten *ἐγώ*, dem ein Gegensatz fehlen würde.

Wunderlich ist, wie schon Jacobs mit Recht hervorgehoben hat, die mit dem ersten Wort beginnende Dialektmischung in dem kleinen Gedichte. Neben epischen Formen wie *γαίης* und *ἀμβροσίης* finden sich, immer nur in einem Teile der Ueberlieferung, dorische: *θνατός* nur bei Syn. und in der Planudea nach Stephanus; *ἐγών* nur in zwei Ptolemaeushandschriften, *Ζανί* nur im Pal.; aber dem *ἐφάμερος* in allen drei Klassen der Ueberlieferung stehen nur einige Ptolemaeushand-

---

[1]) Vgl. die Belege bei Preger, Inscr. gr. metr. p. 184 ff.

schriften und ein paar späte isolierte Abschriften mit *ἐφήμερος* gegenüber. Darnach scheint *ἐφάμερος* echt zu sein, das dann die übrigen Dorismen in einen Teil der Überlieferung eindringen ließ. Die dorische Form *ἐφάμερος*[1]) würde sich wohl am leichtesten erklären, wenn der Verfasser, wie in den ersten Worten an jene Grabschrift, so hier an eine berühmte Stelle eines dorischen Dichters erinnern wollte. Bei Pindar Isth. VII 40ff. liegt, freilich mit umgekehrtem Akzent, der gleiche Gegensatz sterblicher Natur und übermenschlichen Strebens eines Himmelsstürmers (Bellerophontes) vor[2]). Aber die Bezugnahme ist bei dem späten Epigrammatiker schwerlich direkt; er wird, zumal wenn es der Astronom Ptolemaeus gewesen ist, ein näherliegendes Vorbild gehabt haben. Ich kann es bisher nicht nachweisen[3]). Aber das Archytasgedicht des Horaz (C. I 28) führt wohl in die Nähe: *nec quicquam tibi prodest aerias temptasse domos*[4]) *animoque rotundum percurrisse polum morituro.* Es folgen vier Beispiele von Heroen, die ersten drei alle dadurch bezeichnet, daß sie 'bei Lebzeiten den Göttern nahe kamen' (Heinze): *Occidit et Pelopis genitor, conviva deorum, Tithonusque remotus in auras et Jovis arcanis Minos admissus.* Die Ähnlichkeiten sind bei aller Gegensätzlichkeit der Tendenz bis in den Wortlaut hinein so groß, daß ein gemeinsames hellenistisches Vorbild naheliegt, das einem berühmten Astronomen, vielleicht eben dem Archytas, die Selbsttäuschung vorhielt, *conviva deorum* zu sein, und ihn statt dessen im Einklang mit der Sardanapalgrabschrift an seine Sterblichkeit mahnte: auf ein solches Epigramm, nicht unmittelbar auf jene Grabschrift, wird dann die Antwort des Ptolemaeus gemünzt sein.

Der Vergleich mit Horaz erleichtert von vornherein die Entscheidung über die Hauptvariante des zweiten Verses. Zwar zwischen *ἰχνεύω*[5]) und *μαστεύω*[6]) ist an sich nicht leicht eine sichere Wahl zu treffen;

---

[1]) Ueber *ἐφάμερος* neben *ἐπάμερος* Schröder in den Prolegomena seiner Pindarausgabe p. 16. — Die Verbindung *θνατά τε καὶ ἐφαμέρια ζῷα* Tim. Locr. p. 99 D.

[2]) *῞Ο τι τερπνὸν ἐφάμερον διώκων ἕκαλος ἔπειμι γῆρας ἔς τε τὸν μόρσιμον αἰῶνα. θνᾴσκομεν γὰρ ὁμῶς ἅπαντες· δαίμων δ' ἄϊσος· τὰ μακρὰ δ' εἴ τις παπταίνει, βραχὺς ἐξικέσθαι χαλκόπεδον θεῶν ἕδραν· ὅ τοι πτερόεις ἔρριψε Πάγασος δεσπόταν ἐθέλοντ' ἐς οὐρανοῦ σταθμοὺς ἐλθεῖν μεθ' ὁμάγυριν Βελλεροφόνταν Ζηνός.*

[3]) Das Epigramm des Leonidas A. P. VII 683 (Geffcken, Leonidas S. 80) hat nichts damit zu tun, trotz der Wendung *Διὸς δεύτερος,* die natürlich auf den Eingang der *Φαινόμενα* zielt.

[4]) Zu domos vgl. beiläufig ein spätes schlechtes Epigramm auf Hypatia (Ptolem. *Πρόχ. κανόνες* ed. Halma I·166), das beginnt *῞Οταν βλέπω σε, προσκυνῶ καὶ τοὺς λόγους τῆς παρθένου, τὸν οἶκον ἀστρῷον βλέπων.* S. auch unten S. 7, 4. Die himmlischen *οἶκοι* im technisch-astrologischen Sinne bedürfen keines Belegs.

[5]) *᾿Ιχνεύειν* im übertragenen Sinn mehrfach bei Plato; Kaibel Epigr. 185, 9 *ἰχνεύτειραν* in ähnlichem Zusammenhang wie bei Ptolemaeus. Bei dem etwa gleichzeitigen Vettius Valens steht p. 150, 25 *διεξιχνεύσαντες* und besonders p. 346, 16 an einer nahe an unser Epigramm anklingenden Stelle: *῎Ανθρωποι διεξιχνεύοντες τὸν οὐράνιον κύκλον καὶ τὰς τῶν ἀστέρων κινήσεις ῾Ηλίου τε καὶ Σελήνης δρόμους . . . ἐκ τοιαύτης προγνώσεως ἀθανασίας δόξαιεν ἂν μετειληφέναι καὶ πρὸ καιροῦ τοῖς θεοῖς προσομιλεῖν.*

[6]) *Μαστεύειν* z. B. bei Pindar P. III 59 *χρὴ τὰ ἐοικότα πὰρ δαιμόνων μαστευέμεν θναταῖς φρασὶν γνόντα τὸ πὰρ ποδὸς οἵας εἰμὲν αἴσας.*

aber wie wir sehen werden, ist die Überlieferung in den alten Ptolemaeushandschriften der in der Anthologie überlegen, also hier das auch durch andere Zeugen bestätigte *ἰχνεύω* vorzuziehen.

Bedeutsamer ist die Variante *κατὰ νοῦν* der Haupthandschriften des Ptolemaeus gegenüber *πυκινάς* oder *πυκνάς* im Palatinus und einigen anderen Zeugen. Daß die zwei Epitheta *πυκινὰς ἀμφιδρόμους* das Gewicht an dieser Stelle unnötig belasten, ist um so leichter zu fühlen, als *πυκινάς* kaum einen recht klaren Sinn ergibt; bei den *ἄστρα* muß hier, da die 'umlaufenden Windungen' der Fixsterne zu beobachten für einen Astronomen von Rang, der doch kein Arat ist, etwas gar zu einfach wäre, in erster Linie an die Planeten gedacht werden, und die wird man nicht gerade 'gehäuft' oder 'dicht gedrängt' heißen [1]. Andererseits aber ist *κατὰ νοῦν* [2]) unentbehrlich. Die Horazstelle allein (*animoque percurrisse polum*) würde das genugsam zeigen. Dazu kommt eine Menge von verwandten Stellen, die F. Cumont am Schluß seiner schönen Abhandlung *Le Mysticisme astral dans l'antiquité* [3]) aus Philo, Hermes Trismegistos, Cicero, Manilius, Seneca, Vettius Valens, Firmicus so reichlich zusammengestellt hat, daß ich mich hier kurz fassen darf [4]). Ganz wie bei Ptolemaeus erscheint hier überall das *ἅπτεσθαι τῷ αἰθέρι* im Gegensatz zu der Armseligkeit des Menschen, der an den Boden geheftet ist; das *ἀναβαίνειν εἰς τὸν οὐρανόν*, *αἰθεροβατεῖν*, *οὐρανοβατεῖν*, das Verlassen der Erde und das Verweilen droben kehrt immer wieder, und ebenso das Schauen mit dem Geist, *κατὰ νοῦν*. Am bezeichnendsten ist wohl Philo de spec. leg. II 3, 45 (V 97 C.-W.): *θεωροὶ τῆς φύσεως καὶ τῶν ἐν αὐτῇ πάντων ἄριστοι γῆν καὶ θάλατταν καὶ ἀέρα καὶ οὐρανὸν καὶ τὰς ἐν αὐτοῖς φύσεις διερευνώμενοι, σελήνῃ καὶ ἡλίῳ καὶ τῇ χορείᾳ τῶν ἄλλων ἄστρων πλανήτων τε καὶ ἀπλανῶν ταῖς διανοίαις συμπεριπολοῦντες, τὰ μὲν σώματα κάτω πρὸς χέρσον ἱδρυμένοι, τὰς δὲ ψυχὰς ὑποπτέρους κατασκευάζοντες, ὅπως αἰθεροβατοῦντες τὰς ἐκεῖ δυνάμεις περιαθρῶσιν* [5]) — oder

---

[1]) Das Wort *ἕλικες*, das z. B. auch bei Aristoteles für die Himmelsbewegungen vorkommt (Met. 998a 5), deutet wohl auch auf die komplizierten, nur durch Ekkentren und Epikyklen erklärbaren Bewegungen der Planeten.

[2]) *κατά* wie in *κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν*. Die prosaisch klingende Wendung mag wohl (etwa über ein *πυκινῶς*?) die Variante *πυκινάς* herbeigeführt haben.

[3]) Bull. Acad. Roy. de Belg. 1909, 256ff.

[4]) Auf das schöne Lob der Astronomie bei Ovid fast. I 297ff. habe ich schon in meiner akad. Festrede Vita contemplativa (S. B. Heidelb. Akad. 1920) S. 34 hingewiesen (*Felices animae quibus haec cognoscere primis inque domos superas scandere cura fuit . . aetheraque ingenio supposuere suo*). Verwandt ist weiter außer den bei Cumont genannten Stellen Maxim. Tyr. 16, 6 Hob., fin.: (*τοῦ φιλοσόφου ἀνδρὸς*) *τὸ μὲν σῶμα οὐδαμοῦ στέλλεται, ἡ δὲ ψυχὴ πρόεισιν ἐκ γῆς εἰς οὐρανόν . . . συνθέουσα ἡλίῳ, συμπεριφερομένη σελήνῃ, συνδεδεμένη τῷ τῶν ἄλλων ἄστρων χορῷ καὶ μονονουχὶ τῷ Διὶ συνοικονομοῦσα τὰ ὄντα καὶ συντάττουσα. ὢ στόλου μακαρίου καὶ θεαμάτων καλῶν καὶ ὀνείρων ἀληθινῶν.*

[5]) In den vorhergehenden Worten des Philo ist die Anlehnung an die berühmte Theaetetstelle 173CD ersichtlich. Vgl. auch bes. de opif. mundi I p. 26, 6 C.-W.: *ἡ θεωρία τῶν κατ' οὐρανὸν . . ὅθεν τὸ φιλοσοφίας ἀνεβλάστησε γένος, ὑφ' οὗ καίτοι θνητὸς ὢν ἄνθρωπος ἀπαθανατίζεται.* An Marc. Anton. VII 47 *Περισκοπεῖν ἄστρων δρόμους, ὥσπερ συμπεριθέοντα* (wieder in Anlehnung an

Seneca *Consol. ad Helv.* 8, 6: *dum cum his sim et caelestibus qua homini fas est immiscear, dum animum ad cognatarum rerum conspectum tendentem in sublimi semper habeam, quantum refert mea quid calcem?*

Die ganze Region, die mit diesen Zitaten betreten wird, benennt man heute (und ich zweifle in diesem Falle gar nicht daran, mit Recht) nach Poseidonios. Er hat ja nicht nur begeistert gepriesen, daß es dem Geiste des Menschen gegeben sei den Himmel zu erstürmen mit der zähen Arbeit der Gedanken[1]) — ähnlich hätte das auch Aristoteles sagen können —, sondern darüber hinaus den himmlischen Ursprung der Menschenseele verkündet. Und so hat Cumont[2]) denn auch das Gedicht des Ptolemaeus in jene 'contemplation mystique du ciel' eingereiht, die im späteren Altertum immer zunimmt. Der Zweifel, ob er Recht hat, ist der Anlaß zu dieser kleinen Abhandlung geworden. Es ist nicht gleichgültig, ob man das Gedicht in eine orientalisierende oder in eine rein griechische Entwicklung einfügen soll. Und ich glaube, das letztere ist richtig. Hier ist jede Mystik fern zu halten. Nichts steht auch nur zwischen den Zeilen von der Verwandtschaft der Seele[3]) mit den Sternen, von ihrer himmlischen Heimat und ihrer Rückkehr dorthin, nichts von einer mystischen Vereinigung des Menschen mit der Gottheit, nichts vom Außersichselbstsein des Geistes. Die Göttergleichheit, an die der Dichter denkt, ist keine andere als die von Aristoteles gepriesene, die Seligkeit der Vita contemplativa des Forschers, die an die Seligkeit der Götter reicht und den sterblichen Menschen über sich selbst hinaushebt[4]). *Οὐ χρὴ κατὰ τοὺς παραινοῦντας ἀνθρώπινα φρονεῖν ἄνθρωπον ὄντα οὐδὲ θνητὰ τὸν θνητόν, ἀλλ' ἐφ' ὅσον ἐνδέχεται ἀθανατίζειν*[5]).

So mag auch die Wendung des Epigramms *οὐκέτ' ἐπιψαύω γαίης ποσίν* zwar gewiß dem Gegensatz von Körper und Geist gelten; aber sie ist nicht im Sinne einer mystischen Entrückung auszulegen. Eher mag auch hier etwas von einem latenten Widerspruch mitschwingen: seit Thales (Plat. Theaet. 174 A[6]) ist es immer ein beliebter Vorwurf an

Platon) ist schon von Früheren erinnert worden. — Zu *κατὰ νοῦν* verweist mich Reitzenstein auch auf Hermes Trismeg. p. 66, 16 P. *περινοήσας τὰ πάντα* und auf die von ihm in seiner Abhandlung zur 'Gesch. der Alchemie u. d. Mystizismus' (Gött. Nachr. 1919) S. 29, 26 ff. abgedruckten späten Verse.

[1]) Vgl. etwa *π. κόσμου* c. 1; Manil. I 96; Gerhäusser, Der Protreptikos des Poseidonios (Heidelb. Diss. 1912) S. 22; W. Jäger, Neue Jahrbb. 31, 703.

[2]) Er schreibt übrigens mit der Anthologie *πυκινάς*, während der richtige Text (*κατὰ νοῦν*) seine Schlußfolgerungen erleichtert hätte.

[3]) So *π. κόσμου*. Sehr bezeichnend, daß Synesius in seinem eigenen Gedichte am gleichen Ort hinzufügt: *οὐ μέγα θαῦμα· καὶ νόος ἐξ αὐτῶν ἦλθεν ἐπουρανίων*. Darnach möchte man fast vermuten, daß auch er *κατὰ νοῦν*, nicht *πυκινάς* wie in der Ausgabe des Petavius steht, bei Ptol. gelesen habe.

[4]) Vgl. meine 'Vita contemplativa' S. 16. 33.

[5]) Eth. Nic. X 7.

[6]) Die berühmte Stelle von 173 E an ist auch sonst nahe verwandt mit den Gedanken unseres Epigramms: *τῷ ὄντι τὸ σῶμα μόνον ἐν τῇ πόλει κεῖται αὐτοῦ (τοῦ φιλοσόφου) καὶ ἐπιδημεῖ* — im Epigramm fühlt der Sterbliche nicht mehr, daß sein Fuß an die Erde rührt, — *ἡ δὲ διάνοια .. ἀτιμάσασα πανταχῇ πέτεται κατὰ Πίνδαρον 'τᾶς τε γᾶς ὑπένερθε' ... 'οὐρανοῦ θ' ὕπερ' ἀστρονομοῦσα κτλ.* Dann folgt die Geschichte von Thales' Mißgeschick und der thrakischen Sklavin, die ihn verhöhnt, *ὡς τὰ μὲν ἐν οὐρανῷ προθυμοῖτο εἰδέναι, τὰ δ' ἔμπροσθεν αὐτοῦ καὶ παρὰ πόδας λανθάνοι αὐτόν.*

die Astronomen, daß sie *quod ante pedes esset non viderent*[1]). Ptolemaeus will das gar nicht, nicht aus stoischer Verachtung der irdischen Güter, wie es Seneca andeutet[2]), sondern weil dort droben am Himmel, in der Betrachtung der Gestirne, die Aufgabe seines Forscherlebens liegt.

Auch der Schluß der Verse hat seine genaue Parallele in älterer und hellenistischer Literatur. Zu jenem *παρ' αὐτῷ Ζηνὶ* gibt Horaz (s. o. S. 6) die nächste Parallele; vor ihr liegt noch Eurip. fr. 911 *βάσομαί τ' εἰς αἰθέριον πόλον ἀρθεὶς Ζηνὶ προσμείξων* —: diesem körperlichen Aufschwung stellt Plutarch Mor. 786D die Flügel und den Aufstieg der Seele bei Platon gegenüber. Auch das *πίμπλαμαι ἀμβροσίης*, von geistiger Lust, kommt zunächst aus Platon: Rep. IX 585 A ff. steht *πληροῦσθαι* und statt dessen *πιμπλάντες* 586 B; und im Phaedrus 247D steht *θεωροῦσα τἀληθῆ τρέφεται*[3]) und nachher *ἑστιαθεῖσα* von der *διάνοια*: das Gespann der Seele nimmt Teil an Ambrosia und Nektar, der Speise, an der die Unsterblichkeit auch der Götter hängt[4]). Aber in dem Epigramm ist es nur mehr eine schon verblaßte Wendung ohne den mystischen Beiklang aus dem Phaedrus.

Ein Wort verlangt noch die Variante *διοτρεφέος* und *θεοτρεφέος* und ähnlich in Vers 4. Trotz der schlechteren Bezeugung möchte ich jetzt doch *θεοτρεφέος* (vgl. Nonnus Dionys. 9, 101 *θεοτρεφέων ἀπὸ μαζῶν*) vorziehen, weil *διοτρεφέος* zu nahe bei *Ζηνί* stört und leicht das Richtige durch das allbekannte homerische Beiwort *διοτρεφής* verdrängt sein kann.

III.

Wer ist der Verfasser des Gedichtes? Die Überlieferung ist zum Teil stumm, zum Teil widersprechend. Von den Handschriften der Syntaxis geben die wichtigsten, BCD, und wie ich aus Heibergs Schweigen schließe, auch andere, GH *βγεζθ* sowie *ι*, keine Überschrift oder Verfassernamen. In *α* hat das Gedicht ebenfalls keine Überschrift; unmittelbar nachher folgen die oben S. 3, 2 genannten Hexameter mit der Aufschrift *Ἕτερον δίστιχον ἡρωικῷ μέτρῳ.* Auch Synesius hat es offenbar ohne den Namen des Ptolemaeus vorgefunden; er setzt dem, wie er sagt, von ihm selbst verfaßten längeren Gedichte dieses *τετράστιχον* nur als das ältere gegenüber: *ἀρχαῖόν ἐστιν, ἁπλουστέρως ἔχον εἰς ἀστρονομίαν ἐγκώμιον.* Ob Theon, oder wer jene Hexameter sonst geschrieben haben mag, die Verse dem Astronomen Ptolemaeus

[1]) Cic. *Tusc.* V 114. Vgl. Ennius fr. scen. 244 V. bei Cic. de rep. I 30: *Quod est ante pedes nemo spectat, caeli scrutantur plagas.*

[2]) Vgl. *N. Q.* I 1 (schon von Jacobs verglichen): *Iuvat inter sidera ipsa vagantem divitum pavimenta ridere et totam cum auro suo terram.* Vgl. auch Ovid *metam.* XV 147 *iuvat ire per alta astra; iuvat terris et inerti sede relicta nube vehi . . . palantesque homines passim et rationis egentes despectare procul,* wozu das *Somnium Scipionis* die nächste Parallele gibt.

[3]) Vgl. Cic. *Acad.* II 127 *Est enim animorum ingeniorumque naturale quasi pabulum consideratio contemplatioque naturae; erigimur, altiores fieri videmur, humana despicimus cogitantesque supera atque caelestia haec nostra ut exigua et minima contemnimus.*

[4]) Rohde, Psyche I 73, 2.

zuschrieb oder nicht, geht aus seinen Hexametern nicht hervor; ebensowenig ergibt sich etwas aus dem Gestümper des Abramios. Bei Theodorus Meliteniota ist wohl aus dem Wortlaut zu entnehmen, daß er es für ein eigenes Epigramm des Ptolemaeus gehalten haben wird, aber das bedeutet nichts für uns. Hippolytus hätte zu seiner spöttischen Bemerkung über Ptolemaeus, dessen ihm lächerlich genau erscheinende Kenntnis der Entfernung der Sterne den himmelstürmenden Giganten so willkommen hätte sein können (Ref. IV 12 ed. Wendland, S. 44), das Gedicht gut brauchen können, hat es aber anscheinend nicht gekannt.

Wo eine Überschrift steht, wird das Gedicht meist als ein Epigramm eines Ptolemaeus auf sich selbst bezeichnet. In δ steht *Ἐπίγραμμα Πτολεμαίου εἰς ἑαυτόν*, worauf dann als *Ἕτερον* die zwei oben S. 3, 2 erwähnten Hexameter folgen. Ebenso steht in Bessarions *κ*: *Ἐπίγραμμα ὅπερ εἶπε Πτολεμαῖος εἰς ἑαυτόν*. In *ηλ* steht: *Ἐπίγραμμα ὃ εἶπε Πτολεμαῖος εἰς ἑαυτόν*, in z *Ἕτερον ὃ ἐποίησε ὁ Πτολεμαῖος περὶ ἑαυτοῦ*. In E heißt es dagegen *Ἐπίγραμμα ἡρωελεγεῖον εἰς τὸν σοφώτατον Πτολεμαῖον*. In der Anth. Pal. steht am Rand *Πτολεμαίου εἰς ἑαυτόν*, in der Plan., wie es scheint, nur *Πτολεμαί υ*. Die Epigrammsammlung y läßt es ähnlich wie z nach jenen zwei Hexametern, über denen die Überschrift steht *Ἐπίγραμμα ὃ εἶπε Πτολεμαῖος πρὸς ἑαυτόν*, als *Ἕτερον ὃ εἶπε Πτολεμαῖος πρὸς ἑαυτόν* folgen.

Buttmann hat sich für die Autorschaft des Astronomen Ptolemaeus entschieden: 'Es ist sehr viel natürlicher anzunehmen, daß es, besonders da es in der gegenwärtigen Zeit abgefaßt ist (*ὅταν μαστεύω*, wenn ich spähe), aus seiner eigenen Feder floß als aus der eines anderen. Da wir nun von mehreren berühmten prosaischen Schriftstellern des Altertums einzelne Epigramme und kleinere Gedichte haben; da namentlich die Astronomie vor anderen dazu gemacht ist, einen lebhaften Kopf zu solcher Begeisterung zu stimmen, wie sie jenes schöne Epigramm an sich trägt; so bin ich sehr geneigt, es wirklich unserem Ptolemaeus zuzuerkennen.' Das sind freilich nicht sehr zwingende Gründe. Der Einblick in die Überlieferung des Epigramms führt aber wenigstens darin weiter, daß es nun weit enger an den Astronomen Ptolemaeus gebunden erscheint als durch die bloße Angabe der Anthologie[1]). Denn da das Gedicht sowohl in BC wie in DG, also in beiden Klassen der Ptolemaeusüberlieferung am gleichen keineswegs selbstverständlichen Platz, nach dem Index des ersten Buches, steht, so muß es schon in den Ausgaben des 3. Jahrhunderts zum Bestand der Syntaxisüberlieferung gehört haben, d. h. die alexandrinische Astronomenschule bezog es ohne Zweifel auf den berühmten Astronomen. Eine volle Gewißheit für seine eigene Verfasserschaft ist daraus nicht zu gewinnen; immerhin versteht man das Fehlen von Überschrift und Verfassernamen in dieser frühen Überlieferung viel leichter, wenn die Schule das Gedicht so gut wie den Text der Syntaxis selbst ihrem Meister zuschrieb: andernfalls

[1]) A. P. VII 314 hat das Lemma *Πτολεμαίου* für ein Gedicht auf den Menschenhasser Timon — hier ist natürlich nicht die leiseste Gewähr für einen Zusammenhang mit dem Astronomen.

würde man eine Überschrift wie die in E erwarten; aber das taucht erst sehr spät auf.

Und noch ein positiver Grund spricht für Ptolemaeus' Urheberschaft. Die Verse halten sich, wie wir sahen, durchaus innerhalb der tiefen ruhigen Wärme, mit der Aristoteles das Forscherleben preist. Mystische Schwärmerei bleibt ihnen fern. Nun erweist sich aber Ptolemaeus, wie ich in meinen 'Studien' gezeigt habe, auch in der Vorrede zur Syntaxis und sonst[1]) als Anhänger des Aristoteles. *Οἱ γνησίως φιλοσοφήσαντες* (Anfangssatz der Syntaxis)[2]) sind ihm, wie schon Theon im Kommentar bemerkt hat, die Peripatetiker. Daß die feine Grenzlinie zwischen peripatetischer Forscherseligkeit und mystischem Seelenaufstieg, die Ptolemaeus nicht überschreitet[3]), von einem späteren Dichter so gut beobachtet worden wäre, würde diesem eine auffallend liebevolle Aufmerksamkeit für die Eigenart des Astronomen zumuten, umsomehr als den Späteren Töne von stärkerer Überschwänglichkeit in diesen Dingen viel näher liegen mußten, als die schlichte Bescheidenheit der Sprache, wie sie das Epigramm zeigt: bei Theon sieht man, wie nahe solche Erweiterung lag — *ἔξω σαρκὸς ἔβης* spricht deutlich. So bin ich, aus anderen und wie ich hoffe doch etwas stärkeren Gründen, gleich Buttmann 'sehr geneigt', den Astronomen als Autor festzuhalten.

Der Bau des Gedichtes ist auch nach strengen alexandrinischen Regeln fast ohne Tadel: nur das iambische Wort (*ἔφυν*) am Schluß der Penthemimeres in V. 1 ist ein kleiner und nicht schwerer Anstoß.

IV.

Wie das Gedicht auf die späteren Astronomen gewirkt hat, von Theon bis zu dem besten unter den byzantinischen Gelehrten, Theodorus Meliteniota, ist schon oben gezeigt worden. Auch die arabische Philosophie der Lauteren Brüder hat das Epigramm anscheinend gekannt und verwendet[4]): 'Ptolemaeus liebte die Astronomie; er machte

---

[1]) Mein lieber einstiger Schüler Friedrich Lammert, der sich seit seinen Seminarjahren mit der Sprache des Ptolemaeus beschäftigt, hat neuerdings die kleine Schrift *π. κριτηρίου καὶ ἡγεμονικοῦ* in nähere Beziehung zur mittleren Stoa und besonders zu Poseidonios gebracht (Wiener Studien 39 [1918] 249ff.; 41, 113ff.). Seine gelehrten Nachweise sind sehr dankenswert. Freilich scheint mir doch auch hier die völlige Nüchternheit gegenüber aller poseidonianischen *ὑπερβολή* und Mystik für Ptolem. ebenso wichtig und bezeichnender als die unzweifelhaft von Lammert nachgewiesenen Berührungen mit Poseidonios.

[2]) Das Wort ist in den Philosophenschulen offenbar vor allem durch Plato Rep. 535 C heimisch geworden, wo die *γνήσιοι φιλόσοφοι* den *νόθοι* entgegengesetzt werden, das Bild also noch deutlich empfunden wird, wie bei Eurip. Hippol. v. 309 *νόθον φρονοῦντα γνήσια*. Wie, neben Pindar und Sophokles, Plato im Phaedon 66 B *τοῖς γνησίως φιλοσόφοις* und Demokrit fr. 11 (*γνώμης δὲ δύο εἰσὶν ἰδέαι, ἡ μὲν γνησίη, ἡ δὲ σκοτίη*) zeigen, begann die Empfindung für das Bild schon vorher aufzuhören.

[3]) Vgl. meine 'Studien' S. 110f.: 'Die ganze theosophische Wendung des Jahrhunderts scheint ohne Einfluß an Ptolemaeus vorübergegangen zu sein.' Die Abfassung der Tetrabiblos wird man nicht als Gegengrund anführen dürfen. Unter allen astrologischen Werken ist dieses Buch, das aristotelische Kosmophysik in die Astrologie einführen will, das nüchternste.

[4]) Dieterici, Propädeutik der Araber S. 67.

die Mathematik zu einer Leiter, auf der er zum Himmelskreis anstieg; dort maß er dann die Sphären, ihre Dimensionen, die Sterne und ihre Größe. Dies buchte er dann im Almagest. Dieser Aufstieg geschah natürlich mit der Seele (κατὰ νοῦν), nicht mit dem Leibe.' Der unmittelbar vorhergehende Absatz heißt: 'Als Lehre der alten Weisheit wird der Spruch angeführt: Wer es vermag, seinen Körper abzustreifen, der Sinne sich zu entäußern und die Zerstreuungen zu beschwichtigen, der steigt zum Himmelskreis des Orion auf, das ist der beste Lohn.' Man sieht, wie auch hier, gerade wie in den Versen des Theon, für das spätere Denken sich die mystische Auslegung von selbst einstellt.

Die beiden größten Astronomen der nordischen Renaissance der Wissenschaften, Tycho de Brahe und Kepler, haben das Gedicht wetteifernd übersetzt. Tycho bedarf die doppelte Zahl von Versen zur lateinischen Wiedergabe [1]):

Quamvis mortalis vescor mortalibus auris
Et quoque mortali cognitione premor,
Cum tamen aetherios sublimi mente meatus
Scrutor et assiduis astra rotata viis,
Haud ego mortalis, neque mens in corpore sordet
Mortali aut terrae pes mihi tangit humum,
Sed sublime polo caput ultra nubila tollens,
Cum Jove coelesti perfruor Ambrosia.

Kepler [2]) gibt es weniger wortreich und in der ersten Zeile mit einer zwar unmetrischen, aber eigentümlich ergreifenden Wendung (*Quotidie morior:* wie mir mein Schüler Hermann Kirchner zeigt, wörtlich aus I Cor. 15, 31):

Quotidie morior, fateorque: sed inter Olympi
Dum tenet assiduas me mea cura vias,
Non pedibus Terram contingo, sed ante Tonantem
Nectare divina pascor et Ambrosia.

Buttmann hat es ins Deutsche übersetzt und Pfaff im astrologischen Taschenbuch von 1822 S. 14 Buttmanns Übertragung ohne Dank seiner Übersetzung der Tetrabiblos hinzugefügt. Zuletzt habe ich es in meiner Rede 'Vita contemplativa' wiederzugeben versucht; hier eine zweite Form, die den zugrunde liegenden Gedanken etwas näher kommen möchte.

Sterblich wohl bin ich, ich weiß es, des Tages Geschöpf.
Doch begleit' ich
Wandelnde Sterne im Geist, wie sie umkreisen den Pol,
Rührt nicht mehr an die Erde mein Fuß: Zeus selber zur Seite
Teil' ich das Mahl, des Kraft Götter unsterblich erhält.

Heidelberg. F. Boll.

[1]) In seiner Rede *de discipl. math.* 1574: Opp. ed. Dreyer I (1913) 151.
[2]) *Mysterium cosmographicum* 1596: Opp. ed. Fritsch I 96.

Die neuen Responsionsfreiheiten bei Bakchylides und Pindar

Zweites Stück

§ 1. Vorbemerkung

Als ich das erste Stück dieser Untersuchungen[1]) Otto Schroeder zueignete (natürlich mit seinem Einverständnis), erklärte dies ein Rezensent für auffällig, da doch Schroeder den Gegenstand gerade im entgegengesetzten Sinne behandelt habe. Ja, wenn Übereinstimmung der Ansichten, auch nur der wichtigsten, Vorbedingung wäre, dann könnte heutzutage kein Metriker einem anderen seine Arbeit widmen. Was ich bezeugen wollte, war Dank und Verehrung. Dank — um von Persönlichem zu schweigen — für eine Fülle metrischer Belehrung und Anregung; Verehrung gegenüber dem Mann, der sich durch seinen Pindar und seine Cantica des Dramas als Metriker neben Wilamowitz und hoch über alle anderen Lebenden gestellt hatte, auch über die Toten mit Ausnahme von Gottfried Hermann. Aber auch dem Grammatiker Schroeder war ich verpflichtet. Seine schlagenden Konjekturen zu Pindar Nem. 6, 60 und 64 waren mir Ausgangs- und Stützpunkt für die Beseitigung der neuen Responsionsfreiheiten geworden. Überhaupt bedeutet Schroeders Pindar eine unvergleichliche editorische Leistung, auf die Deutschland stolz sein kann.

So freue ich mich, daß ich jetzt, zu einem Beitrag für die Schroeder-Festgabe aufgefordert, ihm eine Fortsetzung jener Untersuchungen darbringen kann, obwohl ich wieder nicht weiß, ob er meine Ansichten teilen wird. Es ist ein Versuch, das Problem der Responsionsfreiheiten in den *Ηΐϑεοι* des Bakchylides zwar im Sinne der alten Schule zu lösen, aber mit schärferer Observation, als bisher geschehen war. Dabei erwies sich ein Vergleich mit Pindars Olymp. 2 als fruchtbringend, auch über die Responsionsfrage hinaus, indem gewissermaßen ein neues rhythmisches Prinzip zutage tritt. Auch über die 'Periodik' war Grundsätzliches zu sagen. Vor allem aber hoffe ich, das grammatische Verständnis der *Ηΐϑεοι* und der am Schluß behandelten einzelnen Bakchylidesstellen gefördert zu haben. Denn ohne den festen Glauben an die unschätzbare Bedeutung der Metrik für die Textkritik hätte ich es nicht gewagt, in diesen Zeiten für metrische Einzelfragen den Druck in Anspruch zu nehmen: *χρη κειν᾽ αλεγειν, ὅ τι και μελλει τελειν.*

---

[1]) Weidmann 1914 (= diese Jahresberichte 39, 1913, 289). Im Folgenden zitiert als 'Responsionsfreiheiten I'.

§ 2. Text

A Κυανοπρωιρα μεν ναυς μενεκτυπον
Θησεα δις ἑπτα τ' αγ'λαους
B αγουσα κουρους Ιαονων
C Κρητικον ταμνε πελαγος·
D τηλαυγεϊ γαρ
5 εν φᾱρεϊ βορηϊαι
πιτ'νον αυραι κλυτᾱς
E ἑκατι π[ε]λεμαιγιδος Αθανας.
F κνισεν τε Μινω⟨ϊ⟩ κεαρ
ἱμεραμπυκος θεας
G Κυπ'ριδος [ἁγ]να δωρα· χει-
11 ρα δ' ου[κετι] παρ-
θενικᾱς ατερθ' ερατυεν,
H θιγεν δε λευκᾱν παρη-
ϊδων· βοασε τ' Εριβοι-
15 ἄ χαλκοθωρακα Πανδιονος
J εκγονον· ιδεν δε Θη-
σευς, μελαν δ' ὑπ' οφ'ρυων
K δινησεν ομμα, καρδιαν
19 τε οἱ σχετ'λιον αμυξεν αλγος,
L ειρεν τε· 'Διος υἱε φερτατου,
M ὁσιον ουκετι τεᾱν
εσω κυβερνᾱις φρενων
N θυμον· ισχε μεγαλου-
χον ἡρως βιαν.
ὁτι μεν εκ θεων μοιρα παγκρατης
25 αμμι κατενευσε και Δικας
ρεπει ταλαντον, πεπρωμεναν
αισαν εκπλησομεν, ὁταν
ελθηι· συ δε βα-
ρειαν κατεχε μητιν· ει
30 και σε κεδ'να τεκεν
λεχει Διος ὑπο κ'ροταφον Ιδας
μιγεισα Φοινικος ερα-
τωνυμος κορα βροτων
φερτατον, αλλα κἀμε Πιτ-
θεος θυγατηρ
35 αφνεου πλαθεισα ποντιωι
τεκεν Ποσειδανι,· χρυ-
σεον τε οἱ δοσαν ιο-
π'λοκοι † καλυμμα Νηρηϊδες.
τῶ σε πολεμαρχε ⟨χρη⟩
40 Κνωσιων [[κελομαι]] πολυστονον
ερύκεν ὑβ'ριν· ου γαρ αν
θελοιμ' αμβροτον εραννον Αους
ιδειν φαος, επει τιν' ηϊθεων
συ δαμασειας αεκον-
45 τα· προσθε χειρων βιαν
δειξομεν· τα δ' επιον-
τα δαιμων κρινεῖ.'

A τοσ' ειπεν αρεσαιχμος ἡ-
ρως· ταφον δε ναυβαται
B φωτος ὑπεραφανον
C θαρσος· 'Αλιου τε γαμ-
50 βρωι χολωσεν ητορ,
D ὑφαινε τε ποταινιαν
E μητιν ειπεν τε· 'Μεγαλοσθενες
F Ζευ πατερ ακουσον· ει-
53 περ με νυμφα
G Φοινισσα λευκωλενος σοι τεκεν,
H νυν προπεμπ' απ' ουρανου
J θοαν πυριεθειραν αστραπαν,
K σᾶμ' αριγνωτον· ει
δε και σε Τροιζηνιᾱ
L σεισιχθονι φυτευσεν Αι-
θρα Ποσει-
60 δανι, τονδε χρυσεον
M χειρος αγ'λαον ενεγ-
κε κοσμον εκ βαθειας ἁλος δικών
N θράσει σωμα πατρος ες δομους.
O εισεαι δ', αιχ' εμᾶς
65 κλυηι Κρονιος ευχας
P αναξιβρεντας ὁ παντων μεδεων.'

Kritischer Apparat.

Orthographica: 4 ταμνεν, 40 Κνωσσιον, 88 ισχειν, 91 νειν, 93 εθορεν, 104 ωιτε, 108 ποσιν, 122 εσχασεν, 124 γυοις: corr. Kenyon, Housman, Andere.
7 πελεμ. Housman
8 Μινω: Kenyon
10 ἁγνα Blaß
11 ου[χ ὁ γε]?
18 δίνα[σ]εν pap.
20 φερτατοι' Wilamowitz
23 μεγαλαυχον Kenyon
29 ει γαρ σε?
42 αμβρότοι' pap.: αμβροτου Wilamowitz
47 αρεταιχμος: (Wackernagel)
62 εκ O: om. A
63 δικων-δομους vor 62 ενεγκε A: om. O: transp. Blaß

der *Ηϊθεοι.*

κλυε δ' αμεμπτον ευχαν μεγασθενης
68 *Ζευς (ὑπεροχον δε μιν ⟨νο⟩ωι*
φυτευσε) τιμαν φιλωι θελων
παιδι πανταρκεα θεμεν,
αστραψε θ'· ὁ δε
72 *θυμαρμενον ιδων τερας*
  χειρα †πετασσε κλυταν
ες αιθερα μενεπτολεμος ἡρως
ειρεν τε· 'Θησευ†, ταδε
75 *μεν βλεπεις σαφη Διος*
δωρα· συ δ' ορνυ' ες βαρυ-
  βρομον πελαγος·
  Κρονιδας δε τοι πατηρ αναξ
τελει Ποσειδαν ὑπερ-
80 *τατον κλεος χθονα κατ' η-*
  ϋδενδρον.' ὡς ειπε· τωι δ'ου παλιν
θυμος ανεκαμπτετ', αλλ'
  ευπαγων επ' ικριων
σταθεις ορουσε, ποντιον
85 *τε νιν δεξατο θελημον αλσος.*
ταφεν δε Διος υἱος ενδοθεν
κεαρ †κελευσε τε κατ' ου-
  ρον† ισχεν ευδαιδαλον
ναα· μοιρα δ' ἑτεραν
  επορσυν' ὁδον.

ιετο δ' ωκυπομπον δορυ· σοει
91 *νιν βορεος εξοπιν πνεων*
αητα· τρεσσαν δ' †Αθηναιων
ηϊθεων γενος†, επει
ἡρως ⟨ε⟩θορε
  ποντονδε, κατα λειριων τ'
95 *ομματων δακ'ρυ χεον*
βαρειαν επιδεγμενοι αναγκαν·
φερεν δε Τριτων εναλι-
  ναιετας μεγας θεος
Θησεα πατ'ρος ἱππιου
100 *δομον, μεγαρον*
  τε θεων μολεν, τοθι κ'λυτας
ιδων κορας ολβιοι
  εδεισε Νηρεος· απαι
  γαρ αγ'λαων λαμπε γυιων σελας
ὡτε πυρος· αμφι χαι-
106 *ταις δε χρυσεοπ'λοκοι*
δινηντο ταινιαι· χορωι δ'
  ετερπον κεαρ ὑγροισι ποσσιν.
ειδεν δε πατρος †αλοχον φιλαν
σεμναν βοωπιν† ερατοι-
111 *σιν Αμφιτριταν δομοις·*
ἁ νιν αμφεβαλε ται-
  νιαν πορφυρεαν

κομαισι τ' επεθηκεν ου-
114 *λαις αμεμφεα π'λοκον,*
τον ποτε οἱ εν γαμωι
δωκε δολιος Αφ'ροδι-
  τα ροδοις ερεμνον·
απιστον ὁτι δαιμονες
θεωσιν ουδεν φρενοαραις βροτοις·
ναα παρα λεπτοπρυ-
121 *μνον φανη· φευ,*
οἱαισιν εν φροντισι Κνωσιον
εσχασε στραταγεταν,
επει μολ' αδιαντος εξ ἁλος,
θαυμα παντεσσι, λαμ-
  πε δ' αμφι γυιοις θεων
δωρ'· αγ'λ⟨α⟩οθρονοι τε κου-
126 *ραι συν ευ-*
  θυμιαι νεοκτιτωι
ωλολυξαν, εκλαγεν
  δε ποντος· ηϊθεοι δ' †εγγυθεν νεοι†
παιανιξαν ερατᾶι οπι.
Δαλιε χοροισι Κη-
131 *ϊων φρενα ιανθεις*
οπαζε θεοπομπον εσθλων τυχαν.

Kritischer Apparat.

68 *τε Μινωι* A: *τε νιν*[. . . O[1]: *τε μιν* [. . . O[2]
70 *πανταρκεα* O: *πανδερκεα* A
73 *χειρα* O[2]: *χειρας* AO[1] *αειρε*?
74 *Θησευ* AO: *Πιτθεΐδα*?
80 *ευδενδρον*: Kenyon
83 *ευπακτων*: Christ
87 *φρενα κελ.*? *ενευσε τ'* (Schwartz) *ερεταισιν*?
91 *βὸρἐους* (*βορεᾶς* A[3]) *εξόπιθεν πνεουσ' αήτᾶ* pap.: *εξοπιν* Kenyon
92 *Ιαονων ηΐθεοι* ⟨*γας* Weil⟩ *γενος*?
97 *φερον δε δελφινες ἐνᾶλἰναιἐτᾶι μεγαν θοως* pap.
100 *εμολεν τε θεων μεγ.*: Housman
102 *ιδων ἑδ. Ν. ολβίου κορας· απο γαρ* pap.
108 *ὑγροισιν εν π.*: Kenyon
109 *εννετιν φιλαν οβριμοδερκε'*?
112 *-βαλλεναϊόνα πορφ.*: Marindin
115 *τον δολιος εν γ. δωκε οἱ ποτ'*?
118 *θελωσιν*: Crusius

§ 3. Metrisches Schema (vgl. §§ 5—7).

Strophen: Kola des Textes	Strophen: Varianten	Epoden: Kola des Textes	Epoden: Varianten
Pindar Olymp 2.			
A ia tro∧		A ia cr≃≃ cr	
B ⏑⏑δ cr⏑⏑ cr⏑⏑ cr∧	⏑⏑cr ba ⏑⏑cr ⏑⏑δ∧	B cr ia⏑⏑ cr tro∧	
C —ia cr⏑⏑ cr⏑⏑ —ia ⏓⏓cr∧		C ⏑⏑cr cr ia⏑⏑ —ia∧	
D cr ⏑⏑cr∧		D —ia cr⏓⏓ [108] cr⏑⏑ sp∧	
E —ia⏑⏑ cr ⏑⏑cr cr∧		E [109] ⏓ia⏑⏑ cr tro∧	
F δ⏑ ⏑⏑ cr⏓⏓ cr ba ba∧	ba ⏑⏑cr ⏓⏓δ ba ba∧	F ia ba	
G —ia ⏑⏑cr ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —			
Bakchylides *Ἠΐθεοι*.			
A ⏑⏑cr ba ia — ⏑⏑ia ia	[90] ⏓⏑⏑δ cr ba ⏑⏑cr ia	A ia⏑⏑ cr cr ia	
B ia — ⏑ — ⏑ —	ia cr ba	B cr⏑⏑ cr	
C cr —⏑⏑ia∧	ba ⏑⏑cr∧	C cr≃≃ ia cr ba∧	
D 5 —ia⏑⏑ —ia⏑⏑ cr cr cr		D 5 ia⏑⏑ cr E cr cr⏑⏑ cr	
E ia⏑⏑ cr⏑⏑ sp		F cr⏑⏑ cr tro∧	—⏑⏑ia ba ba∧
F [74] ⏓ia cr⏑⏑ cr ia		G ⁻ia cr cr∧	
G 10 ch ia ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏓ [85] — ia		H 10 cr ia J ia⏑⏑ — ⏑ — ⏑ — K cr cr ia cr	ia⏑⏑ cr ba ba ia δ
H ia cr ia ⏑⏑cr 15 ia cr cr∧		L —ia⏑⏑ cr cr cr ia∧	
J cr⏑⏑ cr cr ia∧		M 15 cr ⏑⏑cr ia ba ia	
K ⏓ia ia ba ⏑⏑cr ba∧	⏓ia ⏑ — ⏑ — ⏑ — cr⏑⏑ tro∧	N ⏓ba ⏑⏑δ∧	
L 20 ⏓ia⏑⏑ — ⏑ — ⏑ —∧	⏓ia⏑⏑ cr	O cr≃≃ cr ia⏑⏑ sp	
M ⏑⏑cr ⏑⏑cr ia cr	ia⏑⏑ cr⏑⏑ cr δ	P 20 ia cr cr	
N cr ⏑⏑cr δ			

§ 4. Textkritisches zur Metrik der beiden Lieder[1]).

Pind. Ol. 2, 11:

. . . *Σικελιας τ' εσαν*	
οφθαλμος, αιων δ' εφεπε μορσιμος ⟨ὁ⟩	⎧ ⏑ia cr⏑⏑ cr⏑⏑
πλουτον τε και χαριν αγων	⎩ ⏑ia ⏑⏑cr
γνησιαις επ' αρεταις	

metro consuletur, si alia paullo sed non deteriore sententia articulum addideris, schreibt Gottfried Hermann in Heynes Pindar (3, 1817, 280), allzu bescheiden; denn erstens merkte er nicht, daß er außer der Responsionsfreiheit auf diese Weise auch die einzige Gruppe von drei Längen in dem ganzen Liede beseitigte, also einem Grundgesetz des Rhythmus (s. u. § 6) gerecht wurde, das der Dichter gewiß nicht verletzt hat, um einen harmlosen Artikel nicht setzen zu müssen[2]); und zweitens hat er den Gedanken sogar verbessert, denn nun bezeugt nicht mehr Pindar, sondern der *πλουτος*, daß die *αρεται* der Emmeniden *γνησιαι* sind. Aber der metrische Gewinn würde die Einfügung eines O nach OC auch dann rechtfertigen, wenn die Grammatik sie nur erlaubte.

14 *Αλφεου ιανθεις αοιδαις*. Daß nach *Αλφεου* keine Periode schließen kann, zeigt 29 *φιλει / δε νιν*: ein einsilbiges Postpositivum am Periodenanfang widerspricht einem Grundgesetz der griechischen Poesie[3]). Ist nun *Αλφεοι* oder *(ϝ)ιανθεις* anzusetzen? Gegen jenes ließe sich nichts sagen (s. u. zu *Ηϊθεοι* V. 20); für dieses scheint jedoch Bakch. *Ηϊθεοι* 131 *φρενα ιανθεις* zu sprechen (Platt, Classical Review 1898, 215), um so mehr, als diese Stelle inhaltlich mit der Pindarstelle, und das Lied metrisch mit dem Pindars nah verwandt ist (s. u. § 7). Gewiß kann man bei Bakchylides leicht *φρενα⟨ς⟩* her-

---

[1]) Bei Pindar erörtere ich nur Abweichungen von Schroeders letztem Text (1914). Zu den *Ηϊθεοι* ist außer Blaß-Sueß (1910) und der dort p. LXXVIII zitierten Literatur nach Wilamowitz, Griech. Verskunst (1921) 299 zu vergleichen.

[2]) Vgl. Paean 6, 132 *ὁ παντα τοι τα τε και τα τευχων σον εγγυαλιξεν ολβον ευρυοπα Κρονου παις*, fr. 141 *θεος* (*Ζευς* scr.?) *ὁ τα παντα τευχων βροτοις*. Bakchyl. 15 (14) 57 *ἁ δ' αιολοις κερδεσσι και αφροσυναις εξαισιοις θαλλουσ' αθαμβης Ὑβρις* . . . 17 (16) 65 *Κρονιος* . . . *ὁ παντων μεδεων*. Aisch. Ag. 176 *Ζηνα* . . . *τον φρονειν βροτους ὁδωσαντα, τον* (*τωι*: corr. Schütz) *'παθει μαθος' θεντα κυριως εχειν* (Wiederholung des Artikels durch das Asyndeton gefordert), Sotadeus bei Stob. ecl. 1, 1, 10 (Norden *Ἄγνωστος θεός* 202[1]) *Ζευς ὁ και ζωης και θανατου πειρατα νωμων*.

[3]) Pind. Pyth. 2 ep. V. 2a—3 ist also eine Periode (90 / *δε τινος*); Nem. 7, 25 nicht *ἐ ⟨τ⟩αν*, sondern *ε⟨τ⟩αν*. Elidiertes *δε, τε* usw. findet sich bei Sophokles und in der Komödie, möglicherweise auch einmal bei Sappho (2, 9, aber vgl. Sokrates 1920, 20[3]), bei Pindar und Bakchylides jedoch nicht (Philol. 1904, 298[1]). Gegen Praepositiva am Periodenschluß sind die Griechen viel nachsichtiger: Pind. Ol. 1, 57 (*οἱον* statt *ταν οἱ*) 5, 8. 24. 6, 17. 9, 65. 10, 18. 20, Pyth. 2, 44. 9, 99, Nem. 10, 31, Isthm. 8, 23, pae. 2, 25. 4, 23. 33, Fr. 104d 48, Bakch. 5, 74(?), Aisch. (außer Negationen) Pers. 486, Agam. 1354, Eumen. 238(?), Soph. sehr oft, Eurip. (außer Negationen) El. 852 *ὑπο / γεροντος*, wodurch 459 *ὑπερ / ἁλος* gedeckt ist, während die Umstellung *ἁλος / ὕπερ* eine rückbezügliche Präposition an den Versanfang stellt, was ich nicht belegen kann (übrigens ist auch hinter *ὑπερ ἁλος* Pause möglich).

stellen; aber die Kopisten pflegen Vau-Hiate eher falsch zu elidieren, als falsch herbeizuführen (Jahresber. phil. Ver. 1919, 37[2]). Dazu kommt das noch ungelöste Problem von Bakch. 3, 68 *φθονωι (π)ιαινεται.* Ich rechne mit der Möglichkeit, daß Pindar *Αλφεοι' ιανθεις* gewollt, und Bakchylides *Αλφεου (Ϝ)ιανθεις* verstanden, und dies nachgebildet hat.

57 *παραλυει δυσφρο[[συ]]ναν* mit den Byzantinern und Dindorf statt *δυσφρ. παραλ.* Die Beseitigung zweier Responsionsfreiheiten ist den leichten Eingriff wert.

68 *ισαις δ' εν ἁμέραις* = ◡◡◡ ◡ — ◡ — ist so zu emendieren, daß die Responsion voll hergestellt wird, was auf verschiedene Weise möglich ist, am besten wohl durch das *ισα[[ις]]* der Byzantiner. Die Emendation *ισαις δ' ἁμεραις* wäre nur dann gestattet, wenn sich keine anderen böten, und wir außerdem gewiß wären, daß die ersten beiden Kürzen der normalen Form nicht Hebung sind; das sind sie aber z. B. im Beginn der dritten Periode der Epode.

Ηϊθεοι 20[1]). Durch die orthographische Änderung *φερτατοι'* läßt sich der Rhythmus bessern (s. u. S. 25). In den byzantinischen Pindarhandschriften sind diese Formen meist durch die normalen ersetzt; bei Bakchylides hat sich die richtige Schreibung sonst erhalten (Neue Responsionsfreiheiten I 8[2]). Verwandt ist die Elision langer Konjunktivformen wie *επισπερχησ(ι)* bei Pindar (Responsionsfr. I 26[2], wo *φιλησι* zweifelhaft ist) und langer Dativformen wie *νωτοισ(ι)* bei Euripides in der Mittelzäsur und an der Porsonschen Stelle, wo Wortschluß nur nach Elision erlaubt ist (Hec. 1159 und Bakch. 1125 Elmsley; fr. 495, 6; Ion 1, Kurt Witte, Hermes 1914, 240; Elision an der Porsonschen Stelle noch Soph. Ai. 1101, Philokt. 22, Eur. Heraclid. 529, Cycl. 304 in tragischem Stil).

35. Die auffällige Responsionsfreiheit *πλαθεισα* = ◡ — ◡ kann ich nicht vertreiben. Vertauschung mit 31 *μιγεισα* ist diplomatisch un-

---

[1]) Anmerkungsweise einiges, was mit dem Metrum nichts zu tun hat 8 *π[ε]λεμαιγιδος* vgl. Aspis 344 Eurip. Ion 210. Die Komposition *π[ο]λεμαιγις* halte ich für nicht stilgemäß, ebenso 47 *αρεταιχμος*, wenn das von *αρετη* kommen soll; ich habe daher der Deutlichkeit wegen *αρεσαιχμος* geschrieben (Material bei Joh. Schöne, Dialect. Bacch. Diss. Lips. 1899, 187. 264).

9 *θεας Κυπριδος.* danach wohl zu verbessern 19 (18) 5 *ιοβλεφαροι τε θεαι* (*και* pap., vgl. Wilamowitz, Griech. Verskunst 393) *φερεστεφανοι Χαριτες.*

10 *[ἀγ]να* nicht zu eng zu verstehen; *[αι]να* scheint mir zu grell.

11 *ου[χ ὁ γε]*? vgl. Pindar Ol. 10, 45, Pyth. 2, 41.

14 *Εριβοια*: Daß dies die bisher namenlose *παρθενικα* ist, ergibt sich eigentlich aus dem Texte nicht; ist das lässig oder geziert?

18 *δινασεν ομμα* auch Eurip. Orest. 1459, freilich in anderem Sinne. Über *α* statt *η* in der Pindarüberlieferung vgl. Schroeders Ausgabe 1900 S. 17. Verwandt ist *αι* = *η* in der Überlieferung der äolischen Dichter (*επτοαισεν* usw., Wilamowitz, Sappho und Simonides 56[1], Neue Jahrbücher 33, 1914, 242). Danach hätte *δινaισεν* die größte Wahrscheinlichkeit, vgl. das an respondierender Stelle (107) überlieferte äolische *δίνηντο*. Ich habe *δινησεν* geschrieben, um den Leser nicht durch Quisquilien von Wichtigerem abzulenken.

29 *ει και σε*: Das Asyndeton ist hart, und das *και* gesteht zu, was, wenn auch nur leise, bezweifelt werden soll. Deshalb habe ich *ει γαρ σε* empfohlen. Festa (1916) übersetzt, als ob dies dastünde. Auch Wilamowitz, Housman und Jebb lassen das *και* beim Übersetzen aus.

wahrscheinlich und zerstört die Feinheit, daß Theseus den edleren Ausdruck von der eigenen Mutter anwendet. Da der Rhythmus dieser Periode von dem des ganzen übrigen Gedichtes völlig verschieden ist, haben wir zu gewaltsamem Vorgehen *responsionis causa* kein Recht.

38 *καλυμμα* = ◡ — — ◡ ist unmöglich; es würde eine ganze Hebung fehlen. Glossem ist wahrscheinlicher als Ausfall eines Wortes.

39 *Κνωσιων κελομαι* = — — ◡ — ist unmöglich, schon wegen der Doppelsenkung. *Κνωσιων* läßt sich halten, wenn man vorher eine Silbe einsetzt, und *κελομαι* streicht. Diese Silbe muß dann *χρη* sein, das hinter *-ρχε* leicht ausfallen und dann durch *κελομαι* ersetzt werden konnte. Die Umstellung *πολυστονον κελομαι*, die mich früher überzeugt hat, läßt die überschüssige Senkung (*Κνωσιων* = — —) unbeseitigt, führt zu einer weiteren Freiheit der Responsion (*κελομαῐ* = ◡ —), des Metrums (Gruppe von vier Kürzen) und der Prosodie (s. zu 115), und zerstört den Periodenschluß vor *ερυκεν*, ohne den eine viel zu lange Periode, und in 18 und 107 eine Gruppe von drei Längen entsteht.

42 Da *αμβροτος* kein poetisches Epitheton von Göttern ist, muß man entweder *αους* klein schreiben, oder *αμβροτον* herstellen; vgl. Apoll. Rhod. 2, 669 *αμβροτον φαος*. Kurze Schlußsilbe (*αμβροτοῠ* oder *-τον*) ist auch durch die Responsion gefordert. Da Bakchylides die Verschränkung der Epitheta (*αμβροτον ερανvον αους φαος*) meidet, Häufung wie *αμβροτον ερανvον Αους φαος* dagegen sehr liebt (unten 60, ferner 5, 19. 67. 70. 99. 124 usw.), schließlich Korruptel von *αμβροτον* in *-τοι* nicht eben wahrscheinlich ist, so ziehe ich *αμβροτον* vor.

64 *εισεαι* respondiert mit 130 *Δαλιε χο-*[1]), der einzige einwandfrei bezeugte Beleg für diese Responsionsfreiheit in diesem Gedicht (s. zu 115 und § 7).

67 *τε Μινωι* läßt entweder *φυτευσε* oder *θεμεν* ohne Objekt. Der überflüssige Eigenname stört stilistisch und kann mit — ◡ — nicht respondieren. Schließlich ist die Parataxe 'Zeus hörte das Gebet und ehrte den Minos ganz außerordentlich u n d blitzte' unpassend. Nun hat O statt *μιν*[*ωι* von erster Hand *νιν*[. . ., liefert also das gesuchte Objekt und das gesuchte Pronomen und hilft die Parataxe beseitigen; denn *μιν φυτευσε* wird doch wohl heißen 'er hatte ihn erzeugt', und dies kann nur Parenthese sein: *ὑπεροχον δε μιν* ⟨*νο*⟩*ωι φυτευσεν* ergänze ich beispielshalber. Die Konstruktion ist hart, aber ich sehe

---

[1]) An beiden Stellen ist die Komposition von unglaublicher Härte. Das Schlußgebet ist ganz mechanisch angehängt, der scheinbare Anschluß an den Paean der Knaben schadet nur noch mehr. Die respondierenden Verse 64—66 sind fast ebenso roh eingefügt, vielleicht um die Erhörung des Gebets (52—57) durch Zeus (67—76) nicht gar zu unvermittelt auf die Herausforderung an Theseus (57—63) folgen zu lassen, statt auf das Gebet. Freilich war schon der Übergang von dem Gebet in die Herausforderung (57) ein Fehler, durch den die Wirkung des schönen Gebets ganz zerstört wird. Zudem muß die Herausforderung wiederholt werden (76—80), ohne daß Theseus dazwischen etwas hat tun oder sagen können. Endlich ist mit der ersten Herausforderung das Ringmotiv verkoppelt, das dann gänzlich vergessen wird. In diesem Chaos mag denn auch die leichte Responsionsfreiheit (— ◡ ⏓) hingehen.

nicht, wie man ihr entgehen will. Überzeugt bin ich, daß durch μιν die Responsion gesichert und der Weg zur Heilung gewiesen ist.

72 Der Singular χε(ι)ρα war *responsionis causa* und mit Berufung auf den hinweisenden Charakter der Bewegung (Jurenka) gefordert worden, noch ehe O ihn bezeugte (χειρας führte außerdem zu einer Gruppe von drei Längen, χερας zu der Kakophonie τερας χερας). Aber πετασ(σ)ε paßt schlecht zu dieser Bewegung und noch schlechter zum Singular. Da es außerdem eine, wenn auch nur leichte, Responsionsanomalie hervorruft, habe ich das Kreuz gesetzt. αειρε (vgl. 3, 36), ανεσχε, τεινε, ist möglich, schließlich auch πιτνα (vgl. Pind. fr. 162). — κλυταν muß man der Stellung wegen zu αιθερα ziehen, obwohl es auch zu χειρα paßt (Pind. Pyth. 9, 36).

74 Die Responsionsfreiheit (ταδε = ◡◡◡) wird schon durch die Doppelsenkung als unhaltbar erwiesen, aber grammatisch fehlt nichts (an Aisch. fr. 131 ταδε μεν λευσσεις, φαιδιμ' Αχιλλευ erinnert mich Ed. Fränkel), und die eingefügten Wörter ⟨συ⟩ ταδε oder ταδ' ε⟨μα⟩ verschlechtern den Text. Dagegen ist die formlose Anrede Θησευ verdächtig. Den Vater konnte Minos freilich nicht nennen, den bezweifelt er ja, aber der Großvater mütterlicherseits war 33 erwähnt, und Πιτθεΐδα paßt gerade in den Vers; vgl. 12 (11) 18 Περσειδας von Herakles, Suid. Πιτθειδης· πατρωνυμικον, IG IV 787 Πιτθειδαι = Τροιζηνιοι, Orakel bei Plut. Thes. 24 Πιτθηΐδος εκγονε κουρης; zur Prosodie des Vokativ-α vgl. Responsionsfr. I 15.

80 Zu ηΰδενδρον vgl. ηΰπυργον Pind. Nem. 4, 12 (ευπ. codd.).

83 Christs zweifelnd vorgetragene Änderung ist zweifellos richtig, da sie außer der Responsionsfreiheit auch die ganz unmögliche Gruppe von vier Längen beseitigt. Zur Korruptel vgl. Bakch. 3, 18 ὑψιδαιδαλ[[τ]]ων (corr. Blaß).

87 Was will Minos, weiterfahren oder anhalten? Für das letztere haben sich Wilamowitz, Housman (Class. Rev. 1898, 218), Festa, Blaß, Mrose und Schwartz entschieden, erstens weil 89 μοιρα δ' ἑτεραν επορσυν' ὁδον nur so ungezwungen Sinn gibt, zweitens, weil es dem sonst als so ritterlich geschilderten Charakter des Minos widerspricht, den Gegner, dessen Ebenbürtigkeit sich erweisen soll, ertrinken zu lassen[1]). Es ist aber noch zu betonen, daß Minos als Ahnherr der Keer galt (1, 113, Pind. pae. 4, 36); wenn Bakchylides diesen Stoff für einen keïschen Chor (130) bearbeitete, so mußte die Richtigstellung der attischen Zerrbilder des Minos (Platon, Minos 318e) sein Hauptziel sein. Er hat das erreicht, so reizend er den Theseus schildert; und danach ist der Text in 87 zu behandeln. — Nun heißt κατ' ουρον 'wie der Wind treibt'. Dazu paßt ισχεν, wenn überhaupt, nur in der Bedeutung 'lenken'; wir fordern jedoch die Bedeutung 'anhalten', und diese ist die natürliche: also ist κατ' ουρον falsch. Ein sehr geistreicher Engländer hat mit

[1]) 120 vom auftauchenden Theseus 'welche Sorge nahm er vom Herzen dem Herrn von Knossos', Wilamowitz, ähnlich Housman und Festa. Ein enttäuschter Minos würde das in lauter lichten Farben gemalte Schlußbild ganz zerstören.



κάτουρον (= *την κατουροῦσαν*) gespielt, ohne selber davon befriedigt zu sein: um ein so müßiges Attribut zu schaffen, lohnt es sich nicht, ein neues Wort zu erfinden. Also: Korruptel. Nun geht vorher *κεαρ κε(λευσε τε)*, wo die Responsion fordert ⏑⏑⏑ (21. 44; 110 ist korrupt s. u.). Wir wissen nicht, welche der drei Kürzen Hebung waren; aber selbst wenn die beiden letzten es waren, ist die doppelte Responsionsfreiheit der Kontraktion der Hebung und des Zusatzes einer Senkung unglaublich. Durch die Synizese *κεαρ κελευσε* würde man die Responsion nur sehr unvollkommen herstellen, zudem meidet Bakchylides die Synizese von Stammsilben (Jebb p. 83), und es wäre ein merkwürdiger Zufall, wenn die einzige kontrahierte Hebung der vier Strophen gerade durch ein bei beiden Lyrikern sonst stets zweisilbiges Wort gebildet würde. Also wieder: Korruptel. *φρενα* statt *κεαρ*? Das hat Bakchylides sicher geschrieben, wenn er *κελευσε* geschrieben hat. Aber man kann ja auch durch Änderung von *κελευσε* den metrischen Schaden beseitigen, wofür sich *ενευσε* bietet, und *ενευσε τ' ερεταισιν* würde mit 110 *βοωπιν ερατοισιν* gut respondieren. Es kann aber in *(ε)κατουρον* auch ein Wort für 'Steuermann' stecken, sogar dessen Name, den Simonides als *Φερεκλος* kannte (fr. 54). Ich lasse es denn beim Kreuze bewenden. Man stelle sich vor, was wir mit 3, 48 *κάι ἀβροβαταν κελευσεν ἁπτειν ξυλινον δομον* anfangen würden, wenn da *ἀβροβαταν* zerstört wäre.

90 Das *ι* von (*Ϝ*)*ιεμαι* 'streben', 'eilen' wird in Epos und Lyrik ebenso regelmäßig lang gebraucht, wie das von *ἵημι* 'senden' kurz. (Kurzes *ι* in *ιεμαι* 'streben' scheint nur bei dem Autor der *Ἀσπις* 251 bezeugt.) Diese Beobachtung (zuletzt Wilh. Schulze, quaest. epic. 437 sq.) hat Bakchylides bestätigt: 5, 48 *ῑεται*, aber 11 (10) 56, 13 (12) 48, fr. 17, 2 *ἵεισαι, ἵησι*. Danach ist hier *ιετο* wenn möglich als —⏑⏑ zu messen. Es respondiert freilich dreimal ⏑⏑⏑. Aber wenn die erste Silbe Senkung ist, so kann sie gerade so gut lang wie kurz sein (s. u. § 7); und der Annahme, daß sie Senkung sei, das erste Element also ein Dochmios, steht nichts entgegen, obwohl auch kretische Messung (⏑⏑ ⏑ —) sich nicht ausschließen läßt (s. u. § 6). Ich empfehle daher, die Länge anzuerkennen.

91 *εξοπιθε*[[*ν*]] reicht zur Beseitigung der Doppelsenkung nicht aus, da so außer der aufgelösten Hebung eine Gruppe von vier Kürzen entsteht.

Zu Geschlecht und Form von *αητης*: O 626 *δεινος αητης* mit der Variante *αητη* (*δεινος* ist sonst dreier Endungen). *αητης* dann wieder bei Apoll. Rhod. 1, 423. Leonid. A. P. 7, 264, *αητεω* Apoll. Rhod. 4, 1537, das männliche Geschlecht bei indifferenter Form noch gesichert Theokr. 22, 9, Kallim. hymn. 4, 318, Kerkidas fr. 1 II Hunt und in einer Variante zu *δ* 567. *αητη* Variante O 626 (s. o.); Simon. 41 bei Plut. mor. 722c, wo das Metrum die Messung ⏑—— erlaubt, aber ⏑——⏑ näher legt; es folgt *ἅτις*, was aber leicht in *ὅ(σ)τις* zu ändern ist (vgl. Bergk); Femininum in indifferenten Formen Hes. op. 645. 675, Sappho 9, 9, Diehl. Die Form des weiblichen Nom. sing. steht also nirgends fest, am besten ist *αητη* bezeugt. Bei

Bakchylides ist überliefert *βορεους* (*βορεᾶς* A^3) . . . *πνεουσ' αητᾶ*, das Metrum fordert ⏑⏑⏑ . . . ⏑ — || ⏑ — ⏑, also ist jedenfalls *αητᾰ* zu messen. Das läßt sich am besten als Maskulinum erklären, wie *ἱπποτα ηχετα θυεστα* (Kühner-Blaß I 375); auf ein solches weist auch die Überlieferung *βορεους* in A^1, und die Tatsache, daß durch Änderung von *πνεουσα* in *πνεων* die Pause ermöglicht wird, ohne die eine zu lange Periode entstehen würde. *βορεους* muß man also entweder in *Βορέος* ändern (*Βορῆος* als Genetiv Aratos) oder in *βόρεος* = *βορειος*.

92 Der unerträgliche Stil weist stärker auf Korruptel als die fehlende Länge, und wird durch die Änderung ⟨*παν*⟩ *γενος* nicht merklich besser. Weils ⟨*γας*⟩ *γενος* scheint mir ein beachtenswerter Einfall, nur ist dann *ηϊθεοι* zu schreiben. Und wo man so tief eingreifen muß, wird man auch das prosodisch sehr bedenkliche *Αθηναῖων*[1]) durch das respondierende (3) *Ιαονων* (vgl. 18 [17] 2) ersetzen dürfen.

97 Die überlieferte Gruppe von vier Kürzen und die dadurch entstehende Responsionsanomalie zeigen Korruptel an. Aber *εναλιναιεται* um des Metrums willen in **ἁλιναιεται* zu ändern, war ein Akt der Verzweiflung, den Blaß, der sich an *εμπυριβητης* erinnerte, mit Recht ablehnte. Näher hätte es gelegen, den Singular (*φερεν δε δελφις εναλιναιετας*) herzustellen, der bei Delphinritten der natürliche und übliche Numerus ist[2]), und den Bakchylides sicher angewendet hat, wenn er Triton, der in der altattischen Sage den Theseus in die Tiefe befördert[3]), durch ein Tier ersetzte. Aber hat er das wirklich getan? Hat er das anspruchsvolle *εναλιναιετας* erfunden, um auszudrücken, daß ein Delphin im Meere lebt — oder in der Erinnerung an Hesiod. theog. 431 *Τριτων . . ., ὅς τε θαλασσης πυθμεν' εχων παρα μητρι φιλῃ και πατρι ανακτι ναιει χρυσεα δω*? Und welchen Grund kann er überhaupt gehabt haben, Triton auszuschalten, der doch als Halbbruder des Theseus und Hausgenosse Poseidons hier so viel besser am Platz ist? Da wir sowieso an drei Worten ändern müssen, werden wir also Triton wieder einsetzen. Wenn Hygins *magna delphinum multitudo* (poet. astron. 2, 5) auf Bakchylides zurückgeht, so ist die Korruptel wahrscheinlich voralexandrinisch; sie mag aus der Arionsage stammen. Vgl. Nachtrag S. 31.

102 Die inhaltlich tadellose Überlieferung führt, auch wenn man *Νηρηος* mißt, zu zwei unglaublichen Verletzungen der Responsion: *σε Νηρη* statt — ⏑ — und *κορας απο* statt ⏑⏑⏑ —. Bei der Umstellung *εδεισ' ολβιοιο Νηρεος κορας απο* bleibt die zweite Wunde ungeheilt. Deshalb habe ich auch *κορας* mitumgestellt und statt *απο*

---

[1]) Kürze eines solchen *αι* oder *οι* steht bei keinem der beiden Lyriker fest (Schroeder zu Pind. Ol. 13, 81 Pyth. 8, 55). Unten V. 129 kann das *αι* von *παιανιξαν* als anlautende Senkung der Periode anceps sein (s. u. § 7).

[2]) Herodot. 1, 24, Plut. mor. 984, usw. (Wellmann, Real-Encycl. s. v.). Auch den Arion trägt nur ein Delphin; es geleitet ihn jedoch, von seinem Saitenspiel gelockt, eine ganze Schar. Bei einem Ritt zum Meeresgrunde ist die Beteiligung mehrerer Delphine unvorstellbar.

[3]) Euphronios-Schale im Louvre, Krater in Bologna; vgl. P. Jacobsthal, Theseus auf dem Meeresgrunde, 1911. Preller-Robert II 693[2]. Roscher s. v.

die seltene poetische Form *απαι* eingesetzt, die für Z 62 und Empedokles 134, 2 als Variante bezeugt, im Demeterhymnus 283[1]) metrisch erfordert ist; vgl. Bakch. 13 (12) 139 *ὑπαι*, 150 *παρα⟨ι⟩*, Pindar. pae. 9, 16 *αναι* (Wilamowitz, Griech. Verskunst 491, überl. *αλλα*).

109f. Die überlieferte Anordnung der Epitheta ist stilistisch, die vierfache Zerstörung der Responsion und die Gruppe von drei Längen metrisch unmöglich. *ειδεν δε πατρος* respondiert mit 20 *ειρεν δε Διος* und 86 *ταφεν δε Διος*; hieran wird man also nicht rühren dürfen. Durch *αλοχον* wird ein Wort wie *ευνετιν* glossiert sein, durch *σεμναν βοωπιν* ein Epitheton der Form ⏑⏑⏑⏑ — ⏑, etwa *οβριμοδερκε'*.

112 *αϊόνα*: die Lesezeichen beweisen, daß der Grammatiker, der sie setzte, verzweifelte ('Strand' ist hier sinnlos), aber die Buchstaben, die er fand, konservierte. Die Vorlage war also mechanisch korrupt. Es gilt mit möglichster Schonung der überlieferten Buchstaben ein Wort der Form — ⏑ — einzusetzen. *ταινιαν* scheint mir das einzig Brauchbare. Kranz und Binde passen vorzüglich zusammen (Pind. Isthm. 5, 62, W. Passow in Philol. Unters. v. Kießling u. Wilamowitz, 17, 1902); auf der Euphroniosschule trägt Theseus eine dunkle Binde, während er den Kranz empfängt. *πορφυρεαν* ist nachgestellt, weil es am Strophenschluß besser wirkt, als *ταινιαν*, das schon 107 erwähnt war.

115 Die inhaltlich tadellose Überlieferung führt zu einer leichten Responsionsfreiheit, Auflösung einer Hebung, die aber ihrerseits eine stärkere metrische Anomalie zur Folge hat, nämlich eine Gruppe von vier Kürzen, die einzige des ganzen Gedichts (Housman, Class. Review 1898, 140, wo jedoch versehentlich sechs Kürzen angesetzt werden). Ich habe eine Umstellung empfohlen, durch die gleichzeitig in der vorhergehenden Zeile eine leichte prosodische Anomalie beseitigt wird, Kürzung des zweiten Vokals in der aufgelösten Hebung (*τε οἱ*), während die beiden Lyriker in solchen Fällen sonst nur den ersten Vokal kürzen: oben 96. 16 (15) 21[2]) Pind. Ol. 2, 91. 101 Pyth. 11, 24 pae. 4, 45. 6, 101. Zur Korruptel s. o. zu 102. Sicher bin ich jedoch weder der Korruptel noch der Heilung[3]).

---

[1]) *απο δαπεδον ανελεσθαι* (diese Stelle ist vielleicht auch an *ζαπεδον* schuld). An V. 278 *τηλε δε φεγγος απο χροος αθανατοιο λαμπε θεας* schließt sich eben jene Bakchylidesstelle *απαι γαρ αγλαων λαμπε γυιων σελας* wahrscheinlich direkt an.

[2]) Zu diesem rätselreichen Gedicht erlaube ich mir einige kurze Vorschläge. 13 *πριν γ' εκλεομεν*?? 15 *φωτ'* zum folgenden Kolon, 16 *ἱκεσθαι*?, 18 *θυειν*, 20 *μελλ'*, *οβριμοδερκει ⟨δ'⟩ αζυγα* (*κοραι τ'* del), 29 *αλοχον* zum vorhergehenden Kolon, *ποτι δωμα πεμποι*, 32 *των* del. — Metrum: Strophe[12] cr⏑⏑ cr | da ch | [15]da da cr⏑⏑(?) cr ba | da da— sp | da da sp ‖ an an ⏑⏑cr (ch) —ia ‖ [21]cr⏑⏑ sp ‖ da— | ⏑⏑cr sp | ch da sp. Epode[23] da da da— ‖ an cr | an an | an ba | [30] —an ba ⏑⏑ — ⏑ — | an ⏑⏑ — ⏑ — | an da da da— | ch ch ⏑⏑ — ⏑ —.

[3]) 127 *εγγυθεν* wäre selbst dann schlecht, wenn die 'schönblumigen' Mädchen 125 (vgl. Crönert) die Nereiden sein könnten; aber das sind die Athenerinnen, wie schon *νεοκτιτωι* beweist (Taccone). Aber dann ist *εγγυθεν* korrupt (Herwerden). Ich vermute, daß in *εγγυθενννεοι* ein Partizipium steckt. — Über 129 *παιανιξαν* s. o. S. 22[1]. — Über 131 *φρενα ιανθεις* s. o. S. 17.

§ 5. Periodik und Kolometrie in den *Ἠΐθεοι*.

Auszugehen ist von den Pausen, und zwar nicht nur von den Punkten, wo sich Pause durch Hiat oder 'Kurzhebung' und den damit ausnahmslos verbundenen Wortschluß an allen respondierenden Stellen unverkennbar verrät[1]), sondern auch von jener, wo nur diese Wortschlüsse an rhythmisch geeigneter Stelle vorhanden sind, und somit zunächst nur die Möglichkeit der Pause feststeht ('Kontakt'stellen nach Schroeder, Vorarb. griech. Versgesch. 152**).

Die meisten dieser Punkte hat schon der alexandrinische Herausgeber für seine Kolometrie verwertet, der zwar einerseits wesentlich geringere Anforderungen an seine Einschnitte stellte, andererseits aber bedeutend mehr davon brauchte, als der Dichter bot[2]). Er hat trotzdem fünf der wichtigsten übersehen, nämlich die hinter seiner Zeile 2 Silbe 9, Zeile 7 Silbe 2, Zeile 12 Silbe 6 in der Strophe, und Zeile 12 Silbe 7, Zeile 17 Silbe 2 in der Epode; die zuerst genannte ist einmal (zu V. 91) unter einer leichten Korruptel versteckt, die jedoch jünger scheint als die Kolometrie.

Die Kolometrie der Ausgaben nach 1898 geht auf Blaß zurück, der die willkürlichen Einschnitte des Alexandriners sämtlich beibehielt, die von diesem übersehenen nicht aufsuchte, jedoch grundsätzlich die für Pause nicht in Betracht kommenden durch Einrücken unschädlich machte. Danach müßten auch seine Zeilen 2, 12 und 13 eingerückt werden, denn mit *δε* (13. 78) und *νιν* (91) kann keine griechische Periode beginnen[3]).

Ich habe den Text oben so gedruckt, wie es Schroeder in seinem kleinen Pindar und in seinen Cantica gelehrt hat: nach jeder sicheren Pause und nach möglichst vielen 'Kontaktstellen' beginnt eine neue Zeile; Brechung der Zeile innerhalb der Periode, durch Einrücken gekennzeichnet, geschieht nur aus typographischen Gründen, dann aber möglichst hinter einem metrischen Elemente, und zwar in allen respondierenden Stücken an derselben Stelle. Die 'Kontaktstellen', die in der Kolometrie des Textes nicht angedeutet werden konnten, sind in den Varianten des metrischen Schemas (§ 3) bezeichnet. Von der überlieferten Kolometrie ist völlig abgesehen.

Bei der Beurteilung der 'Kontaktstellen' sind wir in einem so strophenarmen Gedicht der Täuschung durch Zufallsdiäresen stark ausgesetzt, aber dagegen gibt es zwei Schutzmittel.

---

[1]) Ich kann die Ausnahme Pind. Nem. 10, 41 nicht mehr anerkennen. Bergks *Προιτοιο τ' αν ἱπποτροφον | αστυ θαλησαν* scheint mir aus inhaltlichen Gründen unausweichlich. Wenn daraus werden konnte *ἱπποτροφον αστυ το Προι-τοιο θαλησεν*, so hat hier jemand unter Berücksichtigung des Metrums umgedichtet: das ist, in solchem Umfang, singulär, aber nicht unglaublich. — Übrigens ist hinter 42 *μυχοις* stark zu interpungieren, und hinter *τετρακις* (scil. *νικωντες*) schwach; über eine ähnliche Brachylogie in der Siegesliste Ol. 7, 86 vgl. Responsionsfreiheiten I 10[5].

[2]) Vgl. Philologus 1904, 301 (Kolometrie in Daktyloepitriten).

[3]) Dies hat Jurenka in seiner Kolometrie berücksichtigt; er ist dann aber wieder in Zweifel geraten (S. 116). Zur Regel s. o. S. 17.

Zunächst ist zu prüfen, ob wir durch die Regulierung der Periodik den Rhythmus (s. u. § 6) bessern können, wobei unter Besserung zu verstehen ist: Ausscheidung solcher Elemente, die der Dichter deutlich meidet. So läßt sich in den *Ηϊθεοι* durch das Zusammenlegen der Perioden Str. BC und LM (20 *φερτατοι’* mit Wilamowitz) und Epod. JK das Element — ⏑ — ⏑ — entfernen, und erreichen, daß in beiden Liedern dieser Rhythmus das einzige unausweichliche dreihebige Glied der normale Dochmios wird. Dieser Gewinn lohnt wohl die Annahme, daß die zehn regelmäßigen Wortschlüsse an den genannten drei Stellen Zufall sind, und so sei diese Verbindung dem zukünftigen Editor empfohlen. Dagegen würde bei der Verbindung der Perioden Str. EF eine Gruppe von drei Längen entstehen (74), und das spondeische Glied, das in beiden Liedern nur am Periodenschluß sicher ist, in die Mitte geraten. Bei der Verbindung von Epod. GH (54 *τεκε*) erhielte man einen Choriamb, den einzigen der Epode, und abgesehen von der besonders gebauten Periode Str. G, den einzigen in beiden Liedern.

Ein weiteres Hilfsmittel liegt in der Beschränkung des Periodenumfangs. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die einfache kurzstrophige Lyrik, die wir an Sappho und Korinna untersuchen können, stark von der komplizierten langstrophigen des Pindar und Bakchylides. Während jene in den wenigen Strophen, die wir haben, mehrfach unteilbare Reihen von 8—12 Metren (16—24 Hebungen) aufweisen (Sappho 25 Diehl, Korinnas Joniker und äolische Dimeter), ist die längste Periode bei Pindar und Bakchylides der äolische Oktameter in Bakchyl. 2 Str. 2—4 (also in einem zweifellos kurzstrophigen Lied, das eben nicht hierher gehört), die zweitlängste der großartige daktylepitritische Dreizehnheber am Strophenschluß von Pind. Pyth. 1, der zweifellos auch durch seinen Umfang wirken soll. Perioden, die nur wenig kürzer sind, gibt es dann schon in größerer Zahl, aber längere werden wir ohne Not nicht ansetzen, also z. B. in den *Ηϊθεοι* die Perioden Str. ABC, DE, FG, GH, LMN nicht verbinden[1]. Somit ist die Periodik der Strophe eindeutig. In der Epode gibt es soviel gemeinsame Wortschlüsse, daß die Periodik an mehreren Stellen zweifelhaft wird (B, D); die Entscheidung konnte hier nur willkürlich sein, sie ist aber auch für Rhythmik und Textkritik belanglos.

---

[1]) Die Periode Pind., Isthm. 8 Str. 5 ist hinter der 20. Silbe, Isthm. 7 Str. 5 vor der sechstletzten Silbe zu zerlegen. In pae. 6 Str. 12—15 ist so abzuteilen:

	ητορι δε φιλωι παις	cr⏑⏑ ba
	ἁτε ματερι κεδνᾶι πειθομενος	{ an ‒an
	κατεβαν στεφανων και θαλιᾶν	{ an ch
15	*τροφον αλσος Απολλωνος*	{ an sp
	τοθι Λατοϊδαν	{ an
	θαμινα Δελφων κοραι	{ ⏑⏑cr cr∧
	χθονος ομφαλον κτλ.	⏑⏑⏑ — ⏑ —

wobei noch hinter 12 *φιλωι* und 14 *κατεβαν* eine beachtenswerte Diärese eintritt. In pae. 4 Str. Schluß (38) *μερος ἑβδομον* | *Πασιφαας* ⟨*συν*⟩ *υἱοισι· τερας δ’ ἐον* | *ειπεν σφι·* | *τρεω τοι* | *πολεμον Διος Εννοσιδαν τε βαρυκτυπον* hat man die Wahl zwischen vier ‘Kontaktstellen’; sicher waren nur eine oder zwei davon Pausen, aber welche, kann ich nicht sagen (38 ⟨*συν*⟩ und 49 [*δεο*]: Housman).

§ 6. Der Rhythmus der beiden Lieder.

Pindars Olymp 2 und Bakchylides *Ἠΐθεοι* unterscheiden sich rhythmisch von allen anderen Liedern der beiden Dichter, die sich ganz erhalten haben, auf den ersten Blick dadurch, daß die zweikürzige Senkung ('Doppelsenkung') vermieden ist, und zwar in den Epoden völlig, in den Strophen bei Pindar mit Ausnahme der Strophenklausel, bei Bakchylides mit Ausnahme der Periode G, die sich durch ihre drei Doppelsenkungen deutlich als wesensfremd abhebt. — Noch strenger sind jedoch Gruppen von mehr als drei Kürzen und solche von mehr als zwei Längen gemieden[1]), wenn auch als Responsionsfreiheit an drei Stellen eine solche Gruppe zu entstehen scheint (s. o. § 4 zu 35. 116. 129). Auch die Vereinigung dieser beiden Beschränkungen findet sich nirgends in ähnlichem Umfang[2]), geschweige denn im Verein mit Vermeidung der Doppelsenkung.

Die Kürzen treten also in Gruppen von eins und drei, die Längen in Gruppen von eins und zwei zusammen. Beschränkungen innerhalb dieses Rahmens sind schwieriger festzustellen und zu formulieren. Die Perioden sind entweder als 'gradhebig' (dipodisch)[3]) oder doch nur soweit als ungradhebig aufzufassen, daß das überschießende dreihebige Element der normale Dochmius (⏒ ⏓⏓ – ⏑ –) ist, dessen Lokalisation freilich wegen des Mangels entsprechender Diärese öfters nicht ohne Willkür gelingt. Die Perioden beginnen vorwiegend steigend und schließen regelmäßig steigend; fallender Schluß ist beschränkt auf die Gruppe – ⏑ – – ⏑ – – Pind. Str. A, Epod. BE, Bakch. Epod. F. Zusammenstoß dreier Hebungen braucht nur am Periodenschluß angesetzt zu werden: – ⏑ ⏑⏑ – – Pindar Ep. D, Bakch. Str. E Epod. O. Ungebrochenes Alternieren von Senkung und Hebung dehnt sich nicht über mehr als vier Füße aus, mit Ausnahme der schon wegen der Doppelsenkungen notierten Periode G der *Ἠΐθεοι* (zehn Hebungen).

Die Vermeidung der Doppelsenkung, der Ungradhebigkeit und des fallenden Schlusses erinnert an die iambischen und trochäischen Strophen des Dramas; doch fehlt diesen die Vermeidung vierkürziger

---

[1]) Daher fehlt in den *Ἠΐθεοι* der Name Europas, auf die mehrfach angespielt wird. Auch *Ευρωπιαδας* (Bakch. 1, 124) läßt sich nirgends unterbringen. Aus dem entsprechenden Grunde fehlen in Ol. 2 die Emmeniden.

[2]) Einzeln kommen sie vor. Z. B. gibt es in Isthm. 8 keine Gruppe von mehr als zwei Längen, ausgenommen den wichtigsten Eigennamen, Aigina (16, 55). In 22 *σε δ' ες ναυον Οινοπιαν ενεγκων κοιματο, διον ενθα τεκες Αιακον* ist *κοιματο* schon wegen Tempus und Genus unbrauchbar. Aber auch *κοιμασε* = *δαμασε* wäre semasiologisch singulär. Zudem stört der Begriff an und für sich hier zwischen *ενεγκων* und *ενθα*, und ist überflüssig, da 18 *ἁδον* und 22 *τεκες* alles Nötige sagen. Also ist *κοιματο* als Rest eines Scholions, das das Beilager erzählte, zu streichen. Nun fehlt aber noch der Name der mit *σε* Angeredeten, der zwar erraten werden kann, aber nicht stilgemäß verschwiegen werden darf. Also *ενειχεν Αιγινα*. Das Metrum hat sich so von selber hergestellt (41 nun natürlich *ευθυ*). Zur Zerstörung des Textes (sie ist älter als das Scholion) vgl. Pyth. 6, 46. 50, oben S. 24[1].

[3]) Wilamowitz, Gött. Gel. Anz. 1898, 137, Griech. Verskunst 299.

und dreilängiger Gruppen, auch pflegen sie eingesprengte Dochmien scharf durch Diärese gegen die gradhebigen Partien abzugrenzen und neben aufgelösten Hebungen lange Senkungen zu vermeiden. Den kretisch-päonischen Liedern andererseits fehlt jene Mannigfaltigkeit der Elemente.

So bleibt der Rhythmus der beiden Lieder in seiner Art einzig [1]). Die Vermutung liegt nahe, daß Pindar die Weise erfunden und Bakchylides sie ihm nachgebildet hat [2]). Die Beteiligung der Keer an dem athenischen Feste auf Delos weist sowieso in die Zeit nach 476.

§ 7. Responsionsfreiheiten in den beiden Liedern.

'Gesichert' [3]) ist:

1. ⏖ und ⏓⏓ in der Hebung, mit der Beschränkung, daß dadurch weder Gruppen von mehr als drei Kürzen noch solche von mehr als zwei Längen entstehen dürfen. Pind. Str. CF (V. 3. 25. 28. 102, Fr. zweimal an je einer Versstelle, beidemal zuerst in einem Eigennamen), Epod. A (17. 39), D (108), Bakchyl. nur einmal, Epod. O (64 oder 130).

2. ⏒ und ⏓ in der anlautenden Senkung der Periode, Pind. nur einmal, Epod. E (109), Bakch. Str. A (s. zu 90), F (74), K und L (mehrfach), Epode N (129).

'Fraglich' ist:

1. ⏖ und ⏓⏓ in der Hebung ohne jene Beschränkung: Bakchyl. Epod. C (s. zu 115).

2. ⏒ in der Senkung außerhalb des Periodenanfangs: Bakchyl. Str. G (s. zu 35).

'Unzulässig' ist:

jede andere Gattung von Responsionsfreiheiten, da keine an zwei respondierenden Stellen 'einwandfrei bezeugt' ist, und die an verstreuten Textstellen bezeugten [4]) inhaltlich unanstößigen Störungen (Bakch. 38. 39. 74. 100. 102) metrisch so schwer sind, daß sie schon deshalb unglaublich scheinen, besonders angesichts der Strenge, mit der auch die leichteren Responsionsanomalien gemieden werden [5]).

---

[1]) Wahrscheinlich gehört hierher noch Pind. fr. 108 (20 Hebungen), das schon Wilamowitz (314) zu Ol. 2 gestellt hat. Von zusammenhängenden Partien in den übrigen Liedern ist die längste, die denselben Rhythmus zeigt, Ol. 1 Str. 9—11, wobei 11 = Bakch. Str. L wäre (so daß dann L und M nicht zu verbinden wären).

[2]) Übertrumpft hat er den Konkurrenten im Umfang der Strophe. Aber Pindars Dithyrambenstrophe fr. 75 ist noch um sechs Hebungen länger; daß dies Lied respondierend gebaut war wie alle Lieder Pindars, ist kein Grund zu bezweifeln

[3]) Über die in '' gesetzten Termini s. Responsionsfreiheiten I 3.

[4]) In der zweiten Hälfte der *Ἠίθεοι* kann von einer einwandfreien Überlieferung kaum gesprochen werden.

[5]) Dieselbe Erwägung hindert, in Ol. 6 Pyth. 3 Nem. 7, wo leichtere Responsionsfreiheiten fast völlig fehlen, so schwere Störungen zuzulassen, wie sie Ol. 6, 100 Pyth. 3, 6 Nem. 7, 78. 83. 93 überliefert sind oder scheinen. Vielmehr wächst naturgemäß mit steigender Strenge des Metrums die Freiheit der Sprache und Aussprache. Wenn wir Nem. 7, 19 *περας | ἁμα* mit Tzetzes (Chil. 798, vgl. Sternbach bei Christ) und Wieseler lesen, und 37

§ 8. Die Responsionsanomalien in Bakchylides 5, 11 (10), 19 (18).

Bakch. 5, 8 – 30:

		Metrum
8 δευρ' αθρησον †νοωι		— ◡ — ⏒ — ◡ —
η† συν Χαριτεσσι βαθυ-		
ζωνοις ὑφανας		
10 ὑμνον απο ζαθεας	ουδ' ἁλος ακαματας	
νασου ξενος ὑμετεραν	26 δυσπαιπαλα κυματα, νω-	
†πεμπει κλεενναν† ες	μᾶι [[ται]] δ' εν ατρυτωι	
[πολιν	[χαει	— ◡ — — — — ◡ —
χρυσαμπυκος Ουρανιας	λεπτοτ'ριχα συν ζεφυρου	
κλεινος θεραπων· εθελει	πνοιαισιν εθειραν, αρι-	
15 [[δε]] γαρυν εκ στηθεων	30 γνωτος [[μετ']] ανθρωποις	
[χεων	[ιδειν.	— ◡ — — — — ◡ —
αινειν Ἱερωνα . . .	τως νυν και εμοι . . .	

Im ersten Stück dieser Untersuchungen war im Anschluß an R. J. Walker festgestellt, daß 27 *ται* und 30 *μετ'* grammatisch unhaltbar ist, daß beides offenbar Interpolationen sind, die das ursprünglich normale Metrum zu dem der ersten Strophe (V. 12. 15) erweitern, und daß die überschüssigen Silben in V. 12 und 15 nur auf Korruptel beruhen können, die dann ihrerseits zu der Änderung der Gegenstrophe Anlaß gegeben hat. In 12 verrät sich die Korruptel, ferner noch durch das äußerst unschön wiederholte *κλεινος*[1]) und den Wortschluß nach der langen Senkung außerhalb der Mittelzäsur, den einzigen des ganzen Gedichts[2]): *ες κλυταν πεμπει πολιν* beseitigt alle drei Schäden. In

†*πλαγθεντες*, 83 †*θαμερᾶι* (v. l. *θεμερᾶι*), so emendieren, daß keine neue Anomalie entsteht, dann können wir aus dem ganzen Gedicht alle, auch die leichtesten Responsionsanomalien durch die Anerkennung prosodischer Freiheiten beseitigen, die sich durch ihre Häufung gegenseitig decken: 61 *ειμῐ· σκοτεινον*, 78 *χρῠσον*, 86 *εμεν*, 93 *τετρᾰορος*, 35 *Νεοπολεμος*, 70 *Ευξενιδᾰ* = — — ◡ (etwa *Ευξεινδᾰ* ausgesprochen, vgl. *Παγωνδας*, *Επαμεινωνδας*). Halten wir dagegen an 83 *θεμεραι* fest (was doch besser zur *ωψ* als zur *οψ* paßt), so wird damit theoretisch jede Silbe dieses Gedichts, vielmehr jede Silbe im ganzen Pindar metrisch anceps. Dazu bedarf es eines Glaubens an den alexandrinischen Pindartext, wie ihn dem delphischen Stein, auf den Aristonoos seinen Hestiahymnos einmeißeln ließ (Wilamowitz, Griech. Verskunst 497), nur noch die Franzosen schenken.

[1]) Lässige Wortwiederholungen gibt es auch bei Bakchylides, aber gerade in den Epitheta strebt er nach möglichster Buntheit, und daß er sich im Eingang seines anspruchsvollsten Gedichtes durch eine solche Wiederholung das Metrum verdorben haben sollte, halte ich für ausgeschlossen.

[2]) Festgestellt Philol. 1904, 298, auf Grund einer Berliner Proseminararbeit von 1900. Zwanzig Jahre lang habe ich nicht zu emendieren gewagt, weil ich nicht erkannt hatte, wie schlecht unsere Bakchylidesüberlieferung ist. Die Regel gilt bekanntlich ausnahmslos auch für die Dialogverse der Tragödie, ferner für die trochäischen Pentameter des Kallimachos (Oxyrh. Pap. 1011), auch für seine Hexameter mit Ausnahme des ersten Fußes. Das ist noch textkritisch zu verwerten: Eur. Orest. 804 *εκτησθ(αι)*, Kall. hymn. 4, 226 *υμνεο*. — Vor einsilbigen Postpositiva ist der sonst verpönte Wortschluß gestattet. Also ist in Bakch. 5, 156 *μουνον δη τοτε* das *δη* nicht mit *τοτε* zu verbinden (das epische *δη τοτε* könnte nur am Anfang des Nachsatzes stehen), sondern mit *μουνον*, wie sich denn *δη* an solche Zahlbegriffe besonders gern anschließt (*μ* 69, Herod. 1, 25).

15 hat schon R. J. Walker (Athenaeum 18. Dez. 1897) das *δε* gestrichen. Es entsteht ein Asyndeton, das man, solange V. 8f. nicht eingerenkt ist, nicht als unerträglich bezeichnen kann, und das eine vorzügliche Erklärung für die Korruptel gibt, wie wir ja bei Pindar oft sehr harte Asyndeta einzig um des Metrums willen durch Streichung eines übereinstimmend überlieferten *δ(ε)* herstellen müssen[1]).

In V. 8 halte ich das nackte *νοωι* neben *αϑρησον* für stilistisch unmöglich, ⟨*συν*⟩ *νοωι* gibt eine falsche Zäsur, ⟨*ευ*⟩*νοων* und ⟨*ευ*⟩*νοεων* führt unlyrische Wörter ein, ⟨*επ*⟩*αϑρησον* schwächt das Verb. Gleich darauf ist mit *η* nichts anzufangen, *ῇι* müßte *ἄι* sein, *ει* 'ob' ist zu bescheiden, *ει* '*siquidem*' schließt an *αϑρησον* schlecht an. Die Verpflichtung, das Asyndeton in 14 *εϑελει* begreiflich zu machen, führt auf den Sinn: 'sieh hier das Lied, das dir dein Freund, der Dichter, schickt: er will dich preisen.' Also *δευρ' αϑρησον* ⟨*ὃν*⟩ . . . *ὑμνον* . . . *πεμπει· εϑελει*: da fällt das *δε* in 14 von selber fort. Statt *νοωι η συν Χαριτεσσι* vermute ich *νοωι και συν Χ.* (die Stellung der Präposition wie in Pind. Nem. 10, 38 *Χαριτεσσι τε και συν Τυνδαριδαις*, pae. 6, 3 *Χαριτεσσιν τε και συν Αφροδιτᾶι*, vgl. Nem. 10, 53 Pyth. 8, 99): 'mit Verstand und Kunst'. — Kurz darauf schreibt Pindar an denselben Hieron, Pyth. 2, 68 *τοδε μεν . . . μελος ὑπερ πολιας ἁλος πεμπεται· το Καστορειον δ' εν Αιολιδεσσι χορδαις ϑελων αϑρησον*; das Verbum *αϑρεω* kommt bei ihm nur hier vor; es hat ebenfalls das Lied als Objekt.

Bakchylides 11 (10) 113:

ενϑεν και αρηΐφιλοις ανδρεσσιν ες ἱπποτροφον πολιν̄ Αχαιοις
ἑσπεο, συν τε τυχᾶι ναιεις Μεταποντιον ω χρῡσεα δεσποινα λαων
αλσος, το τοι ἱμεροεν Κασα παρ' ευυδρον ροον ἑσσαντο, ⟨*κλυταν*⟩
Πριαμοι' επει χρονωι βουλαισι ϑεων μακαρων περσαν πολιν ευκτιμεναν.

Überliefert ist *αλσος τε τοι ἱμ. Κασαν π. ε. προγονοι εσσαμενοι Πριαμοι'*.

In meiner früheren Behandlung dieser Stelle und des respondierenden V. 77 (Neue Responsionsfreiheiten I 22) sind zwei grammatische Fehler. 77 *ελϑοντες* war nicht zu beanstanden, wie Jurenka, Zeitschr. österr. Gymn. 1914, 409 und Wilamowitz, Griech. Verskunst 422[2] mit Recht feststellen; und 120 *ἑσσαν* war nicht zu konjizieren, da für 'weihen' nur das Medium üblich ist, was Blaß schon vorher eingewendet hatte (Theogn. 12, Pind. Pyth. 4, 204. 5, 42[2]), fr. 140a 37, Herod. 1, 66, Thuk. 3, 58, 5, Eurip. Hipp. 31, Kallim. hymn. 4, 309, Apoll. Rhod. 2, 807. 4, 1219 usw.); ich hatte mich durch die buchstäbliche Responsion mit 36 *αμερσαν* täuschen lassen. Dagegen gibt nun auch Wilamowitz zu, daß in *ἑσσαμενοι* ein Indikativ stecken muß, und daß hier an Re-

---

[1]) Ol. 6, 74. 1, 71 Pyth. 4, 179 Ol. 10, 71 (dies und mehr bei Schroeder, Pind. 1900 S. 9). Vgl. Pyth. 8, 43 Nem. 10, 61 Bakch. *Ηΐϑεοι* 90.

[2]) Auch hier ist also *καϑεσσαν το⟨ν⟩ μονοδροπον* unzulässig, vielmehr mit Schroeder (1908) und Jurenka l. c. Längung der Endsilbe vor Liquida anzunehmen; vgl. Pyth. 12, 24 *ευκλεα λαοσσοων*, fr. 104d, 50 *Αγασικλεϊ μ̄αρτυς*, fr. 124, 7 *ισα ν̄εομεν*, Bakch. *Ηΐϑεοι* 90 *δορυ σ̄οει*, sogar 3, 64 *μεγαινετε 'Ιερων*.

sponsionsfreiheit nicht zu denken ist. Dies ist für die Geschichte der Frage von größter Bedeutung, denn auf Grund dieser Stelle hatte Wilamowitz die anaklastischen Resposionsfreiheiten in die beiden Lyriker eingeführt (Classical Review 1898, 127)[1].

Durch die Erkenntnis, daß *Μεταποντιον αλσος* zusammengehört, wie 10 *Μεταποντιον ἀστυ*, wird die Stelle erschlossen. *τε* war nun in *το* zu ändern. Das zugehörige aus *εσσαμενοι* zu gewinnende Verb kann nur *ἑσσαντο* gelautet haben; es paßt so gerade da, wo es überliefert ist, ins Metrum (36 *ἁμερσαν*, 78 *ελθοντες*). *προγονοι* muß nun auf zwei Silben zurückgeschnitten werden, aber dieser Begriff fällt ganz fort, da wieder die Gründer gemeint sind, die man aus *Αχαιοις* und *λαων* stillschweigend ergänzen kann. Hier genügt ein indifferentes Wort, am besten wohl *ῥοον*, was gerade die vier durch buchstäbliche Responsion gedeckten Zeichen (35 *βροτων*, 77 *καμον*) konserviert; freilich mußte so auch das *ν* von *Κασαν* fallen. Hinter *ἑσσαμενοι* bleibt eine Lücke von zwei Silben, die sich durch ein Lieblingswort des Bakchylides angemessen füllen läßt. Ich entschließe mich nur schwer zu diesem fünffachen Eingriff, und will gern umlernen, wenn es gelingt, mit geringeren Mitteln die Mindestforderungen von Stil und Metrik zu befriedigen.

Bakchyl. 19 (18) 11:

. . . ευαινετε Κηῖᾱ μεριμνα. πρεπει σε φερταταν ιμεν
ὁδον παρα Καλλιοπας λαχοισαν εξοχον γερας 15 *†τιην Αργος*
δθ' ἱππιον λιπουσα φευγε χρῡσεᾱ βους ευρυσθενεος φραδαισι
φερτατου Διος Ιναχου ροδοδακτυλος κορα,
⟨τ⟩οτ' Αργον ομμασι βλεποντα 20 *παντοθεν ακαματοις μεγιστοανασσα κελευσε χρυσοπεπ'λος Ἡρα ακοιτον αὐπ'νον εοντα καλλικεραν δαμαλιν* 25 *φυλάσσεν· . . .*

19 *⟨τ⟩οτ'* habe ich selbst gefunden, und dann durch Zufall bemerkt, daß schon Kenyon dies vermutet, und Housman und Ludwich es akzeptiert haben. Später war diese Konjektur völlig übersehen geblieben, und daß die Anapher *ὁτε φευγε . . . ὁτε κελευσε* schon wegen des Tempus unmöglich ist, scheint noch nicht ausgesprochen; auch nicht, daß das Einsetzen der Erzählung durch *τοτε* in dem Dithyrambus 16 (15), 23 seine Parallele findet (verwandt ist auch der Beginn der *Ηϊθεοι*: 4 *ταμνε . . .*, 8 *κνισεν*). Somit ist 21 *κελευσε* das Hauptverb, das viele in 15 *τι ην* gesucht, und (was ich nicht begreife) gefunden haben. Wen Marindins *γερας τῖεν. Αργος* nicht überzeugt (wegen Pind. pae. 9, 48 *τῖεν*), der versuche es mit *γερας. δῖον Αργος.* Aber um die Responsionsfreiheit *τι ην* = ⏑— ⏑ (äolische

[1]) Die beiden anderen Bakchylidesstellen, die für diese Freiheit noch in Anspruch genommen werden, 1, 180 *δσσον αν ζωηι χρονον τονδε λαχεν τιμαν* und fr. 4, 17 *παιδικοι* halte ich weiter für grammatisch unhaltbar, solange weder für rückbezügliches *ὁδε* (vgl. Wilamowitz, Berl. Sitzungsber. 1909, 830[1]) noch für ein Adjektiv auf *-ικος* aus einem der beiden Lyriker Belege beigebracht sind (Responsionsfreiheiten I 21. 23). Übrigens ist jenes *τονδε* auch metrisch unmöglich: — ⏑ — — — ⏑ — '—' ⏑⏑ — — — ⏑⏑ — ⏑⏑ — — gibt es in Daktyloepitriten nicht.



Basis) ist es endgültig geschehen. Sie war die einzige ihrer Art bei Bakchylides und Pindar (auf Pind. parthen. fr. 104d 65 †ονηκεν wird man sich nicht berufen) und hätte schon als solche genügt, die Korruptel zu erweisen.

Somit scheidet Bakchylides als Zeuge für die neuen Responsionsfreiheiten aus; und es ist kein Grund mehr, diese Frage anders zu beurteilen, als es vor der Auffindung der Bakchylides geschah.

Nachtrag zu *Ηϊϑεοι* 97—100 (oben S. 22).

μεγαν Θησεα läßt sich (wie Festa richtig empfunden hat) nicht verbinden, weil *μεγας* weder bei Pindar noch bei Bakchylides Epitheton ornans für Menschen ist. Aber auch zu *δομον* kann *μεγαν* nicht gehören, weil eben *Θησεα* dazwischen steht. Also ist es in *μεγας* zu ändern: so heißt Triton bei Hesiod. theog. 931 (worauf *εναλιναιετας* bereits zurückgeführt ist) und bei Eurip. Cycl. 263, und so malt ihn Mikon. Daß dann noch statt *ϑοως* zu setzen ist *ϑεος* (Hesiod. l. c. *δεινος ϑεος*), dies zu beweisen ist schwer, aber hoffentlich nicht nötig.

Für die tiefgreifende Korruptel der ganzen Partie bietet Pind. Ol. 2, 29 (27) eine wichtige Parallele. *φιλει δε νιν Παλλας αιει* schrieb der Dichter. Schon vor Aristophanes nahm jemand an Athena Anstoß und schlug vor *φιλεοντι δε Μοισαι*. Die Alexandriner überlieferten die Glosse, die sie durchschauten, hinter der echten Lesung im Text. Bergk verwarf die echte Lesung zugunsten der Glosse, obwohl er dazu die ganze Stelle umdichten mußte. Er hat das später wieder aufgegeben, aber im Apparat weiter ohne Tadel ausgeschrieben. Es ist nur ein Zufall, daß wir hier nicht die Musen statt der Pallas genau so lesen wie im Papyrus des Bakchylides die Delphine statt des Triton.

Stellennachweis.

Frohnau b. Berlin. Paul Maas.



Aufbau und Gehalt der Trachinierinnen des Sophokles

Das auch von den Römern noch viel gelesene Drama Die Trachinierinnen muß, bevor es von dem Grammatiker Sallustios in seine, uns allein überkommene Schulausgabe aufgenommen wurde, eine wesentlich andere Textgeschichte durchlebt haben als die übrigen erhaltenen Stücke: es liegt zweifellos in einer Überarbeitung vor, die an mehr als einer Stelle den ursprünglichen Wortlaut oder gar die Handlung verfälscht. Diese seit Gottfried Hermann geltende, wenn auch in verschiedener Form geäußerte Meinung haben neuere Untersuchungen nur bestätigt. Allein die Frage bleibt, wie tief diese Bearbeitung eingegriffen hat. Und selbst wenn wir die Spuren fremder Hand an noch so vielen Stellen erkennen wollten — es blieben Seltsamkeiten und Widersprüche genug, die niemand anders zugelassen haben kann als der Dichter selbst. So erweitert sich die zuerst gestellte Frage zu der nach Aufbau und Gehalt des Kunstwerks. Wir versuchen, auf beide eine Antwort zu geben[1]).

Den Änderungen des Urtextes scheint hier ein und dieselbe Absicht zugrunde zu liegen — und eben, daß wir diese zu erkennen glauben, gibt den Einzelbeobachtungen festeren Halt —: Wortlaut oder Handlung wollte man verdeutlichen oder abrundend ergänzen. So müssen wir doch wohl gleich Vers 25 als unsophokleischen Zusatz bezeichnen, denn das Entsetzen der dem Zweikampf von Herakles und Acheloos zuschauenden Deianeira ist nicht durch die Furcht entstanden, 'daß ihr die Schönheit einmal Schmerz bereite', sondern eben das fürchterliche, vom Chor später geschilderte Ringen der Rivalen machte, daß sie wie betäubt saß und sah. Ebenso Vers 150, denn es ist der Hochzeitstag und die Hochzeitsnacht die als das Ende der Mädchenjugend bezeichnet werden mit den Versen

. . . bis zu der Zeit, da Gattin heißt die Jungfrau und
sie in der Nacht empfängt von Sorgen ihren Teil.

---

[1]) Von Polemik gegen frühere Arbeiten halten wir die Untersuchung um der Sache selbst willen frei. Unter diesen haben die entscheidende Anregung gebracht Zielinskis, freilich seltsame, Exkurse zu den Trachinierinnen (Philologus LVI), die größte Förderung T. v. Wilamowitzens Untersuchungen zur Dramatischen Technik des Sophokles. Ich selbst verdanke Klärung und Korrektur meiner Gedanken einer im vorigen Jahre unter U. v. Wilamowitzens Leitung erfolgten Lektüre des Stückes In der Beurteilung des Stoffes folge ich im wesentlichen P. Friedländer, Herakles S. 65ff. Radermachers Kommentar ist überall eingesehen.



Oder ist es nicht klar, daß die beiden Verben 'heißt' und 'empfängt', im Griechischen beide Male in der Form des Aoristkonjunktivs neben einander gestellt, auch zwei unmittelbar auf einander folgende Ereignisse bezeichnen? Dann aber ist der Gedanke des nächsten Verses, ihre Furcht stamme aus der Angst um den Mann oder die Kinder, unmöglich. — Der für den Inhalt überflüssige Vers 170 verlangt eine undenkbare Konstruktion, da sein Genetiv in der Luft schwebt, er wird zu streichen sein; der nicht minder überflüssige Vers 305 ist unecht, weil er mit seinem Indikativ Futuri 'wenn du, Zeus, etwas Schlimmes tun wirst' eine in diesem, ganz auf entschiedene Abwehr eingestellten Gedankenzusammenhang unmögliche Bestimmtheit ausdrückt. — Ebenso können wir wenigstens uns schwer vorstellen, daß Deianeira im Verse 342 den Boten fragen kann, ob sie Lichas und dessen Begleiter zurückrufen soll, wenn er sechs Verse früher erklärt hat, gerade ohne diese wolle er sie sprechen; ist also der in L einen metrischen Fehler, in A das Füllwort γε enthaltende Vers 336 nebst dem Worte τε des nächsten zu streichen? — Den schwersten Eingriff aber hat der Botenbericht der Amme erfahren; denn nach T. v. Wilamowitzens ausführlicher Darlegung ist wohl kaum ein Zweifel mehr möglich, daß dem falschen Bestreben eine Handlung nachträglich noch zu verdeutlichen, die Verse 901—903 ihr Dasein verdanken. Freilich können wir ihm nicht folgen, wenn er derselben Hand auch 932—935 zuschreibt: der ähnlich klingende Anfang der Verse 932 und 936 ist ganz unanstößig, da inzwischen das Subjekt gewechselt wurde und statt des an den beiden Versanfängen genannten Sohnes die Mutter als handelnd genannt war, also mit Vers 936 die Schilderung neu einsetzt. Die Erzählung geht aber auch genau so vor sich, wie der Hörer sich die Handlung vorstellen muß: beim Anblick der sich Mordenden bricht Hyllos in Wehklagen aus — hier steht der Aorist —, dann kann er sich gar nicht genug tun im Weinen und Umarmen der Mutter — hier löst das Imperfektum den Aorist ab. Und daß uns mitgeteilt wird, woher er seinen Irrtum erfahren hat — zu spät wurde er von der Dienerschaft darüber belehrt, daß Deianeira gegen ihren Willen auf Einwirkung des Kentauren so gehandelt hatte, so etwa sagt der Dichter —, ohne daß über diese Belehrung Näheres berichtet werden könnte, dünkt uns sonstiger Technik des Sophokles nicht zu widersprechen. Auf jeden Fall aber bekommt das Beiwort des Hyllos 'der unselige' im nächsten Verse erst nach dieser Erklärung volles Gewicht.

Etwas anders zu beurteilen sind die Doppelschreibungen von Versen und Worten, die dieses Stück auch enthält. Daß Vers 84 als solche zu streichen ist, daran zweifelt niemand. Daß wie in den Versen 971/972 'weh mir deinetwegen!' fälschlich zweimal gesetzt ist, was der Rhythmus zeigt, so in den Versen 1005/1006 drei verschiedene Lesarten neben einander stehen, nämlich ἐᾶτε με δύσμορον, ἐᾶτε με δύστανον und ἐᾶτε με ὕστατον εὐνᾶσθαι, erkannte U. v. Wilamowitz. Ähnlich aber müssen doch wohl auch die Doppelverse 88/89 und 90/91 mit ihrem ganz gleichen Eingang aufgefaßt werden:

88 Nun aber will einmal des Vaters altes Los,
wir soll'n um ihn nicht allzubanger Sorge sein. —



90 Nun aber, da ich weiß, was ihn bedroht, will ich
mit allen Kräften auch die Wahrheit ganz ergründen.

Beide Paare schließen gut an das Vorhergehende, gut an das Folgende, Deianeirens 'So geh nun, Kind!', an, hatte doch schon vorher, im Verse 86, Hyllos selbst erklärt 'Ich will nun gehen, Mutter!', so neben einander gestellt sind sie aber ganz unerträglich; und wenn man mit U. v. Wilamowitz das erste *νῦν δέ* in ein *πλήν* umändert, so zwingt doch die scharfe Antithese des Verses 90 mit seinem 'nun, jetzt aber . . .' zu der Annahme, daß unmittelbar vorher von Vergangenem, nicht von Gegenwärtigem, also nicht im Praesens, gesprochen wurde, daß also das *νῦν* des Verses 90 und das *πάλαι* des Verses 87 unmittelbar auf einander gefolgt sind. Gerade darum wird man auch diese Versverbindung, ohne die Verse 88/89, als die straffere der anderen vorziehen.

Aber damit glauben wir auch schon alles Unechte ausgesondert zu haben, glauben im besonderen, daß die von T. v. Wilamowitz getilgten Verse 46—49 sich vielmehr als wichtiges Glied im Zusammenhang der Handlung erweisen lassen — doch hiermit treten wir auch schon in die Untersuchung des Aufbaues dieses Stückes ein, der nur noch die Bemerkung vorausgeschickt werden muß, daß wir im Verse 46 mit U. v. Wilamowitz *χρῆμα* für *πῆμα* lesen, im Verse 80 die Reiskesche Änderung *τό γ'* für *τόν* annehmen und die Verse 362/363 nicht für interpoliert, sondern nur 363 für verderbt halten; U. v. Wilamowitz schlägt vor zu lesen etwa *ὅδ' εἶπε δεσπόζειν θρόνων τὸν Εὔρυτον.*

Der Trachinierinnen Handlung kreist um zwei Mittelpunkte: um die Gestalt Deianeirens und die des Herakles, deren Schicksale nach einander vorgeführt werden. In Bewegung gesetzt und bis zu Ende begleitet wird sie von dem Gedanken, daß gerade in diesen Tagen ein Göttersprucn sich erfüllen muß, dem der Ausgang des Dramas auch wirklich die Bestätigung gibt. Aber dieser Gedanke wird nicht etwa schon von vornherein in eindeutig-fester Prägung gegeben, sondern der Dichter hat dem Orakel selbst seine Handlung, sein 'Drama' gegeben und gewollt, daß unsere Gefühle nicht nur die Schicksale der handelnden und leidenden Menschen begleiten, sondern auch die Entwicklung dieses unkörperlichen, das wirklich Geschehende gleichsam umschwebenden, die Menschen umdrohenden Wesens. Von gewollter Unklarheit und Unbestimmtheit ist seine erste Erwähnung. Am Ende des Prologs fügt Deianeira der Schilderung ihrer Sorgen um den verschollenen Herakles die Verse hinzu:

Und fast ist mir's Gewißheit: Leid ward ihm zuteil;
denn nicht geringe Zeit, zehn Monde schon, dazu
fünf andre, säumt er, und kein Herold sagt von ihm.
Ja, und es muß ein Fürchterliches sein: so sprach
die Tafel schon, die er mir scheidend hinterließ,
bet' ich auch oft: Der Gabe drohend Leid vergeh'!

Diese dunklen Worte, auf welche ihre Partnerin, die Amme, mit keinem Worte eingehen darf, machen auf weitere Enthüllung gespannt. Allein

bevor der Dichter dazu schreitet, verwendet er eben dieses Orakel, um Hyllos, den Sohn, zu dem fernen Vater zu senden. Denn in der unmittelbar folgenden Unterredung zwischen Mutter und Sohn erklärt Deianeira auf des Hyllos Nachricht, der Vater bereite vor oder unternehme bereits einen Heereszug gegen Euboia:

> Weißt du denn, Kind, daß er glaubwürdige Sprüche mir
> Hat hinterlassen grade über dieses Land?

Hörte man freilich diese beide Verse so allein für sich, so müßte man glauben, da dieser Spruch von Euboia handele und nicht eine bestimmte zeitliche Frist angebe, hier sei ein ganz anderes Orakel gemeint, nur für diese eine Szene erfunden und sonst nirgends erwähnt. Allein dreimal spricht Deianeira innerhalb von wenig mehr als hundert Versen fast mit denselben Worten über des Herakles Abschied von ihr: 'er hinterließ mir eine Tafel und ging' hieß es V. 17, 'er hinterließ mir glaubwürdige Sprüche' hier, 'er hinterläßt im Hause eine Tafel bedeckt mit Schriftzeichen' V. 157, also kann der Hörer nur annehmen, daß stets das gleiche, von ihm niedergeschriebene Orakel gemeint sei; zweimal wird uns sein Inhalt in völlig gleichgeformten Versen und fast mit denselben Worten angegeben, hier, V. 79,

> Entweder wird des Lebens Ende er erreichen,
> oder wenn diesen Kampf er überstand, für später
> den Rest des Lebens dann in sel'ger Ruh genießen,

nachher, V. 166,

> Entweder soll er sterben, grad in dieser Zeit,
> oder wenn dieser Zeitenwende er entgangen,
> denn Rest verbringen dann in schmerzbefreitem Leben,

also ist es in der Tat ein und dasselbe, und der Versuch, die Gedanken des dramatischen Dichters mitzudenken, erklärt auch leicht, wie hier der euboiische Feldzug als die vom Orakel gemeinte Gefahr bezeichnet werden kann. Sein Ziel ist, in einer kurzen, die Entwicklung möglichst wenig aufhaltenden Szene zu erreichen, daß der Sohn auf Kundschaft nach dem Vater ausgesandt wird, aber nicht aufs geratewohl, sondern nach diesem einen bestimmten Lande. Fünfzehn Monate ist er bereits in der Ferne, sagte Deianeira; davon diente er ein Jahr in Lydien, berichtet jetzt Hyllos; nachdem nun das Gespräch auf den Ort seines jetzigen Aufenthalts, auf Euboia, gekommen ist, gestattet sich der Dichter, den Gedanken: also ist die gefährliche, vom Orakel gemeinte Zeit eben das euboiische Abenteuer, zusammenzuziehen in den kürzeren: über dieses Land hinterließ er mir einen Orakelspruch, so jedoch, daß die weitere Erklärung aufs deutlichste die Gefährlichkeit gerade dieser Zeitgrenze betont, wie die übersetzten Verse lehren. Gerade dieser Handgriff, diese straffe Zusammenziehung verkürzt die Szene so sehr; Hyllos eilt unverzüglich zum Vater. Umbiegungen aber, Umdeutungen einmal gesprochener Worte, um den Gang des Gesprächs zu beschleunigen, um die Wirkung eines Gedankens zu verstärken, — wie zahlreich sind sie in der sophokleischen Tragödie! Dasselbe Orakel wird noch eine erfahren, und gerade diese Szene hier bringt noch ein anderes Beispiel. Soeben

hatte die Amme der Herrin Vorwürfe gemacht, daß sie keinen ihrer Söhne, selbst Hyllos nicht, nach dem Vater schicke; die Mutter aber wendet das Geschoß auf den Sohn ab, der gerade kommt, wenn sie als die Meinung jener angibt:

daß nach dem Vater, der so lange in der Fremde,
du garnicht forschest, wo er weile, bringe Schmach.

Zu ruhigerer Erzählung, auch von jenem Orakel, gibt die nun folgende Unterredung zwischen Deianeira und den Mädchen aus Trachis Raum. Jetzt erst hören wir, daß die Eiche Dodonas vor grauer Zeit so zu Herakles gesprochen und er den Spruch selbst aufgezeichnet hat, in ehrwürdig alten Schriftzeichen, wie die Späteren sie nicht mehr kennen. Allein ihren wahren Inhalt, den ursprünglichen Wortlaut des Orakels erfahren wir auch hier noch nicht; denn wenn es auch im Verse 169 heißt, 'solches', erklärte er, sei von den Göttern bestimmt, so stammt doch die Berechnung der Zeit — nach einem Jahr und drei Monaten droht die Gefahr — ebenso wie die genaue, unzweideutige Formulierung des Inhalts — ihm steht bevor entweder der Tod oder ein vollendet glückliches Leben — von niemand anders als dem scheidenden Herakles selbst, wie hier überhaupt nur von den letzten Bestimmungen und Befehlen des Ausziehenden die Rede ist; Herakles deutet hier das Orakel so gut aus wie Deianeira es damals tat, und als Grund ist längst erkannt worden, daß nur diese Klarheit der beiden Möglichkeiten Deianeirens quälende Unruhe ganz verständlich macht. Die Verkündung der echten, zweideutig-unklaren Form des Spruches hat der Dichter einem späteren Chorliede vorbehalten — der Chor kennt sie, obwohl niemand sie ihm mitteilen konnte, eben weil er Chor ist —, dem Liede, das dem Bericht von des Herakles Untergang unmittelbar folgt; dies ist der Augenblick, wo das alte Götterwort wieder 'plötzlich in Berührung tritt' mit den Menschen, denn andere Eindrücke hatten es inzwischen zurücktreten lassen, und es lautete: Wenn das zwölfte Jahr zu Ende geht, wird der Zeussohn Erlösung finden von seinen Leiden. Was aber bisher so nur von ihm erzählt wurde, das bestätigt er selbst in der großen Rede am Schluß (V. 1165): im Haine der Sellen schrieb er dereinst nach dem Rauschen der Eiche den Spruch auf, der ihm das Ende seiner Mühen verkündete für die jetzige Zeit; hatte er sich das einst im günstigen Sinne gedeutet — der Dichter gibt also hier um des Gegensatzes zur jetzigen Lage willen mit Recht seine frühere Erfindung preis —, nun erkennt er:

Es sagte mir dies doch nichts andres als den Tod,
die Toten rührt ja Leid und Mühe nicht mehr an.

Danach stellt sich die Geschichte dieses Orakels innerhalb des Stückes, gleichsam eines formalen, die Stoffgestaltung mitbestimmenden Prinzipes, also dar: in geheimnisvoller Andeutung spricht die Prologrede Deianeirens, zum Hebel der Handlung wird es, für diesen besonderen Zweck umgedeutet, im Gespräche mit Hyllos, seine Herkunft entwickelt die Unterhaltung zwischen der Frau und den Jungfrauen, seinen wahren Wortlaut und zugleich die endgültige Deutung verkündet nach der

Katastrophe ein Stasimon und am Schlusse noch einmal die Rhesis des Herakles selbst. Wenn Sophokles im Philoktet so komponiert, daß die Wirkung eines Orakelspruches solange wie nur irgend möglich hintangehalten, die eigentliche Handlung von seinem Drucke ganz befreit wird, so ist hier gerade die allmähliche Entschleierung des Geheimnisses gesucht, und die gesamte Handlung des Stückes wird von ihm begleitet, ja getragen.

Am Ende des Dramas aber, in jener Heraklesrede, tritt es nicht allein auf, sondern in Begleitung eines anderen, auch eines Zeusorakels, das auch das Ende des Herakles prophezeit. Es ist dem Makbeth zuteilgewordenen engverwandt und besagt, kein Lebender werde ihn einmal töten. Seinen Sinn versteht der Kranke, nachdem Hyllos von des Nessos List erzählt hat, und so erfüllen sich in diesem Augenblicke alle beiden Sprüche. Dabei ist freilich klar: nur der dramatische Dichter kann sie hier so zusammengestellt haben, ursprünglich schließt sogar der eine den anderen aus, da Zeus nicht auf zwei ganz verschiedene Weisen den Tod seines Sohnes prophezeien wird. Um sie überhaupt verbinden zu können, muß das dodonäische Orakel, dessen hohes Alter mehrmals betont wurde, hier, im Verse 1165, umgetauft werden in das 'neue', und in welche Zeit kommen wir hinauf für das andere, wenn doch das dodonäische schon zwölf Jahre zurückliegen soll? Auch hat die Forschung sehr wahrscheinlich gemacht, daß jenes erste: 'Kein Lebendiger wird dich töten', das für das Stück sonst bedeutungslos ist, ja niemals wieder erwähnt wird, ursprünglich das echte dodonäische war, das Vorbild für das dodonäische Orakel der Trachinierinnen 'Nach zwölf Jahren wirst du erlöst werden': jenes gehörte in die Geschichte von Nessos und Deianeira, dieses in die Sage vom Dodekathlos, den zwölf Arbeitsjahren, jenes war ein Zeusorakel, dieses ein Apollinisches, jenes meinte den Tod, dieses Tod und Verklärung. Warum tritt hier nun auch das erste noch auf? Die Erklärung kann nicht darin gefunden werden, daß — wie es freilich nicht selten geschieht — 'Vorbild' und 'Bild' vom schaffenden Dichter gleichsam unwillkürlich nebeneinandergestellt sind, sondern: daß der Wille des Zeus sich in zwei verschiedenen, aber gerade in diesem einen Augenblick sich erfüllenden Schicksalssprüchen offenbart, das ist die höchste Steigerung des seit Dramabeginn anklingenden Motivs. Das wird durch des Herakles eigene Worte ganz deutlich, läßt er doch zu ihrer Verkündung und endgültigen Auslegung alle seine Kinder, ja die Mutter gar an seine Bahre rufen, — ein Motiv, das der Dichter freilich selbst gleich wieder fallen läßt, aus leicht begreiflicher Ursache, mit der von Hyllos gegebenen, wiederum nur für diesen Augenblick geltenden Begründung, Alkmene weile in Tiryns, die Kinder teils dort, teils in Theben, so daß er selbst zum Repräsentanten des ganzen Geschlechtes wird. Zugleich wird damit aber auch die Begründung für den Ausgang des Dramas gewonnen: nur jenes wunderbare Zusammenstimmen der beiden Orakel gibt dem Vater die Berechtigung, wie er selbst es im Verse 1174 ausspricht, an den Sohn das Verlangen zu richten, daß dieser ihn verbrennen oder doch, da er dessen sich weigert, den Scheiterhaufen schichten soll. Und es ist nur gleichsam das Siegel, das

dem Drama aufgedrückt wird, wenn auch der allerletzte Vers der Schlußanapäste des Chores verkündet, in all diesen Taten und Leiden wirke in Wahrheit niemand anders als Zeus.

Wie planmäßig, aber auch wie eigenmächtig Sophokles in der Verwendung des der ganzen Handlung zugrunde gelegten Spruches verfahren ist, zeigt endlich eine Betrachtung der zeitlichen Frist, die er für seine Erfüllung angesetzt hat. Ein Jahr und drei Monate soll Deianeira warten, sagt der Ausziehende, und diese fünfzehn Monate sind bei Dramabeginn verstrichen: wie seltsam gerade diese Zeitbestimmung! Aber offenbar ist eben dies die eigene Erfindung des Dichters, und er läßt Herakles berechnen, daß er ein volles Jahr für den Dienst bei Omphale braucht, die drei Monate aber für ein ganz anderes Werk, das er im Sinne hat, den Feldzug gegen Oichalia. Wie diese Frist sich einordnet in die vom Orakel bestimmten zwölf Jahre, wann dieses, vom Dramabeginn aus gerechnet, gegeben sein muß, das sollen wir gar nicht fragen und fragen wir nicht, denn es ist gleichgültig. Wenn aber der Chor in seinem Liede V. 647 als die Zeit des Wartens nur zwölf, nicht fünfzehn Monate angibt, so ist die richtige Erklärung dafür schon gefunden: er spricht mit dieser Zahl nur von des Herakles Fahrt nach Lydien und seinem Aufenthalte dort in der Ferne, wie die hier gewählten Beiworte 'ganz fern von der Heimat, auf hoher See weilend' beweisen, und der Gegensatz ist: jetzt aber hat sein uns verkündetes kriegerisches Abenteuer auf Euboia die Tage der Sorgen beendet — dies muß einst der Sinn der verstümmelten Verse 653/4 gewesen sein —, wobei sich für den erregten, unter dem Eindruck der Freudenbotschaft stehenden Chor in jenes 'Jetzt' die das Jahr übersteigende, das euboiische Abenteuer gerade umfassende Monatszahl zusammendrängt.

Der Bericht über diesen Feldzug füllt eine Szenenreihe, die wir bisher übergingen; auch sie fordert eine Betrachtung, bevor der Aufbau des Stückes im ganzen untersucht werden kann. Dieser Bericht und zugleich mit ihm die Meldung von der bevorstehenden Rückkehr des Siegers ist gleichsam in mehreren Schichten über einander angeordnet worden: zuerst wird ein Trachinier auf die Bühne geschickt, der nur zu berichten hat, daß der Herold Lichas mit der frohen Botschaft naht; nach einer Pause erst kommt jener selbst. Um aber diese Ordnung zu ermöglichen, muß der Dichter den Herold schon einmal, vor dem Volke von Trachis, des Herakles Nahen verkünden lassen. Damit aber ist auch zugleich, wie längst gesehen wurde, die Voraussetzung für eine ganze Reihe wirkungsvoller Szenen geschaffen: die Freudenbotschaft, so mit zwei Worten gemeldet, kann ein Dankgebet Deianeirens, ein rauschendes Tanzlied des Chores auslösen, zu deren Stimmung und Formung die unmittelbar folgenden Bilder und Erlebnisse in schaurigem Kontraste stehen; und weil der Dichter Lichas vor dem Volke zugleich hat verkünden lassen, daß unter den Gefangenen die euboiische Königstochter, die neue Gemahlin des Herakles, sich befindet, ihn vor der Herrin dies aber verbergen läßt, kann er Deianeiren der armen Gefangenen ahnungslos und doch so ahnungsvoll entgegentreten, ja sie die schutzbedürftige Nebenbuhlerin mitleidig ins eigene Haus aufnehmen lassen und dann durch

die Gegenüberstellung jenes Trachiniers und des Herolds das Geheimnis allmählich erst enthüllen, dessen Last nun um so drückender empfunden wird. Das Verhalten des Lichas vor dem Volke irgendwie zu begründen, zu erklären, warum er dort draußen über Iole schon die Wahrheit sagt, hat er nichts getan, hat er verschmäht; wir wissen es jetzt, daß Sophokles sehr oft auf psychologische Begründung gleichgültiger, hinter der Szene liegender Geschehnisse verzichtet hat.

Allein, wenn auch des Lichas Verhalten in sich nicht widerspruchslos ist, so stimmen doch des Trachiniers Bericht, also zugleich des Lichas erster, vor dem Volke erstatteter, und des Lichas zweiter, vor der Herrin abgegebener, wie uns dünkt, genau zusammen oder vielmehr widersprechen sich nur soweit, als der zweite lügt, und eben um die Arbeit des Dichters bei dieser Anordnung und Verteilung der Gedanken zu erkennen, müssen jetzt beide nach ihrem Inhalt miteinander verglichen werden.

Inmitten der ihn umringenden Trachinier hatte der Herold erzählt nach Vers 351 und den folgenden: Oichalia hat Herakles gestürmt, von Eros bezwungen; als Ioles Vater sich nicht willfährig zeigte, ihm die Tochter zu heimlicher Ehe nicht ausliefern wollte, zog er unter geringfügigem Vorwand gegen Oichalia, erschlug den Fürsten, zerstörte die Stadt und gewann sich das Mädchen. Werbung, Feldzug, Sieg folgten unmittelbar aufeinander, denn sie werden in einem, von Vers 359 bis Vers 365 reichenden, mit einem 'damals als' beginnenden Satzgefüge erzählt. Hier bestätigt sich früher Erkanntes: nach dem Willen des Dichters soll sich dieses ganze Abenteuer in den drei Monaten nach dem Dienstjahr abspielen; die Zeit ist knapp, aber — wenn Herakles eine Burg brechen will, wer darf seiner Kraft Grenzen setzen? Wenn er aber um Iole wirbt, so muß er sie kennen. Wann hat er sie gesehen? Da wo Lichas die Wahrheit auch vor seiner Herrin sagt, gibt er die Antwort (V. 476):

Einst hat nach ihr der Pfeil der Sehnsucht ihn durchbohrt,

also vor langer Zeit schon, vor dem Jahre in Lydien, an das ja der Zug gegen Oichalia unmittelbar anschließt. Die bestimmte Gelegenheit zu wissen, ist für die Handlung gleichgültig. Es bleibt ja unwidersprochen und gilt als fest, was Lichas auch erzählt (V. 262): daß Eurytos und Herakles schon von altersher Gastfreunde sind, und von einem Besuche lange vor dem Sklavenjahr berichtet er sowohl vor dem Volke wie vor Deianeira: das war jener, in dessen Verlauf Eurytos den Gast beim Mahle beleidigte, eine Kränkung, die Herakles durch die Ermordung des Iphitos gerächt hat, zu deren Sühnung wiederum er Omphale dienen mußte. Die beiden Berichte des Lichas also sind so zu beurteilen: wahrheitsgemäß hat er beide Male erzählt, daß sein Herr gleich nach dem lydischen Jahre gegen Eurytos zog; er log nur darin vor der Herrin, daß er als Grund dieses Feldzuges die Rache für das Sühnejahr angab, das er jenem im letzten Grunde verdankte. Darin log er, denn jene Beleidigung mit allen ihren Folgen war, wie der Trachinier, also auch Lichas vor den Trachiniern, erzählt, nur 'ein kleiner Vorwurf und kleine Schuld' (V. 361), der wahre Grund war das nicht befriedigte Verlangen nach dem Mädchen, und nur dies eine Deianeiren zu verheimlichen hatte ja Lichas über-

haupt Veranlassung. Als Vorgeschichte der Handlung im ganzen aber ergibt sich: Herakles und Eurytos sind von altersher Gastfreunde. Als jener des Freundes Tochter einmal sieht, entbrennt er in Liebe zu ihr; doch dieser — oder ein anderer — Besuch geht übel aus: nach dem Gelage setzt der Wirt den Gast vor die Tür. Dafür nimmt er Rache: er tötet dessen Sohn Iphitos, als dieser einmal auf der Suche nach gestohlenen Rossen auch nach Tiryns kommt. Die Blutschuld zwingt ihn mit den Seinen auszuwandern, ihn selbst gar ein Jahr Frondienste zu leisten. Da zieht er vor Oichalia, fordert des Mädchens Herausgabe, sammelt, abgewiesen, ein Heer unter dem Vorwande, die alte Beleidigung rächen zu wollen, stürmt mit ihm die Festung, tötet Eurytos und führt Iole fort. Den Plan aber, nach der Rückkehr von Lydien Iole zu verlangen, hat Herakles schon gehabt, als er von Deianeira Abschied nahm, daher seine Weisung, noch drei Monate über das Jahr hinaus auf ihn zu warten.

Dies war die Geschichte, die dem Schaffenden vorschwebte; er sagt es uns selbst. Sie ist vielspältig, aber es ist Zusammenhang in ihr, und äußerlich betrachtet ist sie ein Ganzes. Nur an einer Stelle zeigt sich im Gefüge eine Lücke. Nicht das etwa ist ein Widerspruch, daß Herakles nach jenem verhängnisvollen Gastmahl überhaupt noch einmal kommt, die Tochter zu verlangen, will er doch den Vater bestimmen, sie ihm zu geben ‘zu heimlichem Bette’, als Nebenfrau, kommt also nicht mehr als der Freund des Königs ins Haus, der er früher war; wohl aber fragen wir: wenn des Eros Kraft so übermächtig war, warum offenbart sie sich dann erst so spät? Warum fordert er Iole erst nach Jahren? Hier ist eine Stelle, wo der Dichter die ihm vorliegende Motivierung aufgegeben, und durch eine neue, für sein Drama notwendige ersetzt haben wird. Denn die Reihenfolge jener Ereignisse kann Sophokles bereits in epischer Dichtung gegeben gewesen sein — mehr zu sagen ist uns nicht erlaubt —, wenngleich es mit Händen zu greifen ist, daß hier mehrere, ganz verschiedene, ursprünglich sicher selbständige Motive einmal gewaltsam mit einander verknüpft worden sind: der Dienst bei Omphale, die Werbung um Iole mit ihren Folgen, der Mord an dem rossesuchenden Iphitos; aber es ist unbeweisbar, daß Sophokles diese Verbindung vorgenommen hat. Nur an zwei Punkten ist die Hand des dramatischen Dichters klar zu erkennen und auch bereits erkannt: er hat erstens im Gegensatz zur Überlieferung des Epos Deianeiren zur langjährigen Gefährtin des Herakles gemacht, die die ganze Zeit der Dienstbarkeit unter Eurystheus mit ihm durchlebte und mit ihm auch in die Verbannung nach Trachis zog, und zweitens des Herakles Leidenschaft zu der ihn in seinem Handeln allein bestimmenden Kraft gemacht, während er selbst doch noch von einer Beleidigung als Ursache der Feindschaft erzählt; diese besteht nicht nur darin, daß Eurytos ihn nach dem Gastmahl vor die Tür setzt, schon vorher hat er ihn als Sklaven des Eurystheus gescholten, seine Bogenkunst verspottet: da wird denn doch noch das altepische Motiv durchschimmern, daß einst der Bogenwettkampf mit seinen Folgen zugleich Anlaß und weiter wirkender Grund der Feindschaft gewesen ist. Jetzt aber hat alles das kaum noch Be-

deutung; in den Trachinierinnen ist allein das Liebesmotiv das wirkende, und weil andererseits die Ehe mit Deianeira als entgegengesetztes Motiv von der entsprechenden Wichtigkeit ist, so läßt der Dichter ihn die Geliebte 'zu heimlichem Bette' begehren. Damit hatte er den Stoff so geformt, wie er ihn haben wollte; nur in dem einen Verse 476 erinnerte er flüchtig an eine frühere Begegnung der beiden, des Herakles und der Iole. Ein Widerspruch blieb, aber nur der Nachrechende bemerkt ihn.

Die Ermordung des Iphitos aber hat in diesem Drama, auch wenn sie im Epos schon einmal an derselben Stelle, vor dem Dienstjahre, stand, noch eine besondere Bedeutung bekommen, hilft sie doch eine Grundvoraussetzung des ganzen Stückes schaffen, den Aufenthalt des Herakles und seiner Familie in Trachis. Denn der Prolog berichtet, daß um des Blutbannes willen Herakles mit Frau und Kindern zu einem Gastfreunde nach Trachis gezogen ist, wo jene seit fünfzehn Monaten wohnen, während er sogleich Abschied nahm und seit jener Zeit in der Fremde weilt; so sind diese Verse zu verstehen. Damit wird erreicht, daß das Stück in Trachis spielt, und wenn schon der Name sagt, daß dies von Bedeutung ist, wenn der große Zug am Dramaende von Trachis zum Oita hinaufgehen muß, weil die Sage es verlangte, so zeigen auch mehrere Stellen in seinem Verlauf, daß gerade dieser landschaftliche Hintergrund dem Dichter für die ganze Handlung von Wichtigkeit war: zu Zeus, der auf des Oita Berghalde herrscht, oder dem, der seine Blitze über den Oita her sendet, betet Deianeira, wenn sie betet, und ein Lied des Chores ruft, in den Versen 633—939, die Bewohner dieser ganzen Landschaft auf, des Herakles Ankunft mitzufeiern, die von Thermopylai, den Oitahängen, dem malischen Golf, dessen südlicher Meeresküste. Allein die Voraussetzung, daß sie in einem fremden Hause wohnen, hat der Dichter — mit Recht — fallen gelassen; wie wir es gewohnt sind, behandelt er das Bühnengebäude als das Haus der Auftretenden, als das, wo sie viel länger wohnen als einundeinviertel Jahr: hier hält Deianeira seit langem das verhängnisvolle Gift in der Lade verwahrt, über dieses Haus waltet sie als Herrin, hier ist ihr Thalamos, von diesen Räumen nimmt sie Abschied als von ihrer wahren Heimat. Mit Recht ist der Dichter so verfahren, denn damit gründete er sein Stück auf festen Boden. Jeder Unbefangene gibt sich der Illusion ohne Bedenken hin; auch hier gilt das Wort des Gorgias über die Wirkung des Dramas: 'Wer sich hat täuschen lassen, ist weiser als der nicht Getäuschte.'

So ergibt sich uns, daß Widersprüche in der Handlung des Stückes zwar vorhanden, daß sie aber unwesentlich und nebensächlich sind, gleichsam weniger dichte Stellen an einem großen Gewebe — aber nicht an einem Gegenstande zu täglichem Gebrauch wie einem Teppich oder einem Gewande, wo dünnere Stellen den Wert des Ganzen verringern: an diesem künstlichen Gewebe bestimmen nur Farbe, Form und Gehalt seiner Figuren den Wert. Sind solche Werte nicht vorhanden, so ist es kein Kunstwerk; sind sie aber vorhanden, so wird niemals die Betonung des Negativen, des Fehlenden das Wesentliche geben, ohne das vielleicht jene nur nicht so klar in die Erscheinung treten würden.

Die Komposition des Ganzen aber stellt sich nun also dar. Ähnlich wie im Aias, auch wie im Hippolytos, ist der gesamte Stoff so gegliedert, daß zwei verschiedene, aber mit einander irgendwie verbundene Gestalten nach einander die Bühne beherrschen, weil die erste aus dem Leben scheidet: dort Aias und Teukros, Phaidra und Hippolytos, hier Deianeira und Herakles; ja zwischen Hippolytos und Trachinierinnen ist die Ähnlichkeit im Aufbau noch größer, denn beide Male tötet sich am Schlusse des ersten Teiles die Heldin, während der zweite den Untergang des von ihr vernichteten Helden schildert. Verknüpft hat Sophokles die beiden Teile äußerlich durch wiederholte Ankündigungen, daß der todwunde Herakles bald dahergetragen werde: so spricht Hyllos vom Vater Vers 805, so erwartet es der Chor 951, so sieht er es 962; innerlich aber durch den seit Anbeginn wirkenden und ausgesprochenen Gedanken, daß ja des Herakles Rückkehr, das Ende seiner Leiden, die Erfüllung des Zeusorakels erwartet wird, also muß er kommen, also müssen wir mit eigenen Augen sehen, wie diese Heimkehr, diese Erlösung sich gestaltet. Aber eben wenn in beiden Teilen eine Gestalt und nur eine dominiert, so ist Gefahr, daß sie sich verselbständigen und das Ganze zerfällt; so ist es im Aias, hier stehen wir noch gerade diesseits dieser gefährlichen Grenze.

Die Teile sind, ebenso wie in den beiden anderen Stücken, nicht gleich ausgedehnt: der erste bildet drei, der zweite nur ein Viertel des Stückes. Dieser Schlußteil wird, wieder wie im Hippolytos, von musikalischen Szenen umrahmt. Die Einleitung bildet die Gesangsszene, an der zuerst Hyllos und der Alte, dann auch der aus tiefem Schlaf erwachende Herakles beteiligt sind, dieser in wildem Wehklagen sich ergießend, jene leise akkompagnierend. Das Kernstück ist zweigeteilt, es besteht aus der großen Rhesis des Helden, der Klage über sein Los, nur einmal durch lyrische Verse unterbrochen als Ausdruck neu aufsteigender Schmerzen, durch zwei Chorverse in gewohnter Weise abgeschlossen, und dem Dialog mit Hyllos, der ihn den bevorstehenden Tod erkennen und die letzten Befehle erteilen läßt. Und den Ausgang bildet, wieder von Musik begleitet, der Zug hinauf zum Oita: die Träger mit der Bahre, Hyllos und der Alte zur Seite, der Chor sich anschließend. So wird mit einem großen Bilde geschlossen, wie dieser zweite Teil überhaupt mehr durch Schaustellung als durch Verinnerlichung wirken will.

Der unendliche Vorzug des griechischen Dramas vor dem modernen, daß es durch musikalische Stücke die Handlung zu gliedern und zugleich die Wirkung zu steigern oder die Spannung zu lösen vermag, wird auch im ersten, größeren Teile der Trachinierinnen deutlich. Mit Recht ist gesagt worden, daß erst eigentlich die Parodos des Chores das Zeichen zum Beginn gibt: sie erst begrüßt, hier wie in anderen Dramen, die aufgehende Sonne des heutigen Tages; auch setzt das darauffolgende Zwiegespräch zwischen Deianeira und ihren Mädchen neu ein und knüpft durchaus nicht an den Prolog an. Und doch ist dieser mehr als ein nur vorgeschobenes, gleichsam angestücktes Teil: die kleine, mit ein paar Handgriffen geformte Unterhaltung zwischen Mutter und Sohn freilich schafft nur die äußere Voraussetzung für seinen späteren Be-

richt; was sie selbst aber sich und uns vorträgt, ehe noch das Licht der Sonne leuchtet, jene sich von Vers zu Vers steigernde Klage über ihr Los seit der Jugend Tagen, das gibt den Grundakkord für das Drama Deianeira überhaupt, das ist viel mehr und ganz etwas anderes als ein euripideischer, nur sachlich berichtender Prolog. Und verteilt hat der Dichter die Selbstschilderung ihrer Leiden so, daß er das Vergangene fast allein jener gleichsam aus dem Morgengrauen geborenen Rede überwies, die Not des heutigen Tages erst im Dialog mit den eben erschienenen Mädchen recht zum Ausdruck brachte. Von ihr befreit sie die kurze Rede des Boten, und im Jubelliede des Chores, auf ihr Geheiß angestimmt, löst sich die seit Dramabeginn lastende Stimmung. Das alles dient zur Vorbereitung. Es folgt als Mittel- und Kernstück die breit angelegte Szene voll dramatischer Spannung, die zur Begegnung der beiden Nebenbuhlerinnen und dann zur Entdeckung der Wahrheit führt, alles Erfindung des Dramatikers, was wir spürten, auch wenn wir es nicht durch das fünfzehnte Gedicht des Bakchylides wüßten, der Deianeiren schon auf die bloße Nachricht vom Nahen Ioles handeln läßt. Den Abschluß dieses Teiles der Handlung aber bildet das kraftvoll erzählende Stasimon, das über des Herakles Kampf mit Acheloos berichtet: auch damals waren Kypris und Eros die alles bezwingenden Mächte, aber die Begehrte war — Deianeira; wie weit dünkt es uns zurückzuliegen, daß sie selbst im Prolog dieses Zweikampfes flüchtig gedachte! — Der Entdeckung des hoffnungerweckenden Planes, des Nessos Geschenk zu verwenden, folgt hoffnungverstärkend das Willkommenslied für den Sieger; ihm fügt der Dichter unmittelbar, oft bewährte Technik auch hier anwendend, die Schilderung der Katastrophe an. Hier steht, am Ruhepunkte der Handlung, das Stasimon, welches das Orakel deutet und die Gestürzten beklagt. Der Bericht über Deianeirens Ende beschließt diesen Teil; das folgende Chorlied erfüllt die Aufgabe, Schritt vor Schritt einen Übergang zu schaffen vom Drama Deianeirens zu dem des Herakles.

'Die Tragödie ist Nachbildung einer ernsten, zielstrebigen Handlung, die durch Erregung von Mitleid und Furcht die Läuterung derartiger Leidenschaften bewirkt.' Mit dieser, nicht anders zu verstehenden Begriffsbestimmung hat Aristoteles Wesen und Ziel der Tragödie seines Volkes endgültig bezeichnet; unsere Aufgabe bleibt darzulegen, auf welch verschiedenen Wegen die griechischen Tragiker diesem Ziele nachgingen.

Wodurch hat Sophokles in den Trachinierinnen erschüttern und läutern wollen? Finden wir ein Bekenntnis des Dichters selbst, das uns sagt, was und wie er es meinte? Als allerletzte Worte, während der Zug hinauf zum Oita sich schon ordnet, läßt er seinen Chor sprechen durch den Mund der Führerin:

> Bleibt auch ihr nun, Mädchen, nicht am Schlosse!
> Habt gesehen viel unerhörte Leiden,
> Großer junger Menschen Todesstunden,
> Und in allem lebt und ist nur Zeus!

Der Wille des Zeus, gewaltig wirkend im Leiden und Sterben zweier großer Gestalten: das wird hier am Schluß als der Gedanke des Dramas verkündet, und dieses Wort wird dadurch in seiner Wirkung noch gesteigert, weil es die Antwort ist auf die unmittelbar vorhergehenden Anklagen des Heraklessohnes gegen die Götter. Bestätigung gibt die große Bedeutung göttlicher Weissagung, die wir hier wie in anderen sophokleischen Stücken wirken sehen. Der Glaube dieses Dichters an die Macht Gottes ist auch hier der Urgrund seines Dichtens.

Allein, wenn dies auch als Grundgedanke von uns erkannt wird, so ist er doch mit nichten wie im Oidipus zu dem alles beherrschenden, all und jede Einzelheit zu einem einheitlichen Stücke zusammenzwingenden geworden. Vielmehr haben sich die Schicksale der beiden Gestalten hier verselbständigt, es sind zwei Dramen zweier verschiedener, aber miteinander eng verbundener Menschen geworden, die wir erleben. Jene Chorverse sagen es genau, was Inhalt und Gehalt dieser Tragödie ist. Und eben weil sie ihm gleich wichtig waren, hat der Dichter ihr den Namen nicht nach einer der beiden Hauptpersonen, sondern nach einem mehr äußeren Merkmal gegeben.

Die beiden Gatten sind die Hauptfiguren, alle, die sie umgeben, Hyllos und Amme, Bote und Lichas, endlich der Alte, nur Nebenpersonen. Aber wenn sie auch alle nur Untergeordnete sind, so sind sie doch von verschiedenem Gewicht und Wert. Der Alte und die Amme, aber selbst Hyllos gehören zu jenen zahlreichen Geschöpfen der griechischen, im besondern aber der sophokleischen Tragödie, deren Wesen allein in ihrer Aufgabe sich ausdrückt, die nichts sind als nur Werkzeuge für den die Handlung in Bewegung setzenden und fortführenden Dichter. Und eben auch Hyllos ist nichts als der Sohn, der zwischen den Geschicken der Eltern stehend, beiden, wie der Augenblick es fordert, dienen muß: sein Leben, sein Verhältnis zum Vater, zur Mutter vor Beginn des Stückes bleibt außer dem Gesichtskreis, erst mit seinem Auftreten, mit dem Beginn seiner Aufgabe im Stück wird er selbst von Bedeutung; die Aufzählung seiner Taten aber: daß er auszieht, den Vater zu suchen, dann aus Liebe zu ihm die Mutter in den Tod treibt, die Tote aber sich selbst anklagend beweinen muß, dem Vater endlich in Krankheit und Todesstunde beisteht und seine harten Wünsche, widerstrebend zwar, erfüllt, gibt zugleich die Schilderung seines Wesens. Auch nicht einen Zug hat ihm der Dichter gegeben, der ihm über seine Tätigkeit hinaus einen Wert, der ihm überhaupt Eigenwert zuwiese. Auch er ist nur Werkzeug. — Anders ist Sophokles in der Zeichnung des Boten und des Herold verfahren. Jenem gab er wie dem Boten des Oidipus das Auftreten eines gewinnsüchtigen Alten, eines groben Mannes aus dem Volke, freilich dies alles nur eben andeutend, wie wir noch sehen werden; aber er hat Blut in den Adern, hat Spuren des Lebendigen, die selbst an Hyllos fehlen. Der vornehme, feierlich wirkende Herold steht ihm als Kontrastfigur gegenüber, aber diese Stellung so wenig wie seine Tätigkeit im Stücke allein — zu lügen und dann die Lüge zu widerrufen — sagt über ihn schon das Wesentliche aus; denn hier ist Ethos, hier ist Adel der Gesinnung von

allerhöchstem Werte: nicht daß er lügt, sondern wie der Dichter diese Lüge entstehen und wieder vergehen läßt, ist das Entscheidende. Gelogen hat er, wie er nach der Entdeckung sagt, dem Gebote des eigenen Herzens folgend; niemand hat es ihn sonst geheißen, er selbst wollte nur Deianeiren den Schmerz ersparen. Der Diener hat ein feineres Empfinden als der Herr, er versteht die Frau besser als der Gatte. Es liegt ein Schimmer väterlicher Güte über ihm, sie gibt ihm die so oft wiederholten liebevollen Anreden und Mahnungen an die eigene Herrin in den Mund, sie heißt ihn die Gattin des Herakles erfreuen durch überreiche Worte der Freudenbotschaft, sie trösten über das Sklavenjahr ihres Gemahls, seine Lüge, als er nach Iole gefragt wird, trotz seiner Verlegenheit durchführen, nach der Entdeckung freundlich entschuldigende Worte trotz allem für Herakles und Iole finden, tröstliche für Deianeira und beim Abschied endlich ganz glückselige darüber, daß, wie es scheint, die anderen so groß denken wie er selbst. Und mit diesem Verse entschwindet er den Blicken, nun selbst von ihr aus Eigensucht getäuscht, die er aus Liebe täuschte.

Kein Wort spricht die Gefangene. Wie falsch wäre es, ihr Schweigen daraus erklären zu wollen, daß bereits drei sprechende Gestalten auf der Bühne anwesend waren und der Dichter sie also nicht reden lassen konnte! 'Die Kunst kann immer, was sie will!' Und was sie hier gewollt hat, wenn sie die nur immer Weinende, durch den Adel der Erscheinung vor allen andern ausgezeichnete Königstochter mit den übrigen gefangenen Frauen schweigend ihren schweren Gang an uns vorüberziehen läßt — es ist offenbar: mit Deianeira selbst sollen wir sprechen: 'Furchtbares Mitleid trat in meine Seele!' Unser Mitleid freilich verteilt sich auf beide Frauen, unsere Seele schwankt, wer erbarmungswürdiger ist, die freundlich fragende Herrin oder die beharrlich schweigende Sklavin. Nur Fürsorge aber für dieses der Heraklesliebe gewürdigte, doch nun verlassene Geschöpf ist es auch, wenn der Sterbende Iole dem Sohne als Gattin übergibt — kein Wort des Dichters deutet darauf, daß ihr noch eine Zukunft bestimmt, daß sie etwa die Stammutter anderer Helden zu werden berufen sei —, und an diesem Auftrage dürfen wir so wenig Anstoß nehmen wie Hyllos selbst, der nur die unfreiwillige Mörderin von Vater und Mutter, nicht die Geliebte des Vaters in ihr zunächst zurückweisen möchte.

Die Zeichnung der Gestalten von Lichas und Iole lehrt: hier wirkt eine mit feinsten Mitteln feinste Wirkungen erzielende Kunst. Niemals aber, soweit wir sehen, hat der Dichter ein Wesen geschaffen, so rührend in der Zartheit seiner Empfindungen, so erschütternd gerade durch die Weichheit des Herzens wie Deianeira selbst. Sie durchlebt vor uns die Tragödie der liebenden und nicht mehr geliebten Frau, das Schicksal eines Menschen, dessen Bestimmung nichts ist als zu leiden. Tekmessa und Prokne sind ihre Schwestern unter den sophokleischen Gestalten. Woher fließt dem Dichter die Kunde von solch menschlichem Wesen? Aber es spricht ja der Dichter zu uns, dem die Muse vor allen anderen Athens es gab, Ethos miterlebend zu verstehen und nachschaffend zu bilden.

Deianeirens Leben, wie es gewesen war, enthüllt der Prolog: Unheil lastet auf ihr seit der Mädchenzeit, Furcht quoll ihr aus Furcht, seit sie des Herakles Gattin hieß, Sorge um den die Welt Durchwandernden brachte Nacht für Nacht; die Entscheidung über sein Leben bringt gar der heutige Tag. — Sehnsucht und Angst läßt ihre tränenschweren Lider schlummerlos bleiben, so weiß es auch der Jungfrauenchor; aber verstehen kann er sie nicht, denn nie wird das Mädchen die Tiefe der Frauensorge ermessen. Dieser Frau geziemte kein gesungener Vers: der Chor, nicht sie selbst stimmt das Jubellied an, als des Herakles Heimkehr gemeldet wird; sie heißt es ihn nur, ihre Freude zeigt der Dichter gleichsam nur im mildernden Spiegel. Und diese vergeht sogleich in überquellendem Mitleid, als ihr Blick auf die Gefangenen fällt. Was aber ist es nun, das die Weiche, die nur im Schatten des Herakles Lebende zu eigner Tat treibt, als sie die Wahrheit erfährt? Schon viele Frauen hat Herakles zum Weibe genommen und noch nie hat eine ein kränkendes Wort von ihr erfahren, läßt der Dichter sie Lichas sagen und will, daß wir es glauben, wenn wir uns auch nicht vorstellen können, wie jene neben Deianeira gelebt haben könnten; und da sie 'zu zürnen nicht versteht', da sie es nicht einmal für recht hält, 'daß eine kluge Frau je zürnt', so wird sie auch dies hier überwinden, sagt sie ihren Vertrauten. Also ist sie der Andromache des Euripides seelenverwandt, die Hektor auch schwer kränkende Taten vergibt. Aber daß sie, die Alternde, nun die Gunst des Gatten für immer verlieren wird an die jüngere Frau, daß sie jetzt nicht mehr bestehen kann neben Ioles Schönheit, das ist, wie sie selbst eben dort sagt, das Unerträgliche: hier, in dieser Rede vor den befreundeten Mädchen, und gerade an dieser Stelle, liegt der Schlüssel zum Verständnis ihres Handelns; unersetzlicher Verlust, daß ein Satz darin, Vers 548/549, unverständlich bleiben muß! — Ihrer alles verzeihenden, allem sich fügenden Liebe läßt Sophokles in weiser Kenntnis menschlicher Natur entsprechen ein ebenso großes Bedürfnis geliebt zu werden, und nur um neben der Nebenbuhlerin zu bestehen, greift sie, zitternd und zagend zwar, zu dem gefährlichen Mittel. Wenn der verschmähten Phaidra Liebe sich in Haß verwandelt, wenn Medeia ihre Gattenehre zu rächen strebt, Deianeira will nichts als die Liebe des sie Verschmähenden wiedergewinnen. — Hat aber die griechische Tragödie je wieder ein so von seelischer Spannung beherrschtes Gespräch wie die kurze Abschiedsszene zwischen ihr und Lichas, den sie dem Gatten sendet? Er glaubt sie zu verstehen und deutet doch jedes ihrer Worte nur nach dem Schein, sie aber verrät gerade, was sie verbergen möchte, die Eifersucht, in dem Bestreben, ihre Fürsorge für Iole Herakles melden zu lassen; nur der Gruß an ihn, in diesem Augenblicke ringt er sich doch von ihrer Seele nicht los! — Da sie nichts ist ohne Herakles, ist 'mit seinem Untergang der ihre auch beschlossen': wortlos geht sie in den Tod, als ihre Ahnung sich erfüllt.

Der Gemahl dieser also leidenden Deianeira mußte der riesige Held, der rücksichtslose Kraftmensch der attischen Sage sein, selbst wenn Euripides schon seinen ganz anderen Herakles geschaffen hatte. So hat

ihn Sophokles in allen seinen Taten geschildert, als Gewalttätigen gegen jeden, der ihm nicht zu Willen ist, gegen Eurytos und Iphitos wie gegen Lichas und Hyllos; aber auch in seinen Worten: denn so wirkt die Krankheit auf ihn, daß sie ihn reizt, jeden Augenblick loszubrechen, wovor selbst der Sohn erschrickt, und jene Reden, welche die schmerzensfreie Zeit füllen, hat der Dichter auf den Ton der höchsten pathetischen Kraft gestimmt. Nur den Anblick seiner Wunden hat er uns erspart: im Augenblick, da er den eigenen Körper entblößen will, wird er von einem neuen Anfall gepackt. Diesem Herakles werden wir auch den Befehl zutrauen, ihn zu verbrennen.

Wenn wir aber so das Wesen dieses Dramas sich offenbaren sehen in einem ganz besonderen seelischen Gehalt seiner Gestalten, seine Wirkung zurückführen wollen nicht auf eine irgendwie geartete dramatische Technik, sondern auf die Entschleierung menschlichster Empfindungen, zu der alle Technik nur Mittel ist, so wollen wir doch mit nichten behaupten, daß für den Dichter Richte und Ziel seines Schaffens gewesen sei, Menschen von abgerundetem oder sich ganz entfaltendem Wesen zu gestalten, also, daß sich jedes ihrer Worte einordne in den geschlossenen Kreis oder emporquelle aus dem Kraftpunkt eines seelischen Ich. Das Primäre für ihn ist und bleibt der gegebene Stoff, zwar ein Rahmen nur, innerhalb dessen seine Hand die Figuren ordnen und verschieben kann, wie er selbst es will, aber doch eine gefügte Schranke; diesen Rahmen füllt er mit handelnden und empfindenden Menschen. Die Freiheit besteht in der Wahl der Geschichte, in der Formung ihrer Teile und in der Begründung des Handelns; die Handlung als Ganzes, in Anfang, Richtung und Ende, ist ihm gegeben. Und wie der Mensch der griechischen Tragödie nicht darin seine besondere Größe zeigt, daß er selbst sein Geschick gestaltet, selbst Schicksal ist, sondern darin, daß er das über ihm Waltende auf sich herunter oder gar in sich hinein nimmt und es leidend erträgt oder zu seinem freien Entschlusse umwandelt, so ist auch der Dichter gebunden durch die gegebene Form des Stoffes, ohne freilich daß wir einen Grund zu der Meinung haben, er hätte dies als Fessel, als Bindung auch nur, selbst empfunden. Die einmal gewählte Handlung, und zwar nur soweit, als sie sich vor unseren eigenen Augen entwickelt, glaubhaft, mehr als das: durch 'Erregung von Mitleid und Furcht' ergreifend zu gestalten, das ist sein Ziel.

Und noch von ganz anderer Seite her dringt ein Gebot zu ihm, dem zu folgen selbstverständliche Pflicht für ihn ist. Über seinem Schaffen walten strenge Gesetze des Stils; Stilgesetz aber ist gleichbedeutend mit dem Gebot gerade zur Distanz vom Leben, 'wie es ist'. Niemals hat die griechische Tragödie Menschen geschaffen oder schaffen wollen, 'wie sie sind', auch die euripideische nicht. Die erhabene, weltabgewandte Sprache, der ehernen Gesetzen unterworfene Versbau, der feierlich getragene Vortrag, das szenenlange Schweigen mancher Personen, die das wechselnde Mienenspiel gerade verhüllende, starre Maske, die fest bestimmte Tracht des Schauspielers und der Choreuten, die Mitwirkung des aus bestimmter Personenanzahl bestehenden, bestimmt geformte Lieder vortragenden und den Reigen schreitenden Chores — das

sind einige der äußeren Merkmale für die Lebensferne dieses Spieles, eines Schauspieles für die Menschen nicht nur, sondern auch für den Gott, von dessen Fest es ein Teil ist. Hier wollen wir nur die Wirkung eines dieser Stilgesetze andeutend beschreiben, das für das Verständnis der Trachinierinnen besonders wichtig erscheint, weil gerade dieses Drama Menschen ganz besonders feinen Seelenlebens vorführt. Es ist das Gesetz, das die Abrundung der Szene und Rhesis, wie die des Chorliedes, zu einem geschlossenen Ganzen verlangt, mag dadurch eine Person auch zu ganz wesensfremden Worten oder Handlungen gedrängt werden. Seine Geschichte kann hier nicht verfolgt werden; wie es in den Trachinierinnen wirkt, ist deutlich zu sehen. Aus ihm erklärt es sich, daß Deianeira nach der Parodos des Chores ihre erste Rhesis beginnt, als hätte sie den Prolog garnicht gesprochen, als wäre die Entsendung des Hyllos durch sie nicht erfolgt; so, daß der als Bote heimkehrende Hyllos ganz die traditionellen Pflichten des Boten und nur sie in seinem Bericht ausübt, ohne sich weiter um den kranken Vater zu kümmern, was wir von dem Menschen, dem Sohne Hyllos doch erwarten würden. Nicht anders ist es zu beurteilen, wenn eine Szene sententiös geschlossen oder eingeleitet wird, ohne daß doch diese Sentenz mehr sein soll als ein Ornament, sicherlich nicht ein Ausdruck besonderer Stimmung oder eines Charakterzuges. Dieses Bestreben zu schließen und die neue Szene ganz aus sich selbst heraus zu entwickeln, scheint vor allem die Lösung für die wichtige Frage zu geben, wann Deianeira nach dem Willen des Dichters den verhängnisvollen Entschluß faßt. Denn die Szene, die die Entdeckung der Wahrheit über Iole bringt, schließt Sophokles so, daß er eine Pause einlegt und die Bühne leer macht: der Trachinier entfernt sich, Deianeira und Lichas gehen in das Haus; erst nach dem Chorliede, das an längst vergangene Zeiten erinnert, tritt sie wieder heraus und berichtet dem Chore so von ihrem Plane, daß wir den Eindruck empfangen, erst bei ihrem Verweilen im Hause ist ihr der Gedanke gekommen, die dort verborgene Gabe des Nessos zu verwenden. Und doch wird schon zum Abschluß der vorhergehenden Szene Lichas mit der Begründung in das Haus geschickt, sie wolle ihm für die Rückkehr Aufträge und Geschenke mitgeben. Sollen wir also glauben, daß sie schon hier den ganzen Plan im Sinne trägt, den sie nachher als plötzlichen Einfall den Mädchen vorträgt? Nein, sondern hier wirkt nichts als das Bestreben, die Szene zu einem Ganzen abzurunden: sie enthielt den Bericht des Lichas und die Sendung der Gefangenen, da wird als Schlußwort ausgesprochen, daß beides die entsprechende Gegengabe verlangt; wie dies nachher ausgeführt werden soll, daran wird hier noch gar nicht gedacht.

So ist es nicht zu leugnen, daß bei der Gestaltung dieser Menschen hier wie der des attischen Dramas überhaupt ganz verschiedene, ja sich entgegengesetzte Kräfte tätig gewesen sind: der Wille, seelisches Leben zu geben, und der Wille, das Leben durch den Stil zu meistern. Auch daß die Nebenfiguren überhaupt von ganz lebloser Blässe oder nur eben angedeutetem eigenen Wesen sind, ist auf diese lebensfeindliche Tendenz der attischen Tragödie zurückzuführen. Die hier vorliegende Antinomie

konnte nur durch das Spiel selbst, nur in der Gestaltung dieses Lebens durch den darstellenden Künstler aufgelöst werden.

Damit glauben wir unsere Aufgabe erfüllt zu haben. — Untersuchungen über Komposition und Gehalt behandeln das Kunstwerk als ein Seiendes, nicht als das, was es auch ist, als Gewordenes. Daraus nehmen wir uns das Recht, die Fragen nach dem Jahre der Entstehung, nach dem Verhältnis zum Herakles des Euripides oder gar zu des Sophokles eigenem Drama Niptra hier garnicht zu berühren. Wohl aber wäre eins zu wissen gerade für uns von der größten Bedeutung. Die Trachinierinnen standen nicht allein, sie waren entweder der Teil einer Trilogie oder doch Stück eines irgendwie dreifach gegliederten Ganzen. Allein schon weil wir über diesen Aufbau nichts ahnen, muß eine Betrachtung wie die unsere ganz und gar unvollkommen bleiben. Fanden auch die auf des Herakles Verklärung so dunkel hindeutenden Verse im Schlußwort des Hyllos durch ein folgendes Drama noch Aufklärung?

Berlin-Grunewald. Walther Kranz.

Θύεα und Apollonius Rhodius

Durch drei Dinge suchen sich die Betenden der Gnade der Götter zu versichern:

Il. I 499f. *καὶ μὲν τοὺς θυέεσσι καὶ εὐχωλῇς ἀγανῇσι*
λοιβῇ τε κνίσῃ τε παρατρωπῶσ' ἄνθρωποι.

Hes. erg. 336ff. *κὰδ δύναμιν δ' ἔρδειν ἱέρ' ἀθανάτοισι θεοῖσιν*
ἁγνῶς καὶ καθαρῶς, ἐπὶ δ' ἀγλαὰ μηρία καίειν,
ἄλλοτε δὴ σπονδῇς θυέεσσί τε ἱλάσκεσθαι.

Aisch. Agam. 68ff. (Wil.) . . . *οὐθ' ὑποκαίων,*
οὐθ' ὑπολείβων, οὔτε δι' ἁγνῶν
ἀπύρων ἱερῶν
ὀργὰς ἀτενεῖς παραθέλξει.

Durch Tieropfer, durch Spenden und durch unblutige Opfer. v. Wilamowitz bemerkt zu der letzten Stelle S. 185: '*ἄπυρα ἱερά* nulla sunt nisi nota illa maxime casta, tertium igitur expiandi genus *θυμιάματα* accedunt ad *ἔμπυρα* et *σπονδάς*.' Aber können *θυμιάματα* wirklich *ἄπυρα* sein? Daß man sie in Rauch aufgehen läßt, macht sie doch erst zur Opfergabe. Die alten Grammatiker erklären das homerische *θῦσαι* = *θυμιᾶσαι*, im Gegensatz zu *σφάξαι*, 'verbrennen'[1]). Sie denken dabei freilich nicht bloß an suffimenta, aber der Ausdruck schien ihnen doch für das 'vom Feuer verzehren lassen' der bezeichnendste zu sein. So war es wohl besser, wie die beiden ersten Stellen es haben, *θύεα* zu sagen. Denn die legte man öfters '*ἄνευ πυρός*' auf die Altäre[2]), nur der *πελανός* wurde stets verbrannt.

Bei Homer findet sich *θύεα* noch *Z* 270 und *ο* 261. Hekabe soll *σὺν θυέεσσιν ἀολλίσσασα γεραιάς* zum Tempel der Athene gehen und die Göttin um Hilfe anflehen. Sie nimmt offenbar etwas zuhause bereitliegendes mit. Das können nur *οὐλαί* sein, wie Penelope sie *δ* 761 beim Gebet streut, oder *ἄλφιτα*, Dinge, die in jedem Hause für solche Zwecke vorrätig waren (Theophr. Char. X 13), wie der Wein, den im ähnlichen Fall der Mann spendet (*Π* 231, *Ω* 306 u. a.).

---

[1]) Aristarch zu I 219 (Lehrs Arist.[3] 82), Ammonius S. 132, Bekker Anecd. 44.

[2]) Aristoteles bei Diog. Laert. VIII 13, Frgm. 442 Rose. Schol. Aristoph. Plut. 661. Vgl meine Kultusaltt.[2] 102. — Auch die *θυστά* in der Inschrift aus Erythrai v. Wilamowitz Nordion. Steine Abh. Berl. Akad. 1909 II S. 40 Nr. 8 Zl. 22 *ἣν δὲ] θυστὰ θύηι φθοῖγ καὶ ἑρμητὴν* müssen *θύεα* sein. Plassart und Picard Bull. corr. hell. XXXVII, 1913, S. 199f., die Wilamowitz' *θυμιάματα* = suffimenta verstanden, haben des längeren ausgeführt, daß es sich hier um Kuchen handle.

Umstrittener ist die Bedeutung der *θύεα ο* 261. V. 222 heißt es von Telemachos vor der Abfahrt von Pylos *εὔχετο θῦε δ' Ἀθήνῃ*, Theoklymenos aber *τὸν δ' ἐκίχανεν σπένδοντ' εὐχόμενόν τε θοῇ παρὰ νηῒ μελαίνῃ* (258) und redet ihn an (260f.) *ἐπεί σε θύοντα κιχάνω τῷδ' ἐνὶ χώρῳ, λίσσομ' ὑπὲρ θυέων.* Lehrs (Arist.[3] 83) bemerkt dazu, *θύειν* könne die gewöhnliche Bedeutung 'verbrennen' hier nicht haben, 'per *θῦσαι*, ut ex versu 258 patet, intellegitur oblata *σπονδή*'. Auch W. Schulze, der Quaest. epic. 320 wegen des langen *ῡ* an der Richtigkeit von *θῦε* zweifelt, meint 'facili opera restituere queas *λεῖβε* ex 258', wenn die Stelle nicht etwa noch weiter verderbt sei, und so ist denn auch in viele unserer Kommentare übergegangen, *θύειν* sei hier = *σπένδειν* und *θύεα* = *σπονδή*. Aber die Stelle zwingt durchaus nicht zu so gewaltsamer Interpretation. Telemachos, meine ich, opfert *ἄλφιτα*[1]), die er natürltch im Schiffe hat (*β* 354), und verbrennt sie, wie Odysseus in der Höhle des Kyklopen Käse verbrennt (*ι* 231). Zu einem größeren Opfer hat er nicht Zeit (*ο* 209). Vielleicht hat er die *ἄλφιτα* angefeuchtet, so daß sie zu *θυηλήματα* oder zum *πελανός* wurden. In das Feuer aber, das sie verzehrt, gießt er eine Spende, wie es Brauch war (*Λ* 775 *Λ* 462 *γ* 459 u. ö.), und so kann Theoklymenos ihn *σπένδοντα* (258) finden und, da er das Feuer noch brennen sieht, sehr wohl sagen: *ἐπεί σε θύοντα κιχάνω* (260) und ihn *ὑπὲρ θυέων* anflehen (261).

Es entspricht nur der auch sonst bekannten natürlichen Entwicklung, daß die alten *ἄλφιτα* oder der Mehlbrei durch den gebackenen Kuchen ersetzt wurden[2]). Und später bedeutet *θύεα* Gebackenes. In einer Inschrift aus Cos Dittenberger Syll.[3] 1025, 37 heißt es: *ἱερεὺς] δὲ τοῖς ἐντέροις ἐπιθυέ[τω θ]ύη καὶ τοὺς φθόϊας καὶ σπονδὰ[ν ἄκρατον]*[3]) *καὶ κεκραμέναν.* In einer erythräischen (v. Wilamowitz Nordion. Steine Abh. Berl. Akad. 1909 II S. 37 Nr. 11): *ἣν δὲ] θυστὰ θύηι φθοῖγ καὶ ἑρμητήν*[4]). — Aus Chios (Bull. corr. hell. XXXVII 1913, S. 195 Nr. 20) *Προλαμβανέ]τω αὐτῶι . . . σπλάγχνα τὰ ἐς [χ]εῖρας καὶ γόνατα*[5]) *καὶ γλῶσ[σ]αν . . . καὶ ἑρμέας καὶ θύα*[6]) *ἀπ' ὧν ἂν θύηι.* —

[1]) Vgl. Hymn. in Apoll. Pyth. 313 (491), 331 (509) *πῦρ δ' ἐπικαίοντες ἐπί τ' ἄλφιτα λευκὰ θύοντες εὔχονθ'.*

[2]) S. Benndorf Eranos Vindobon, 1893 S. 374f. v. Wilamowitz, Sitzgsber. Berl. Akad. 1904 S. 633ff, zu Zl. 38 der milesischen Inschrift.

[3]) So wird doch wohl zu ergänzen sein. Vgl. die milesische Inschrift 55, 26 *ἀκρήτωι κατασπένδετε* und meine Opferbräuche 91, 1.

[4]) Hesych. u. *ἑρμῆς· πέμματος εἶδος κηρυκιοειδές*, 'ein geflochtener Weck' v. Wilamowitz S. 40.

[5]) Die Herausgeber haben, wie schon vor ihnen Puttkammer: Quomodo Graeci carnes victim. distribuerint, Königsberger Diss. 1912 S. 21, einleuchtend erklärt: die für den Priester bestimmten *γέρη* werden den Statuen der Götter in die Hände oder (dem Sitzbild) auf die Kniee gelegt. Auch Ziehen Leg. sacr. II 114 ist zu ergänzen: [*σπλάγχνα τὰ ἐς χεῖρ*]*ας καὶ τὰ γό*[*νατα καὶ πάντα τ*]*ὰ θύα ἀπ' ὧν ἂν* [*θύηι*]. S. Bull. corr. a. O. S. 196. Es ist das eine sinnfällige Illustration dazu, daß *τῶι θεῶι διδόναι* bisweilen nichts anderes heißt, als: der Priester bekommt die Stücke. S. die Inschrift aus Epidauros Syll.[3] 998, 30; aus Cos 1026, 24f. Mehr Opferbr. 98f.

[6]) Von *θύον*, aber hier und Ziehen Leg. sacr. II 114 in derselben Bedeutung wie *θύη*. Anders wohl Pind. Frg. 130 (95, 7). S. unten S. 52.

4*

Auch Aisch. Eum. 834f. *ἀκροθίνια θύη πρὸ παίδων καὶ γαμηλίου τέλους* kann *θύη* nur unblutige Opfergaben bezeichnen, wie auch der Scholiast zu Eum. 747 berichtet, sie erhielten *ἱερὰ πόπανα*. Mit den *σφάγια*, die den Göttinnen 1006 zum ersten mal dargebracht werden[1]), haben sie nichts zu tun. Die bringt der Staat. Wenn ein einzelner ihnen bei Gelegenheiten, die das häusliche Leben angehen, opfert, tut er es nicht vor der Schlucht am Hügel des Areopag oder in dem unnahbaren Hain von Kolonos, sondern zuhause; es sind *ἐφέστια θύματα*, mit denen er sie verehrt.

Noch deutlicher ersehen wir aus den Säkularorakeln des Zosimus und Phlegon, die bekanntlich griechischen Ritus schildern, und ihrer Ergänzung durch die Akten, was *θύεα* sind. Bei Zosimus (Diels Sibyll. Blätter 134 Zl. 9f.) lesen wir . . . *ἐπὶ ταῖς δ' Εἰλειθυίας ἀρέσασθαι παιδοτόκους θυέεσσιν*, und die Akten (Ephem. epigr. 1891 S. 231 Zl. 115) lehren uns, daß damit 27 Kuchen gemeint sind. Ihnen stehen gegenüber die für andere Gottheiten bestimmten blutigen Opfer. Ebenso haben wir bei Phlegon (Diels a. O. 112 Zl. 16f.) neben den *θύεα*, die die Mädchen *σεμνῶς καὶ καθαρῶς* darbringen sollen, die *ἔμπεδα ἱερά* der Frauen, d. h. doch wohl die stata oder stativa sacrificia, die ständigen blutigen Opfer.

Schließlich heißt es in den Demen des Eupolis (Frg. 108 K. = Athen. III 123 A), wo von der Vorbereitung eines Opfers die Rede ist: *καὶ θύη πέττειν τινὰ κέλευ', ἵνα σπλάγχνοισι συγγενώμεθα.*

Ist darnach nicht daran zu zweifeln, daß die gewöhnliche Bedeutung von *θύη* 'Gebäck' ist, so gibt es doch auch einige Stellen, wo man 'Räucherwerk' zu verstehen haben wird. Theokr. Id. II 10 *νῦν δέ νιν ἐκ θυέων καταδήσομαι*, und einigermaßen ähnlich Apoll. Rhod. III 845 *τῷ εἴ κ' ἐννυχίοισιν ἀρεσσάμενος θυέεσσιν Κούρην μουνογένειαν*. IV 246 *ἀρέσσασθαι θυέεσσιν ἠνώγει Ἑκάτην*. — Auch in dem Gesetz von Iulis, Ziehen Leg. sacr. II 94, 18f. *ἐπὴν δὲ διαρανθῆι καθαρὴν ἔναι τὴν οἰκίην καὶ θύη θύεν ἐφί[στια]* wird man an Räucherwerk denken. Ebenso bei Pindar Frg. 130 (95) Schr. ed. min. 1909:

ὀδμὰ δ' ἐρατὸν κατὰ χῶρον κίδναται
αἰεὶ — θύα μειγνύν —
των πυρὶ τηλεφανεῖ παν-
τοῖα θεῶν ἐπὶ βωμοῖς.

---

[1]) v. Wilamowitz bemerkt zu der St. 'adductae iam sunt oves mactandae, ut pompa *διὰ τομίων* (vgl. Plat. Leg. 753 D) incedere possit'. Aber der Ausdruck ist auf Schwuropfer beschränkt und bezeichnet, allerdings selten, die Opfertiere selbst, weitaus häufiger die ausgeschnittenen Stücke, die *ὄρχεις* der Tiere, auf die die Schwörenden treten (s. Herm. XLIX, 1914, S. 90ff.). Hier ist von keinem Eid- sondern von einem Ehrenopfer für die Göttinnen die Rede, das ihnen auch für die Zukunft gelobt wird. Das Blut soll in den Erdschlund rinnen, in dem sie verschwinden werden, hinab, wo sie wohnen. Platon spricht nicht ausdrücklich von einem Eidopfer, aber das Hindurchgehen zwischen den *τόμια*, ihre Berührung oder doch unmittelbare Nähe soll das Gewissen der zur Wahl Schreitenden schärfen und sie mahnen, zu erfüllen was man von ihnen erwartet und was sie versprochen haben. Die Zeremonie hat denselben Sinn und Zweck wie das *στῆναι ἐπὶ τῶν τομίων*.

'gâteaux parfumés', wie es Bull. corr. hell. XXXVII, 1913, S. 200 erklärt wird, sind es gewiß nicht, und auch in der Inschrift von Chios ebenda S. 195 Zl. 9, wo der Priester *ἑρμέας καὶ θύα* als Sporteln erhält, werden es keine besonders präparierten Kuchen sein. In der Inschrift von Priene 174, 10f. *ὁ πριάμενος τὴν ἱερωσύνην παρέξεται θύα οὐλὰς λιβανωτὸν ἔλατρα* wird die Bedeutung zweifelhaft bleiben.

Schon Aristarch hatte in seinen Bemerkungen über das homerische *θύειν* die *θυηλαί* I 219 '*τὰς ἐπιθυομένας ἀπαρχάς*' erklärt (Lehrs 82), wie wir auch bei Athen. V 179B *ἀπαρχὰς τῶν βρωμάτων* und bei Bekker Anecd. 44 *τὰς ἀπαρχὰς τῶν ἐν τῇ εὐωχίᾳ παρατιθεμένων* (also bereits zubereiteter Speisen) finden[1]). Lehrs schließt den Artikel (S. 84) 'Homericis contra ponam haec Apollonii Rhodii I 420 *τὴν δὲ δέξο θυηλὴν* de bobus immolatis, et II 156 *καὶ ἀθανάτοισι θυηλὰς ῥέξαντες μέγα δόρπον ἐφώπλισσαν*'. Er hätte auch II 528f. hinzufügen können *Κέῳ δ' ἔτι νῦν ἱερῆες — — ῥέζουσι θυηλάς*, und auch III 191 ist das Wort ähnlich gebraucht.

So finden wir denn auch *θύεα* in den Argonautica von blutigen Opfern gesagt. I 353f. . . . *Φοῖβον ἀρεσσάμενοι θυέεσσιν δαῖτ' ἐντυνώμεσθα.*

IV 1183ff. . . . *ἄγεν δ' ὁ μὲν ἔκκριτον ἄλλων*
ἀρνειὸν μήλων, ὁ δ' ἀεργηλὴν ἔτι πόρτιν·
ἄλλοι δ' ἀμφιφορῆας ἐπισχεδὸν ἵστασαν οἴνου
κίρνασθαι· θυέων δ' ἀπὸ τηλόθι κήκιε λιγνύς.

I 432ff.. *τοὺς δ' ἕταροι σφάξαν τε βοῶς, δεῖράν τε βοείας,*
κόπτον, δαίτρευόν τε καὶ ἱερὰ μῆρ' ἐτάμνοντο,
κὰδ δ' ἄμυδις τά γε πάντα καλύψαντες πύκα δημῷ
καῖον ἐπὶ σχίζῃσιν· ὁ δ' ἀκρήτους χέε λοιβὰς
Αἰσονίδης, γήθει δὲ σέλας θηεύμενος Ἴδμων
πάντοσε λαμπόμενον θυέων ἀπὸ τοῖό τε λιγνύν.

(Vgl. ferner III 65). — Ich glaube, dieser Gebrauch von *θύεα* findet sich nur bei Apollonius, wie Lehrs für den von *θυηλαί* anscheinend auch keinen andern Zeugen beizubringen hatte. Denn Aristoph. Vög. 1520 und Athen. XIII 565 F steht *θυηλαί* wie Il. I 220 für *ἀπαρχαί*, und Stellen wie Aisch. Ag. 1410, wo *θύος* bildlich für Blutopfer steht, oder die *θυηλὴ Ἄρεος* Soph. El. 1423 darf man nicht als Beispiele gelten lassen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie wenig sich Apollonius um die sakralen Termini kümmert, ja wie er sie geflissentlich zu verletzen scheint. Und nicht bloß das, auch das Ritual ist ihm gleichgültig, und wenn seine Schilderungen sich an Vorbilder der homerischen Epen anlehnen, weicht er im einzelnen absichtlich ab, unbekümmert um den auch zu seiner Zeit noch bestehenden Opfer- und Sprachgebrauch. Die Verse I 432—436 haben ihr Gegenstück in Il. A 459—463:

αὐέρυσαν μὲν πρῶτα καὶ ἔσφαξαν καὶ ἔδειραν,
μηροὺς δ' ἐξέταμον κατά τε κνίσῃ ἐκάλυψαν,
δίπτυχα ποιήσαντες, ἐπ' αὐτῶν δ' ὠμοθέτησαν,
καῖε δ' ἐπὶ σχίζῃς ὁ γέρων ἐπὶ δ' αἴθοπα οἶνον λεῖβε.

[1]) Vgl. Opferbr. 7.

αἴθοπα οἶνον λεῖβε ist in *ἀκρήτους λοιβὰς χέε* verändert. Den Anlaß dazu wird die Reminiscenz an die *σπονδαὶ ἄκρητοι* B 341 gegeben haben: die Argonauten sollen vor der Abfahrt dieselben Spenden gießen, wie die homerischen Helden in Aulis. Daß es beim Eidschwur geschah, und darum *σπονδαὶ ἄκρητοι* erforderlich waren (vgl. Δ 159), hier aber von einem Speiseopfer die Rede ist (s. V. 455ff.), das *κεκραμένον* verlangt (Apoll. Rh. I 1185f. IV 1128f. 1187f.) ist dem Dichter gleichgültig. Am Schluß des Opfermahles I 516ff. heißt es

> . . . *κερασσάμενοι Διὶ λοιβὰς,*
> *ἧ θέμις, εὐαγέως ἐπί τε γλώσσῃσι χέοντο αἰθομέναις.*

Aber das ist nicht *θέμις*. Die letzte Spende wird dem Gott geweiht, dem das Opfer galt, oder dem Hermes. Sie heißt auch nach ihm *ἑρμῆς*. Das Verbrennen der Zungen, das nach dem Scholiasten dem Hermes zu Ehren geschieht, ist wieder nur eine unangebrachte Nachahmung von γ 332f., wo aber die Zungen dem Gott, der das Opfer empfing, verbrannt werden, dem Poseidon, so daß man bei Apollonius wenigstens Apollon erwarten durfte (vgl. Opferbr. 175).

III 1030 soll Jason *βόθρον ὀρύξασθαι περιηγέα· τῷ δ' ἔνι θῆλυν*

> *ἀρνειὸν σφάζειν καὶ ἀδαίετον ὠμοθετῆσαι*
> *αὐτῷ πυρκαϊὴν εὖ νηήσας ἐπὶ βόθρῳ.*

Das *θῆλυν ἀρνειόν* nur nebenbei. Man könnte sich versucht fühlen, *θῆλυν* nach IV 1184 in *μήλων* zu ändern oder ein *τε* einzuschieben, wodurch die Ähnlichkeit mit Od. κ 527, einem nahe liegenden Vorbilde, hergestellt wäre: *ἔνθ' ὄϊν ἀρνειὸν ῥέζειν θῆλύν τε μέλαιναν.* — Aber das *ἀδαίετον ὠμοθετῆσαι* ist charakteristisch für des Dichters Art. Von etwas nicht zu teilendem darf man nicht Stücke abschneiden, und *ὠμοθετεῖν* (Α 461 γ 458 u. ö. vgl. ξ 428) heißt die *ἀπαρχαί* von den einzelnen Gliedmaßen abschneiden, wie das Scholion auch richtig erklärt. Hier aber handelt es sich um ein holokaustisches Opfer.

Endlich — erschöpft ist die Liste damit keineswegs — II 717ff.

> *λοιβαῖς εὐαγέεσσιν ἐπώμοσαν, ἦ μὲν ἀρήξειν*
> *ἀλλήλοις εἰς αἰὲν ὁμοφροσύνῃσι νόοιο*
> *ἁπτόμενοι θυέων.*

Die Beschreibung der voraufgehenden Opferhandlung entspricht dem bei Schwuropfern stattfindenden Verfahren nicht; es handelt sich ja auch nicht um ein solches, aber das *ἁπτόμενοι θυέων* neben *ἐπώμοσαν* zeigt unzweideutig, daß der Dichter an das Opfer für Apollon eine bei Eidopfern, und allein bei diesen, übliche Handlung anschließt. Wie man sich die vorstellen soll, da das Opfer doch bereits beendet ist, und es unklar bleibt, wo die *θύεα* noch herkommen, oder ob ein noch besonders veranstaltetes Schwuropfer, von dessen Vollziehung nichts gesagt ist, anzunehmen und vorauszusetzen sei, das überläßt er seinen Lesern. *θύεα* steht für das sonst allein gebräuchliche *ἱερά* (Herm. XLIX, 1914, S. 97ff.), also wieder vom blutigen Opfer. Dazu kommt eine weitere Abweichung von der sonst stehenden Terminologie: die

beim Schwuropfer gegossenen Spenden heißen nicht *λοιβαί*, und der Umstand, daß das Wort *σπονδαί* bei Apollonius überhaupt nicht vorkommt, erklärt oder entschuldigt nicht die Willkür, sondern ist nur ein neuer Beweis für die Gleichgültigkeit des Dichters gegen den herrschenden Sprachgebrauch. *λοιβή* kann sonst jede Art von Spenden bezeichnen, Weinspenden wie nüchterne, steht also auch für *χοή* (Soph. El. 52, Kaibel Epigr. gr. 153, 7), *σπονδαί* aber sind Weinspenden und das Wort kann da, wo der Ritus solche fordert, oder wo ausdrücklich gesagt werden soll, daß die Spende aus Wein bestehen solle, durch kein anderes ersetzt werden. Hades heißt bei Euripides Alk. 424 *ἄσπονδος θεός* und erhält doch *χοαί* (Eur. Frg. 912 N.[2] S. 655) und *λοιβαί* (Eur. Iph. T. 169), und in Gegenüberstellungen wie in der milesischen Inschrift III Nr. 31 S. 163[1]) wäre *λοιβαὶ καὶ μελίγματα* unmöglich, weil das keine Gegensätze sind wie *σπονδαί* : *μελίγματα* und gleich darauf *σπονδὴν* : *μελίγματα*. Auch *ἀκρήτους λοιβάς* (I 435) dürfte sich sonst kaum finden (Vgl. *Β* 341, *Δ* 159), und *χέειν* (den ganzen Inhalt ausschütten) beim Speiseopfer auch nicht; das geschieht nur bei ganz hingegebenen, also holokaustischen Opfern.

Man wird Apollonius in diesen Sachen nur da als Zeugen gelten lassen dürfen, wo er mit dem sonst Überlieferten übereinstimmt oder besondere Gründe für seine Glaubwürdigkeit sprechen. Wenn z. B. bei ihm (IV 702 ff.) die Mörder des Apsyrtos erst nach ihrer Reinigung durch Kirke das Versöhnungsopfer darbringen dürfen, während in der Aithiopis (Proklos Aith. Wagner Mythogr. gr. 242. Kinkel Ep. gr. Fr. I 33) Achill opfert, ehe ihn Odysseus gereinigt hat, so erklärt sich die Verschiedenheit daraus, daß in dem kyklischen Gedicht die Vorstellung von einer sozusagen innerlichen Befleckung des Mörders, die ihn von heiligen Handlungen ausschließt, noch nicht vorhanden ist, wie in der Odyssee *ο* 258 ff. der Mörder Theoklymenos durch seine Anwesenheit das Opfer des Telemachos nicht stört oder entweiht. Später ist das anders geworden.

Linz a. Rh. P. Stengel.

---

[1]) Beiläufig: In derselben Inschrift heißt es Zl. 5 *Ἥρηι Ἀνθίηι: οἷς λευκή*, wozu Rehm bemerkt, es scheine dies das einzige Beispiel von Schafopfern für Hera zu sein. Aber in der alten argivischen Inschrift Bull. corr. hell. XXXIV, 1910, S. 331 steht Zl. 9: *ἰ κα τõι Μαχανεῖ θύομες τὸνς Ϝεξέκοντα τελέονς ὄϜινς καὶ τᾶι (Ἕ)ραι τὸ σκέλος Ϝεκάστο διδόμεν τõ θύματος;* und Pausanias IX 3, 4 erzählt von dem Fest der Daidala in Boiotien, das dem Zeus und der Hera gemeinsam gefeiert wurde, den Ärmeren *τὰ λεπτότερα τῶν προβάτων θύειν καθέστηκε.*

Zwei quellenkritische Beobachtungen

I. Die Herkunft des Wachstafelbildes im Theätet

Platon sagt Theaet. 191c: 'Nimm zum Zweck unserer Untersuchung an, in unserer Seele befinde sich eine wächserne Tafel, bei dem einen größer, bei dem anderen kleiner, bei dem einen aus reinerem Wachs, bei dem anderen aus schmutzigerem, hier aus härterem, bei anderen aus weicherem, bei einigen auch aus regelrecht passendem . . . Auf diese Tafel, so wollen wir sagen, drücken wir ab, was wir im Gedächtnis behalten wollen von dem, was wir sehen oder hören oder selbst denken, indem wir sie unseren Wahrnehmungen und Gedanken als Unterlage dienen lassen, als ob wir die Zeichen von Siegelringen abdrücken. Und was sich da abgeprägt hat, dessen erinnern wir uns und wissen es, solange das Abbild davon sich auf der Tafel erhält. Wenn es aber ausgewischt wird oder überhaupt nicht die Kraft gehabt hat sich abzuprägen, so haben wir es vergessen und wissen nicht.' Platon will mit diesem Bilde aufs schärfste diejenige Psychologie kennzeichnen, die er bekämpft: den reinen Sensualismus, für den Wissen nichts ist als Erinnerung an sinnlich Wahrgenommenes. Welche Schule vertrat diesen Standpunkt, und wem gehört das Bild zu eigen?

Hemsterhuis zu Pollux IX, 130 vermutet, Platon habe die bildliche Verwendung des *ἐκμαγεῖον* von den Pythagoreern entlehnt. Wohlrab und Campbell in ihren Ausgaben notierten jene Vermutung zu dieser Stelle. Haben sie übersehen, daß Hemsterhuis nicht von dem *ἐγμ.* des Theätet, sondern von dem *ἐγμ.* aus der Raumlehre des Timaeus (vgl. 50c, 72c) redet und daß die angeblich pythagoreische Quelle der Lokrer Timaios ist? Vgl. auch Hemsterhuis Anecd. I p. 201. Steinhart in der Einleitung zum Theätet S. 74 hält es für 'möglich, daß diese Ansicht von Protagoras oder von einem anderen zum Materialismus hinneigenden Philosophen seiner Zeit herrührt'. Steinhart hat gar keinen Glauben gefunden. Dümmler, Antisthenica S. 47 hat die von vielen übernommene Ansicht ausgesprochen, das Bild gehöre Antisthenes. Schließlich aber drang Zellers Meinung durch, Platon habe das Bild selbst geschaffen, offenbar um nicht nur eine bestimmte Schule, sondern zusammenfassend den Empirismus überhaupt zu treffen. So noch als letzter: E. Stölzel, Erkenntnisproblem bei Platon, Halle 1908, S. 94—112.

In Wahrheit liegen die Dinge so, daß wir nicht auf Vermutungen angewiesen sind, sondern den Urheber wörtlich faßbar machen können.

1. Es muß sich um eine bestimmte Schule und um ein bestimmtes Lehrstück handeln: 194c steht ein das Gleichnis deutlich als Zitat kennzeichnendes *φασίν*, 197d steht ein das Bild (nicht die Lehre) verwerfendes *οὐκ οἶδ' ὅ, τι πλάσμα*. Damit fällt die platonische Herkunft.

2. Es soll getroffen werden der reine Materialismus: die wahre Meinung komme zustande dadurch, daß die Abdrücke unmittelbar treffend mit den Wahrnehmungen zusammengebracht werden; die falsche dadurch, daß das schräg oder querüber geschieht 194b. Auf rein materia-

listische Auffassung deuten auch alle anderen Ausdrücke: *σφραγίς, τύπος, ἴχνος, ἀποτύπωμα, κηρὸς λεῖος, ὑγρός, σκληρός, στενοχωρία* usw. Damit fällt die Möglichkeit, überhaupt an Pythagoreer zu denken. Philolaos läßt, rein idealistisch und bereits auf Grund des Prinzipes der Affinität von Subjekt und Objekt, die Zahl es sein, die 'alle Dinge mit der Wahrnehmung innerhalb der Seele in Einklang bringt' frg. 11.

3. Der Urheber des Bildes wollte eine Auffassung zum Ausdruck bringen, die uns heute vielleicht trivial erscheint, nachdem die tabula rasa in mehr als zwei Jahrtausenden allmählich abgegriffen ist; die aber damals wie eine ungeheure Paradoxie wirken mußte: das Erkennen eines Gegenstandes sei ein mechanischer Bewegungsvorgang, bei dem es darauf ankommt, daß der Stoff des Gegenstandes vom Wahrnehmenden getrennt bleibt, die Form des Gegenstandes aber in ihn eindringt und sich in der Seele abprägt. Dieser bedeutende und folgenschwere Gedanke stammt, das wissen wir sicher, nicht aus der kynischen, sondern aus der abderitischen Schule, er ist die Grundlage der Idolenlehre Demokrits: *μηδενὶ γὰρ ἐπιβάλλειν μηδετέραν [νόησιν] χωρὶς τοῦ προσπίπτοντος εἰδώλου* Diels Vorsokr. II[3] S. 9 Z. 6.

In der Tat findet sich die Quelle leicht, sobald man in der Gedankenwelt der Abderiten sucht. Theophrast de sens. Kap. 50 (= Diels Vors. II[3] S. 40 Z. 31ff.) bespricht Demokrits Lehre vom Sehen: *ὁρᾶν μὲν οὖν ποιεῖ τῇ ἐμφάσει· ταύτην δὲ ἰδίως λέγει· τὴν γὰρ ἔμφασιν οὐκ εὐθὺς ἐν τῇ κόρῃ γίνεσθαι, ἀλλὰ τὸν ἀέρα τὸν μεταξὺ τῆς ὄψεως καὶ τοῦ ὁρωμένου τυποῦσθαι συστελλόμενον ὑπὸ τοῦ ὁρωμένου καὶ τοῦ ὁρῶντος.* Diese Lehre Demokrits kritisiert Theophrast und führt bei dieser Gelegenheit das Bild von der Wachstafel ausdrücklich als einen von Demokrit selbst gebrauchten Vergleich an, Kap. 51: *πρῶτον μὲν οὖν ἄτοπος ἡ ἀποτύπωσις ἡ ἐν τῷ ἀέρι. δεῖ γὰρ ἔχειν πυκνότητα καὶ μὴ θρύπτεσθαι τὸ τυπούμενον, ὥσπερ καὶ αὐτὸς λέγει παραβάλλων τοιαύτην εἶναι τὴν ἐντύπωσιν οἷον εἰ ἐκμάξειας εἰς κηρόν.* Die Übereinstimmung der Stellen bei Platon und Theophrast ist restlos. Das Gleichnis wurde ja auch von Aristoteles übernommen, aber schon er ändert die Termini und spricht von *γραμματεῖον.* Bei Demokrit und Platon aber haben wir genau die gleichen Ausdrücke: *ἐκμαγεῖον-ἐκμάξειας, ἀποτυποῦσθαι, κηρός.* Platon hat sogar 191d das demokritische *εἴδωλον*; ja sogar Platons Spiel mit den Wörtern *ὑγρός, σκληρός* 194e ist Demokrit nachgemacht: *διὸ καὶ τοὺς ὑγροὺς τῶν σκληρῶν ὀφθαλμοὺς ἀμείνους* Kap. 50, und das Kneten des Wachses *κηρὸς ὠργασμένος* 194c dem *κηρὸς ὠθούμενος καὶ πυκνούμενος* Kap. 52. Und Platons *ἔστι δὲ εἰς μετρίως ἔχοντος* 191d ist ein leise höhnender Anklang an Demokrits Lehre von der richtigen Seelentemperatur *περὶ δὲ τοῦ φρονεῖν ἐπὶ τοσοῦτον εἴρηκεν ὅτι γίνεται συμμέτρως ἐχούσης τῆς ψυχῆς κατὰ τὴν κρῆσιν, ἐὰν δὲ περίθερμός τις ἢ περίψυχος γένηται, μεταλλάττειν φησί* Kap. 58.

Läßt die totale Kongruenz der Stellen auch keinen Zweifel, daß das Bild aus der abderitischen Sphäre stammt, so bleibt dennoch die Frage offen, ob Demokrit selbst es geschaffen oder etwa schon von Protagoras übernommen hat, gegen den ja der größere Teil des Theätet gerichtet

ist. Jedenfalls hat es großen Eindruck auf Platon gemacht, der es nicht nur im Theätet genauer im Detail ausmalt, als es der Urheber getan zu haben scheint, sondern im Philebus 39a ff. noch mit weiteren Zügen ausstattet. Aristoteles hatte, wie man nun deutlich sehen kann, sowohl Demokrits als auch Platons Fassung vor Augen. Die des Demokrit dient ihm de anima B 424a 17 dazu, um seine eigene tiefsinnige Lehre von der seelischen *ἐνέργεια* zu illustrieren[1]): *καθόλου δὲ περὶ πάσης αἰσθήσεως δεῖ λαβεῖν ὅτι ἡ μὲν αἴσθησίς ἐστι τὸ δεκτικὸν τῶν αἰσθητῶν εἰδῶν ἄνευ τῆς ὕλης, οἷον ὁ κηρὸς τοῦ δακτυλίου ἄνευ τοῦ σιδήρου καὶ τοῦ χρυσοῦ δέχεται τὸ σημεῖον, λαμβάνει δὲ τὸ χρυσοῦν ἢ τὸ χαλκοῦν σημεῖον, ἀλλ' οὐχ ᾗ χρυσὸς ἢ χαλκός.* Platons Fassung aber, die besonders das Vergleichungsmotiv des Lesens betont und vom Aisthetischen auf das Noetische übergreift, benutzt Aristoteles ebenda 429b 30: *δυνάμει πώς ἐστι τὰ νοητὰ ὁ νοῦς, ἀλλ' ἐντελεχείᾳ οὐδέν, πρὶν ἂν νοῇ. δεῖ δ' οὕτως ὥσπερ ἐν γραμματείῳ ᾧ μηθὲν ὑπάρχει ἐντελεχείᾳ γεγραμμένον.*

Mit diesen Ausführungen möchte ich zugleich das Dogma angegriffen haben, welches seit Diogenes Laertius besteht und auf die Worte zurückzuführen ist: *πάντων γὰρ σχεδὸν τῶν ἀρχαίων μεμνημένος ὁ Πλάτων οὐδαμοῦ Δημοκρίτου διαμνημονεύει.*

II. Das Proömium zu Plinius' Naturalis historia.

Plinius leitet seine Kosmologie zu Beginn des zweiten Buches durch ein in mehr als einer Hinsicht einzigartiges Bekenntnis zum Kosmotheismus ein[2]), das sich folgendermaßen gliedert: Die Welt ist göttlich als Ganzes, als All, kraft ihrer Ewigkeit, Einheit, Einzigkeit. Und sie ist göttlich durch das ihr immanente Strukturgesetz der harmonischen Bindung der Elemente und Sphären, durch ihr Leben und ihre Beseeltheit. Und schließlich ist sie göttlich durch ihr höchstes und letztes Prinzip, zu dem alles andere nur Entwicklung und Stufe ist (1—14). Es kann gezeigt werden, daß dieser Lehrinhalt einer bestimmten philosophischen Gedankenwelt angehört und daß auch der Wortlaut mehrfach auf diese selbe Herkunft deutlich hinweist.

1. Vergleich mit Manilius' Astronomicon I. Plinius formuliert den geozentrischen Gedanken mit den prägnanten Worten: imam atque mediam in toto terram (11); Manilius: medium totius et imum (170). Diese Formulierung ist bei Posidonianern beliebt: Cic. de nat. deor. II 116 medium infimum, Cleomedes ed. Ziegler 10 Z. 20 *εἰ γὰρ μὴ τὸ αὐτὸ μέσον εἶχεν ὁ κόσμος καὶ κάτω.* Vgl. auch den Neuplatoniker Salustius de mundo 8 *τὸ κάτω μέσον ἐστι.* (Im 5. Jahrhundert kehrt der Ausdruck noch einmal bei Martianus Capella wieder, wo er wie so viel anderes wohl aus

[1]) Bonitz hatte hier, da auch er die Theophraststelle übersehen hatte, an Theätet 191c als Vorbild gedacht.

[2]) Gelegentliche, aber stets nur streifende Behandlung fand die Stelle in der veralteten Dissertation von Rümmler, Plin. philosophumena Greifswald 1862; bei Urlichs in der Chrestom. Plin. 1857 (einige treffende Bemerkungen); bei Gruppe Hermes XI S. 239f. (zurückgewiesen von Diels Dox. S. 196). Ganz irreführend ist Gercke, Senekastudien S. 105. Friese, Kosmologie des Plinius, Breslau 1862, war mir nicht zugänglich. — Vgl. diese Jahresber. 1918, Sitzungsber. S. 7.

Plinius abgeschrieben ist.) — Weiter führt Folgendes: Plinius lehrt, daß die Erde die Angel des Weltalls sei, indem sie das, wodurch sie schwebt, selbst im Gleichgewicht hält: stare pendentem librantem per quae pendeat (11); Manilius ganz übereinstimmend: quodsi librato penderet pondere tellus (173). Ja, derselbe Gedanke wird sowohl bei Plinius wie bei Manilius in kurzen Zwischenräumen zum zweitenmal ausgesprochen, wobei beide Autoren statt pendere diesmal suspendere sagen. Plinius wenige Zeilen vorher: suspensam . . . librari medio spatii tellurem (10); Manilius wenige Zeilen nachher: sed medio suspensa manet (I 180). Derselbe Gedanke, derselbe Ausdruck, dieselbe Wiederholung mit der gleichen Nuance. Das kann kaum Zufall sein. — Bei Manilius I 521 steht folgender Vers über den Kosmos: Idem semper erit quoniam semper fuit idem. Skaliger, der den stoischen Charakter der Kosmologie des Manilius erkannt hatte, verdächtigte den Vers, da sein Inhalt der stoischen ἐκπύρωσις widerspreche. Boll in seinem Aufsatz über Manilius und Posidonius (Fleckeis. Jahrb. Suppl. XI) macht auf die Möglichkeit aufmerksam, den Vers zu halten, indem er eine bei Stobäus (Ecl. I 434) erhaltene Stelle des Posidonius heranzieht: παραμένειν τὴν ἑκάστου ποιότητα ἀπὸ τῆς γενέσεως μέχρι τῆς ἀναιρέσεως, also: das Einzelwesen beharre in seiner ποιότης von der Geburt bis zum Tode. So könne man sagen, daß die Stoiker den wirklichen Stoff der Welt, das πνεῦμα, im Gegensatze zu dem, was Alter, Jahre und Bewegung ermatten und aufreiben, für ewig halten. Was Boll anhand von Manilius für möglich erklärt, wird nun durch Hinzunahme des Plinius zur größten Wahrscheinlichkeit: mundum . . . aeternum, immensum, neque genitum neque interiturum umquam (1). Es ist der gleiche Tatbestand: ein im übrigen streng stoischer Text lehrt die Ewigkeit der Welt. Beide Stellen stützen einander, und geht die eine auf Posidonius zurück, so wird das Gleiche für die andere irgendwie gelten müssen.

2. Vergleich mit anderen Posidonianern. W. Jäger hat in seinem Buche Nemesios von Emesa 1914 den Beweis erbracht, daß der monistische Aufbau der Stufen im All durch das δεσμός-Motiv des Timaeus die Lehre des Posidonius ist. Jäger hat diese Lehre aus den Werken des Bischofs Nemesios und des Kirchenvaters Basileios rekonstruiert, er hätte zu dem gleichen Zweck unseren Pliniustext heranziehen können. Was zu Zellers Zeit noch galt: daß die Stoa über die Scheidung ἕξις, φύσις, ψυχή nicht hinausgekommen und zu einem Ausbau der Stufenentwicklung in der Natur nicht gelangt sei, muß heute ersetzt werden durch das Anerkenntnis, daß den 'kühnen Gedanken der Einheit von Natur und Geist, der stufenweisen Enthüllung der Vernunft und des Geistes als des Lebendigen aus dem Nichtvernünftigen und Anderen zuerst Posidonius gedacht hat' (S. 120). Dieser Gedanke aber findet in der gesamten stoischen Ueberlieferung, soweit ich sehe, keinen reineren Ausdruck als den plinianischen: Quisquis est deus, si modo est alius (sc. als das göttliche All und die Sonne in ihm) et quacumque in parte, totus est sensus, totus visus, totus auditus, totus animae, totus animi, totus sui (14). Das sind die Stufen von der bloßen Empfindung, die virtuell schon in der Materie keimt, über die organisierte Empfindung des Tieres, über das Seelenleben, über die vernünftige Geistigkeit des Menschen bis zur höchsten Stufe der Individualisation, bis zum

schlechthin autarken Selbst des reinen Gottesbegriffes. Gott ist hier die ganze Stufenreihe, sofern an ihr der Aufstieg des geistigen Prinzips bejaht und insofern von dem von Stufe zu Stufe mehr überwundenen Materiellen abstrahiert wird. Begonnen hatte Xenophanes mit einer derartigen Betrachtung: *οὖλος ὁρᾷ, οὖλος δὲ νοεῖ, οὖλος δέ τ' ἀκούει* (fr. 24). In der Form ähnelt dem Pliniustext Cicero Somn. VIII, 18: Deum te igitur scito esse, si quidem est deus, qui viget, qui sentit, qui meminit, qui providet etc. Aber ohnegleichen ist es, wie bei Plinius der posidonische Gedanke des Aufstiegs zum Ausdruck gebracht wird[1]). Hiermit hängt eng ein anderes zusammen. Posidonius lehnte die aristotelische Fünfzahl der Elemente ab, kehrte mit Chrysipp zu den vier platonischen Grundstoffen zurück und schied zwischen zwei schweren und zwei leichten. In der Elementenlehre des Posidonius herrscht 'das heraklitische Spiel der Gegensätze, die ein Medium als Fessel vereint, bis sich sogar die am weitesten auseinanderstrebenden Pole der Elementreihe, Erde und Feuer einander zuwenden' (Jäger S. 100). Man braucht nicht bis zu den platonisierenden Christen vorzuschreiten, um eine Formulierung dieses Gedankens zu finden, in unvergleichlicher Prägnanz steht sie bei Plinius: Nec de elementis video dubitari quattuor esse ea: ignium summum . . ., proximum spiritus, . . . huius vi suspensam cum quarto aquarum elemento . . . tellurem. Ita mutuo complexu diversitatis effici nexum et levia ponderibus inhiberi, quominus evolent, contraque gravia ne ruant suspendi levibus in sublime tendentibus (10, 11). Nicht die Elemente in ihrer bloßen Stofflichkeit bilden den Körper der Welt, sondern die Elemente in ihrer *τάξις*. Die proportionale Bindung ihrer Vierzahl bedeutet das immanente Strukturgesetz des Kosmos[2]). — Man darf noch einen Schritt weiter gehen und auch in dem, was Plinius über die Sonne sagt, eine Wirkung des posidonischen *δεσμός*-Motivs sehen. Seit Platon galt folgende Reihenfolge der Planeten: Mond, Sonne, Venus, Merkur, Mars, Jupiter, Saturn. Noch um das Jahr 100 v. Chr. ist bei Lindos auf Rhodos eine Inschrift geweiht worden (vgl. Hultsch bei P.-W. II, 2, 1851), welche die gleiche Reihenfolge aufweist. Erst die mittlere Stoa rückte die Sonne in die Mitte: Fixsternsphäre, Sphäre der äußeren Planeten, Sonnensphäre, Sphäre der inneren Planeten, Erde. Warum? Es ist nicht gut anders möglich, als daß diese Mittelstellung der Sonne auf prinzipiellen Gründen des posidonischen Kosmotheismus beruht. Das All ist lebendiger Organismus, alles Lebende aber ist beseelt, Seele aber ist Harmonie des Leibes, Harmonie aber ist *σύνδεσις, μεσότης*. So ist die Seele — schon von den Pythagoreern an — das Prinzip des symphonischen Einklangs der auseinanderstrebenden Gegensätze, und wer der Welt eine Seele zuschreibt, muß sie als Quelle dieser Weltharmonie auf Grund des *μεσότης*-Motivs aufsuchen. Daß dies die Überzeugung des Posidonius war, lehrt der Autor *π. κόσμου* und Philo (vgl. Jäger S. 110f.). Nichts anderes aber ist es, was bei Plinius von

[1]) Über die Entstehung dieser posidonischen Lehre aus der peripatetischen Psychologie und ihre Nachweisung bei Cicero de nat. decr. II, 33 s. Jäger S. 115 Anm. 1.

[2]) Das von Zeller III, 1⁴ S. 187 für die Stoiker geforderte 'alle Elemente zusammenhaltende Band' hat hier also sein Zeugnis.

der Sonne gesagt wird, die geradezu den Namen der Weltseele erhält. (Unter den Sternen) medius sol fertur . . . Hunc esse mundi totius animum ac planius mentem, hunc principale naturae regimen ac numen etc. (13).

3. Die antinomische Prädikation der Welt. Die Prädikation der Welt bei Plinius lautet: Sacer est, aeternus, immensus, totus in toto, immo vero ipse totum, infinitus ac finito similis, omnium rerum certus et similis incerto, extra intra cuncta complexus in se, idemque rerum naturae opus et rerum ipsa natura (2). Von totus bis incerto haben wir eine ganz eigenartige Antinomik. Totus in toto, immo vero ipse totum steht — wie übrigens die ganze Stelle — in schärfstem Gegensatz zur epikureischen Lehre. Diese nahm unendlich viele Welten, *ἄπειροι κόσμοι*, im unendlichen leeren Raum an, und alle aus Zufall entstanden. Für den Stoiker ist die Welt nicht 'in' einem Raum, sondern der Raum gehört zur Welt, das All muß im Ganzen als Einheit gedacht werden,[1]) es ist 'ganz in der Ganzheit inbegriffen', es ist eben 'das Ganze'. Dann folgen zwei antinomische Bestimmungen über finitus, infinitus, certus, incertus von höchster Merkwürdigkeit, die offenbar die griechischen Begriffspaare *ὡρισμένος* und *ἀόριστος*, *πέρας* und *ἄπειρον* wiedergeben. Historisch geht letzten Endes diese Antinomik zurück auf die Eleaten, vgl. die Schrift De Melisso p. 976 a 4 *τί κωλύει τὸ μὲν ὅλον ἀγένητον ὂν ἄπειρον εἶναι, τὰ δὲ ἐν αὐτῷ γιγνόμενα πεπεράνθαι ἔχοντα ἀρχὴν καὶ τελευτὴν γενέσεως;* Aber diese Antinomik bekam neues Leben und neuen Sinn durch einen dominierenden Gedanken der Stoa: soll die Welt im strengsten Sinne monistisch gedacht werden, so müssen alle nicht wegzuleugnenden Dualismen, vor allem: zeitlich, ewig; endlich, unendlich, auf einen letzten, nur in der Brechung unseres Intellekts beruhenden Dualismus zurückgeführt werden; diese Brechung besagt, daß wir die Natur trotz ihrer einheitlichen Wesenheit je nach unserer Betrachtung auffassen müssen entweder als natura generatrix oder als natura generata. (Hierauf beruht die Unterscheidung des Diog. Laert. VII, 137 f.). So bekommt es Sinn, daß sie als generatrix und generata entgegengesetzte Prädikate erhält, und die Entgegensetzung infinitus für die schaffende, finitus für die geschaffene Natur wird erklärlich, und da die generatrix die wahre, die generata nur die durch unsere menschliche Betrachtung abstrahierte Natur ist, so hat diese abgeleitete Natur auch kein 'endliches Sein', sondern sie sieht nur so aus: finito similis. Nun folgt aber nicht etwa parallel dem Vorigen incertus et similis certo, sondern: certus et similis incerto. Also: die unendliche, schaffende Natur ist *πέρας* in allen ihren Auswirkungen, die geschaffene Natur aber sieht aus, als wäre sie *ἄπειρον*. Vergleicht man diese einzigartige Diktion mit den anderen armseligen Formulierungen, in denen wir dies stoische Lehrstück haben, z. B. Cleomedes 1,1 (Arnim Stoic. frg. II 170): *Οὐ μὴν ἄπειρός γε, ἀλλὰ πεπερασμένος ἐστιν (ὁ κόσμος)*, so wird erst die raffinierte Feinheit des Pliniustextes hinreichend deutlich. Die Prägnanz eignet nicht nur den Worten, sie ist im Gedanken verankert. So konnte nur jemand formulieren, der die

[1]) Mit einer ausgezeichneten Definition gleichen Sinnes beginnt auch Pompon. Mela.

Diskussion der Mathematiker, ob die infinita certa oder incerta seien, intim studiert hatte! (vgl. Arnim, Epikurs Lehre vom Minimum, Wien 1907, S. 5ff). Das similis hat jenen feinen erkenntnistheoretischen Sinn, der unter den Stoikern nur den platonisierenden eignet: das Seiende ist unendlich, aber begrenzt. Man wüßte nicht, wem anders man diesen Gedanken in dieser Form zutrauen könnte als dem Denker, der den Platonismus in die Stoa eingeführt und durch seinen Timaeuskommentar die Platontradition für Jahrtausende beeinflußt hat.

Wie Plinius zu diesen posidonischen Gedanken gekommen ist, soll hier nicht gefragt werden, denn es kann nicht sicher beantwortet werden [1]). Mag lebendige Schultradition, mag vermittelnde literarische Überlieferung ihm sein Material geliefert haben, jedenfalls hat er die Gedanken des großen Denkers nicht nur mechanisch wiedergegeben, sondern in leidenschaftlicher Weise sich anzueignen gesucht und in wahrhaft stoischem Sinne es zu einem Erleben des Kosmos gebracht, wie Mark Aurel es VIII, 52 fordert: *ὁ μὲν μὴ εἰδὼς ὅ, τι ἐστι κόσμος, οὐκ οἶδεν ὅπου ἐστίν.* Welch ein Pathos in seiner Polemik gegen den (epikureischen) Pluralismus der Welten (2—4), obwohl die Argumente seit Aristoteles (Metaph. XII, 1074 a 30) dieselben geblieben sind. Welche Ehrfurcht in seinen Worten über Gott! Welcher Schwung in der Wiederholung: aeternum, immensum . . . sacer est, aeternus, immensus (1).

Trotzdem, das Pathos ist größer als das eigentliche Können. In seiner Argumentation für die Kugelgestalt des All ist ihm etwas Böses zugestoßen (5). Aus Cicero de nat. deor. II, 116 kennen wir die stoische Lehre: si mundus globosus est, contingere idem terrae necesse est.[2]) Aber bei Cicero sind die Beweise für die Kugelgestalt der Welt von denen für die Kugelgestalt der Erde richtig geschieden (II, 18 und II, 45). Plinius, der nur vom mundus handelt und beweisen will: formam eius (also mundi) in speciem orbis absoluti globatam esse, bringt versehentlich für den mundus das Argument, quod convexus mediusque (!) quacumque cernatur, was offenbar nur auf die Erdkugel, nicht auf die Weltkugel paßt.

So viel ich weiß, hat diese einzigartige Stelle bisher in keiner Darstellung der Stoa irgendwelche Berücksichtigung gefunden, sie fehlt selbst bei Zeller, Schmeckel, Rudberg, Barth. Um so mehr befriedigt es mich, nach Abschluß dieser Zeilen in Nordens Germanischer Urgeschichte S. 311 Anm. über Plinius folgende Worte zu lesen: 'Der stellenweise hymnologisch stilisierte Lobpreis Gottes, mit dem er sein naturwissenschaftliches Werk eröffnet (II, 14 ff.), gehört zu den merkwürdigsten Stücken dieser Art, die wir aus dem Altertum besitzen; wer ihn nur schilt und sich — mit Recht — oft über ihn ärgert, möge an diesem antiken Gloria in excelsis nicht achtlos vorübergehen.'

Berlin-Friedenau. Ernst Hoffmann.

---

[1]) Nach den Übereinstimmungen zwischen Plinius und Manilius zu urteilen, lagen beiden Formulierungen vor, die bereits in lateinischer Sprache fest geprägt waren.

[2]) Andere Parallelen zwischen Plinius II und Cicero de nat. deor., die auf Posidonius weisen: Müller, Philologus 62 (1903). Vgl. aber auch zu Plinius Strabo A Kap. 11; Kap. 49; B Kap. 94f.

Über den Aufbau der Erkenntnis im VII. Platonischen Brief

1.

Die philosophische Stelle des siebenten Briefes wollten Ritter, Kommentar zu den Gesetzen S. 372 und Neue Untersuchungen S. 404 und Odau, Quaestiones de septima et octava Platonis epistula, Diss. Königsberg 1906, S. 34 und 42 aus dem ihrer Meinung nach echten Briefe ausschließen. Dem hat Pohlenz, Werdezeit S. 113, und ausführlicher Wilamowitz, Platon II S. 281 widersprochen, Wilamowitz durch eingehende Interpretation des ganzen Zusammenhangs. Die philosophischen Probleme dieser Stelle sind inzwischen mehrfach berührt worden, so von Wichmann, Platon und Kant S. 50. 148. Aber die einfache Interpretation, die Feststellung des Sinnes scheint mir noch nicht ganz geklärt; die Betrachtung muß daher an Wilamowitz anknüpfen und darf seine Vorarbeit voraussetzen. Mag im einzelnen und im ganzen auch manches sich anders darstellen, dort ist doch der Grund gelegt und das Wagnis unternommen, eine mit den größten Schwierigkeiten der Platoninterpretation verwickelte Stelle in ihrem eigenen Zusammenhange zu deuten.

Man muß zwei verschiedene Aufgaben der Interpretation scharf scheiden; einmal handelt es sich darum, als den übergreifenden Gedanken, der den Sinn der dort skizzierten Erkenntnislehre mit dem sonstigen Inhalt des Briefes in innere Beziehung setzt, die absonderliche Absicht Platons herauszuarbeiten, das gesprochene und geschriebene Wort als kraftlos, als unfähig zur Übermittlung philosophischer Erkenntnis darzustellen. Dieser Aufgabe ist Wilamowitz sehr viel weiter nachgegangen als der anderen, die von jener zunächst streng zu scheiden sich empfehlen dürfte. Diese bestände in dem Nachweis des rein philosophischen sachlichen Sinnes der dort vorgetragenen Erkenntnislehre für sich und in ihrer Beziehung zu den Dialogen. Mit der Behandlung dieser Aufgabe hätte Wilamowitz die Grenzen, die er selbst seiner ganzen Arbeit gesteckt hat, überschreiten müssen. Doch hier wie anderwärts zwingt ihn die einfache Interpretation zu einem Ausblick auf das philosophische Problemgebiet; diese sachliche Nötigung gibt seinen Ausführungen Gewicht und zeigt die Stelle, wo die philosophischen Probleme liegen.

Um zu diesen zu gelangen, dürfen die sachlichen Anstöße, die dieser philosophische Exkurs bietet, nicht verwischt und verschleiert

werden. Es stimmen tatsächlich viele Angaben des Briefes erstens nicht ohne weiteres miteinander zusammen, dann widersprechen sie gewissen Angaben der Dialoge, wenn man diese für sich nimmt; und wenn man einzelne Dialogstellen als bestätigende Parallelen neben die Angaben des Briefes setzt, so kann tatsächlich dieser Beweis der Echtheit leicht durch widersprechende Testimonia widerlegt werden[1]). Diese verzweifelte Mehrdeutigkeit der platonischen Angaben ist in der Tat ein starker Beweis für die 'Kraftlosigkeit des Wortes', die Platon an dieser Stelle, der einzigen, wo er mit eignem Munde über Philosophisches mit uns redet, uns — auch wieder mit Worten — beweisen will. Diese schier unbegrenzte Deutbarkeit der platonischen Lehre hängt zusammen mit ihren höchsten Vorzügen und ihrer philosophiegeschichtlichen Leistung; sie beruht auf der künstlerisch orientierten Form des Dialoges, die Platon modifiziert, aber nie aufgegeben hat; sie hängt in einer tieferen Region wohl mit dem sokratischen Anstoß zusammen. Das würde wieder auf das mit unserm Briefe sich so eng berührende Phaidrosproblem führen. Was aber für das begrenzte Ziel unserer Untersuchung aus all dem entnommen werden muß, ist dies: gerade die künstlerische Form der einzelnen Dialoge zwingt dazu, aus diesen Einzelbildern eine Gesamtanschauung Platons zu gewinnen, aus der seine Stellung zu den zeitlosen Problemen der Philosophie deutlich und deutbar wird, Entwicklungstendenzen seiner Gedanken zu fassen, in die sich auch eine weitergehende Äußerung des Briefes einordnen läßt, die mit einzelnen Äußerungen der Dialoge nicht wörtlich zusammenstimmt. Doch für dieses

---

[1]) Man mag daraus Bedenken gegen die Echtheit schöpfen; die Deutung der Stelle ist die Voraussetzung auch der Entscheidung über die Echtheit — nicht umgekehrt; als Vorarbeit für eine endgültige Entscheidung soll auch dieser Versuch philosophischer Deutung aufgefaßt werden; der Kürze halber nenne ich meiner subjektiven Überzeugung entsprechend den Verfasser Platon. Ernst Hoffmann stellt mir nach Abschluß meiner Arbeit zur Verfügung, was er am 25. 8. 1919 in der Debatte gegen Peter Corssen, der die Echtheit des VII. Briefes bestritt, ausführte (vgl. Sitzungsber. d. Phil. Ver. 1919 S. 4). 'Der eigentliche Beweis für die Echtheit des VII. Briefes liegt in der philosophischen Stelle 342 Aff. Hier ist die Lehre von der Bindung des All, die Platon begründet und dann erst Poseidonios unter den ganz anderen Voraussetzungen des stoischen Weltbildes in seinem σύνδεσμος fortgebildet hat, in einer Weise ausgesprochen, die deshalb niemand anders als Platon zum Urheber haben kann, weil niemand im Altertum Platon so verstanden hat. Das einzelne Seiende an sich, z. B. der Kreis an sich, vertritt hier die Ideenwelt; das Wort Kreis, schlechthin als Laut, vertritt den grundsätzlichen Gegensatz zur Ideenwelt: die Raumwelt. Aber beide Welten sind gebunden durch μέθεξις; in der Mitte zwischen ihnen steht das sinnliche Gebilde des gezeichneten Kreises, das an Ideen- und Raumwelt teilhat. Zum σύνδεσμος kommt das συνεχές: zwischen den sinnlichen Kreis einerseits und Wort und Idee andererseits tritt wieder je ein μέσον, dort die in Lauten sinnvoll ausgesprochene Definition, hier die gedankliche Vorstellung in der Seele. So bilden die fünf Existenzen eine kontinuierlich von unten nach oben steigende Reihe, die aufs neue zeigt, wie Platon bemüht gewesen ist, die Verbindung der oberen und unteren Welt immer wieder in neuen Symbolen darzustellen. Ich freue mich zu sehen, daß Ernst Hoffmann von ganz anderen Gesichtspunkten aus zu einer ähnlichen Bewertung des Briefes und seiner philo sophischen Tendenz gelangt wie ich.



Ziel, das kein trockenes 'System' Platons bezeichnet, sondern die umfassende 'Idee' des Ganzen seiner geistigen Welt, für diese wirklich philosophische Aufgabe gilt im höchsten Grade, was der VII. Brief als die Voraussetzung philosophischer Erkenntnis bezeichnet: unermüdliches Vergleichen, Hin- und Herwenden der platonischen Gedanken (*ἡ .... διὰ πάντων .... διαγωγή, ἄνω καὶ κάτω μεταβαίνουσα ἐφ' ἕκαστον* 343 E), stete gegenseitige Deutung der an sich unbestimmten Worte (*τριβόμενα πρὸς ἄλληλα ἕκαστα, ὀνόματα καὶ λόγοι ....* 344 B), vor allem in Anbetracht der Schwierigkeit der Aufgabe wohlwollende und verständnisvolle Kritik und Zusammenarbeit der Forschung (*ἐν εὐμενέσιν ἐλέγχοις ἐλεγχόμενα καὶ ἄνευ φθόνων ἐρωτήσεσιν καὶ ἀποκρίσεσιν χρωμένων ....* ibid.).

Ich gebe zunächst eine Umschreibung des Abschnittes mit Hervorhebung der wesentlichen Termini. Durch drei Stufen gelangt man zu der vierten, dem Wissen von jedem Dinge, zur *ἐπιστήμη*; das, wovon das Wissen Wissen ist, das Ding selbst, das zu Erkennende (*ὃ δὴ γνωστὸν καὶ ἀληθῶς ἐστιν ὄν*) ist das fünfte. Die drei ersten Stufen sind Name (*ὄνομα*), Definition (*λόγος*), 'Abbild' (*εἴδωλον*). An diese schließt sich also als vierte die Erkenntnis (*ἐπιστήμη*). Diese Stufen werden sofort an dem Beispiel des Kreises durchgeführt. Der Name ist die sprachliche Bezeichnung *κύκλος*, die wir eben aussprechen. Die Definition besteht aus *ὀνόματα* und *ῥήματα*, aus Nomina und Aussagen, Prädikationen (*ῥῆμα* ist ja zur Zeit Platons noch nicht auf das Verbum beschränkt). Was nach allen Seiten von dem äußersten Punkte nach der Mitte gleichen Abstand hat, 'das dürfte wohl die Definition von dem sein, was den Namen rund (*στρόγγυλον, περιφερές*) und Kreis hat'. Das dritte ist das Gezeichnete und wieder Weggelöschte, das Gedrechselte und Vergängliche, Einwirkungen, denen der Kreis, den alle diese Dinge irgendwie repräsentieren, nicht ausgesetzt ist. Das vierte ist die Erkenntnis, die Vernunft und die richtige Vorstellung von alledem (*ἐπιστήμη καὶ νοῦς ἀληθής τε δόξα περὶ ταῦτ' ἐστίν*). Als eines sind die drei Episteme, Nus und wahre Doxa anzusetzen, 'da sie nicht in Tönen, auch nicht in körperlichen Gestalten, sondern in den Seelen sind, wodurch klar ist, daß sie etwas anderes sind einerseits als das Wesen des Kreises selbst, andererseits als die drei zuerst erwähnten Dinge' (342 CD). Von jenen (*ἐπιστήμη νοῦς ἀληθὴς δόξα*) steht dem fünften am nächsten nach Verwandtschaft und Ähnlichkeit die Vernunft, Nus, die anderen stehen weiter ab.

Nun wird der Bereich des Wißbaren angegeben. Er ist unbegrenzt, in folgender Gliederung werden alle nur denkbaren Gegenstände aufgeführt: neben dem Runden das Grade, die Farbe, das Gute, Schöne und Gerechte, jeder künstlich hergestellte und natürlich entstandene Körper, wie Feuer, Wasser und derartiges, jegliches Lebewesen und jeder Seelenzustand in Tun und Leiden[1]). 'Wer nicht bei diesen Dingen irgendwie (*ἁμῶς γέ πως*) diese vier Stufen erfaßt hat,

[1]) Mit Wil. Streichung von *καὶ· ἐν ψυχαῖς ἤθους περὶ ποιήματα καὶ παθήματα σύμπαντα* 342 D.

wird niemals vollständig des Wissens des fünften teilhaftig sein.' Damit ist der erste Gedankengang abgeschlossen, die Erörterung greift deutlich auf den Anfang zurück, auf die These: nur durch die vier Stufen hindurch ist ein Zugang zu den Dingen selbst, zum Gegenstand der Erkenntnis (ὃ δὴ γνωστὸν καὶ ἀληθῶς ἐστιν ὄν) zu gewinnen.

Ich übergehe die mannigfaltigen Probleme, die sich gerade vom platonischen Standpunkte aus schon bei den ersten beiden Stufen der Erkenntnis, dem Namen und der Definition, ὄνομα und λόγος ergeben, und wende mich gleich der dritten zu, dem Abbild, Modell oder wie man sonst das Wort Eidolon übersetzen mag. Hier läßt Wilamowitz' Deutung eine Schwierigkeit klar hervortreten. Er will darunter lediglich im Anschluß an das Kreisbeispiel Modell oder Zeichnung verstehen [1]). Das ist natürlich richtig, aber die Bedeutung des Eidolon reicht weiter [2]); muß doch nach den ausdrücklichen Angaben des folgenden dieses auch bei all den aufgezählten Objekten angesetzt werden, also auch beim Guten, Schönen und Gerechten, bei allen seelischen Erlebnissen in jedem Tun und Leiden der Seele [3]). Hier liegt ein starker Anstoß; es ist nicht ohne weiteres klar — das muß Karsten usw. zugegeben werden — was ein 'Bild' des Gerechten bedeuten soll. Wilamowitz' Ausweichen rächt sich sofort, indem er das erste γάρ (S. 293 2) nicht auf das Vorhergehende beziehen kann. Aber wir müssen die Absurdität zunächst einmal hinnehmen: 'Es steht mit den folgenden Objekten genau so wie beim Kreise (ταὐτὸν δὴ περί τε εὐθέος usw. 342 D).' Alle vier Stufen muß man auch von allen diesen aufgezählten Objekten besitzen. Ist dies der Sinn, dann paßt auch die Begründung: denn wenn man diese vier Stücke nicht bei diesen Objekten besitzt, wird man niemals der Erkenntnis des fünften teilhaftig sein. Demnach läge gerade auf der Vollzähligkeit der Erkenntnisstufen der Nachdruck, das den Zusammenhang beherrschende Moment. Dies bestätigt die 344 AB gegebene Schilde-

---

1) Man könnte zur Erklärung der maßgebenden Wichtigkeit des Kreisbeispiels auf den steigenden Wert, den die Mathematik für Platon erhält, hinweisen; im Timaios ist tatsächlich alles Ausgedehnte auf mathematische Gebilde zurückgeführt, alles Seelische auf Harmonie und Maß, wie im Philebos, was immerhin eine mathematisierende Ausdeutung zuläßt, wenn man nicht umgekehrt eine ethisch-ästhetische Umdeutung der Mathematik annehmen will. Platon gibt aber zu dieser Ausdeutung des Eidolon keine direkte Veranlassung, wie das Folgende zu zeigen sich bemüht. Sicher aber ist das mathematische 'Nach reiner Anschauung Konstruieren' — man sollte das Kreisbeispiel bis zu Spinozas Tractatus de intellectus emendatione verfolgen — für Platons Erkenntnisbegriff maßgebend, aber in einem Sinne, der den Gegenständen ihr inhaltlich bestimmtes Eidos läßt, sie nicht nur als Aggregate mathematischer Atome auffaßt, cf. Stenzel, Platon und Demokritos. Neue Jahrb. 1920 S. 97/98.

2) Der Tatsache, daß 'an anderen Orten' das Eidolon ausgelassen ist, kann man entgegenstellen, daß an der Stelle der Gesetze 895 D, an die Wilamowitz wohl wegen ihres unverkennbaren Anklangs denkt (προτείνεσθαι), auch die ganze vierte Stufe fehlt und nur ὄνομα, λόγος οὐσίας, οὐσία unterschieden wird.

3) Wilamowitz deutet diese Forderung nach Vollständigkeit in einer anderen Dimension, alle Ideen von allen Gegenständen sollen der Gegenstand der fünften Stufe sein; das hängt mit seiner Auffassung der fünften Stufe zusammen; s. u. S. 75.

rung des Erkenntnisprozesses. Obwohl es sich nach dem ganzen Zusammenhang gerade um die sittlichen Grundwahrheiten handelt, deren Erfassung nach Platons Ansicht so mannigfacher Voraussetzungen bedarf, wird auch hier eingeschärft, daß die gegenseitige Ergänzung und Korrektur der Erkenntnisstufen[1]), der Worte, Definitionen und der sinnlichen Wahrnehmungen (ὄψεις καὶ αἰσθήσεις) — so hier statt der 'Bilder', was gleich zu erörtern sein wird — notwendig ist; zum Überfluß wird diese Forderung noch mit einem: was ich zu Anfang sagte (ὅπερ ἐν ἀρχαῖς εἶπον 344 B) mit dem ersten Teil unserer Stelle in Parallele gesetzt. Zu diesem soll nun auch die Erörterung zurückkehren.

Hält man fest, daß die Forderung, alle Erkenntnisstufen zu erfassen, in engster Beziehung steht zu der Schwäche und Unzulänglichkeit jeder einzelnen, so gewinnt auch das folgende 'denn außerdem' (πρὸς γὰρ τούτοις 342 E) einen einfacheren Sinn, der nicht, wie Wilamowitz 293₃ will, nur an dem ἁμῶς γέ πως (Wil.: einigermaßen) hängt. Gewiß liegt in dem Zusatz 'auf irgendeine Weise' eine deutliche Einschränkung der Kraft jeder einzelnen Stufe; diese Einschränkung ist aber durch den ganzen Gedankengang bereits gegeben; so kann der weitere, die Kraftlosigkeit des Logos begründende Zug sehr wohl mit 'denn außerdem' angeschlossen werden. Nämlich zu der Gebrechlichkeit der vier Stufen, die ihre stete gegenseitige Ergänzung fordert, weil ja keine genug vom Wesen der Sache selbst enthüllt, kommt noch ein ganz neuer, in gewissem Sinne entgegengesetzter Zug: sie bezeichnen nicht nur zu wenig vom Wesen, sondern stets ein, freilich höchst unwillkommenes 'Mehr', das den Blick des Wahrheitsuchenden ablenkt von dem Wesentlichen: sie geben stets noch über eine Qualität (ποῖον) des Objektes Auskunft, über zufällige Eigenschaften, die mit dem Wesen, dem Seienden (ὄν) nichts zu tun haben. Eine weitere Schwierigkeit wird von derselben Voraussetzung aus behoben. 342 E werden als Bedingung des vollständigen Wissens des Fünften vier Stufen als notwendig bezeichnet, während am Anfang durch drei Stufen zum Wissen vorgeschritten wurde. Ist das Wissen seine eigene Voraussetzung? Daß auf der vierten Stufe auch andere Faktoren außer dem Wissen stehen, dürfte weniger ins Gewicht fallen. Der Sinn ist aber einfach der: Das Wissen ist nur vollständiges Wissen, wenn es die drei vorhergehenden Stufen ausnahmslos zusammenfaßt. Darüber wird unten noch einiges zu sagen sein.

Soweit mußte die mehr formale, den Zusammenhang der Gedanken berücksichtigende Interpretation geführt werden; soweit reicht die verknüpfende und klärende Wirkung des Gedankens, daß alle vier Stufen, auch das Eidolon, bei allen, also auch den ethischen Objekten angenommen werden müssen. Welches Licht nun von dieser Notwendigkeit, die damit in den Mittelpunkt der ganzen Stelle rückt, auf den Sinn des Eidolon, auf die Weite seiner Bedeutung fällt, dies nachzuweisen, also die sachliche Möglichkeit dieser Interpretation zu zeigen, ist unsre nächste Aufgabe.

---

[1]) τριβόμενα 'aneinandergerieben' bereits Vorwirkung des Bildes vom springenden Funken der Erleuchtung 344 B ἐξέλαμψε φρόνησις περὶ ἕκαστον καὶ νοῦς.

2.

Die erste Erweiterung der Bedeutung des Eidolon über die zunächst vorschwebende, auch von Wilamowitz angesetzte Bedeutung des mathematischen Modells oder der Abbildung ist aus dem Briefe selbst unmittelbar abzulesen, wenn die oben aus Platons eigenen Worten erhärtete Parallele von 342 B—D und 344 B erkannt ist: Eidolon wird hier ersetzt durch den allgemeinen Ausdruck „Sehen und Wahrnehmen" *(ὄψεις τε καὶ αἰσθήσεις)*. So wenig wahrscheinlich es ist, möglich wäre es immerhin, aus dieser Parallele nicht die Erweiterung der Bedeutung des Eidolon, sondern eine okkasionelle Verengerung des Begriffes der Sinneswahrnehmung herauszulesen. Darum müssen die Dialoge Platons nach dem Sinn des Eidolon befragt werden. Die Geschichte dieses Begriffes weist nach mehreren Richtungen auf sehr tiefliegende Züge des platonischen Erkenntnisbegriffes. Um die Uebersicht über die Zusammenhänge zu erleichtern, soll Richtung und Ziel des Folgenden vorausgenommen sein. Platon unterscheidet nicht das konstruierte Bild, Modell, etwa eines mathematischen Gebildes und die etwa in der Natur vorkommenden 'Modelle' mathematischer Gebilde — man denke an die für die Pythagoreer und Platon ungemein wichtigen Kristallformen und die astronomischen Größen am Himmel — ferner unterläßt er, was eine Verallgemeinerung obiger Synthese darstellt, mit vollem Bewußtsein die Scheidung der sinnlichen Wahrnehmung *(αἴσθησις)* und der anschaulichen Vergegenwärtigung sinnlicher Eindrücke in phantasiemäßiger Vorstellung *(φαντασία)*. Es ist zu erweisen, daß diese von einem naturalistisch und empiristisch empfindenden Bewußtsein aus schwer begreiflichen Synthesen aus dem platonischen Erkenntnisbegriff sich notwendig ergeben und ihn in charakteristischer Weise konstituieren. Des weiteren ist zu zeigen, wie im Rahmen der so bezeichneten Grundanschauung sich durch verschiedene Akzentuierung der einzelnen Sachverhalte eine Entwicklung vollzieht, in deren Richtung der VII. Brief liegt, und an die sich wesentliche metaphysische Lehren des Aristoteles ohne Lücke anschließen. Unter diesen Gesichtspunkten soll die Lehre vom Eidolon betrachtet und die Frage beantwortet werden, welchen Sinn im VII. Brief die Eidola in der bezeichneten allgemeinen Anwendung haben. Es soll versucht werden, das, was vom heutigen Standpunkte aus als von Platon 'zusammengeworfen' scheint, unter veränderter Perspektive als in sich geordnet zu begreifen.

Im Staate 509 B wird ein vierstufiges Schema der Erkenntnis entwickelt, und es ist gut, sich von vornherein den wesentlichen Unterschied der ganzen Absicht zwischen diesem Schema und dem des Briefes klar zu machen. Im Briefe gibt es von jedem Erkenntnisgegenstand alle Stufen, und auch in diesem Zusammenhange erweist es sich als der springende Punkt, daß die Voraussetzung der Erkenntnis des eigentlichen Gegenstandes die systematische Beherrschung aller vier Stufen in ihrem gegenseitigen Verhältnis ist. Im Staate handelt es sich aber nicht eigentlich um ein Schema, in welchen Stufen man einen Gegenstand erkennt, sondern um eine Einteilung von Gegenstandsregionen, also von Stufen, auf denen verschiedene Gegenstände liegen. Außer

Namen und Begriffsbestimmung, denen Platon in diesem Werke offenbar eine selbständige Bedeutung nicht zuspricht, kehren — und das ist wichtig — die Begriffe der anderen Stufen des Briefes wieder; was hier zunächst interessiert, auch hier erhalten die Abbilder eine besondere Stufe, neben den Dingen der empirischen einfach hingenommenen 'geglaubten' Wirklichkeit *(πίστις)*. Aber auch die Vorstellung oder Meinung[1] *(δόξα)* kehrt wieder, als die zusammenfassende Bezeichnung der unteren beiden Stufen, eben des Reiches der empirischen Wirklichkeit und dessen der Abbilder: der Spiegelbilder und Schatten. (534 A).

Die andere Hälfte des von Platon als vierfach geteilte Linie dargestellten Schemas wird der Vernunft, dem Nus zugewiesen (als *νοητόν* oder *γνωστόν* 517 B bezeichnet), wobei auch hier zwei Arten geschieden werden: die mit dem Blick nach unten den Zusammenhang mit der sichtbaren Welt nicht ganz aufgebende Mathematik und die nach ihr orientierten Wissenschaften[2] und die nach oben, nach der Idee des Guten gerichtete, in der Sphäre des Ideellen beharrende eigentliche Dialektik; beide Stufen zusammen sind als Reich des Seins Gegenstand des Wissens *(ἐπιστήμη)*.

Die Wichtigkeit der Spiegel- und Schattenbilder, denen doch heute niemand den Rang einer besonderen Gegenstandssphäre zuerkennen würde, muß ganz bestimmte Gründe haben. Im Staate braucht Platon die Abbilder zur Verdeutlichung des Verhältnisses der anderen Glieder des Schemas. Wiederholt betont er, daß die Hälften jener Linie, die diese Verhältnisse symbolisiert, unter einander und wieder zu ihren Teilen immer in demselben Verhältnis stehen. So wird der Unterschied zwischen dem Dialektiker und Mathematiker 510 D dadurch bezeichnet, daß dieser das sichtbare Eidos heranzieht und es 'wie Bilder' 510 E gebrauchend an ihm sich über das klar zu werden sucht, was doch niemand anders als mit dem bloßen Verstande sehen könnte. Wie im Briefe treten hier neben die gezeichneten Figuren die plastischen, offenbar stereometrischen Modelle, und daher kann Platon nun den Vergleich ausspinnen und fortfahren, daß sich zu den Ideen diese Abbilder, die sichtbare Wirklichkeit, verhalten wie zu diesen die Schatten- und Spiegelbilder *(ταῦτα ἃ πλάττουσίν τε καὶ γράφουσιν, ὧν καὶ σκιαὶ καὶ ἐν ὕδασιν εἰκόνες εἰσίν, τούτοις μὲν ὡς εἰκόσιν αὖ χρώμενοι, ζητοῦντες δὲ αὐτὰ ἐκεῖνα ἰδεῖν ἃ οὐκ ἂν ἄλλως ἴδοι τις ἢ τῇ διανοίᾳ* 510 E). Also die mathematischen Figuren sind zwar hier im Staate schattenwerfende, wieder abbildbare Dinge der Wirklichkeit und werden ausdrücklich den Schatten- und Spiegelbildern entgegengestellt, aber an der höheren Wirklichkeit der Ideen gemessen sind auch sie nur Abbilder.

---

[1]) Man ist stets in Verlegenheit, wie die *δόξα* wiedergegeben werden soll. Stellen wie Staat 534 C, wo die Doxa in einem Atemzuge sowohl dem Sein wie dem Wissen entgegengestellt wird, zeigen deutlich, wie stark in Platon die übergreifende Bedeutung des Scheines und der Meinung als ungebrochene Einheit wirksam ist. Vgl. Stenzel Ueb. d. Einfl. d. griech. Sprache auf d. philos. Begriffsbildung Neue Jahrb. 1921, 129.

[2]) Vgl. Ernst Hoffmann Methexis und Metaxy, Sokrates, Jahresbericht 1919, 59.

Das ganze Höhlengleichnis beruht auf dieser Anschauung, auf dem Gedanken einer höheren und niederen, irgendwie proportionalen Bildlichkeit; um Schatten von Bildern (*εἰδώλων σκιαί* 532 C) handelt es sich beim Höhlenbild, und um denselben doppelten Abstand von der Wahrheit handelt es sich im X. Buche bei der aesthetischen Betrachtung der Mimesis des Künstlers (598 B), der nur ein Abbild der wahren ideellen Wirklichkeit sekundär abbildet.

Damit ist ein erstes Motiv beschrieben, das auf eine Erweiterung des Abbildbegriffes und zu seiner Anwendung auf die Gegenstände der sinnlichen Anschauung führte: es ist der im Staate durchaus betonte und herausgearbeitete Gegensatz zwischen dem einzig und allein wahren Sein der Ideen und dem 'Schein' der diesen Ideen zugeordneten Dinge. Gewiß ist die Art dieser Zuordnung auch im Staate deutlich bezeichnet; den Dingen der Erfahrung liegen die Ideen als Hypothesen zu grunde. Aber der Sinn der Dialektik des Staates, der hierin mit dem Phaidon übereinstimmt, ist gerade der, die Ideen aus dieser Methexis zu lösen, sie in ihrer Reinheit zu erkennen. Die sinnlich wahrnehmbaren Abbilder der Ideen zu betrachten, in den Ideen und mit ihrer Hilfe, hat nach dem Staate keinen Sinn; ausdrücklich wird (529 D E) die Parallele zwischen den sichtbaren Himmelskörpern und noch so kunstvollen Zeichnungen gezogen: sie zu betrachten, um in ihnen die Wahrheit zu erfassen, wäre lächerlich (ibid.), ebenso lächerlich, wie die empirische Feststellung kleinster akustischer Intervalle (531 A). Diese Tendenz, die nicht auf Begründung, sondern Ueberfliegen der Erfahrung geht, darf nicht weggedeutet werden. Aus dieser so stark betonten Gegenüberstellung der sichtbaren und der unsichtbaren Welt ergibt sich notwendig eine streng festgehaltene Wertung; alles was Abbild ist, ist minderwertig, ist von der Wahrheit entfernt; nicht um wahre und falsche Abbilder — später ein so wichtiges Problem für Platon — handelt es sich, sondern um den einfachen Gegensatz der (selbstverständlich nicht wahren) Abbilder und des Seins.[1])

Diese Konkurrenz beweist letzten Endes gerade die tiefe Durchdringung des platonischen Erkenntnisbegriffes mit intuitiven Zügen; wenn die Methexis der sichtbaren Dinge an den Ideen als das Verhältnis von Abbild und Urbild symbolisiert werden kann, so ist dies nur möglich, wenn die Idee tatsächlich 'Gestalt'[2]) war. Ein indirekter Beweis für diese Bildhaftigkeit des platonischen Erkenntnisbegriffes liegt darin, daß das Verhältnis Urbild — Abbild mit so merkwürdiger Leichtigkeit auf Gegenstände übertragen wird, bei denen wir uns schon das **Abbild** kaum bildmäßig vorstellen können, und damit berühren wir wieder unmittelbar ein Interpretationsproblem unseres Briefes. So spricht Platon

[1]) Auch die wahre Meinung (*ἀληθὴς δόξα*) wird ja erst im Theaitetos zum Problem; die theoretischen Grundlagen des Menon werden im Theaitetos ausdrücklich als unzulänglich erwiesen (vgl. Stenzel, Studien z. Entwicklung d. plat. Dialektik S. 22 u. 42); im Staate haftet an der Doxa noch durchaus der Sinn des 'Scheines', des Halbwahren (Staat 478 B ff.), das zwischen Sein und Nichtsein steht.

[2]) Die genauere philosophische Fixierung überschritte den Rahmen dieses Aufsatzes; ich verweise auf mein bereits oben zitiertes Buch.

im Staate von einem 'Abbild der Gerechtigkeit' (443 C) und meint damit eine noch unvollkommene Verwirklichung dieser Idee in einem bestimmten staatlichen Gebilde, ferner von den unvollkommenen Abbildern der wahren Lust (*εἰδώλοις τῆς ἀληθοῦς ἡδονῆς καὶ ἐσκιαγραφημέναις* 586 B). Im Symposion, das ja dem Staate nahesteht, werden dem wahren Sein, dem Gegenstand des höchstens Schauens die Abbilder der Tugend (*εἴδωλα τῆς ἀρετῆς* 212 A) entgegengestellt: alles Schöne und Gute der irdischen Wirklichkeit erscheint als Vorstufe (*ἐπαναβαθμοί* 211 C) des wahren Schönen und Guten. Damit gleicht sich die Bedeutung des Eidolon der der Doxa an und verstärkt in diesem typisch griechischen Begriff den Sinn des 'Scheines' und den der bloß subjektiven Vorstellung, die noch nicht durch das Denken an dem Kern alles Wahrheitsbewußtseins verankert ist. Dieser Kern ist für Platon diejenige Realität, die in sich ein unzerstörbares Streben nach Gerechtigkeit und Wahrheit bedeutet, das Gute, 'mit dessen Schein sich niemand begnügen will' (Staat 505 D). Man muß versuchen, gerade in den von uns aus gesehen schwankenden und mehrdeutigen Bedeutungen platonischer Termini die Organe tiefster Einsichten zu erkennen. Das gegenseitige Abwägen der Bedeutungen allein — isoliert ist der Sinn so komplexer Worte nie faßbar — hilft hier dem Verständnis. Eidolon und Doxa, stets beleuchtet von den entgegenstehenden Begriffen, mit denen Platon die eigentliche Erkenntnis bezeichnet, zeigen ein Gesetz des Bedeutungswandels, das gerade in der philosophischen Sphäre wichtig werden kann. Wir beobachten ein Sich-Anziehen gewisser gemeinsamer Bedeutungskomponenten in diesen beiden Worten. Das bewirkt zunächst einen gemeinsamen Gebrauch, in dem Unterschiede nicht leicht zu fassen sind. Nun kann aber gerade durch dieses beginnende Verfließen in dem, der diese Ausdrücke gebraucht, der Wunsch entstehen, zu scheiden und zu differenzieren; da kann nun der eine Ausdruck aus dem anderen die gemeinsamen Züge heraus und an sich ziehen. So fruchtbar philosophisch der Bedeutungsumfang der Doxa ist — etwa an der schon zitierten Stelle Staat 534 C, wo die Doxa einmal als Schein dem Sein, noch in demselben Satze als Meinung dem Wissen gegenübergestellt ist — so muß doch das Bedürfnis entstehen, die subjektive und die objektive Seite zu trennen.[1]) Nun löst das Eidolon alle die anschaulichen Züge der Doxa ab, und wenn Natorp, Platons Ideenlehre S. 112/113, Doxa mit Urteil übersetzt, so ist vom Standpunkt des Platoninterpreten einiges dagegen zu sagen (Studien 40, Wichmann, Platon und Kant 121_1); aber wie immer weisen Natorps systematische Betrachtungen auf ein wichtiges Problem hin, hier auf die merkwürdige Sublimierung der Doxa, die vom Sophistes und Philebos an eintritt und schließlich ihre Stellung **neben** dem Wissen und der Vernunft als den Ansatz einer Psychologie der Erkenntnis an unserer Briefstelle verständlich macht[2]). Sehen wir bei diesem Prozeß den Begriff des Eidolon wesentlich

[1]) Bezeichnenderweise steht an der zitierten Stelle des Staates 534 C dort, wo in der Doxa die subjektive Seite vorwiegt und sie dem Wissen gegenübertritt, als ihr Objekt das Abbild (*εἴδωλον*) da.

[2]) s. u. S. 77ff.

beteiligt, so wird es nicht mehr wunder nehmen, wenn nach dieser reinlicheren Scheidung das Eidolon seine genau charakterisierte Stelle im System der Erkenntnis dauernd erhält.[1])

Schon durch diese allgemeine Betrachtung dürften die Begriffe Doxa und Eidolon gerade an der Stelle des Erkenntnisweges, an der sie im VII. Briefe stehen, einen Sinn erhalten, der sie in innerem Zusammenhang mit den Motiven der platonischen Lehre zeigt. Immerhin überschritten die letzten Folgerungen, die an den VII. Brief näher heranführten, an einem entscheidenden Punkte die Lehren des Staates. Zwar konnte der Anwendungsbereich des Begriffes Eidolon bereits im Symposion als so weit nachgewiesen werden, daß die ganz allgemeine Anwendung, die er im VII. Brief erfährt, verständlich wird, aber gerade der Punkt, der für den Zusammenhang der Briefstelle wichtig schien, die Notwendigkeit, alle Stufen, auch die des Eidolon zu durchlaufen, steht in der darin sich aussprechenden Bewertung des Eidolon in einem unleugbaren Gegensatz zu der ganzen Einstellung des Staates, in der gerade das Absehen von dem Eidolon, die Erhebung über die den Erkenntnisvorgang bestenfalls auslösenden Faktoren der Sinnlichkeit zum Inbegriff dialektischer Tätigkeit wird, die des Sinnlichen durchaus entraten kann (Staat 511 A *αἰσθητῷ παντάπασιν οὐδενὶ προσχρώμενος*). Die Hinwendung Platons zu den Objekten der sinnlichen Erfahrung, die allmähliche Begründung einer sie ausdrücklich umfassenden Erkenntnistheorie hier genauer zu schildern ist nicht möglich.[2]) Wie reich die Grundlagen sind, die auch für diese Aufgabe die Aretelehre, wie sie im Staate gipfelt, aus sich entwickelt hatte, zeigt gerade die Betrachtung des Eidolonbegriffes. Platon hat von den methodischen Erkenntnissen des Staates nicht eine aufgegeben. Daß die Sinneswahrnehmung aus sich heraus keine Wissenschaft von dem Reiche der Erfahrung, dem Platons Bemühen sich nun zuwendet, erzeugen kann, das lehrt der erste Teil des Theaitetos, daß es mit der Doxa nicht anders steht, der zweite. Durch welche Methode Sinneswahrnehmung und Doxa sich mit dem Logos vereinigen, in gültige Aussagen einbezogen werden können, zeigt der Sophistes, der in dem Nachweis der gültigen, wahren Doxa und der wahren Aisthesis und Phantasia gipfelt. Die Kritik des Eleatismus, die das Sein und die Erkennbarkeit des Nichtseins erhärtet, — in striktem Widerspruch zum Staate 477 A, vgl. etwa Sophistes 258 D — ist eingebettet in eine Theorie des Abbildes, die schließlich zu einer Definition des Sophisten führt. Was im Sophistes hinsichtlich des Zusammenhanges von Eidolon, Doxa und Logos noch unklar scheinen kann, ergänzt der Philebos; er weist in der Seele einen 'Bildermaler' nach (39 B), und schließlich erhält in ihm ausdrücklich

[1]) Uebrigens ist die Bedeutungsentwicklung zwischen *ὄνομα* und *λόγος* aus ganz ähnlichen Gesetzen zu erklären. Erst mit der Erkenntnis des diäretischen Definitionsverfahrens, in dem der Bedeutungsgehalt eines 'Namens' klar erfaßt werden kann, ist Platon in der Lage, dem Namen (*ὄνομα*) seine systematische Stellung anzuweisen. Bis dahin mußten Ausdruck, Bedeutung, Sinn und Begriff im Eidos durcheinanderwirken. (cf. Hönigswald, Die Philosophie des Altertums, München 1917, S. 146.)

[2]) Ich habe in meinen Studien diese Wandlung ausführlich entwickelt.



alles Wissen, auch das auf empirische Dinge bezogene, Aufnahme in die neue Wissenschaftslehre (62 A B), alles Wissen — dies aber kann nur im Logos sich begründen, gleichviel auf welche Objekte es sich bezieht. Stand im Staate eine besondere Region im Wissen allein erfaßbarer Gegenstände dem Erfahrungsbereich gegenüber,[1]) so wird der Gegensatz nun unzweideutig methodisch gewendet: den bei der Erkenntnis jenes Gegenstandes Wahrheitbegründenden stehen die an sich Wahrheit-indifferenten, aber bestimmbaren und zur Konstitution des Gegenstandes notwendigen Faktoren gegenüber. Ob eine sinnliche Wahrnehmung 'wahr' ist, oder ob sie auf Trug, Einbildung, Halluzination beruht, das entscheiden einzig und allein Begriff, Definition, Urteil — so lehrt der Theaitetos und der Sophistes übereinstimmend; (vgl. bes. 264 A, Studien 90—91); in einem tieferen, mindestens klareren Sinne als im Staate, wo der Abbildcharakter der empirischen Welt nur ein Gleichnis war, dessen Fassung zu einer plump dogmatischen Mißdeutung der Dinglichkeit der Idee Veranlassung geben konnte, darf Platon nunmehr von dem Unterschiede zwischen Wahrnehmung und Phantasievorstellung absehen. Denn außer der erwähnten Gleichgültigkeit gegen die Wirklichkeit, einem negativen Moment, das äußere Wahrnehmung und innere phantasiemäßige Veranschaulichung verbindet, vereinigt sie noch der positive Zug der gleichen inhaltlichen Fülle. Die inhaltliche Bestimmtheit der Idee, die aus ihrer Zuordnung zu bestimmten Dingen der Erfahrung entsprang und umgekehrt die Voraussetzung der Methexis — im Sinne Platons[2]) — der Dinge an der Idee ist, bleibt für sie in der ganzen reichen Entwicklung, die der Ideenbegriff in Platons langem Leben erfahren hat, charakteristisch und verbietet jeden Versuch, ihren in gewissen Fällen formalen, kategorialen Sinn in den Vordergrund zu schieben. Hier wurzelt die stete Versuchung zur Verdinglichung der Idee, aber erst an dieser gefährlichen Grenze erschließen sich die Beziehungen zu den wichtigsten Problemen der heutigen Philosophie und Phänomenologie. An der Klärung dieser Sachverhalte, an der Sonderung des 'Wirklichkeitswertes' und des 'Bestimmtheitswertes'[3]) ist in der Entwicklung der platonischen Philosophie das Eidolon wesentlich beteiligt. Ohne Rücksicht auf den Wirklichkeitswert — daher die Vernachlässigung des Unterschiedes von Aisthesis und Phantasia — nur wegen der inhaltlichen Bestimmtheit erhält das Eidolon schließlich seinen festen Platz im Schema der Erkenntnis als notwendige Stufe sogar ihres dialektischen Prozesses.

Von hier aus ist das Verhältnis des Aristoteles zu Platon scharf zu fassen. Ein einziger Schritt, freilich ein folgenschwerer, den Nerv des ganzen Systems berührender, trennt den Schüler vom Lehrer. Aristoteles stellt den in der Idee stets wirksamen, wie es sich zeigte,

---

[1]) Scharf formuliert Staat 477 B: *ἐπ' ἄλλῳ ἄρα τέτακται δόξα καὶ ἐπ' ἄλλῳ ἐπιστήμη;* auch bei der Erörterung des Dynamisbegriffes steht voran: *ἐφ' ᾧ τε ἔστι καὶ ὃ ἀπεργάζεται* ib. D. vgl. Natorp, Ideenlehre[1] 182.

[2]) Die Wichtigkeit dieses Gesichtspunktes beleuchtet scharf Ernst Hoffmann, Methexis und Metaxy, Sokrates, Berlin 1919, Jahresbericht S. 48ff.

[3]) vgl. Hönigswald l. c. 153.

von Platon gerade durch das Eidolon geklärten Dingbegriff in seiner ursprünglichen vollen Bedeutung wieder her. Gewiß bedeutet dies einen Schritt auf einen, durch moderne Schlagworte freilich nicht ohne weiteres zu bezeichnenden Realismus hin, aber es muß aufs schärfste betont werden: es ist die im Eidos erfaßte inhaltliche Bestimmtheit, auf die die Realität auch bei ihm sich gründet, nicht etwa nimmt Aristoteles die Wirklichkeit unkritisch als etwas Gegebenes hin. In dem durch den Logos in seinem Wesen bestimmten Eidolon, der sichtbaren Realisierung der Idee, hat Platon in der Tat alle philosophischen Mittel geschaffen, die Aristoteles zu seiner Entelechie, zum *λόγος μετὰ ὕλης* brauchte.

So hat wieder das, was zunächst bei der Interpretation des VII. Briefes auffallen mußte, der Sinn des Abbildes und der Wahrnehmung, von der platonischen Entwicklung aus gesehen, seine philosophische Bedeutung erhalten. Auch die Tatsache, daß alle Stufen einschließlich des Eidolon bei der Erkenntnis jedes Gegenstandes nötig sind, ist von einem Problem bereits zum Postulat geworden.

Daß Platon außerhalb des Briefes dieselbe radikale Folgerung gezogen hat, könnte nach Politikos 286 A — Phaidros 250 D ist ähnlich zu beurteilen — zweifelhaft scheinen. Dort wird allerdings bestritten, daß es für die höchsten[1]) Ideen eine sichtbare Entsprechung (an beiden Stellen *εἴδωλον*) gäbe. Aber an der Stelle des Politikos ist gerade die große Bedeutung des *εἴδωλον* fühlbar: kann man doch sogar ohne ausdrückliche Besinnung auf den Logos gewisse Aehnlichkeiten nachweisen — wie der Brief 343 C: in gewissen Erörterungen genügt das vorgewiesene Abbild, *τὸ προταθὲν τῶν εἰδώλων* zu flüchtiger Verständigung. Darum handelt es sich, ob ohne jene Besinnung nicht auch bei höheren Begriffen diese pädagogische Möglichkeit bestünde. Diese Frage — bezeichnend genug, daß sie überhaupt aufgeworfen wird — muß natürlich verneint werden, denn es gibt von diesen Dingen kein deutliches Abbild (*εἰργασμένον ἐναργῶς*); sondern eine klare (*σαφῶς*) Erörterung kann des Begriffes nicht entraten. In diesen für den Sinn des Ganzen entscheidenden Zusätzen liegt die Erklärung des einschränkenden 'irgendwie' *ἁμῶς γέ πως* des Briefes 342 D: irgendwie muß man die Erkenntnis von allen vier Stufen haben; ganz im Sinne der späteren Stelle 343 B, wo über die Undeutlichkeit jeder Stufe beweglich Klage geführt wird (*μυρίος δὲ λόγος αὖ περὶ ἑκάστου τῶν τεττάρων ὡς ἀσαφές*). Es gibt in der Tat ein freilich nicht immer aus sich deutbares und verständliches Abbild der Ideen. Entscheidend für die Tendenz Platons, auch den höchsten Ideen ein sichtbares 'Bild' zu geben, ist der Timaios; er beruht ja auf der Vorstellung, daß diese Welt ein sichtbares Abbild Gottes ist 92 C *εἰκὼν τοῦ νοητοῦ θεὸς αἰσθητός*[2]).

---

[1]) Wenn die Ideen unkörperlich (*ἀσώματα*) heißen, so ist das natürlich ein abgekürzter Ausdruck für Ideen von Unkörperlichem; die Ideen sind natürlich alle unkörperlich.

[2]) Wie viele wichtige philosophische Motive in den Bildern und Mythen des Timaios beschlossen liegen, zeigt treffend Ernst Hoffmann, Platons Lehre von der Weltseele, Sokrates 1915, Jahresberichte 1.

3.

Die Erörterung des Eidolon führte bereits tiefer in die Probleme des platonischen Erkenntnisbegriffes hinein. So wird die Hauptfrage nach dem Sinn des im VII. Briefe zugrunde liegenden Ideenbegriffes leichter entwickelt werden können. Die Worte Eidos und Idee sind geflissentlich vermieden, an ihrer Stelle steht nach Wilamowitz' Auffassung der auch im Staate gebrauchte Terminus des *γνωστόν*, des 'wahrhaft seienden'. Wilamowitz versteht darunter das 'ganze Reich des *γνωστόν*', vielleicht mitbestimmt durch die spätere Stelle 344 B: man müsse, um die Arete zu lernen, auch ihr Gegenteil erfassen, und überhaupt das Wahre und Falsche 'des ganzen Seins' (*τῆς ὅλης οὐσίας*, Apelt: 'des ganzen Seinsgebietes'). Diese Deutung wäre philosophisch von erheblicher Tragweite, sie würde den Systemgedanken unmittelbar in das Erkenntnisproblem hineintragen, und die Erkenntnis des Fünften würde dann die Verknüpfung der einzelnen Idee mit der systematischen Einheit aller Ideen bedeuten.

Ob diese Konsequenz die Auffassung Wilamowitz' empfehlen kann oder nicht, das bleibe zunächst unerörtert. Ihr Wert liegt besonders darin, daß sie den Finger auf die größte Interpretationsschwierigkeit der ganzen Stelle legt. Die entgegenstehende Deutung ist natürlich die, daß mit der fünften Stufe der jeweilige einzelne Gegenstand selbst gemeint ist, also die Einzelidee, wenn man diesen von Platon hier gemiedenen Terminus anwenden will.

Dafür spricht zunächst die durchgängige Rede von 'jeglichem' Seienden, der stete Gebrauch des distributiven Pronomens *ἕκαστον*. Das 'ganze' Sein, die *ὅλη οὐσία* legt zunächst nach dem parallelen Gebrauch von *οὐσία* (Phaidr. 245 E, besonders Ges. 895 D) durchaus die Deutung nahe auf das wahre 'Wesen' eines einzelnen Gegenstandes; *ὅλος* ist nach dem Vorhergehenden zu erklären, wo der Gedanke entwickelt ist, der seit Theait. 176 A — das Gute muß immer sein Gegenteil haben — bis zur bösen Weltseele der Gesetze Platon beschäftigt: die Wahrheit über jegliches Ding ist nur durch die Erkenntnis des Gegensatzes vollständig. Die logischen Grundlagen dafür entwickelt der Sophistes, indem er das Nichtseiende im Sinne des Satzes vom Widerspruch als notwendig erweist, um ein Sein zu erfassen, begrifflich abzugrenzen und zu definieren. *Ὅλος* bedeutet also in sich 'ganz', ist es doch häufig einfach der Ausdruck begrifflicher Einheit (Belege s. Studien S. 66 f.). Bietet demnach der Text keine Veranlassung, von der näherliegenden Deutung, die das ganze Erkenntnisschema auf eine bestimmte einzelne Idee bezieht, abzustehen, so muß doch der Sinn des Fünften erläutert werden.

Der Wortlaut des Briefes läßt gelegentlich den Schein entstehen, als bestünde zwischen allen fünf Stücken eine völlige Parallelität, und er wird verstärkt durch die Betonung des Zählens, denn zählen kann man doch nur gleichartige Dinge. Demgegenüber hat aber Platon sehr deutlich innerhalb dieser Stufenreihe wieder Unterschiede bezeichnet. Gleich am Beginn der Aufzählung werden die drei ersten Stufen als Mittel, als 'Voraussetzungen' (Apelt) für die vierte, das Wissen, be-

zeichnet und diesen der Gegenstand selbst als fünftes gegenübergestellt. Das Verhältnis der vierten zu den drei ersten wird durch ein Wort näher beleuchtet, über das sehr leicht hinweggelesen wird, das vierte ist Wissen, Vernunft, wahre Vorstellung von diesen Dingen (*περὶ ταῦτα* 342 C 5). Was ist mit diesem Zusatz gemeint? Bis jetzt war immer nur von einem Gegenstande die Rede — von dem Kreise, und mit dem wird auch weiter exemplifiziert (ganz anders unten, Ende von D 7, *περὶ τούτων*; inzwischen ist ja die Fülle aller möglichen Gegenstände gegliedert worden). Es ist vorher meines Erachtens nur möglich, dieses *ταῦτα*, wie in E 3, auf die drei Stufen und ihr gegenseitiges Verhältnis zu beziehen; die vierte Stufe ist als Doxa die Zusammenfassung, als Episteme[1]) die theoretische Einsicht in den Sinn der unteren Stufen, in ihr systematisches Verhältnis zueinander. Aber nicht nur die allgemeine Einsicht in das Verhältnis von Namen, Begriff und Bild, obwohl diese, um eine moderne Wendung zu gebrauchen, in jedem Falle 'gegenwärtig' sein muß, sondern die im inhaltlich bestimmten Falle zu bewährende Urteilskraft, die den richtigen Namen, den richtigen Begriff und das richtige Abbild von dem bestimmten Gegenstande und damit ihn selbst in allen seinen Erscheinungsweisen erfaßt, während der Eristiker sie auseinanderreißt (*διαρρίπτειν* 343 D), den richtigen Begriff; es hat sich oben gezeigt, wie lebendig in Platon die Vorstellung ist, daß die der dritten Stufe entsprechenden Faktoren niemals aus sich heraus Wahrheit erzeugen können; nur durch den Logos konnte diese Determinierung erfolgen — so der Sophistes und Politikos. Ist der Logos, von dem dort die Rede, derselbe, wie der der zweiten Stufe des Briefes?

Hier gipfelt im Briefe eine wichtige Entwicklungstendenz, die in den späteren Dialogen bereits deutlich faßbar ist. Der Logos des Sophistes und Politikos war wie im VII. Brief die Definition, die kunstgerechte Zusammenfügung der Namen und Aussageworte, der *ὀνόματα* und *ῥήματα*, damit die Rechtsquelle inhaltlich bestimmter Prädikationen, im Sophistes war diese durch das diäretische Verfahren gefundene Definition auf die Verflechtung, auf die Gemeinschaft der Ideen gegründet worden (cf. Studien 86 ff.). Die systematische Spaltung der Ideen führt zu dem neuen Ideenbegriff, dem Atomon Eidos. Zum Ausdruck der hierbei auftretenden dialektischen Operation des Trennens und Verbindens und zur Bezeichnung von deren abschließendem Ergebnis wurde das Wort Logos in dem vollen Sinne verwandt, in dem er etwa in der Sphäre des Staates das Organon aller Erkenntnis war. Daneben aber bereitet sich im Sophistes und Philebos bereits ein Bedeutungswandel vor, in dem der Logos lediglich als ausgesprochen in einen Gegensatz zu dem innerpsychischen Gespräch der Seele mit sich selbst (Dianoia) tritt. (Soph. 263 E *Οὐκοῦν διάνοια μὲν καὶ λόγος ταὐτόν· πλὴν ὁ μὲν ἐντὸς τῆς ψυχῆς πρὸς αὑτὴν διάλογος ἄνευ φωνῆς γιγνόμενος τοῦτ' αὐτὸ ἡμῖν ἐπωνομάσθη, διάνοια*; 264 A *τὸ δέ γ' ἀπ' ἐκείνης ῥεῦμα διὰ τοῦ στόματος ἰὸν μετὰ φθόγγου κέκληται λόγος*; der Abschluß

[1]) Über die Bedeutung des Nus s. u. S. 84.

der Dianoia ist dann die Doxa, die mit Ja oder Nein zu einem Sachverhalt Stellung nimmt; es ist die Bedeutungsentwicklung der Doxa nach dem Urteil hin, von der oben S. 71 gesprochen wurde und die hier ihre Stelle auf der vierten Stufe erklärt. Wenn oben gezeigt wurde, wie das Abbild aus der Doxa gewisse urteilsfremde Züge herauszieht, so sieht man hier deutlich, wie die Doxa dem Logos gewisse erkenntnismäßige Züge entnimmt und diesem als charakteristisch bloß den äußerlichen Klang beläßt. (τὰ ἐν φωναῖς heißt es im Briefe 342 C ganz in der Richtung der obigen Sophistesstelle). Nun ist natürlich die Beziehung auf den Sinn stets dazu gedacht. Wie sollte der Logos sonst ein Mittel der Erkenntnis, λόγος οὐσίας an der parallelen Stelle Ges. 895 D sein? Genau so wie natürlich der Name stets Name von etwas ist, denn auch der Name kann nur als Träger eines Sinnes neben der Definition irgendwelchen Wert für den Erkenntnisprozeß haben. Fassen wir die ganze Reihe der Bedeutungsverschiebungen der hier auftretenden Ausdrücke ins Auge, so ergibt sich ein ganz einheitliches Bild. Platon hielt die Ansicht, die in den Namen selbst die Sache sah und sie aus ihnen entwickeln wollte, im Kratylos einer ausführlichen Widerlegung wert; er stellt sich im Briefe ausdrücklich auf die Seite, die im Kratylos 384 D E Hermogenes vertritt: Die Namen sind willkürliche Zeichen für Bedeutungen; 'rund' und 'gerade' könnten vertauscht werden. Das Wort wird herabgedrückt zu diesem bloßen Zeichen, sobald die Definition in ihrem Wesen klar erkannt ist; sie übernimmt die Funktion, die Antisthenes den Namen oder deren Zusammenfügung zuerteilt hatte (Postulat des Theaitetos). Auch die Definition, der Logos im Sinne der zweiten Stufe, wird gegen den von den ausgesprochenen Worten unabhängigen inneren dialektischen Prozeß abgehoben; sie wird zu einem bloßen Mittel der Erkenntnis[1]); es stellt sich neben den Logos seine innere Entsprechung, die Dianoia und die Doxa. Sie sind 'in den Seelen'; wo liegen die Kriterien, sie als wahr oder falsch zu bestimmen? Was seinem Begriff nach nicht falsch sein kann, was in sich über die Kriterien der Gültigkeit verfügt, Wissen, Vernunft, mußte der Doxa zur Seite treten; sie stehen neben ihr auf der vierten Stufe. Der Gegenstand, auf den alle Erkenntnisstufen gerichtet sind, erfordert, daß zu diesen auch die Anschauung tritt; einst ein inneres Motiv der Idee, wird nun auch diese Komponente ans Licht gezogen; anschauliche Repräsentation im weitesten Verstande ist der Sinn der dritten Stufe des Eidolon.

Wo liegt der Anstoß zu diesen eigenartigen Bedeutungsverschiebungen, von denen eine die andere bedingt? Er liegt in der

[1]) Es kam mir darauf an, die Entwicklung in deutlichen Schritten zu zeichnen. In Wirklichkeit wird dies alles durch eine spezifisch antike Einstellung modifiziert. Wer wie die Griechen nur laut las, der dachte wohl in einem viel weiteren Umfange auch laut und 'Dialektik' war ihm in einfacherem Sinne ein Dialog. Die Trennung von gedachtem und gesprochenem Urteil bedeutet für Platon sehr viel mehr als für uns. Ich wollte die Arbeit nicht noch mit einer Erörterung der hier auftretenden Schwierigkeiten belasten, obwohl sich hierbei die Wichtigkeit der in dieser Arbeit angestellten Untersuchungen von Wortbedeutungen hätte genauer begründen lassen.

psychologischen Wendung, die Platons Erkenntnislehre zuletzt nimmt. Diese Psychologie hat mit der der Seelenteile wenig zu tun; sie betrifft die Grundlagen der gesamten Wissenschaftslehre in einer Tiefe, die völlig ins theoretische Bewußtsein zu heben Platon nicht mehr beschieden war. Die Stärke der früheren Erkenntnislehre lag darin, daß Platon in seinem Seelenbegriffe nur diejenigen Züge theoretisch erfaßte, die wir in dem Begriff des Bewußtseins überhaupt zusammenzufassen pflegen. Gewiß hatte bei den großen Sophisten das Problem der Subjektivität in seiner ganzen Ausdehnung bereits gearbeitet, und in Thukydides' Geschichtswerk und Demokritos' Ethika ist die Entwicklung der Individualität deutlich zu fassen. Sokrates hatte aber das sophistische Problem tatsächlich nur an einer Stelle aufgegriffen: dem ethischen Relativismus stellte er seine Lehre der strengsten Bindung des Wollens und Denkens durch die Norm des Guten entgegen, vor der alle Individualität zurücktreten mußte, während gerade im Umkreise des Ethischen sich ein gereinigter, philosophisch höchst fruchtbarer Begriff einer geistigen Objekvität herausbildete, befördert durch die frühzeitige Aufnahme religiöser, die unwiderstehliche Macht des einmal erkannten Guten erklärender Motive. Dies ist die Grundlage jenes Bewußtseinsbegriffes, der als eine Vorform des Bewußtseins an sich in Platons Sokratesbilde sich immer mehr zur Bewältigung auch rein theoretischer Probleme erweiterte. Als Platon die negative eleatisierende Stellung zur Erfahrung und Sinneswahrnehmung überwunden hatte und sich anschickte, auch die irrationalen Faktoren der Wirklichkeit theoretisch zu erfassen, da war er nach der sokratischen heilsamen Retardierung durch seinen inzwischen ausgebildeten Erkenntnisbegriff in der Lage, am sophistischen Problem der Subjektivität viel wichtigere Seiten zu erfassen. Gleichzeitig hatte sich bei der raschen Entwicklung der griechischen Kultur im Hellenismus eine allgemeine Hinwendung zum Individuellen, zur Persönlichkeit vollzogen. Der individualistische Zug des Hellenismus findet in Platon seinen beredtesten und tiefsten Zeugen. Warum hätte er sonst im Theaitetos und Sophistes die gesamte Fragestellung der Sophistik im Zusammenhang mit Eleatismus und Heraklitismus in ihren innersten Motiven erörtert, warum im Phaidros die Behandlung der Individualität ausgehend von dem Thema der Überredung, mit kaum zu überbietender Feinheit behandelt?[1]) So redet denn Platon hier im VII. Briefe anfangs von den Seelen, denen Wissen und Vernunft innewohnt (342 C), später 343 D von der Seele des Schreibenden oder Sprechenden. Ohne Zweifel spricht Platon trotz des erkenntnistheoretischen Zusammenhanges von der individuellen Seele. Der Auseinandersetzung mit Dionysios entsprechend erscheint dieser erkenntnistheoretische Exkurs eingebettet in die Frage der Verständigung, er ist verbunden mit dem Problem des Verstehens des geschriebenen und gesprochenen Wortes, der Uebermittlung des Wissens, also des Lehrens, und es entspricht dem Vorbilde des Sokrates, dessen Methode zu übersehen und theoretisch zu bewältigen

[1]) man vgl. die durchaus den Geist des Briefes atmende Individualpsychologie Phaidr. 271 D E.



Platon erst jetzt den ausreichenden Abstand gewann, wenn ihm der Prozeß eigenen Wahrheitfindens mit dem des Lehrens in engster methodischer Verwandtschaft sich darstellt.

Begreift man diese Wendung zum Psychologischen als einen Ansatzpunkt ganz neuer, von Platon bisher nicht gesehener Probleme, so schwindet das Befremden über die scheinbare Skepsis, den 'Agnostizismus,' die 'Resignation,' die aus dem Briefe spricht. Sie geht jedenfalls das, was ihm bisher als sicherstes Ergebnis wissenschaftlicher Erkenntnis galt, nicht eigentlich an — der Wahrheitsgehalt seiner Lehre wird durch die Beschreibung der Schwierigkeit ihrer Uebermittlung, der Mißverständlichkeit des Wortes nicht in dem Maße berührt, wie es auf den ersten Blick scheinen kann, und wenn außer den so fühlbar nachzitternden persönlichen Erfahrungen, die hinter dem Briefe stehen, sachliche Motive ihn in diese eigentümliche Haltung drängten, so sind die neuen Probleme, von denen oben gesprochen wurde, doch derart, daß sie das 'Sein und Wesen der Wahrheit' nicht berühren.

Allerdings muß die Darstellung der Wahrheit auf Grund des neuen Seelenbegriffs sich in manchen Stücken wandeln. Die 'Funktion,' die zwischen Erkenntnis und Erkenntnisgegenstand bestand und die zu der kritizistischen Deutung Platons verständlichen Anlaß gibt, beruht im Grunde auf einem bis in die archaischen Zeiten griechischen Denkens zurückreichenden Motiv, der Affinität, der Verwandtschaft (*ὁμοιότης, συγγένεια* noch in unserm Brief zur Bezeichnung des näheren Verhältnisses von Nus und Gegenstand) zwischen Wahrnehmung und Wahrgenommenem, wobei die Angleichung in beiden Richtungen erfolgen kann. Das 'sonnenhafte' Auge, die dem 'Guten ähnliche' (*ἀγαθοειδής*) Erkenntnis im Staate bezeichnet den Punkt, bis zu dem dieses Motiv in der platonischen Philosophie verfeinert worden ist; Voraussetzung ist die das Sonnen- und Höhlengleichnis beherrschende Auffassung des Erkennens als höheren Sehens. Nachdem in der oben beschriebenen Weise sich der Seelenbegriff zum Individuell-Persönlichen vertieft hat, strahlt er nun die neugewonnene Energie auf den Gegenstand, das zu erkennende Sein aus; die Ausbildung dessen, was wir Weltseele[1]) nennen, ist in Wirklichkeit nur eines der vielen Symptome für die Erweiterung und Differenzierung des Bewußtseinsbegriffs. Daß wir sie als Weltseele von der individuellen abheben, verfälscht das Bild. Platon hat keinen besondern Terminus für sie. Charakteristisch ist, daß an manchen Stellen unklar bleibt, von welcher Seele Platon spricht, so im Phaidrosmythos 245 C.

Das Auseinandertreten der auf das Objekt und das Subjekt gerichteten Seiten des Bewußtseinsbegriffs hat Platon im Brief zu einer Folgerung veranlaßt, die er anderwärts noch nicht gezogen hatte. Die Doxa ist von Haus aus psychologisch und daher bleibt auch die 'wahre' Doxa als besonderer Einzelfall der Erkenntnis ein psychisches Faktum. Platon dehnt aber diese Betrachtung hier — und das ist das

[1]) Daß diese Lehre nicht als mythisches Beiwerk abgetan werden k
zeigt mit großer Klarheit Ernst Hoffmann Platons Lehre v. d. Weltseele



Neue — sogar auf das Wissen und die Vernunft aus; auch sie können lediglich als psychische Fakten aufgefaßt werden. Es ist deutlich, daß die erkenntnispsychologische Tragweite dieser Einsicht von Platon kaum überschaut worden ist. Vielmehr ist grade hier der Einfluß jener einfachen Aehnlichkeitstheorie wirksam. Die in der Weltseele ausgebildete objektive Seite des Seelen- und Bewußtseinsbegriffs bot ihm die Möglichkeit, der psychologisch aufgefaßten Erkenntnis jederzeit ihre objektive Entsprechung zuzuordnen. Zur Erklärung diene der Philebos, in dem ja die beiden Seiten der Seele am deutlichsten nebeneinanderliegen. In dem zusammenfassenden Schema 66 Aff., das wie der Brief einen merkwürdigen Hang zur Numerierung hat (freilich ist unserer Briefstelle ein ganz anderes Prinzip der Zählung zugrunde gelegt), wird nach dem Maße (*μέτρον*), dem Schönen (*σύμμετρον καὶ καλὸν καὶ τὸ τέλεον καὶ ἱκανόν*), der Vernunft und Einsicht (*νοῦς* und *φρόνησις*) die dritte, den Wissenschaften, Künsten und richtigen Meinungen (*ἐπιστῆμαί τε καὶ τέχναι καὶ δόξαι ὀρθάι*) die vierte Stelle zugewiesen und ausdrücklich der Zusatz gemacht, daß diese alle unmittelbar der Seele zugehören (*ἃ τῆς ψυχῆς αὐτῆς ἔθεμεν*). Der Inhalt der beiden ersten Stufen des Philebos steht in Beziehung zu der Weltseele im Timaios, die dritte Stufe — Vernunft und Einsicht — bezeichnet die Erkenntnisfunktionen, in denen beide Seiten der Seele untrennbar zusammenhängen. Man kann sie sehr wohl je nach dem Gesichtspunkt zu der objektiv (außerhalb des Subjektiven) seienden Wirklichkeit rechnen, oder, wie im Briefe, sie noch psychologisch fassen, unter Betonung ihrer relativen Gegenstandsnähe.

Die psychologische Auffassung der im VII. Brief auf die vierte Stufe gesetzten Faktoren wird dort unzweideutig in der ganzen *Ποῖον*-Betrachtung festgehalten; d. h. alle vier Stufen, also auch Vernunft und Wissen, bieten der Seele, die nach dem wahrhaft Seienden verlangt, nur einen mit qualitativen, in der reinen Idee nicht beschlossenen, mit individuellen Zügen getrübten Inhalt dar: 'Der gezeichnete Kreis hat auch am Geraden Anteil.' Außerhalb der unmittelbar durch das Beispiel erläuterten mathemathischen Sphäre hat diese *Ποῖον*-Betrachtung in dem gesamten, ausdrücklich im Briefe gemeinten Objektbereiche einen nicht minder guten Sinn. Z. B.: Es gibt in der Erfahrung kein reines Gutes; alle Handlungen individueller, konkreter Menschen gehen sicher noch von andern Motiven außer dem reinen Guten aus; sie sind dann irgendwie auch nicht gut. So muß natürlich auch alle menschliche Wissenschaft als erkenntnispsychologisches Faktum, gemessen an der Idee der Wissenschaft, mit dem Gegenteil, dem Falschen, dem Nichtwissen verquickt sein; sonst wäre der Gedanke der Philosophie in dem von Platon so oft betonten Sinne des Strebens, des Fortschreitens der Erkenntnis ein Widersinn. Mit dem Wahrheitsanspruch der nun einmal — gleichgültig unter welchen psychologischen Voraussetzungen — gefundenen Erkenntnisse haben derartige Erwägungen zunächst nichts zu tun. Dagegen kann es scheinen, als ob das erst nach Erfüllung so vieler Voraussetzungen eintretende 'Aufleuchten' der Erkenntnis für deren intuitiven Charakter spräche. Intuitive Erkenntnis muß sich auf Gegenstände beziehen, die ihrem Wesen nach nicht anders, als durch ein

Sehen erfaßt werden können; was oben bei der Erörterung des Eidolon von der individuellen Bestimmtheit und anschaulichen Fülle des Eidos entwickelt wurde, weist sicher auf den intuitiven Charakter hin; daß die Erleuchtung, von der hier die Rede ist, sich gerade auf diese Elemente der Erkenntnis richtet, dafür spricht der Nachdruck, der unmittelbar vor dieser Stelle auf das 'Sehen' und die Wahrnehmung (*ὄψεις τε καὶ αἰσθήσεις*) gelegt wird, ganz im Einklang mit der geforderten Notwendigkeit auch des Eidolon für den Erkenntnisprozeß, von der oben die Interpretation ausging. Entflieht doch auch im Philebos die Kraft des Guten ins Schöne und 'Gemessene', und das Symposion zeigt, wie fest dieser Zug in der platonischen Lehre begründet ist.

Diese Betrachtung legt die Frage nahe, warum Platon wohl die beiden Ausdrücke, an denen schon dem Wortsinne nach die intuitive Bedeutung hängt, Eidos und Idee so geflissentlich an unserer Briefstelle meidet. Auf welcher Stufe sollte man sie erwarten? Wilamowitz' Deutung, daß das geordnete Reich aller Ideen der Inhalt des Fünften, des wahren Seins ist, hat zu Schwierigkeiten geführt. Und doch ist es wohlbegründet, wenn er nicht das einzelne Eidos an die fünfte Stelle setzt. Denn das Eidos hatte zu allen Stufen eine gewisse Beziehung. Auch der Name 'meint' bereits seinem Sinne nach — und einen Sinn muß jeder Name haben — den Gegenstand, und die Funktion des 'Siegelns', Prädizierens, im Phaidon die Grundleistung des Eidos, zeigt diese Beziehung. Daß die Gemeinschaft der Ideen[1]) mit der Definition zusammenhängt, lehrt der Sophistes und Politikos. Die dort stärker ins Bewußtsein gehobenen begrifflichen Züge erfordern ein Gegengewicht, das die 'Sicht', das Anschauungsmäßige im Eidos in sich aufzuheben gestattet. Diese inhaltliche Bestimmtheit des Eidos, die zu seinem Wesen gehört, entfaltet das Eidolon in der Anschauung (s. o. S. 73). Bezeichnete demnach die dritte Stufe bereits einen Zug, durch den das Eidos mit dem ihm zugeordneten Gegenstand der Erfahrung in wesentlichem Zusammenhange steht, so lag in der Doxa von vornherein die Beziehung auf die einzelne Erfahrungstatsache, sowohl nach der Objektseite, indem sie den einzelnen Gegenstand meinte, wie nach der Subjektseite, indem sie das 'Anheben' aller Erkenntnis mit der zunächst psychologischen Vorstellung eines einzelnen Subjektes bezeichnet. Als 'wahr' von gewissen anderen Faktoren determiniert zeigt sie den Tatbestand der Hypothesis

[1]) Auch diese Tatsache, daß das diäretisch geordnete Reich der Ideen sich am unmittelbarsten mit der zweiten Erkenntnisstufe des Briefes in Beziehung setzen läßt, spricht gegen die Deutung, die nur dem Fünften im Gegensatz zu den anderen Vier die Beziehung auf die Gesamtheit der Ideen zuweisen will. Gewiß bietet die platonische Lehre genug Anknüpfungen für die Erkenntnis, daß nur in einem sich gegenseitig bestimmenden systematischen Zusammenhang Gegenstände aufgefaßt und fixiert werden können. Das ginge aber auch die ersten Vier an; auch der Name hat nur Sinn, wenn er in ein sinnvolles System von Bedeutungen einbezogen ist: 'damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft verstehe, muß schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen' (W. v. Humboldt Werke IV 14). Für die höheren Stufen gilt das natürlich noch mehr. Trotzdem bleibt die Absicht hier auf die Erkenntnis jeglichen Dinges gerichtet.

von dem nun ausdrücklicher auch dem Reiche der sinnlichen Erfahrung (freilich auch allen geistigen Inhalten, sofern sie in der Wirklichkeit sich manifestieren) zugewandten Erkenntnisbegriff aus. 'Wahr' kann die Doxa nur sein, indem sie einen empirischen Tatbestand als vom Eidos bestimmt auffaßt, und zwar unter Betonung der in 'Ja' und 'Nein' (s. o. S. 77) sich vollziehenden urteilenden Stellungnahme, während die inhaltliche Fülle und Bestimmtheit des fraglichen Sachverhaltes im Eidolon aufgehoben bleibt. Nun war es der Sinn der Hypothesis im Phaidon und im Staate, das Eidos als der Erfahrung zugrundeliegend aufzufassen; ob jemals die Hypothesis den vollen Sinn der Idee für Platon bezeichnet hat, bleibe dahingestellt: jedenfalls war diese Bedeutung sicher so wesentlich, daß sie Platon auch zwischen der Doxa der vierten Stufe und dem Eidos eine Beziehung sehen ließ, ohne im entferntesten beide gleichzusetzen, ebensowenig wie etwa die Doxa und die anderen Faktoren der 4. Stufe. Von diesen ist das Wissen, die Episteme in den ersten Worten 342 deutlich als die Synthesis der drei unteren Stufen bezeichnet, die Interpretation des *περὶ ταῦτα* S. 76 hat diesen Sinn bestätigt: die Beziehung auf den einheitlichen Gegenstand, den alle drei unteren Stufen meinen, ist der Zweck und die Voraussetzung dieser Zusammenfassung, die keine Stufe isoliert läßt (*διαρρίπτειν* 343 D). Damit ist die Episteme natürlich, wie in der ersten Einführung, in einem höheren Sinne als die ersten drei Stufen dem Fünften zugewandt. Wenn damit die Episteme Erkenntnis des Eidos wäre, indem sie alle seine bisher entwickelten Seiten zur Einheit zusammenfaßt, so wäre nun die Frage zwar noch offen, aber immerhin enger eingegrenzt, was nun eigentlich als das letzte, das *γνωστόν* anzusetzen ist, in welchem Sinne die Vernunft, der Nus, diesem letzten verwandter und ähnlicher ist als alles vorher Erwähnte.

Anders gestellt ist die Frage diese: Welche Züge des Eidos sind bei der reichen Auffaltung dieses Begriffes, die das Schema des Briefes nunmehr bietet, noch nicht zur Darstellung gelangt? Es läge nahe und entspräche einer Wortinterpretation, als die letzte Komponente des Eidosbegriffes und damit als den Sinn des Fünften einfach das 'wahre Seiende' anzusprechen, das 'nicht in den Seelen' nun allen bisherigen Faktoren, auch den seelischen der vierten Stufe als letzte und höchste Realität zugrunde liegt. Damit bliebe aber jedem überlassen, sich das 'Sein' nach seinem erkenntnistheoretischen Standpunkt zu deuten, und zwischen einer hypostasierten Dinglichkeit im Sinne früherer Platondeutung und einem vagen idealistischen Ding an sich bliebe die gesamte Skala offen; daran würde auch eine Bezeichnung des Seins als objektiv-metaphysisches im religiösen oder als transzendentales im kritizistischen Sinne nicht viel ändern. Darum soll hier versucht werden, die spezifische Bedeutung, die in der platonischen Gedankenwelt dieses Sein erhält, durch die Beziehung auf andere platonische Begriffe, die nicht so vieldeutig sind wie das Sein, einigermaßen zu begrenzen. Dazu kann gerade das Element des Eidosbegriffes verhelfen, das ihn von Anfang an begleitet und auf keiner Stufe des Schemas bisher wiedergefunden wurde, die in dem Aretebegriff liegende wurzelhafte Be-

ziehung auf das Gute[1]). Die in den späteren Werken Platons immer deutlicher ausgebildete Teleologie ist keine Erweiterung des Erkenntnisbegriffes um Züge, die man zur Not ablösen und damit den 'reineren' Wissenschaftsbegriff Platons erfassen könnte, sondern es ist die innerste Kraft des ursprünglichen platonischen Gedankens, die in der religiös gewendeten Teleologie nur immer deutlicher in die Erscheinung strebt. Die Anknüpfung aller einzelnen Ideen an die Idee des Guten im Staate bedarf nicht des Umweges über den Systemgedanken, sondern die Beziehung jedes einzelnen Eidos zu dieser 'Quelle alles Seins und Erkanntwerdens' ist so unmittelbar wie möglich zu denken; in jedem einzelnen Seienden ist die Kraft, die es zur Form, zur Gestalt bildet, in der es allein sein und erkannt werden kann, die es zur Verwirklichung seiner Arete treibt, das *Gute-und-Schöne*. Also nicht die Gesamtheit der Ideen braucht der Inhalt des Fünften zu sein, sondern jedes *einzelne* Eidos an dem Punkte, wo sein Zusammenhang mit jener in unendlicher Mannigfaltigkeit und doch in strengster Einheit wirksamen 'Realität' sichtbar wird. Das Sein dieser Realität ist nach dem Gesagten kein starres, hypostasiertes Dasein, es ist ἐπέκεινα τῆς οὐσίας; als Ziel und *Sinn* alles Werdens (Philebos 54 C) ist es streng dynamisch als bewegende Kraft, als Schönheit; als Ziel alles bewußten Handelns, alles auf Zwecke gerichteten Denkens bleibt es das Gute[2]), das höchste Gut im eigentlichen Verstande; insofern es nicht von menschlichem Denken abhängig, sondern umgekehrt alles von ihm abhängig zu denken ist, ist das Religiöse mit ihm aufs engste verwandt: wie sollte das vollendete Sein (παντελῶς ὄν) nicht Bewegung, Seele, Leben, Vernunft haben? fragt Platon im Sophistes (248 E D).

Dafür, daß nun auch in unserem Briefe das 'Sein', das der Erkenntnis gegenübertritt, diesen bestimmten Inhalt hat, spräche vor allem der weitere Zusammenhang, in dem die eigentliche Erörterung der Stufen steht. Nur von einer in lebendiger innerer Beziehung mit dem Guten stehenden Philosophie aus kann Platon die Einwirkung auf die Lebensführung erwarten, die bei Dionysios zu seinem tiefen Schmerze nicht eintrat; besteht aber der oben geschilderte Zusammenhang, dann kann in der Tat von der wirklichen Erkenntnis *jedes* Objektes jener in einem höchsten Sinne veredelnde Einfluß auf das Gemüt erwartet werden, der zugleich ein geistiges Aufbauen der Persönlichkeit auf Grund ihrer individuellen Arete und ihrer 'Verwandtschaft mit der Sache', mit der Wahrheit ist; keine allgemeine Erleuchtung über das ganze Ideenreich ist denkbar, sondern diese Wahrheit realisiert sich nur am einzelnen Objekt, bei strengster Ausschöpfung aller intellektuellen Mittel, durch Verknüpfen aller, auch der niederen Stufen des Erkenntnisweges.

[1]) vgl. Studien S. 8ff.

[2]) Je reicher man sich den Sinn des Wortes ἀγαθόν, ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ für Platon entwickelt denkt, um so begreiflicher wird, daß er sich von dem Worte loslöst, seine Bedeutung als eine umfassendere Realität objektiviert, und daß daneben das Wort seine speziellere Bedeutung als Nachbarvorstellung des Gerechten wie in unserem Briefe behalten kann. Nach dem Philebos scheint ihm das Schöne und Angemessene zum Ausdruck der früher mit dem Guten bezeichneten allgemeineren Bedeutung geeigneter.

Daß diese Tätigkeit der Seele gerade den Nus angeht, das entspricht der Bedeutung, die dieser Begriff bei Platon vom Phaidon an behalten hat. Im Phaidon vermißte die Kritik des Sokrates am Nus des Anaxagoras gerade die Beziehung auf das Gute; die dort vorläufig postulierte Naturerklärung, die den Nus nicht nur als mechanische Ursache, sondern als Finalgrund fordert, begründet Platon später im Phaidros und den Gesetzen durch den neuen Begriff der Seele als der ersten Bewegung; ihre Durchführung im Timaios zeigt, daß 'der Nus König von Himmel und Erde' ist, worin nach dem Philebos (28 C) 'alle Weisen übereinstimmen'.

Breslau. Julius Stenzel

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

SOKRATES
ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN
ABTEILUNG: JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS

JAHRESBERICHTE

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN

HERAUSGEGEBEN
VON
ERNST HOFFMANN

SIEBENUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.
HEFT 2



BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1921

INHALT

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

An die Leser des 'Sokrates'

An Stelle der Bände füllenden, bibliographisch lückenlosen Literaturberichte, wie sie vor dem Kriege üblich waren, tut jetzt vor allem not eine schnelle, zuverlässige Berichterstattung über die im Inland und Ausland von Jahr zu Jahr wirklich erzielten Fortschritte der Forschung. Als Organ hierfür ist von dem Vorsitzenden des Fachausschusses für alte Philologie in der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, Professor Ed. Meyer, der 'Sokrates' im Einverständnis mit der Verlagsbuchhandlung und dem Herausgeber gewählt worden. Da von dieser Zeitschrift gegenwärtig nur die 'Jahresberichte des Philologischen Vereins' erscheinen, so wird unmittelbar an diese in Zukunft eine neue Abteilung angegliedert werden unter dem Titel:

'Annalen über die Fortschritte der Altertumswissenschaft'.

Es werden in Zukunft also drei Hefte jährlich erscheinen, außer dem ersten mit **Philologischen 'Abhandlungen'** und dem zweiten mit den **'Jahresberichten'**, welche beiden Hefte für 1921 bereits erschienen sind, ein drittes mit den **'Annalen'**. Bereits für 1921 ist auch dies dritte Heft in Vorbereitung.

Der Wesensunterschied zwischen dem zweiten und dem dritten Heft ist dieser: Das zweite Heft behandelt Schulschriftsteller und Schuldisziplinen (z. B. Ovid, Lateinische Grammatik) und will an Hand der neuesten Literatur den Lehrer über die wissenschaftlichen Problemgebiete unterrichten, die eng mit seinem Unterricht verbunden sind. Da jedes Jahr nur etwa drei oder vier solcher Gebiete abgehandelt werden können, muß der einzelne Bericht immer die Literatur mehrerer Jahre umfassen. Das dritte Heft jedes Jahrganges aber, 'die Annalen', soll rein wissenschaftlichen Zwecken dienen und, wenn die Organisation der Berichterstattung erst ganz durchgeführt ist, in jedem Jahr das gesamte Gebiet der Altertumswissenschaft umfassen.

In Vorbereitung für die Annalen 1921 sind bereits die Beiträge der Herren Professor Meister (Römische Literatur), Professor Schubart (Papyri), Professor Dessau (Lateinische Epigraphik), Dr. Täubler (Alte Geschichte), Professor Dragendorff (Römisch-Germanisches).

Alle Rezensionsexemplare, besonders auch Dissertationen, Inhaltsangaben ungedruckter Dissertationen, Zeitschriftenseparata usw. werden mit der Bezeichnung 'Für die Jahresberichte des Philologischen Vereins' an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94, erbeten.

Weidmannsche Buchhandlung. Dr. E. Hoffmann.

Römische Poesie der Kaiserzeit
1913—1921

Vorbemerkung: Die in den Kriegsjahren erschienene ausländische Literatur ist mir zum größten Teile unzugänglich geblieben. Da eine bloße Aufzählung bei den einzelnen Dichtern vermieden werden soll, ist auf die entsprechenden Bursian-Berichte und auf die Zusammenstellung zu verweisen, die Hosius, B. ph. W. 1921, 652 ff. bei der Besprechung von Teuffel-Kroll II[7] gegeben hat. Die späteren Dichter sind nur mit großer Auswahl berücksichtigt worden; in den Vordergrund sind diesmal die gestellt, die in den Berichten der letzten Jahre wenig oder gar nicht behandelt worden sind. Horaz ist aus Mangel an Raum nicht besprochen worden; das durfte um so eher geschehen, weil über ihn bis 1920 regelmäßig von H. Röhl berichtet worden ist. Auch ursprünglich geplante Ausführungen über das Problem der 'subjektiven' und 'objektiven' Elegie haben nicht mehr Platz finden können.

Wenn auch 'die Abhängigkeit der römischen Literatur von der griechischen das prinzipielle Axiom für ihre Beurteilung geworden ist' (Norden, Einl. i. d. Alt. I[2] 445, vgl. Kroll, Neue Jahrb. 1903, 1 ff., der die Grundsätze für 'Unsere Schätzung der römischen Dichtung' durch Betonung und Zusammenstellung der Entwicklungsbedingungen zu finden versucht), so darf auf der anderen Seite die (von Norden nicht verkannte) Gefahr nicht übersehen werden, die darin liegt, das Originale und spezifisch Römische in seinem Eigenwerte zu gering zu achten. In der Tat scheint es, als ob ein den neueren Arbeiten gemeinsamer und allmählich stärker werdender Zug der ist, gerade die eigentümlichen Verschiedenheiten und Umbildungen herauszufinden und zu bewerten, die die römischen Werke von den griechischen unterscheiden. Natürlich darf das nicht durch Isolierung geschehen: wohin das führt, haben, um zwei Beispiele zu nennen, Peters Werk über den Brief in der römischen Literatur (1901) und Friedrichs Catullkommentar (1908) gezeigt.

Deutliche und zur Charakterisierung der bezeichneten Tendenz gut geeignete Beispiele bilden, um auch hier etwas Konkretes anzuführen, die beiden Abhandlungen R. Heinzes über die lyrischen Verse des Horaz (Abh. d. Sächs. Ges. d. Wiss. 70 [1918], 4) und über Ovids elegische Erzählung (71 [1919], 7; s. u. unter Ovid).

Zur Ergänzung der hier versuchten Darstellung der wichtigsten Probleme der römischen Poesie der Kaiserzeit dient Wilh. Krolls 'Lateinische Philologie', Wissenschaftl. Forschungsber. herausg. v. K. Hönn l,

Gotha 1909, ein ganz ausgezeichnetes Hilfsmittel, das leider nur die Zeit von 1914—1917 behandelt; ihm werden manche wertvolle Hinweise auf Werke verdankt, die mir sonst vielleicht entgangen wären; auf seine Ausführungen ist wiederholt hingewiesen worden. Schließlich seien hier die beiden Literaturgeschichten erwähnt, die als Ganzes in diesem Berichte nicht haben besprochen werden können: Schanz' Werk ist 1920 durch die von Hosius und Krüger besorgte Herausgabe der zweiten Abteilung des vierten Bandes, die die Literatur des 5. und 6. Jahrhunderts behandelt, vollständig geworden (IV 1: 4. Jahrh. 1914), und Teuffels Arbeit ist durch Klostermann, Kroll, Leonhard, Skutsch und Weßner wieder auf die Höhe gebracht worden (I^{6} 1916 II^{7} 1920 III^{6} 1913). Ein anderes für die behandelte Epoche unentbehrliches Hilfsmittel, dessen Wert und Beurteilung hier nicht zur Diskussion stehen, sind L. Friedlaenders Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms^{9}, die G. Wissowa 1919 ff. in der neuen Auflage ganz wesentlich gefördert hat.

Für die textkritische Durcharbeitung nicht nur der Dichter ist erwähnenswert Herm. Kantorowicz, Einführung in die Textkritik. Systematische Darstellung der textkritischen Grundsätze für Philologen und Juristen, Leipzig 1921. Von Arbeiten über mittelalterliche Rechtsschriften, vor allem den 'Tractatus de maleficiis' des Richters Albertus de Gandino aus Crema (um 1300), ist K. zu der Grundfrage der Textkritik nach der Richtigkeit einer Lesart gekommen. Zu ihrer Lösung werden in sehr scharfsinniger und tiefbohrender Weise Maßstäbe literaturgeschichtlicher, überlieferungsgeschichtlicher und psychologischer Art aufgestellt und aus ihnen Regeln für das bei der Beurteilung einer Lesart und Hs. notwendige Verfahren abgeleitet. Die Methode der Philologie ist nur ein Spezialfall der rekonstruierenden Wissenschaften überhaupt, in denen aus 'Quellen' und 'Überresten' auf ein Ursprüngliches geschlossen wird, und zwar sowohl in der Kultur- wie in der Natur'geschichte'.

Vergil [1]).

Ribbecks nicht immer zuverlässiger Text ist endlich in der Bibl. Teubn. 1921 durch eine, allerdings nicht so umfassende, gute und vorsichtige Ausgabe der Bucolica, Georgica und Aeneis von W. Janell ersetzt worden. Da der kritische Apparat zwar knapp, doch ausreichend unter den Text gesetzt ist, so besitzen wir jetzt ein gleichwertiges Seitenstück zu Hirtzels Ausgabe in der Bibl. Oxon.; es ist dieser sogar noch dadurch überlegen, daß es außer der über die Hss. unterrichtenden Praefatio die drei wichtigsten antiken Vergilbiographien (Donat, Servius,

[1]) Für die Literatur bis 1916 vgl. die beiden Jahresberichte W Janells. 1914, 61 ff. u. 1916, 27 ff Aus diesen Jahren ist nur weniges, was dort übergangen ist, erwähnt. Vollständigkeit in der Aufzählung der Behandlungen einzelner Stellen liegt diesem Berichte fern; sein Ziel ist nur Skizzierung der Problemlage bei den verschiedenen Dichtungen Vergils — P. Rasi, La Bibliografia Virgiliana (1912 – 1913, Estratto dalgi Attie Memorie della R Academia Virgiliana di Mantova, Vol. VII. Mantova 1915), die neben P. Jahns Bericht 1909 - 1913 (Bursian 167, 357 ff) mit Nutzen heranzuziehen ist, kenne ich nur aus Helms (B. ph W. 1920, 1228) und Bellings (W. f. kl. Ph. 1920, 177) anerkennenden Erwähnungen

Probus) und andere Zeugnisse über den Dichter bringt. Zum ersten Male von J. verglichen ist der den deteriores zugehörende Rehdigeranus 136 des 12. Jahrhs. Andere Zwecke verfolgt die 1915 von C. Hosius in Bonn (Lietzmanns Kl. Texte 134) herausgegebene Einzelausgabe der Bucolica 'cum auctoribus et imitatoribus in usum scholarum'. Das Fehlen einer Präfatio ist zu beklagen, umso mehr, als der kritische Apparat auf den denkbar knappsten Umfang gebracht ist. Die handschriftliche Überlieferung würde sich wesentlich leichter übersehen lassen, wenn dem Apparate kurze Angaben vorgedruckt wären, welche Hss. die Grundlage der einzelnen Stellen bilden. Hirtzel, Norden und Janell haben dies zum Vorteile ihrer Ausgaben nicht unterlassen. So läßt sich, um ein Beispiel beizubringen, in der 6. Ekloge nicht genau genug erkennen, daß 1—21 auf PRV, 22 47 auf PR, 48—71 auf PRM beruhen. Gegen die Konstitution des Textes[1]) erheben sich wiederholt Bedenken. An der viel diskutierten Stelle VI 33 hätte z. B. nicht die Lesart exordia aus R und Serv. D. gegen ex omnia P aufgenommen werden sollen. Denn da nach V. 32 die exordia schon vorhanden waren, kommt durch diese Lesart ein falscher Sinn in die Stelle hinein, und außerdem wird durch sie die in diesem Gedichte ganz besonders beliebte (vgl. 20. 21; 25; 55. 56) Epanalepse zerstört. Die auctores und imitatores, die ungeschieden durcheinander stehen, sind mit großem Fleiße zusammengetragen. Unter den imitatores finden sich auch Stellen, die wohl nur zufällige sprachliche Anklänge sind. In einigen umstrittenen Versen vermißt man Hinweise auf entscheidende Parallelstellen: So werden die Varianten X 74 subducit R subrigit ς (von Hirtzel für richtig gehalten) statt se subicit MP durch Georg. II 19 hinfällig. Zu IV 60 risu hätte zur endgültigen Entscheidung der Kontroverse, ob das Lachen des Knaben oder der Mutter gemeint ist, Lydus de mensibus IV 21 (p. 85, 20 ff. W.) angeführt werden sollen, eine Stelle, auf die Norden gelegentlich im Vergil-Kolleg hingewiesen hat: *ἐπὶ δὲ τῆς τεσσαρακοστῆς προσλαμβάνειν* (sc. *τὸ βρέφος*) *τὸ γελαστικὸν καὶ ἄρχεσθαι ἐπιγινώσκειν τὴν μητέρα.* Sehr dankenswert und zu metrisch-prosodischen Untersuchungen gut geeignet sind die beigegebenen Indices, die Hosius ganz nach dem Muster der Indices in den Ausgaben des Properz und Lucan gestaltet hat.

Die aus der 4. Ekloge angeführte Stelle leitet über zu dem Streite, der um die Lesung und Deutung der Verse 60 - 64 und im weiteren Sinne um die Beurteilung des ganzen Gedichtes tobt. Hosius hat 62 cui non risere parentes, nec deus hunc mensa dea nec dignata cubili est gedruckt und damit die indirekte Überlieferung (Quint. IX 3, 8) für falsch erklärt. Sie hat Birt, B. ph. W. 1918, 186 192 als richtig zu erweisen versucht, und A. Kurfeß ist ihm 760 f. darin gefolgt. Als entscheidendes Argument sieht Birt die Tatsache an, daß die Schreibung qui für cui nicht vor dem 2. Jahrh. n. Chr. nachzuweisen sei, schränkt aber seine Behauptung ein durch die Worte 'nach meinen bisherigen Feststellungen'. Hier fehlt also noch die letzte Entscheidung, und bis sie

[1]) Löschhorns Vorschläge zur 1. Ekloge (B. ph. W. 1919, 23) enthalten leider nichts Neues und sind überflüssig.

gefällt ist, bleibt die Möglichkeit offen, daß bereits Quintilian qui oder vielmehr QVI im Vergiltexte gelesen, aber falsch gedeutet hat. Denn dem Inhalte nach ist der Dativ cui nicht falsch: Vergil würde dann die Ekloge mit dem Bilde schließen, daß zuerst das Kind die Mutter anlacht und darauf die Mutter und der Vater beglückt das Lachen erwidern. Allerdings scheint die zweimal an den Knaben gerichtete Aufforderung 'incipe' auch eine doppelte Aussage über das Lachen des Kindes zu fordern, und das würde in die Richtung 'qui risere parentes' weisen. Den Dativ hat auch Kaiser Konstantin in seinem Texte gelesen, wie die griechische Wiedergabe seiner Worte in der Rede an die Heilige Versammlung beweist (c. 21): *σοὶ δὲ γονεῖς οὐ πάμπαν ἐφημερίως ἐγέλασσαν*, wenn er auch das Pronomen nicht als verallgemeinerndes Relativum erkannt hat. Mit dem Verhältnis des griechischen Textes zu der griechischen Deutung der Ekloge hat Kurfeß sich wiederholt beschäftigt (Sitzber. 1919, 337; Jahresber. 1920, 90; Pastor bonus 1920 21, 2. Heft; Ztschr. f. neut. Wiss. 1919/20, 72). Die Übersetzung des Gedichtes ersetzt das Heidnische durch christliche Motive (z. B. 6; 13), aber die Interpretation paßt an vielen Stellen nicht zu dem griechischen, sondern nur zu dem lateinischen Wortlaut. Konstantin hat demnach die Rede in lateinischer (vgl. Euseb. Vita Const. IV 32) Sprache etwa 313 verfaßt und das Gedicht und die Interpretation von zwei verschiedenen Leuten ins Griechische übersetzen lassen. — Die zur Deutung der ganzen Ekloge schon früher vorgebrachten Argumente sind neuerdings ohne besondere Beweiskraft wieder aufgenommen worden. So sind Hugo Greßmann, der Messiasglaube in der Geschichte der Völker, Deutsche Rundschau, Juni 1914 und H. Draheim Sitzber. 1919, 337 wieder für Asinius Gallus eingetreten, obwohl schon das Zeugnis des Servius dieser Auffassung nicht günstig ist. Wenn er (zu V. 11) bemerkt, Asinius Gallus habe zu Asconius Pedianus gesagt, er sei von Vergil gemeint, und dann fortfährt: 'Den Ausspruch glauben einige nicht, da er schon 41 geboren sei', so geht daraus hervor, daß zu den 'einigen' auch Asconius gehört hat, ein Gelehrter, dessen Urteil wahrlich nicht leicht wiegt. Einen neuen Weg ist Kunst gegangen, B. ph. W. 1920, 694 ff. Er folgert aus V. 8, daß die Geburt des Knaben noch ausstehe (aber 7 iam nova progenies caelo demittitur also?) während 60 ff. den Knaben als geboren voraussetzen. Daraus ergibt sich ihm, daß Vergil zuerst 1—59 gedichtet und an den zu erwartenden Erben Octavians gedacht, später aber nach Julias Geburt 60—63 hinzugefügt, alles andere aber unverändert gelassen habe. Das Gedicht soll sich in dieser Form auf Pollios jüngeren Sohn Saloninus beziehen. Kunsts Hypothese, die auch darum unrichtig ist, weil die letzten vier Verse durch 15 f. so vorbereitet werden, daß sie auf keine Weise als später hinzugefügt angesehen werden dürfen, hat Kurfeß, B. ph. W. 1921, 141 ff. aufgenommen, aber eine andere Folgerung gezogen. 1—59 gehen nicht auf einen bestimmten Knaben, sondern auf einen für Pollios Konsulatsjahr in einem Sibyllinum verheißenen Heiland (vgl. auch Boll, *Στοιχεῖα* I: Aus der Offenbarung Johannis, Leipzig 1914, 12; den Hinweis auf diese wichtige Stelle danke ich Krolls Forschungsbericht); 60—63 dagegen soll Marcellus gemeint

sein. Während man dem ersten Teile dieser Ausführungen Kurfeß' zustimmen kann, ist er im zweiten nicht glücklich gewesen; denn sein Versuch, die einander widersprechenden Zeugnisse Serv. Aen. VI 861 und Prop. III 18, 5 auszugleichen, ist nur mit Hilfe einer verfehlten Berechnung gelungen.

Daß Vergil mit Erfolg versucht hat, durch bloße Nachahmung Theokrits hindurch zu einer eigenen dichterischen Kunst zu kommen, hat A. Klotz erwiesen, Beiträge zum Verständnis von Vergils Hirtengedichten (Neue Jahrb. XXIII [1920], 145—158). Wahrscheinlich ist das durch Besprechung der 3. und 5. Ekloge erzielte Ergebnis, daß Stropheneinteilung mit Sicherheit nur zu erkennen ist, wo ein Lied in Hexameter umgesetzt worden ist. Dadurch wird ein analog kunstvoller Bau in anderen Eklogen nicht ausgeschlossen: in der 4. hat z. B. Draheim a. a. O. sieben symmetrisch geordnete Abschnitte (3, 7, 7, 4. 7, 7, 7, 4 Verse) angenommen, wenn es auch bedenklich ist, sie mit den Bezeichnungen Prologos, Eparcha u. s. w. zu versehen; für V. 53 - 59 z. B. paßt Sphragis nicht, wenn man an Analoga in der grichischen Poesie denkt.

Das Verständnis des Proömiums der Georgica ist beträchtlich gefördert worden durch einen Aufsatz G. Wissowas, Herm. 52 [1917], 92—104. Vergil ruft nach der knappen Disposition (1—4) einen Kreis von 12 mit Ausnahme des Silvanus griechischen Gottheiten an (5—20), die 21—23 noch einmal kurz zusammengefaßt werden. Die Scholien sehen in diesen drei Versen mit Unrecht eine generalis invocatio, d. h. eine die namentliche Aufzählung ergänzende Anrufung der Gesamtheit ländlicher Gottheiten. In der Auswahl ist kein festes Prinzip zu erkennen, an sakrale Vorstellungen ist nicht angeknüpft. Das Gebet ist vielmehr Vergils eigene Schöpfung, die Anregung zu dieser Form verdankt er dem Proömium von Varros Buch de r. r. (trotz Engelke, Quae ratio intercedat inter Vergilii Georgica et Varronis rerum rusticarum libros, Diss. Leipz. 1912, über dessen Arbeit Janell Jahresber. 1914, 41 zu günstig geurteilt hat, vgl. auch Jahn, Burs. 167, 378 f.), der in Anlehnung an das Ritual des römischen Kultus sich eine Gruppe von 12 Gottheiten unter ausdrücklicher Begründung der Aufnahme einer jeden in recht willkürlicher Weise ausgedacht hat. Die Auswahl Varros hat Vergil, um die griechische Stileinheit[1]) der Georgica zu wahren, verändert. Zu den 12 Göttern tritt als τρισκαιδέκατος θεός[2]) Octavian; hierin ist in Verbindung mit der monatlichen Geburtstagsfeier für Octavian (Ekl. I) eine der ersten Spuren des römischen Kaiserkultes zu sehen. In die Zeit der Entstehung des ersten Buches der Georgica fällt die Aufnahme Octavians unter die Götter durch die italischen Municipien (36 v. Chr.; vgl. App. b. c. V 132), eine Tatsache, die sich vielleicht in dem Gebete des Proömiums wiederspiegelt.

Eine ganz knappe Würdigung der dichterischen Entwicklung Vergils von den Anfängen bis zur Aeneis hat W. Kroll gegeben (Das historische

---

[1]) Jahns (a. a. O. S. 371) Urteil über Schultz, Χάριτες für Leo 1911, 359 f. ist zu hart; vgl. auch Wilh. Meyer, Laudes inopiae, Diss. Gött. 1915, 54[2].

[2]) vgl. O. Weinreich Triskaidekadische Studien, Religionsgesch. Vers. u. Vorarb. XVI 1, Gießen 1916.



Epos, Sokr. 1916, 1—14: S. 7 f.) und gezeigt, wie er die ihm von außen zukommenden Anregungen zur Bearbeitung seiner Stoffe durch mühsames Arbeiten umschmelzen muß zu einer von innen herauswachsenden Produktion, ein Prozeß, der sich vor allem an der dem Dichter ursprünglich am wenigsten liegenden Aeneis verfolgen läßt (vgl. Heinze). Seit Heinzes und Nordens Büchern, die Janell zur Genüge besprochen hat, sind umfassende Probleme der Aeneis nicht behandelt worden [1]). Eine Ergänzung zu Heinzes Behandlung der Helenaszene (^{2}45 ff.) hat A. Körte gegeben, Herm. 51 [1916], 145—150. Bei gleicher Grundüberzeugung von der Unechtheit der Verse II 567—588 kommt er zu einer anderen Beurteilung der ganzen Szene. Da nach der Sueton-Donat-Vita Vergil die Bücher II, IV und VI Augustus vorgelesen hat, aber jede Motivierung für das plötzliche Erscheinen der Venus fehlt, so kann er die Stelle nicht lückenhaft vorgetragen haben. Daraus folgert Körte, der Dichter habe damals 632 ff. unmittelbar an 566 anschließen lassen — der Zusammenhang ist tadellos und glatt — und die ganze Venusepisode erst später eingelegt, ohne sie zu vollenden. Das habe erst der Interpolator getan. Stützen für diese Hypothese findet Körte in der Übereinstimmung zw. 596 ff. und 560 ff., die Vergil nicht mehr beseitigt hat, und in ducente deo 632, das in einigen Hss. (PV^1 M^1 Donat) durch dea (Venus) zur Ausgleichung des Widerspruchs ersetzt worden ist.

Aus der selben Ausgabe wie diese Interpolation stammen vielleicht auch die 'abscheulichen Verse' (Leo, Plautin. Forsch.[2] 42), die in einigen Hss. den Anfang der Aeneis bilden: Hirtzel hat sie in seiner Ausgabe als echt angesehen ('praeclarissimi versus') und damit den Beifall Phillimores gefunden, der ihn gegen Richmonds Angriffe in Schutz genommen hat (Ille ego. Virgil and Professor Richmond. Oxford 1920, University Press.). Abgesehen von der Ueberlieferung ist das Zeugnis des Donatus viel zu unbestimmt, als daß man die vier Verse Vergil mit Sicherheit zuschreiben dürfte. Hinzu kommt, daß Vergil zweimal, I 119 und XI 747, den Anfang der Aeneis zu zitieren scheint, um von den vielen anderen Erwähnungen zu schweigen. K. P. Schulzes Versuch, die Verse als Ueberschrift über den eigentlichen Anfang der Aeneis zu retten (B. ph. W. 1920, 1013), ist nicht geglückt. Das Epos fordert einen der Ilias und Odyssee analogen Einsatz (Nohl, W. f. kl. Phil. 1920, 230), und der Hinweis auf Ovids Amores und Horaz Sat. I 10 ist nicht stichhaltig. Denn Ovids Verse bilden ein den Elegien vorausgeschicktes in sich abgeschlossenes Epigramm, und die acht Verse, die der 10. Satire vorausgehen, sind nach Ueberlieferung und Inhalt so wenig als zweiffellos echt anzusehen, daß sie nicht als beweisende Analogie herangezogen werden dürfen.

Eine interessante sprachliche Untersuchung über das in der alten Komödie und auf den republikanischen Inschriften fehlende Wort numen hat Birt, B. ph. W. 1918, 212 ff. an I 8 quo numine laeso geknüpft.

---

[1]) Nur zum Teil gehört hierher W. Schur, die Aeneissage in der späteren römischen Literatur, Diss. Straßburg 1914



Gegenüber P. Jahns Anstößen im Anhange seiner erklärenden Ausgabe [18]313 erweist er die Stelle, die auch Gercke, Entstehung der Aeneis 73 A. nicht richtig behandelt hat, als völlig intakt. Die Worte 'quo numine laeso' bilden eine Einheit und bedeuten: 'welches ihrer Interessen oder welche ihrer Willensregungen verletzt worden sei'; vgl. VII 297, 310, Stellen, die auf den Anfang zurückblicken, und Ov. (?) Her. 20, 100. Erst Ovid scheint für numen dei (deae) violare deum violare eingesetzt zu haben. Eine andere sprachliche Untersuchung, die von der Aeneis ihren Ausgang nimmt, aber weit darüber hinausgreift, hat K. Meister in seinem Buche 'Lateinisch-Griechische Eigennamen I', Leipz. 1916 gegeben. Es handelt sich um das bei Vergil zuerst in der erhaltenen römischen Literatur vorkommende Thybris (S. 53—75) zur Bezeichnung des Flusses, der in der Prosa fast ausschließlich Tiberis heißt. Vergil hat die Sprache der Poesie so entscheidend beeinflußt, daß nach Ovid Thybris die bei den Dichtern fast allein übliche Form geworden ist. Die Schreibung mit y und die Flexion sind griechisch. Folglich verdankt Vergil diesen Namen einer griechischen Quelle. Diese sieht Meister in dem wahrscheinlich (Mommsen, Ephemeris epigr. VIII [1899] 126 enstandenen sibyllinischen Orakel[1]), das bei Phlegon und Zosimus II 4 erhalten ist, und nach dessen Bestimmungen die Säkularfeier 17 v. Chr. veranstaltet worden ist. Thybris wäre demnach ein in der sibyllinischen Literatur traditioneller Geheimname für den Fluß. Woher diese Bezeichnung in sie eingedrungen ist, läßt sich nur vermuten: Meister denkt an Cumae, die Heimat der Sibylle in Italien, und hält das Wort für einen Ueberrest aus der Zeit der Etruskerherrschaft in Campanien. Denn mit W. Schulze, Eigennamen 247[5], 582 ist Thybris aus dem Etruskischen abzuleiten, und Kretschmers (Glotta I 295[1]) Annahme einer Annäherung an den Namen des troischen Flüßchens Θύμβρις (Eustath. Il. p. 816 zu K 430) ist nicht wahrscheinlich. In diesem Falle müßte die Vorstellung lebendig gewesen sein, Aeneas habe den Namen Θύμβρις nach Latium gebracht. Dann wäre Thybris unter die 'recidiva vocabula Troiae' zu rechnen. Vielleicht hat allerdings dieser Flußname oder das homerische Θύμβρη insofern eine Rolle gespielt, als durch Anlehnung daran das römische Θύβρις zu griechisch Θύμβρις geworden ist; vgl. Diodor v. Sardes, A. P. IX 219 und Eustath. a. a. O.

Zu Nordens grammatisch-rhetorischen Untersuchungen hat P. Nissen, Die epexegetische Copula (sogenanntes et explicativum) bei Vergil und einigen anderen Autoren (Diss. Kiel 1915) eine dankenswerte Ergänzung gegeben. Er geht aus von den Definitionen der ἐπεξήγησις, der Erklärung eines undeutlichen oder mißverständlichen Begriffes oder Satzes, der exaggeratio, der Häufung mehrerer Synonyma (cf. Gell. XIII 25,9) und des ἓν διὰ δυοῖν. Die bei Vergil ganz besonders

[1]) Nicht unwichtig ist in diesem Zusammenhange die Erwähnung des Thybris in der Rede der Sibylle VI 87; bezeichnend ist auch, daß Vergil in dem feierlichen Gebete am Schluß des ersten Buches der Georgica, einer der wenigen durchaus römischen Stellen des sonst griechischen Werkes (vgl. Wissowa a. a. O. S. 99) Tiberis, nicht Thybris sagt (499).

und mehr als bei anderen Dichtern beliebte Epexegese findet sich in drei verschiedenen Formen, der worterklärenden oder inhaltlich bestimmenden, der begründenden und einschränkenden.

Nicht unmittelbar mit Vergil stehen zwei Untersuchungen in Verbindung, die daher nur kurz erwähnt werden können. W. A. Baehrens hat sie 1917 und 1918 veröffentlicht: Werken uitgegeven van wege de Rijks-Universiteit te Gent Nr. 1 und 2 (Gent-Leipzig): Studia Serviana[1]) ad litteras Graecas atque Latinas pertinentia und Cornelius Labeo atque eius commentarius Vergilianus (de Macrobii, Servii, Originis gentis Romanae fontibus).

In der ersten Schrift vertritt Baehrens den Standpunkt, daß Serv. D., den Philipp, Quellen und Forschungen z. alt. Gesch. u. Geogr. 25 (1912), 42[1] und Lammert, Comment. philol. Jenens. IX 2 (1912) mit Donatus identifiziert haben, zu dem ziemlich willkürlich behandelten Kommentare Donats Zusätze aus Vergil, Ovid 'aliisque auctoribus qui vulgo versabantur in manibus' gemacht habe. Die Hauptuntersuchung gilt den von Serv. und Serv. D. angeführten Verwandlungssagen, deren Herkunft aus Ovid oder dem sog. Lactantius Placidus bestritten wird; vielmehr soll Donats Vorlage ein Kommentar gewesen sein, in dem ein griechisches mythologisches Handbuch (?) mit Zusätzen aus Varro kombiniert worden ist; sie näher zu benennen ist nicht möglich. Jedenfalls aber sieht Baehrens eine der Hauptquellen Donats in dem Vergilkommentare des Cornelius Labeo, dessen Ueberreste er in dem zweiten Werke aus den Kommentaren des Serv. und Serv. D. herauszuschälen versucht[2]).

Auf die Bedeutung der Vergilscholien für Isidor von Sevilla kann hier nur hingewiesen werden. Ihre Benutzung durch Isidor hat A. Schmekel, Isidorus von Sevilla, sein System und seine Quellen, Berlin 1914 bestritten. Seine Argumente sind von Wellmann, B. ph. W. 1916, 827 ff. und Weßner, Herm. 52 [1917], 201—292 völlig widerlegt worden.

Die von der Appendix Vergiliana gestellten Probleme sind zu wiederholten Malen aufgenommen worden; in den meisten Fällen aber ist keine endgültige Lösung gegeben. Um mit dem Werke anzufangen, in dem am sichersten vergilisches Gut anzutreffen ist, dem Catalepton, so ist dem dritten Gedicht, das vielfach auf Alexanders Tod bezogen worden ist (z. B. von Buecheler und Birt), eine Deutung auf ein aktuelles Ereignis, den Tod des Antonius, durch Baehrens, B. ph. W. 1921, 499f. zuteil geworden, der eine alte Vermutung (cf. Heyne-Wagner III 373) wieder aufgenommen und durch die Tatsache gestützt hat, daß im vorhergehenden Gedichte der Freund des Antonius Annius Cimber verspottet wird. Ein Analogon dazu

[1]) Die Arbeit von V. Wiesner, Donatiana. Die Interpretationes Vergilianae des Ti Claudius Donatus sprachlich untersucht I, Diss. Bamberg, Kirsch, kenne ich bisher nicht.

[2]) vgl. dazu Baehrens, Herm. 52 [1917], 39—56 und 480: Die Lebenszeit des Cornelius Labeo: lange nach der Gründung des forum transitorium durch Nerva: Lyd. de mens. IV 1 (p. 64, 4 ff. W.) + Macrob. Sat. I, 9, 13 + Serv. Aen. VII 607; vgl. auch W. Kroll, Rh. M. 71 [1916], 309-357; [vgl. jetzt Baehrens, Herm. 56, 421].

bieten Ciceros 11. und 13. philippische Rede; cf. XI 14 XIII 26. 28. B. zeigt dazu, sämtliche Gedichte des Catalepton mit Ausnahme von 9, 13,[1] 14 für echt zu halten.

Die von Sueton als vergilisch anerkannten fünf Jugendgedichte Dirae Culicis Copa Ciris Catalepion (!) + Priapeya stehen in dieser Reihenfolge im Murbacher Katalog des 9. Jahrhs.; an dritter Stelle ist Ethne eingeschoben, an fünfter Mecenas, an letzter folgt Moretum, also die drei von Sueton nach Ausweis seiner Liste (Donat, Servius) angezweifelten Werke. Auf diese Reihenfolge baut Baehrens a. a. O. 501f. die (unsichere) Hypothese, daß die fünf Stücke aus einer Vorlage, in der sie alphabetisch geordnet waren, in umgekehrter Reihenfolge abgeschrieben worden sind, und daß in dieser Abschrift die Vorlage der Murbacher Hs. zu sehen ist. Für ursprünglich alphabetische Reihenfolge würde die freilich nicht sicher zu beweisende Tatsache sprechen, daß auch Suetons Liste (vgl. die Anordnung Donats mit der des Servius) schon entsprechend geordnet war. In diesem Falle würde man bis ins 2. Jahrh. n. Chr. hinaufkommen. Daraus folgt aber nicht unmittelbar auch Vergils Verfasserschaft.

Das Ciris-Problem ist vor kurzem wieder aufgegriffen worden von H. Kaffenberger, Philol. 76, 139ff. Ob sein Nachweis gelungen ist, daß wir in dem Gedichte einen etwa in der Zeit des Asconius und Probus (vgl. Drachmann, Herm. 43, 425) herausgegebenen, von dem jungen Vergil stammenden unveröffentlichten Entwurf, an dem das Proömium das zuletzt Gedichtete ist, vor uns haben, ist mir vorläufig noch recht zweifelhaft. Ueber die verschiedene Verstechnik der Ciris und des Culex vgl. die Gießener Diss. von 1914 von G. Eldridge: Num Culex et Ciris ab eodem poeta composita sint, quaeritur. Die Frage wird verneint unter Hinweis auf die verschiedene Behandlung des Hexameters; die Ciris hat mehr Spondeen, mehr versus spondiaci und häufigere Synalöphen. Auch die rhetorischen Figuren sind in ihr viel häufiger. Durch diese Argumentation scheint höchstens der Beweis erbracht, daß beide Werke nicht der gleichen Entwicklungsstufe eines Dichters entstammen können, hingegen nicht erwiesen, daß es sich um zwei Verfasser handeln muß. Beide hält T. Frank, Vergil's Apprenticeship (Class. Philol. XV 23—38) für Jugendwerke Vergils. Culex soll 48 entstanden und als Schulbuch (?) gedacht, die Ciris zwischen 45 und 43 verfaßt sein. Im Grunde ist durch diese letzten Arbeiten nur von neuem die polare Unvereinbarkeit der verschiedenen Standpunkte gezeigt worden, deren jeder höchstens größere oder geringere Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen kann.

Tibull.

Seitdem F. Jacoby den Nachweis versucht hat (Rh. M. 64, 601ff.; 65, 22ff.), daß wir in Tibull eigentlich gar keinen Dichter zu sehen

[1]) Ebenso urteilt über 9 und 13 Meister in dem oben besprochenen Buche 54[1]; anders über 9 T. Frank, Class. Philol. XV 23ff; vgl. u. Auch 14 nimmt Roßbach für Vergil in Anspruch (B. ph. W. 1919, 71f.); er vermutet 9 haut (?) statt aut.

haben, und seine Argumente von Reitzenstein, Herm. 47 [1912], 60ff. teils schwer erschüttert, teils widerlegt worden sind, ist dieses Problem, das von der Analyse von I 1 ausgehend naturgemäß auch für die Betrachtung der anderen Elegien von Wichtigkeit ist, im ganzen nicht unter neuen Gesichtspunkten behandelt worden.. Vielmehr haben sich die neueren Untersuchungen z. T. unter Anknüpfung an die Kontroverse beider verschiedenen Einzelfragen zugewandt.

Die Enge des dichterischen Gesichtskreises hat Morawski, Eos 22,1 betont, in geistvoller Weise, wie das meiste, was er geschrieben hat. Allerdings hätte er nicht, wie schon Kroll, Forschungsberichte S. 62 richtig betont hat, den Vorwurf des Mangels an dichterischer Phantasie mit einer gewissen sprachlichen Armut (vgl. Jacoby, Rh. M. 65, 84) begründen sollen, die sich in den wiederholt angewendeten nichtssagenden oder nichts wesentlich Neues enthaltenden Epitheta (z. B liquida aqua I 5, 76) äußern soll. Denn diese finden sich wörtlich auch bei anderen Dichtern, gegen die der gleiche Vorwurf nicht erhoben werden kann. Verstehen läßt sich das Vorkommen dieser Worte vielleicht durch Tibulls ganze, alles Gesuchte, Metaphorische und zu Prägnante zugunsten des Einfachen meidende Stilrichtung (vgl. darüber R. Bürger, Beiträge zur elegantia Tibulls, *Χάριτες* für Leo 371 ff.). Denn den Zwang der Gewohnheit, den Hauptbegriffen innerhalb desselben Verses möglichst ein Epitheton zu geben, und die Notwendigkeit, Attribut und Substantiv angemessen über den Vers zu verteilen (vgl. Johann Heyken, Über die Stellung der Epitheta bei den römischen Elegikern, Diss. Kiel 1916) wird man bei einem metrisch [1]) so begabten Dichter wie Tibull nicht als Entschuldigung anführen dürfen. Bestehen bleibt aber der gegen Tibull erhobene Vorwurf einer gewissen durch die Verwendung weniger stereotyper Motive bedingten Eintönigkeit, der sich auch bei Rothstein in der zweiten Auflage seines Properzkommentars (1920) S. 48 findet. Allerdings wird dieser Mangel wieder ausgeglichen durch die Fähigkeit Tibulls, diese Motive ineinander zu verflechten und mit einer ganz eigentümlichen Kunst [2]) durch Verbindung mehrerer verschiedener Szenen innerhalb einer Elegie weiterzugleiten. Das hat außer Rothstein a. a. O. vor allem Reitzenstein betont (s. o.); vgl. Neue Jahrb. 1908, 84 f. und Kroll, Neue Jahrb. 1903, 28 f. Nützlich sind nach dieser Richtung hin J. van Wageningens Interpretationen (besonders I 3) geworden (Tibulls sogenannte Träumereien, Neue Jahrb. 1913, 350 ff.), die zeigen, wie die Aufmerksamkeit Tibulls, der mit Unrecht ein Träumer genannt worden ist, durch ein einziges Wort vom eigentlichen Thema abgelenkt wird. Nichts wesentlich Neues und über van Wageningen Hinausführendes, soweit Tibull in Betracht kommt, bringt Ganschinietz in seinem Artikel 'Katabasis' (R.-E. 20. Halbband, 2417). Er gibt kurz den Inhalt von I 3 und ver-

[1]) Die bisher in allen Ausgaben als fehlerhaft oder verderbt angesehene Stelle I 4, 44 venturam amiciat imbrifer arcus aquam scheint durch Vollmer, Zur Geschichte des lateinischen Hexameters, Sitz. Ber Bayer. Ak. d. Wiss 1917, 3, 11 f.² gerechtfertigt; vgl. schon Ehwald, Kritische Beiträge zu Ovids Epistulae ex Ponto, Gotha 1896, 14 gegen Belling.

[2]) [Vgl. jetzt Weinreich, Herm. 56, 337 ff.]



sucht, was viel wichtiger ist, das Gedicht in den Kreis der verwandten Literatur (z. B. Hor. c. II 13; Prop. I 19) hineinzustellen.

Auch A. Reinert, de Tibulli elegia prima cum aliorum poetarum laudationibus vitae comparanda, Diss. Jena 1914, hat an Jacoby-Reitzenstein insofern angeknüpft, als er den Topos der ἐπιτηδεύματα, bei dem Jacoby Beeinflussung durch die Popularphilosophie angenommen hatte, in seinen Variationen als Ausdruck persönlicher Stimmung, Parainesis und Makarismos bei anderen Dichtern verfolgt und bei Tibull Tradition des γένος findet. Daß dadurch Jacobys Ansicht in diesem Punkte nicht widerlegt ist, sondern die Diatribe sekundär doch eingewirkt haben kann, hat Kroll a. a. O. S. 62 richtig eingewendet.

Die schwierigen durch unser dürftiges Material bedingten Einzelfragen können nach der Lage der Dinge nur sehr hypothetische Beantwortungen finden. Das gilt nicht weniger von Ed. Ad. F. Michaelis' Ausführungen 'Zum authentischen Tibull' (Philol. 73 [1916]) als von Kalinkas Versuch (Philol. 77, 213), Tibulls Geburtsjahr auf 60 oder noch früher anzusetzen. Was Michaelis über die opuscula des Cassius Parmensis (Hor. ep. I 4 an Tibull) ausführt, in denen er Zahlungsbefehle über fällige Steuern sieht — Tibull soll aufs Land gegangen sein, um Renten einzutreiben — ist ganz unsicher. Auch die von ihm als ursprünglich angenommene Anordnung des ersten Buches 1—4; 8—10; 5—7 mit Vertauschung zweier Binionen in unseren Texten wird sich schwer endgültig erweisen lassen. In den Fragen der Reihenfolge und Chronologie der einzelnen Gedichte des ersten Buches mit Ausnahme von 7 und vielleicht 10 werden wir schwerlich über die von Marx, R.-E. I 1320 geübte Resignation hinauskommen. Wenn Tibull, wie Kalinka will, nur 3—5 Jahre jünger gewesen ist als Horaz, so müßte er schon 36—31 Jahre alt gewesen sein, als das Deliabuch erschien. Dieser Ansatz hängt ab von der Deutung, die dem Epigramme des Domitius Marsus auf seinen Tod zu geben ist. Mag auch die Vita ihre Angabe 'obiit adolescens' nur durch willkürliche Veränderung der Worte 'mors iuvenem campos duxit ad Elysios' gewonnen haben, so bleibt noch immer die Schwierigkeit bestehen, die darin liegt, daß ein Mann von etwa 50 Jahren iuvenis genannt wird. Sie sucht Kalinka zu beseitigen, indem er so interpretiert: 'quoque geht auf den nachdrücklich sowohl durch non aequa mors wie durch iuvenem hervorgehobenen Gedanken, daß auch Tibull, ebenso wie Vergil durch vorzeitigen Tod noch in jungen Jahren hinweggerafft worden ist'. Das steht aber streng genommen nicht im Text. quoque und iuvenem sind, vielleicht gerade, um einem Mißverständnis vorzubeugen, so weit wie möglich getrennt, so daß iuvenem eben nur auf Tibull zu beziehen ist. quoque kann dann nur bedeuten: Wie Vergil das Geschick nicht günstig war, da es ihn vor Vollendung seines Lebenswerkes hinwegraffte, so hat es auch dich feindlich geraubt, und zwar noch als iuvenis. Wenn Kalinka fortfährt: 'die Dichter jener Zeit dehnen mitunter den Begriff des iuvenis sehr weit aus', so fehlt ein Beweis für diese Behauptung. Denn die eine Stelle, auf die er sich beruft, Lygdamus 5, 6, entscheidet nicht, da Vers 18 doch wohl mit

Kroll, Neue Jahrb. 1903, 11, Ehwald, Ad historiam carminum Ovidianorum recensionemque symbolae I, Progr. Gotha 1889, 6 und Burs. 80, 50; 179, 169 und Schanz II 1, 234 f. als Vorbild für Ov. Tr. IV 10, 6 anzusehen, iuvenis also ohne gewaltsame Deutung zu verstehen ist. Schließlich lassen sich gegen Kalinka als allerdings subjektives Argument die Wendungen anführen, deren sich Ovid in seinem Epikedeion auf Tibull (Am. III 9) bedient hat. Zwingen nicht die Vergleiche 1 f. (Memnon, Achilles) und vor allem 15 f. den Leser dazu, sich Tibull jung zu denken? 'Nec minus est confusa Venus moriente Tibullo, quam iuveni rupit cum ferus inguen aper.' Hätte der Parallelismus Tibull-Adonis wirklich Sinn, wenn Tibull bei seinem Tode ein ausgereifter Mann war? Zu einer gewaltsamen Umdeutung der erwähnten Lygdamusstelle ist auch H. Wagenvoort gekommen (De L. poeta deque eius sodalicio, Mnemos. 1917, 103), der zeigen will, daß Lygdamus, Cerinthus und Servius Sulpicius sowie auf der anderen Seite Neaera und Sulpicia einander gleichzusetzen seien. Eine Beurteilung erübrigt sich. Nicht vorsichtig genug ist auch Ed. Ad. F. Michaelis in der Einleitung zu seiner hübschen [1]) Übersetzung [2]) der Sulpiciagedichte (Inselbücherei 331) in gereimten Jamben vorgegangen. Weder sagt er, daß die Gleichsetzung Cerinthus-Cornutus als Vetter der Sulpicia durchaus hypothetisch ist, noch zweifelt er daran, daß die Elegien über Sulpicia (Tib. III 8—12 = IV 2—6) von Tibull stammen. Daß er der Verfasser ist, ist möglich, aber nicht sicher. Die Elegie III 13 = IV 7, die das Liebesgeständnis der Sulpicia enthält, und in der M. mit Recht einen Gipfel sieht — Marx' unglückliches Urteil und seine ebenso unglückliche Ausdrucksweise (R.-E. I 1326) 'Frauenzimmerlich ist ihr Ton' findet sich bei ihm nicht wieder — kehrt hinter IV 6 wieder, als ob Tibull oder der Verfasser sie unverändert in seine Elegien mitaufgenommen hätte. An den Schluß ist Tibulls Geburtstagsgedicht auf Cornutus (II 2) gesetzt, dessen Zugehörigkeit zu dem vorhergehenden Zyklus fraglich ist.

Properz

Die wichtigste Neuerscheinung ist die zweite Bearbeitung des ersten Bandes des Rothsteinschen Kommentars (Berl. 1920). Ein durchgehender kritischer Apparat ist auch diesmal nicht gegeben. Dafür sind wir auf Hosius' Ausgabe (1911, Bibl. Teubn.) angewiesen. Der Text ist vorwiegend auf der Wolfenbütteler Hs. N gebaut; das ist berechtigt, aber das Urteil über die deteriores [3]) 'völlig wertlos' geht

[1]) Auffallend ist für III 6 = IV 10 solliciti sunt pro nobis, quibus illa dolori est, ne cedam ignoto maxima causa toro: Und doch ist manches edle Blut, dem es vor jener graut, um mich in Sorgen — und kurz und gut: mein Alles will ich nicht an diese Firma borgen!

[2]) Die im Propyläen-Verlage zu Berlin erschienene Übersetzung der Elegien des Tibull und Properz von Herm. Sternbach kenne ich noch nicht.

[3]) vgl. auch O. Neumann, De Propertii codicibus Urbinate 641, Lusatico, Vaticano (Diss. Greifswald 1914), drei nicht aus N stammende Hss. des 15. Jahrhs., und die prinzipiellen Erörterungen bei Kantorowicz, Einf. i. d. Textkritik S. 46.

doch wohl ein wenig weit. Hosius hat sich über sie maßvoller ausgesprochen ('non tamen respuendi'). Kritischen Erörterungen ist R. nicht aus dem Wege gegangen; sie sind in den Kommentar hineingearbeitet, erscheinen allerdings gelegentlich etwas kurz (trotz den Ergänzungen im Anhang); z. B. setzt er I 14, 5 seine eigene Konjektur ut tendat statt intendat in den Text und merkt nur an: 'notwendige Änderung'. Verbesserungsvorschläge sind wie in der ersten Ausgabe nicht ganz selten und nicht immer zwingend aufgenommen worden.[1]) Die erwähnte Stelle birgt noch eine andere Schwierigkeit, über die R. in gleicher Weise urteilt wie früher. Es fragt sich nämlich, ob vertice als Dativ aufgefaßt werden muß oder als Ablativ gedeutet werden kann. In der Zulassung der Dative auf -ĕ bei Properz ist R. ziemlich weit gegangen, weiter als die meisten Properzforscher. Unter den Neueren hat Hosius nach Ausweis seines Index S. 187 bei einigen Stellen Zweifel gehabt. In der Tat läßt sich wiederholt die Möglichkeit erwägen, ob wir es nicht mit einer freieren Ablativkonstruktion zu tun haben (vgl. Herm. Bausch, Studia Propertiana de liberiore usu ablativi, Diss. Marb. 1920). In einer Arbeit, die Rothstein nicht mehr erwähnt hat (Über einige Kasusfragen bei Properz, Wien. Stud. 41 [1920], 33—45) hat Mauriz Schuster den, wie es scheint, gut gelungenen Beweis geführt, daß von den sechs in Betracht kommenden Stellen I 14, 5. 18, 12; II 12, 16; IV 1, 125. 8, 10. 11, 24 die erste, zweite und sechste sich auch ohne Annahme des Dativs verstehen lassen, nachdem schon G. Rasner, Grammatica Propertiana ad fidem codicum retractata, Diss. Marb. 1917, in einer nützlichen, allerdings viele unwichtige Orthographica zusammenstellenden Ergänzung zu Hosius' Index Grammaticus auf diesem Wege vorangegangen ist. Noch weiter als Schuster geht sein Rezensent A. Klotz, B. ph. W. 1920, 1132, der sich überhaupt gegen das Vorhandensein der Dative auf -ĕ bei Properz ausspricht.[2])

Ein prinzipielles Bedenken, das die Schreibung gewisser Eigennamen betrifft, ist gegen Rothsteins Ausgabe geltend zu machen; die Namen Erectheus Ericthonius Pthius u. a. schreibt er absichtlich (S. 473) jedesmal mit der Aspirata, obgleich wir gerade in diesem Falle in der seltenen Lage sind, an die Schreibweise des Properz herankommen zu können. Solche Gelegenheiten sollten nicht unbenutzt vorübergelassen werden. Ganz unentbehrlich aber ist der Kommentar durch eine Fülle feiner Bemerkungen, unter denen besonders die antithetische Charakteristik des Tibull und Properz hervorzuheben ist, und durch die sorgfältige Diskussion der vielen Einzelprobleme der Interpretation, in der R. gegen die von anderen vorgebrachten Deutungen durchaus einen eigenen Standpunkt zu wahren sucht.

Kurz hintereinander sind zwei Versuche gemacht worden, von der Interpretation eines oder mehrerer einzelner Gedichte aus das Wesen

[1]) Die von Löschhorn, B. ph. W. 1920, 166 veröffentlichten Anmerkungen muten wie ein fossiler Überrest aus einer überwundenen Periode der Textkritik an; vgl. dagegen W. A. Baehrens, Propertiana, Philol. 1913, 263ff., eine methodisch ganz anders zu bewertende Abhandlung.

[2]) Ebenso Kroll, Forschungsber. S. 63.

der properzischen Dichtung[1]) zu erfassen. F. Jacoby hat (Rh. M. 69 [1914], 393—413) die drei Gedichte I 9, II 24 a, III 8[2]) ausführlich behandelt. Die Richtung seiner Untersuchung, die im einzelnen manches Anfechtbare bringt (z. B. die Formulierung über die Abhängigkeit von III 8 von den Regeln der Rhetorik für das *καταπραΰνειν*), geht dahin, möglichst enge Beziehungen zwischen dem Gedichte und der lebendigen Situation, der es entsprungen ist, herzustellen und es ohne Rücksicht auf das Buch, in das es gestellt ist, und auf seine Umgebung, innerhalb deren es steht, zu verstehen.[3])

Mit dem zweiten Versuche, der von Birt stammt (Die Fünfzahl und die Properzchronologie, Rh. M. 70 [1915], 253—314) haben sich bereits kurz Kroll, Forschungsber. 63 und eingehender nicht ohne Erfolg Rothstein S. 458 ff. auseinandergesetzt, so daß eine ausführliche Wiedergabe der Argumente sich erübrigt. Vor allem hat sich Rothstein mit Recht gegen Birts Voraussetzung gewendet, die dieser mit Heinrich Hollstein, De monobibli[4]) Propertii sermone, Diss. Marb. 1911 teilt. Er will nämlich eine neue Chronologie der Dichtung und des Lebens des Properz aufstellen, indem er das Selbstzeugnis III 25, 3 über seine Liebe zu Cynthia 'quinque tibi potui servire fideliter annos' nur als runde Zahl im Sinne von drei Jahren faßt, um Übereinstimmung mit der ganz anders gearteten Antiopeelogie III 15, 7 herzustellen. Recht aber wird Birt mit der Folgerung haben, die Zeit der wirklichen Leidenschaft für Cynthia von der Chronologie der Gedichte zu trennen (vgl. Rothstein S. 29 f.). Sein im Anschluß an diese Konsequenz unternommener Versuch, die Entstehung des ersten Buches auf die Jahre 40—32 zu verteilen, wird nicht allen Schwierigkeiten, die sich aus dieser Datierung ergeben, gerecht, selbst wenn man Ovids Zeugnis Trist. IV 10, 53 nicht in dem Sinne auffaßt, Properz sei an Jahren jünger als Tibull gewesen.

Ovid

Für die erotischen Dichtungen fehlt die notwendige kritische Ausgabe noch immer. Als wichtige Vorarbeit ist zu nennen der von Siegmund Tafel zusammengetragene und von Friedrich Vollmer durchgearbeitete kritische Apparat zu den Remedia (Hermes 52 [1917], 453—469); einige Ergänzungen hat Ehwald, Bursian 179, 170 gegeben. Tafel hat den Etonensis s. XI vollständig erschlossen. Großen

---

[1]) von Wilamowitz-Moellendorff. Mimnermos und Properz ist hier nicht mehr berücksichtigt, da der Sitz.-Ber. der Berl. Ak. d. Wiss. 1912, 100 in Sappho und Simonides 1913, 276 nur wiederholt ist.

[2]) Von Behandlungen einzelner Stellen möchte ich nur kurz hinweisen auf Reitzensteins Bemerkung zu IV 1, Herm. 50 [1915], 474, die zur Ergänzung von G. G. A. 1911, 556 dient, und auf v. Domaszewskis, Zeitgeschichte bei römischen Elegikern (Sitz.-Ber. Heidelb. Ak. d. Wiss. 1919, 2) sehr hypothetische Ausführungen zu III 22 und IV 1, 89 ff.

[3]) Damit ist aber nicht widerlegt, was Kroll, Neue Jahrb. 1916. 93—106 (Hellenistisch-römische Gedichtbücher) über die raffinierte Kunst der Anordnung in den Büchern der römischen Dichter ausgeführt hat.

[4]) vgl. über die schwierige Frage, wie der (schlecht überlieferte) Titel Monobiblos Properti zu verstehen ist, Rothsteins ausführliche Auseinandersetzung mit Birts verschiedenen Veröffentlichungen S. 480 ff.

eigenen Wert für den echten Text hat er nicht, vermag aber die Tradition des Parisinus 7311 zu stützen. Ob neben diesem und E noch ein drittes Apographon des Archetypus steht, das einem Teile der jüngeren Hss. zugrunde liegt, kann erst deren genaue Durchforschung erweisen. Wesentlich besser sind wir für die Metamorphosen gestellt. Durch die große Ausgabe von Hugo Magnus (Berlin 1913), aus der die Ehwalds (Leipzig 1915) in der Hauptsache einen zuverlässigen Auszug bildet, und durch die neuen Bearbeitungen der Hauptschen kommentierten Ausgaben durch Ehwald I⁹ 1915, II⁴ 1916). Magnus, der das handschriftliche Material in fast lückenloser Vollständigkeit und die für Ovids Nachleben wichtigen Testimonia zum größten Teile veröffentlicht hat, versucht, den Text zu gewinnen, der aus dem Altertume in die Karolingerzeit weitergegeben und in ihr im Gegensatze zu dem späteren Mittelalter und zur Renaissance, die starken Interpolationen nicht abgeneigt sind, sorgsam gepflegt worden ist. Erhalten waren die Metamorphosen am Ende des Altertums, wie Magnus im Gegensatze zu der früher von ihm vertretenen Anschauung wiederholt in der Vorrede betont, in mehreren Exemplaren, bei denen allerdings zwischen interpoliertem Vulgattext und einer von Interpolationen freieren Rezension zu scheiden ist. Die Varianten sind zum Teil alt. Das ist bei dem vom Dichter selbst nicht herausgegebenen Werke leicht erklärlich. Die in den verschiedenen Besprechungen (am ausführlichsten R. Helm, G. G. A, 1915, 505 ff.) vorgebrachten Bedenken gegen die Gestaltung einiger Stellen müssen hier außer Betracht bleiben [1]) bis auf ein von Magnus selbst (Sokrates 1920, 342) geäußertes (VIII 13 inter utrumque vagat [mit M. statt volat] dubiis Victoria pennis), das darum besonders wichtig ist, weil es gleichzeitig eine Aufforderung bedeutet, nach weiterem ennianischem Sprachgute bei Ovid zu suchen.[2])

Auch für die späteren Dichtungen Ovids, mit Ausnahme der Fasti, für die wir vorläufig noch auf Merkel und Peter angewiesen sind, ist ein sicheres Fundament gelegt durch Owens 1915 erschienene Oxforder Ausgabe, die in der Angabe der Lesarten recht zuverlässig ist und für die einzelnen Werke vor allem die führenden Hss. (Trist.: Marcianus, Guelferbytanus; Ex P.: Hamburgensis, Bavaricus; Ib.: Galeanus, Turonensis; Halieut.: Vindobonensis) ausgenutzt hat. Von der

[1]) Ich weiß nicht, warum I 560 Heinsius' überflüssige Konjektur Latiis für das einstimmig überlieferte laetis ducibus auch im Texte der neuen Ausgaben mitgeschleppt wird. Die Wiederholung laetis ducibus — laeta vox ist echt ovidisch, und wer mit ducibus gemeint ist, bedarf nach dem Sinn der ganzen Stelle keiner Erklärung. Als entscheidendes Argument kommt dazu, daß in den Verbannungsgedichten, die sich mit einem zu erwartenden Triumphe des Tiberius beschäftigen, die Begriffe laetus und gaudere sich motivartig durch die ganze Elegie ziehen; vgl. besonders Trist. IV 2, 66 Ex P. II 1, 17; 2, 65, III 1, 135 f.; 3, 86 ff.

[2]) Einiges darüber bei Norden, Aeneis VI² (1916), 318, 326, 333, 374. 439, 1. Zweifellos ist der bei Ovid ganz besonders auffallende Verschluß Ex P. IV 2, 47 tu cuibi bitur.. Aonius fons ennianisch. Um das zu erkennen, muß man die Worte mit Prop. III 3, 6 und Pers. prol. 1 ff. mit Schol. kombinieren; eine Bestätigung finde ich nachträglich bei Marx zu Lucil. 1008. wo aber die Ovidstelle fehlt.

entsprechenden deutschen Ausgabe haben wir vorerst nur die Neubearbeitung der Halieutica in Vollmers Poet. Lat. min.[2] 1911 (zusammen mit Grattius' Cyneget).

Gegenüber der von Jacoby, Rh. M. 60 [1905], 71[2] aufgestellten und von Schanz II[3] 1, 271, angenommenen Chronologie der erotischen Dichtungen: Amores V, Medea, Epistulae, Medicamina, Ars, Remedia, Amores III hat M. Pohlenz, De Ovidi carminibus amatoriis (Progr. Gött. 1913) durch scharfe Interpretation eine neue Datierung und Reihenfolge zu finden versucht. Auch nach P. steht am Anfang die erste Ausgabe der Amores (V, bald nach 19), die Medea und die ersten 14 oder, falls der Sapphobrief, für den auch v. Wilamowitz, Sappho und Simonides (1913) 18 ff. auf Grund von Am. II 18, 34 ~ Brief 182 eintritt, echt ist, 15 Briefe. Vor den Tod des Properz, etwa zwischen 15 und 10 fällt die zweite Ausgabe der Amores. Über die Frage, welche Gedichte schon der ersten und welche nur der zweiten Ausgabe angehört haben (z. B. die für die Datierung der Medea entscheidende Elegie II 18), ist nach Birts Bemerkungen, B. ph. W. 1913, 1223 ff.; Pohlenz und Birt 1499 ff. vorläufig keine Einigung zu erzielen. Auf jeden Fall aber finden sich in den Amores deutliche Spuren von Benutzung des Properz (z. B. II 18 ~ I 7; III 15 — das Schlußgedicht der ersten Ausgabe? — ~ I 22; eine genaue Zusammenstellung der Beziehungen zwischen den Amores und Properz bei R. Neumann, Qua ratione Ovidius in Amoribus scribendis Properti elegiis usus sit, Gött. Diss. 1919), während umgekehrt die Heroiden Properz im Arethusabrief IV 3 beeinflußt zu haben scheinen. Ganz kurz vor Chr. G. fällt die Ars, die, wie Sabbadini (Riv. di fil. 29, 16) angedeutet und Pohlenz entscheidend durch Analyse der Disposition (vgl. I 17 ff. mit II 743. 744; II 737f. mit I 5 und 8; II 739f. mit I 29f.) erwiesen hat (so jetzt auch F. Wichers, Quaestiones Ovidianae, Gött. Diss. 1917), in zwei Büchern konzipiert und ausgeführt worden ist, während III einen späteren Zusatz Ovids darstellt, der die Medicamina vorauszusetzen scheint. Ungefähr 1 n. Chr. G. fallen die Remedia. Gegen Pohlenz, der zwischen ihnen und Cic. Tusc. IV 63 und 75 (oder Chrysippos' θεραπευτικός, cf. Herm. 41 [1906], 321) Beziehungen findet, hat Prinz, Wien. Stud. 1914, 36 und 1917, 91 in einer Quellenuntersuchung der Remedia die τόποι auf die consolationes zurückgeführt, deren Motive in der erotischen Dichtung vielfach variiert begegnen und fast alle in der Ars vorkommen, mit deren didaktischer Technik die Remedia starke Verwandtschaft zeigen. Die spätesten erotischen Dichtungen sieht Pohlenz in den Doppelbriefen (Her. 16 bis 21), an deren Echtheit er nicht zweifelt, und die während Ovids Arbeit am elften und zwölften Buche der Metamorphosen entstanden sind und die dem zwölften nahe vorausliegenden Bücher als fertig voraussetzen. Das führt zur Frage nach der Abfassungszeit der Metamorphosen, die Pohlenz Herm. 48 (1913), 1 ff. behandelt hat. Geplant sind sie und die Fasti schon während der Arbeit an den Remedia (cf. 391 ff.), sichtlich beeinflußt durch sie ist die Ars

an vielen Stellen, und die Arbeit ist bis zu der Verbannung fortgesetzt und fast vollendet worden. Wenn Ovid auch nach dem Verbannungsdekret ein Exemplar verbrannt hat (Trist. I 7), so ist doch die Arbeit nicht liegen geblieben, sondern, wie die ganz besonders auffallende Kongruenz zwischen der Darstellung der Aktaeonsage und Ovids Andeutungen über sein Vergehen beweist (vgl. III 138—143. ~ Trist. IV 10, 89; I 3, 37; III 5, 49 und besonders II 103ff.) auch in Tomis noch gefördert worden[1]). Daraus ergeben sich zwei Folgerungen:

1. Daß Ovids Schuld mit der Verbannung des Agrippa Postumus, die schon 7 n. Chr. erfolgt ist, während Ovid gegen Ende 8 Rom verlassen hat, zusammenzubringen ist, wie zuletzt wieder Némethy in dem Anhange seines sonst nicht gerade erwähnenswerten (vgl. Magnus, B. ph. W. 1920, 153ff.) Tristienkommentars (Budapest 1913) gewollt hat, ist unwahrscheinlich.

2. Die Überlieferung der Metamorphosen geht auf ein Exemplar zurück, das die Änderungen enthalten hat, also vom Dichter ausgegangen, wenn auch nicht herausgegeben ist. Mit dieser Erkenntnis aber ist der Hypothese von den in den Metamorphosen vorliegenden Doppelfassungen weiterer Boden entzogen; vgl. Magnus, Praef. p. IV.

Ein Teil der von Norden, Einl. i. d. Alt. I³ 451 aufgestellten Forderung, Ovids Erzählungstechnik in den Metamorphosen zu erforschen, ist erfüllt worden durch R Heinzes oben erwähnte Abhandlung über Ovids elegische Erzählung (Abhdlg. der Sächs. Ges. d. Wiss. 71 [1919], 7) und ihr Verhältnis zum Epos, die in den Jahresberichten 1920, 86ff. von Ed. Fraenkel besprochen ist; vgl. Magnus, B. ph. W. 1920, 1035ff. Heinze hat das Problem, Ovids Individualität und den durch sie bedingten eigenen Kunststil zu erkennen, ganz wesentlich gefördert durch einen Vergleich zwischen den gleichen in den Metamorphosen und Fasti behandelten Stoffen[2]) und den dabei verwendeten Kunstmitteln, bei dem mit Recht betont wird, wie wenig eine Betrachtung Ovid gerecht wird, die glaubt, seine Dichtung auf bloße Befolgung der in der Rhetorenschule gelernten Regeln und Umbildung der Deklamationen zurückführen zu können.

Die schon in früheren Jahren zum Teil mit recht gutem Erfolge (vgl. Ehwald, Bursian 167, 140ff.) bearbeitete Aufgabe, Ovids Nachleben und Nachwirkung in späteren Jahrhunderten zu verfolgen, ist nach zwei Seiten weitergeführt worden. Herm. Unger hat in einer Berliner Dissertation von 1914 (De Ovidiana in Carminibus Buranis quae dicuntur imitatione) gezeigt, wie Ovid in den Schulen des Mittelalters ununterbrochen fortwirkt, und weist dann eingehend den Einfluß Ovids auf die Carmina Burana in Stoffwahl, Sprache und Form auf. Daß vom Archipoeta nur das zwölfte Gedicht herangezogen

[1]) Ob sich die Änderungen auch noch auf die Bucheinteilung, die vielleicht nicht nur mit Rücksicht auf den äußeren Umfang, sondern auch auf Erregung der Spannung (Tolkiehn, Sokr. 1915, Jahresber. 315) vorgenommen ist, erstreckt haben, ist ungewiß.

[2]) Hierher gehört auch der zweite Teil der erwähnten Dissertation von F. Wichers.

ist, hat Magnus mit Recht bedauert (B. ph. W. 1915, 968ff.). Die andere Arbeit, eine Veröffentlichung der California-Universität von 1919 (vol. 4 No. 1, 1—268: Ovid and the renascence in Spain), in der Rud. Schevill Ovids Nachwirkung in Spanien vom 14.—17. Jahrhundert behandelt hat, kenne ich nur aus Ehwalds anerkennender Besprechung Burs. 179, 174f. [Unmittelbar vor Abschluß des Berichtes ist mir noch zugegangen die umfassende Untersuchung von Nikolaus Deratani, Artis rhetoricae in Ovidi carminibus praecipue amatoriis perspicuae capita quaedam, Moskau 1916. Eine ausführliche Besprechung des 253 Seiten starken Buches ist leider nicht mehr möglich. Auch auf die analoge Untersuchung J. de Deckers, Juvenalis declamans. Étude sur la rhétorique déclamatoire dans les satires de Juvenal, Gent 1913, kann ich nur noch hinweisen.]

Consolatio ad Liviam.

Das endgültige Verständnis der unter Ovids Namen überlieferten Elegie, an deren Echtheit heute niemand mehr glaubt, ist nach F. Skutschs Aufsatz in der R.-E. IV 933ff. und nach Lillges Breslauer Dissertation von 1901 (De elegiis in Maecenatem quaestiones) ganz besonders durch Vollmers Aufsatz (Lesungen und Deutungen II = Sitz.-Ber. Bayer. Akad. d. Wiss. 1918, 4, 8—23) gefördert worden. Das Gedicht ist unmittelbar nach dem Tode des Drusus (9 v. Chr.) von einem dem Hofe sehr nahestehenden Manne aus dem Ritterstande verfaßt worden, dessen Name bisher nicht hat bestimmt werden können. Scaligers Albinovanus Pedo-Hypothese, die viel Beifall gefunden hat, ist ganz willkürlich. Die Gestaltungsgabe des Verfassers ist sehr gering, seine metrische Technik weicht von der Ovids namentlich in der Behandlung der Synalöphe ab (34. 36. 158). Interessant ist seine Stellung zu Ovids Dichtungen. Während er von dessen Jugendwerken (Amores, Heroides) sichtlich beeinflußt ist, hat Ovid ihn in den Metamorphosen, Fasti und den Verbannungsgedichten wiederholt zitiert und umgebildet[1]) (am interessantesten Trist. II 426 ~ Cons. 362; Fast. I 299f. ~ Cons. 45f.; Ex P. II 8, 48ff. ~ Cons. 471ff.), doch wohl, um dem bei Hofe angesehenen Manne ein Kompliment zu machen und sich einen Fürsprecher zu gewinnen. Die Consolatio steht also zwischen Ovids Dichtungen wie ('vielleicht', möchte ich lieber hinzufügen) die Ciris[2]) zwischen Vergils Bucolica Georgica und Aeneis.

Grundlage der Überlieferung bildet eine Karolingerhs., die in mehreren Hss. der Humanistenzeit und in der ed. princ. Romana 1471 erhalten ist. Von selbständiger Überlieferung darf man bei ihnen nicht reden. Durch diese richtige Beurteilung der Hss. sind Vollmer verschiedene Verbesserungen des Textes und Interpretationen gelungen (besonders 75 in cassum . . . nomina levantur ultima, sit fati haec summa querela tui, 78, 118, 172, 233, 445).

---

[1]) Vgl. auch Kroll, Neue Jahrb. 1903, 11 und Ehwald, Bursian 109, 185.

[2]) Heinze, Ovids eleg. Erzählung 99 hält die Ciris für über 30 Jahre jünger als Catull 64.

Von dem selben Verfasser stammen die in der Appendix Vergiliana überlieferten zwei Elegien auf Maecenas, die mit der consolatio starke Verwandtschaft zeigen. 51—68 (nicht mehr bis 92 wie in der Ausgabe der Poet. Lat. min. I² 148) erklärt Vollmer gut als Gesang des Apollo Actius und Anrede an Bacchus, der an seine Üppigkeit nach dem Siege erinnert wird. In beiden Göttern sieht V. Masken für Augustus und Maecenas und findet in den Versen eine Anspielung auf die cena δωδεκάθεος des Augustus; vgl. Suet. Aug. 70, 1.

Vollmers Arbeit gegenüber bedeutet v. Domaszewski, Sitz.-Ber. d. Heidelberg. Akad. d. Wiss. 1919, 2, 13—16 (Zeitgeschichte bei römischen Elegikern) leider einen Rückschritt. Er läßt wegen 411 ff. die Consolatio 20 n. Chr, von dem Ritter Clutorius Priscus verfaßt sein, der sich bei Livia einschmeicheln will, leugnet jede Abhängigkeit Ovids von dem 'Poetaster' und behauptet dessen Abhängigkeit von dem Grabgedichte des Augustus auf Drusus (Suet. Claud. 1). 177 ist fractis fascibus nicht 'sinnlos'; cf. Ov. Am. III 9, 8.

Seneca

Da Leos 1879 erschienene, seit langer Zeit vergriffene grundlegende, wenn auch etwas jugendlich-radikale Ausgabe durch Peiper-Richter² (1902) nicht gleichwertig ersetzt worden ist, so bedeutet das Fehlen einer neuen kritischen Ausgabe (die von F. J. Miller, London 1916 kenne ich nicht) eine empfindliche Lücke, umso mehr als durch Funde C. E. Stuart's (vgl. Class. Quart. Jan. 1912) das handschriftliche Material nicht unwesentlich vermehrt worden ist. Wir können jetzt (vgl. Düring, Herm. 47 [1912], 183 und Zur Überlieferung von Senecas Tragödien, Progr. Gymn. Lingen 1913; Hoffa Herm. 49 [1914], 464) den Archetypus der interpolierten Klasse A (höchstwahrscheinlich saec. XIII) in ganz anderer Weise rekonstruieren als es Peiper-Richter² versucht haben. Daraus ergeben sich neue Folgerungen für die Textgeschichte der Tragödien, und für die Praxis folgt daraus die Notwendigkeit der Umgestaltung des kritischen Apparats. Beträchtlich erleichtert wird die kritische und stilistische Durcharbeitung der Tragödien durch den peinlich genauen und außerordentlich zuverlässigen 'Index verborum quae in Senecae fabulis nexnon in Octavia praetexta reperiuntur' der drei Amerikaner Oldfather, Pease und Canter (University of Illinois studies in language and literature, vol. IV, No. 2—4, 1918), in dem gleichzeitig die Literatur über die Tragödien zusammengestellt ist. Zu bedauern ist nur, daß die einzelnen Stellen nicht in ihrem Zusammenhange wiedergegeben sind. Einzelne textkritische Probleme, wie sie diese Dichtungen in großer Zahl stellen, hat wiederholt stark konservativ W. Bannier in den letzten Jahrgängen des Rh. Mus. verständig behandelt; vgl. auch für die hierbei zu befolgende Methode Busche und Roßbach, B. ph. W. 1917 und Levy B. ph. W. 1919, 909 ff.[1]) Der eigenwillige Stil des Dichters erfordert ein

[1]) Ich möchte es nicht unterlassen, auf Blümners Deutung von Herc. fur. 564 ff. hinzuweisen, der die Verse gegen Roberts Änderungsversuch

sehr behutsames Interpretieren und liebevolles Eingehen auf die oft sehr versteckt liegenden Absichten. Daher ist ganz besonders zu warnen vor den wilden Konjekturen des Holländers Damsté in den letzten Bänden der Mnemosyne, über die W. Gemoll viel zu milde geurteilt hat (z. B. W. f. kl. Ph. 1919, 248 f.): 'Gegen eine ganze Anzahl seiner Vorschläge muß man sich mit Entschiedenheit erklären'.[1]) Da die Sprache und der Stil des Dichters im Grunde noch wenig erforscht sind, hat Norden, Einl. i. d. Alt. I² 439 mit Recht 'eine auf der Höhe unseres gegenwärtigen Wissens stehende erklärende Ausgabe wenigstens einer dieser Tragödien' gefordert. Dieser Wunsch ist bisher nur zum Teil erfüllt worden durch das (holländisch geschriebene) Werk J. van Wageningens 'Senecas Phädra met Inleiding en Aanteekeningen voorzien', Groningen 1918. Denn wenn auch der Text (Zweifel bei manchen Stellen bleiben vorläufig) und die Anmerkungen zu den einzelnen Versen recht sorgfältig sind, so vermißt man gerade mit Bedauern eine eingehende Charakterisierung des bestimmten Kunstwillens Senecas, dem diese Dichtungen entsprungen sind, und dessen, was P. Friedländer (Herm. 1912, 43) bei dem künstlerisch verwandten Nonnos 'Barockpoesie' genannt hat. Denn mit dem von Leo (Proleg. der Ausgabe I 149—159) aufgestellten und von Norden, Einl. i. d. Alt. I² 385 aufgenommenen Begriffe der 'Tragoedia rhetorica' allein ist es nicht getan. Seneca komponiert nämlich z. B. seine Reden ganz anders als Euripides, bei denen man in der Regel zwischen a) b) c) scharf scheiden und die rhetorischen Gesichtspunkte herausfinden kann, die ihn veranlaßt haben, die einzelnen Argumente vorzubringen. Bei Seneca, der nicht auf verstandesmäßige Klarheit, sondern auf die Erweckung starker Gefühlseindrücke hinarbeitet, ist das fast unmöglich. Das wird ganz deutlich, wenn man z. B. Medea 447 ff. mit Eurip. Med. 475 ff. vergleicht, eine Stelle, auf die P. Friedländer mich bei Gelegenheit hingewiesen hat. Daß auch in der Gestaltung und Komposition spezifische Unterschiede zwischen beiden Dichtern vorhanden sind, hat Friedrich Frenzel in einer tüchtigen Leipziger Diss. von 1914: 'Die Prologe der Tragödien Senecas' (vgl. Sokr. 1916, 305) gezeigt. Unter Verzicht auf Gliederung und Anschaulichkeit und unter Voraussetzung des Sachlichen als etwas Bekannten und Gegebenen will Seneca keine Aufklärung und Erzählung geben, sondern den fast visionären Eindruck des Ungeheuren, Übermenschlichen erwecken; gleichzeitig läßt er wie in einem Vorspiele die einzelnen in der Tragödie auch im Wortlaute immer wieder anklingenden Motive allmählich stärker werdend ertönen. Gut zeigen das die Monologe der Medea und des Oedipus. Wie weit Seneca selbst der Schöpfer dieser Kunst oder wie weit er von Ovid[2]) beeinflußt ist,

(Herm. 53, 446) schützt und mit Hilfe eines Wandgemäldes aus Orvieto zeigt, daß Hades nicht das Szepter, sondern auch einen Speer mit mehreren Spitzen führend gedacht wird.

[1]) vgl. auch Ganzenmüller, W. f. kl. Ph. 1919, 33 in einer Besprechung von Ovidkonjekturen Damstés: 'Mir scheint, Heinsius' Geist geht in seinem Heimatlande heute noch um'.

[2]) vgl. Wagenvoort, Tragödie und Pantomimus im augusteischen Zeitalter (Neue Jahrb. 1920, 101 ff.)

wird schwer zu entscheiden sein. Eine kurze, aber sehr treffende Charakterisierung dieses eigenen Kunststils, der im großen Zusammenhang bisher noch nie dargestellt worden ist, findet sich an einer Stelle, wo man sie zuerst vielleicht nicht, bei einiger Überlegung aber gerade erwarten würde, in den (Frankfurt a. M.) 1920 erschienen Shakespeare-Vorträgen Gustav Landauers. Diese Wertung erscheint mir so wichtig, daß ich sie im Zusammenhange hersetze (I 162): 'Wir können nicht einmal sagen, das Furiose, das leidenschaftlich Ausbrechende, habe erst die Renaissance und das Barock gebracht. So ein Barock kennt auch das späte Rom; mit Vergil hebt es an; und gerade der Mann, der die stoische Lehre zur erhabensten Prägung gebracht hat, Seneca, von dem wir und Shakespeare Worte der Art haben, wie: qui potest mori, non potest cogi, was schiert mich Zwang, der ich sterben kann, gerade er gilt — und galt in Shakespeares Zeit unangezweifelt — als der Verfasser so mancher Tragödienszenen, die nach Aufbau, Steigerung und einer nicht bloß gewalttätigen, sondern manchmal gewaltigen Sprache[1]) in der ganzen Antike Shakespeare am nächsten kommen. Ich denke nicht daran, Seneca, den Tragödiendichter in die Nachbarschaft von Aischylos und Sophokles zu bringen, die uns in diesem Zusammenhang nichts angehen, weil Shakespeare sie nicht gekannt hat, aber ich bringe ihn auf eine sehr ansehnliche Stufe zwischen Euripides und Marlowe; ganz und gar lebendige Menschen auf die Beine zu stellen, hat weder Seneca noch Marlowe vermocht; aber durch die leidenschaftliche und innig bewegte, gewaltig freie Sprache das innerste Gefühl von Menschen zu offenbaren, ist auch Seneca, wenn's zum Höchsten kam, gelungen; und wäre es die Aufgabe dieser Vorträge — sie ist nicht — Dichter und Stellen ihrer Werke zum Belege zusammenzusuchen, die auf Shakespeare Einfluß geübt haben können, so wäre Seneca ein recht umfangreiches Kapitel zu widmen. Vgl. hierzu auch Birt, Aus dem Leben der Antike, Leipzig 1919, 173 ff., der allerdings bei der Ansicht stehen bleibt, Senecas Dramen seien 'Belegstücke für seine Theorie von der Verderblichkeit der Leidenschaften'.

Von Einzelproblemen, die durch die Diskussion in den letzten Jahren weiter gefördert, wenn auch nicht zum Abschluß gekommen sind, greife ich noch ein paar heraus. Die Echtheit des ganzen Hercules vetaeus, um den sich bisher E. Ackermann zuletzt im Rh. M. 67, [1912], 461 ff. mit gutem Erfolge bemüht hat, und den Norden, Einl. i. d. Alt. I² 386 noch verdammt ('Stümperarbeit'; ganz anders als Norden urteilt Birt a. a. O. 175 f., 256⁸⁰) sucht Pease, Transactions of the Americ. Philol. Assoc. 1918, 1 ff. von der sprachlichen Seite aus zu erweisen. Der selbe hat auch (The Class. Journ. 1920, 388 ff.) den Echtheitsbeweis für die Praetexta Octavia, in der er ein posthumes, nicht zur Aufführung bestimmtes Werk des Dichters sieht, zu führen versucht; meines Erachtens (vgl. B. ph. W. 1920, 1134 ff.) ist ihm dies nicht entscheidend gelungen. An die Echtheit glaubt auch Tolkiehn

[1]) vgl. W. Diltheys Ausführungen in „Weltanschauung und Analyse des Menschen seit der Renaissance und Reformation" = Ges. Schr. II (Leipz. 1914), 9 über die römische Willensstellung.



(vgl. Bursian 158, 19) in der Besprechung der Helsingforser Diss. von 1919 De Octaviae praetextae auctore von Edwin Flinck (B. ph. W. 1921, 198ff.) der mit z. T. ganz ähnlichen Argumenten wie Pease die Verfasserschaft Senecas beweisen will, während Birt nach wie vor die Echtheit bestreitet; vgl. B. ph. W. 1921, 333 ff.: Zur Octavia des vermeintlichen Seneca, ein mehrere Stellen textkritisch behandelnder Aufsatz. Wie es scheint, ist vorläufig in dieser Frage an keine Einigung zu denken. In dem von Unklarheiten nicht freien (vgl. B. ph. W. 1920, 382ff.) Aufsatze von Mesk über die Phönissen, Wien. Stud. 37 [1915], 282 ff. kann ich keinen Fortschritt sehen. Er versucht den Nachweis, daß die drei Szenen, die eine einheitliche Sagenform voraussetzen, Entwürfe eines unvollendeten Dramas seien.

Der Überlieferung nach ist Seneca auch Verfasser mehrerer Epigramme. Sie stehen in der Anthol. Lat. 232, 236—283, 396—463, 804 R². Für ihre Echtheit[1]) ist G. Stauber, Diss. Würzburg-München 1920 (De Seneca philosopho epigrammatum auctore), vgl. Roßbach B. ph. W. 1920, 1109f., eingetreten, indem er die einzelnen Ausdrücke und Wendungen mit Stellen der Tragödien und philosophischen Schriften verglichen hat. Daß Seneca sich selbst sehr stark ausgeschrieben und wiederholt hat, ist bekannt, und insofern ist gegen die Beweisführung nichts einzuwenden. Bestehen bleibt aber der von Birt, Aus dem Leben der Antike 258[44] betonte metrisch-prosodische Anstoß, daß sich in den Epigrammen die den Hexametern Senecas fremde Verschleifung findet. Allerdings wird man diesem Einwande gegenüber fragen dürfen, ob nicht die Hexameter der Tragödien eine andere Behandlung verlangen als die der Epigramme und beide als einander nicht gleichwertig überhaupt verglichen werden dürfen; übrig bleiben aber noch die der Apocolocyntosis.

Phaedrus

Georg Thiele, dem wir die vortreffliche Ausgabe des "Romulus" verdanken (Der lateinische Äsop des Romulus und die Prosa-Fassungen des Phaedrus, Heidelberg 1910), ist leider nicht mehr dazu gekommen, eine neue kritische Ausgabe der Fabeln zu machen. Die (hier nicht mehr zu besprechenden) Phaedrus-Studien (Herm. 41; 43; 46) mit einer Ergänzung Prächters (Herm. 47, 472) sind seine letzten großen Arbeiten auf diesem Gebiete. Einen in Deutschland allerdings äußerst schwer zugänglichen Ersatz hat Joannes Percival Postgate 1919 geschaffen (Bibliotheca Oxoniensis). Wie die Phaedrus-Überlieferung liegt, ist es unmöglich, ohne starke Heranziehung der Konjekturalkritik vorzugehen, und auch mit ihrer Hilfe läßt sich nur ein mehr oder weniger wahrscheinlicher Text gewinnen. Diesem Umstande hat Postgate in der Ausgabe nach mehreren Vorarbeiten in den letzten Jahrgängen verschiedener englischer und amerikanischer Zeitschriften Rechnung getragen. Das muß man auch bedenken, wenn man die 'decem novae fabulae', die im Grunde nur speciminis causa aus den ver-

[1]) So auch schon 10 Jahre früher E. Herfurth, Diss. Jena, der die Stellen zusammenstellt, die in den Epigrammen nachgebildet sind.

schiedenen Prosaparaphrasen hergestellt werden können, richtig bewerten will. Ebenso schlecht wie mit der Überlieferung steht es mit den über Phaedrus, sein Werk und seine Lebenszeit erhaltenen Nachrichten. Streng genommen hängt alles ab von der Deutung, die dem einen Verse III prol. 41 [1]) zu geben ist:

41 quodsi accusator alius Seiano foret,
si testis alius, iudex alius denique,
dignum faterer me tantis malis
nec his dolorem delenirem remediis.

Fast allgemein ist aus diesen und den vorhergehenden Worten der Schluß gezogen worden, Phaedrus sei von Seianus in einen verhängnisvollen Prozeß verwickelt worden, Buch I und II seien also zu dessen Lebzeiten († 31 n. Chr.) herausgekommen. Der daraus sich ergebenden sprachlichen Schwierigkeit, foret im Sinne von fuisset verstehen zu müssen, sucht Schanz, Lit.-Gesch. II 2, 42 durch die Konjektur oder vielmehr Ausflucht Seiani zu entgehen: 'Wenn der Ankläger, Zeuge und Richter, die Seian vorschob, andersgeartete Menschen wären.' Ohne diese Konjektur und ohne foret als fuisset zu verstehen, hat Helm in der Besprechung der Schanzschen Lit.-Gesch., B. ph. W. 1913, 1486 die Worte des Prologs nach Sejans Tod gesetzt. Wenn er aber interpretiert: 'Wenn ein anderer Ankläger vorhanden wäre, als es Sejan gewesen ist', so müßte man doch wohl folgern, daß dem Phaedrus noch ein Prozeß droht. Unter diesen Umständen ist eine neue Deutung sehr zu beachten, die Vollmer, Lesungen und Deutungen III (Sitz.-Ber. Bayer. Ak. d. Wiss. 1919, 5, 9 ff.) gegeben hat, und die deswegen eine genauere Besprechung verdient. Die aus Schwabes Eutychus-Hypothese folgende Datierung des dritten Buches auf etwa 38—40 ist darum ganz unsicher, weil die Voraussetzung höchst zweifelhaft und auch zuletzt von Rank, Nova Phaedriana, Mnemos. 45 [1917], 286 f. nicht wahrscheinlicher gemacht ist. Der Annahme, Phaedrus habe überhaupt um diese Zeit schon Fabeln veröffentlicht, steht noch die weitere Schwierigkeit entgegen, daß Seneca ad Polyb. de consol. 8, 3 im Jahre 43 von der Fabeldichtung als einem intemptatum Romanis ingeniis opus spricht. Die Annahme, Seneca habe in der Verbannung an Phaedrus nicht gedacht oder ignoriere den Plebejer Phaedrus absichtlich (so z. B. Norden, Einl. i. d. Alt. I² 384), hat schon Havet nicht genügt. Wenn man diese Schwierigkeit beheben will, muß man bedenken, daß Phaedrus in den angeführten Versen nicht accusator meus gesagt hat, sondern nur von allen Interpreten in diesem Sinne verstanden worden ist. Irgend einer der von ihm den äsopischen Fabeln hinzugesetzten Stoffe hat ihn ins Unglück gestürzt (40). Dann folgt die Angabe über Sejan und die Versicherung, in den Fabeln keinen Mitlebenden treffen zu wollen. Daher versteht Vollmer die Worte so (S. 14 f.): 'Eine der von mir über die Aesopischen Stoffe hinaus zugefügte Fabel hat mich ins Unglück gebracht. Aber (ich bemerke dazu: mir ist da Unrecht geschehn). Wenn der in dieser Anekdote auftretende Ankläger ein anderer

[1]) Über III prol. 38 ego illius porro semitam feci viam und ein paar andere prosodische und metrische Freiheiten, vgl. Baehrens, B. ph. W. 1918, 501 f., Jachmann, Glotta VII 45².

wäre als Sejan, wenn Zeuge und Richter andere wären als seine Klienten, dann würde ich zugestehen, mein Unglück verdient zu haben. Denn meine Fabeln wollen nicht einzelne Mitlebende bloßstellen, sondern das Menschenleben schildern.' Daraus ergibt sich: Sejan und seine Spießgesellen sind tot und dürfen als vom Dichter in einer Fabel behandelt gedacht werden. Von Sejans Rechtsbeugungen hat er in einer verlorenen Fabel des zweiten Buches erzählt und spielt darauf im Prologe zum dritten an. Was unter der calamitas (40) und den tanta mala (43) zu verstehen ist, ob gerichtliches Vorgehen gegen Phaedrus oder Unterdrückung früherer Bücher durch den Senat wegen angeblicher persönlicher Angriffe gegen Mitlebende oder nur literarische Angriffe vonseiten irgendwelcher Gegner, gegen die er sich im Prologe verteidigt, indem er durch die Klagen seinen Schmerz erleichtert (remedia 44), kann nicht sicher entschieden werden. Wenn Phaedrus aber von Sejan nicht angeklagt worden ist, so sind I und II nach 31 erschienen. Dazu stimmt Havets Ansetzung von II 5 nach 37 (Tod des Tiberius). Durch Senecas oben angeführtes Zeugnis würde die Fabeldichtung des Ph. erst nach 43 fallen. III 10, 35 beweist, daß Ph. vor 14 n. Chr. am Leben war. Daß man seine Geburt aber erst um 754, die Veröffentlichung von III erst um 50 n. Chr., von I und II kurz vorher, also mehrere Jahre nach 43, anzusetzen hat, scheint von Vollmer nicht zwingend geschlossen zu sein. Denn die Angabe III epil. 15 languentis aevi dum sunt aliquae reliquiae, auxilio locus est: olim senio debilem frustra adiuvare bonitas nitetur tua, auf die Vollmer sich beruft, bietet keine Handhabe zu dieser Zeitbestimmung [1]) und könnte ebenso gelten, wenn I—III bald nach 43 fallen und Phaedrus um diese Zeit etwa 50 Jahre alt war.

Persius

Persius ist in den letzten Jahren dreimal neu herausgegeben worden, 1915 von dem Holländer van Wageningen, 1918 von dem Franzosen Villeneuve und 1920[2] von dem Italiener Ramorino mit erläuterndem Kommentar. Alle drei Ausgaben sind gleich schwer zugänglich, über die letzte hat Klotz B. ph. W. 1920, 1065 berichtet. Für Konjekturen ist bei der ziemlich reichen, aber schwierigen, viel in mehreren Rezensionen vorliegenden Überlieferung kaum Platz. Noch nicht endgültig gelöst ist die Frage nach dem Scholienkorpus. Die zu ihrer Beantwortung nötige neue Ausgabe hat Weßner, W. f. kl. Ph. 1917, 473ff., 496ff. in Aussicht gestellt (zusammen mit den Juvenal Scholien). Gefördert ist die Untersuchung durch Weßner jedenfalls insofern, als er nachgewiesen hat, daß Cornutus bereits als Verfasser in einer Leidener Hs. des 9. Jahrhs. vorkommt, und daß in diesem Commentum Leidense die älteste Tradition des Commentum überhaupt vorliegt.

---

[1]) vgl. K. P. Schulze, B. ph. W. 1920, 438, der im übrigen Havets unrichtiger Deutung des Verses 41: Sejan Kläger, Zeuge und Richter in einer Person folgt und calamitas und tanta mala auf eine dem Phaedrus drohende Anklage bezieht.



Über die einzelnen Satiren ist in den letzten Jahren wenig gearbeitet worden [1]). Weitergekommen in der Aufhellung eines sehr schwierigen Problems ist, wie mir scheint, G. A. Gerhard, der Phil. 72, 484 ff. den 'Prolog' des Persius behandelt hat. Die 14 Verse stehen in der durch den Montepessulanus 125 repräsentierten Überlieferung vor der ersten, in der durch den Montepessulanus 212 vertretenen hinter der sechsten Satire und sind je nach der verschiedenen Bewertung der Hss. als 'Prolog' oder 'Epilog' bezeichnet worden. Zwischen den beiden Teilen des Gedichtes (1—7; 8—14) hat man einen Zusammenhang bestritten. Gegen Leo (Herm. 45 [1910], 48) und mit Gaar (Wien. Stud. 1909) sucht Gerhard den 'Prolog' als einheitlich zu erweisen: 1. Ich verzichte auf die göttliche Begeisterung der modischen Dichter; denn 2. ihr wahres Motiv sind Hunger und Geldgier [2]). Der 'Prolog' ist seinem ganzen Tone nach sehr jugendlich, wie ein Vergleich mit der maßvolleren 5. und der reiferen 1. Satire beweist. Für die Jugend des Dichters spricht auch das Versmaß des Skazon, der charakteristisch ist für die popularphilosophische Dichtung der hellenistischen Zeit. Ihr hat der junge Persius gehuldigt, und von einem solchen Stück sind die Einleitungsverse als angeblicher Prolog der hexametrischen, also römischen Satirendichtung erhalten.

Über den Hexameter der römischen Satire überhaupt hat A. Kusch in einer Greifswalder Diss. 1915 (De saturae Romanae hexametro quaestiones historicae) mit nicht ganz zweifelsfreien Ergebnissen gehandelt: Horaz, Persius und Iuvenal sollen sich in der Behandlung der Cäsuren an die zeitgenössischen Epiker, der Elisionen an die früheren Satirendichter angelehnt haben. Abgesehen von dieser nicht sicheren Folgerung sind die Tabellen für die Cäsuren und Elisionen bei Lucilius, Horaz, Persius und Juvenal sehr brauchbar.

Sulpiciae carmen.

Die Echtheit dieses sermo, dessen Sprache ein der Zeit angemessenes 'Gemisch von verschrobener Originalität und imitatio (Vergil, Horaz)' und der des Persius nicht unähnlich ist, hat G. Thiele 'Die Poesie unter Domitian' (Herm. 51 [1916], 233—260) zu erweisen versucht. Der Grundgedanke des Gedichtes, die dem Kaiser vorgeworfene Bildungsfeindlichkeit, enthält eine starke Übertreibung und grobe Entstellung, die auch bei Tacitus und Plinius begegnet, aber am besten durch die reiche Produktion der Sulpicia, des Statius, Martial, dessen immer stärker werdende Schmeicheleien [3]) nicht durch die Furcht vor

---

[1]) Über I 87 vgl. Mussehl Herm. 54 [1919], 394, der die Persiusstelle als das früheste unter den erhaltenen Zeugnissen für cevere anspricht. Daß der Beweis ihm nicht geglückt ist, hat Ed. Fraenkel, Sokr. 1920, 14ff. durch Interpretation von Plaut. Pseud. 864 gezeigt. Das Wort ist vorvarronisch.

[2]) Ein beide Teile umschlingendes Band sieht Gerhard mit Recht in V. 1 und 14: die Anspielung auf den Pegasus am Schluß greift bewußt auf die Anfangsworte fonte caballino zurück.

[3]) Thiele glaubt nicht (S. 253f.[1]), daß Martial sich mit seinen Schmeicheleien an hochgestellte Persönlichkeiten hat wenden können, und bestreitet daher V 5 die Beziehung auf den Oberbibliothekar und Inhaber des Amtes

Domitian, sondern durch den Wunsch nach einem Geldgeschenk erklärt werden, und der vielen von Martial genannten Dichter widerlegt wird. Die vielen, schweren sprachlichen Anstöße sollen nicht den späten Fälscher verraten, sondern durch die schlechte Überlieferung verschuldet sein. Das Gedicht zeigt, wie man schon zu Domitians Lebzeiten versucht hat, rein politische Maßnahmen des Kaisers (das Edikt gegen die Philosophen) als Bildungshaß auszulegen. Wenn Thiele in seiner Untersuchung die Gründung des kapitolinischen Agon durch Domitian bestreitet, sondern glaubt, dieser müsse von vornherein mit dem Kultus der kapitolinischen Gottheiten eng verknüpft gewesen sein, so scheitert meiner Überzeugung nach seine von subjektiven Argumenten nicht freie Beweisführung an dem klaren Zeugnis Sueton c. 4, 4.

Juvenal.

Sehr vorsichtig und gut zusammenfassend ist Vollmers Aufsatz in der R.-E. (1917). Warum aber die einzige in Betracht zu ziehende Vita des Montepessulanus P s. X erst in der Karolingerzeit aus verstreuten Scholiennotizen zurechtgemacht sein soll, wird leider nicht begründet. Den Quellenwert der Testimonia für Juvenals Leben schätzt V. mit Recht sehr gering ein: weder wissen wir, ob sich C. J. L. X 5382 auf ihn bezieht, noch können wir in der Frage der Verbannung klar sehen. Diese Vorsicht hat Löschhorn, B. ph. W. 1920, 262ff., ganz außer Acht gelassen, indem er ganz vage Annahmen als sichere Stützen für seine These verwendet, Juvenal sei von seinem 'Feinde' Hadrian nach Britannien verbannt worden: weder gibt er an, daß die Nummer der Cohors [I] in der Inschrift ergänzt ist, noch nimmt er auf Cichorius' Bedenken (R.-E. IV 283) Rücksicht noch sieht er endlich, daß die Worte II 159—161 durchaus nicht für eine Tätigkeit Juvenals in Britannien sprechen[1]) (die erste Person plur. besagt dabei gar nichts, wie z. B. ein Blick auf Hor. c. I 3, 38. 39 zeigt). Durch seine Inhaltsangaben hat Vollmer den Nachweis erbracht, daß Juvenals letzte Satiren nicht das Produkt eines alternden Schwätzers sind, sondern der verschiedene Wert der Werke durch die mehr oder weniger glückliche Wahl des dem Dichter gemäßen Stoffes zu erklären ist. Gegenüber den Versuchen, Juvenal als unfähig zur Komposition eines Gedichtes hinzustellen oder innerhalb einer Satire mehrere zeitlich getrennte Teile zu finden, betont Vollmer mit Recht, daß der Dichter entweder ganz planvoll baut (z. B. 4) oder von der Stoffülle getrieben von einem Bilde zum andern gleitet (6).

Aus der selben Anschauung heraus ist Birts Aufsatz geschrieben: Rh. M. 70 (1915), 524—550. Wie Vollmer erweist er die Einheit der vierten Satire. Sein Versuch aber, auch den vom Dichter absichtlich

---

a studiis Sextus. Was er über 'cultor Palatinae Minervae' sagt — der Ausdruck soll 'absolut nicht zur Annahme eines Amtes zwingen' — halte ich nicht für richtig und verweise zur Widerlegung auf Ov. Tr. III 14, ein Gedicht, das doch wohl dem Bibliothekar C. Julius Hyginus gilt, und mit dem Martials Epigramm auffallende sprachliche und inhaltliche Verwandtschaft zeigt.

[1]) Ebenso anfechtbar sind seine kritischen Bemerkungen zu Juvenals Satiren, B. ph. W. 1920, 1099; 1921, 211.

verschleierten (cf. Cic. de or. II 176) Bau der sechsten Satire zu erkennen (drei große Gruppen: 1—132 die Keuschheit ist aus Rom entschwunden, 136—345 das Verhältnis der Frau zum Gatten, 346—591 Beziehungen der Frauen zu anderen Personen und Schlußteil: 592—661 Verbrecherisches Verhalten der Frau) ist darum zu modifizieren, weil er das Winstedtsche Fragment nicht berücksichtigt, da er von dessen Unechtheit aus dispositionellen (?) und sprachlichen (?) Gründen sowie wegen der Art der Überlieferung (?) überzeugt ist[1]). Wenn Birt außerdem das Fehlen der Scholien als Verdachtsmoment anführt, so ist dem entgegenzuhalten, daß der Verlust der Verse bereits vor unseren Archetypus fallen kann. Daß die Invenalforschung heute trotz Leo, Herm. 44 [1909], 600ff., dessen Hypothese einer zweiten posthumen Ausgabe durch R. Clauß, Quaest. Iuv. crit., Diss. Leipzig 1912 schwer erschüttert scheint, überhaupt noch nicht so weit ist, eine Überlieferungsgeschichte schreiben zu können, hat Vollmer gezeigt. Daher ist auch das Ergebnis nicht ganz sicher, zu dem Felix Cremer in seiner Dissertation, De grammaticorum antiquorum in Iuv. arte critica, Münster 1913, gekommen ist. Nach dem Vorbilde von Max Unterharnscheidt, De veterum in Aeneide coniecturis, Diss. Münster 1911 sucht er festzustellen, aus welchen Gründen die antiken 'coniecturae' — er versteht darunter die Abweichungen der Hss. von der guten Lesart — entstanden sind. Hierbei ist er aber trotz vereinzelten Ansätzen der Gefahr nicht entgangen, wirkliche Konjekturen und Emendationen von Glossen und Interpolationen innerhalb des gut gesammelten Materials nicht scharf zu scheiden. Es ist doch unmöglich, die Ersetzung einer seltenen oder ungewöhnlichen Wendung durch eine lectio vulgata als 'coniectura' oder 'correctura' zu bezeichnen. Daher kann man sich seiner allerdings sehr vorsichtig ausgesprochenen Ansicht, die 'coniecturae' seien zum größten Teile im Altertume entstanden (er scheint an das 4. Jahrhundert zu denken), nur mit Einschränkung anschließen. Denn daß ein nicht kleiner Teil der Glossen und Interpolationen mittelalterlicher Tätigkeit zu verdanken ist, wird schon durch das analoge Verfahren bei anderen Dichtern, z. B. Ovid, klar.

Eine für etwaige Nachwirkung Juvenals nicht uninteressante, aber leider unbeweisbare Hypothese hat J. Mesk, Wien. Stud. 1912, 373—382; 1913, 1—35 aufgestellt. Er glaubt, einen Einfluß Juvenals auf Lukians Nigrinos gefunden zu haben. Daß viele Motive bei beiden übereinstimmen, leuchtet ein. Ursache der Übereinstimmung dürfte die Verwandtschaft zwar nicht so sehr des *γένος*, aber der popularphilosophischen *τόποι* sein.

Berlin-Wilmersdorf. Friedrich Levy.

[1]) An die Unechtheit glaubt auch noch Lommatzsch, Burs. 139, 231; 175, 107.

Plinius' Briefe

Über Plinius d. J. ist bisher kein Bericht erschienen. Und doch empfiehlt es sich, neben Ciceros zum großen Teil politischen Briefen und Senecas Epistulae morales[1]) auch eine Auswahl des jüngeren Plinius in der Prima unserer Gymnasien zu lesen; tritt doch gerade in seinen Briefen antikes Leben in den mannigfachsten Äußerungen uns anschaulich entgegen[2]). Und spiegelt sich auch in den neun Büchern Briefe, wie Ed. Norden urteilt[3]), die liebenswürdige Mittelmäßigkeit des Verfassers, so ist doch 'das Buch der Briefe an Trajan mit den Reskripten des Kaisers, auch abgesehen von den weltgeschichtlichen über die Christen, ein uns nur durch einen Zufall erhaltenes unschätzbares Dokument für die Kenntnis der Provinzialverwaltung und für die Würdigung des pflichttreuen Herrschers'.

In Bursians Jahresberichten für Altertumswissenschaft ist der letzte Bericht von K. Burkhard über die Jahre 1902—1909 in Bd. 153 (1911 II) S. 1—37 erschienen. An ihn lehnt sich dieser Bericht an, der das Wichtigste von dem, was in den letzten zehn Jahren erschienen ist, herausgreift. Eine gute Einführung in die einzelnen Probleme gibt M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur II 2[3] (München 1913) S. 349—368[4]).

Die maßgebende Ausgabe ist immer noch die von H. Keil (Leipzig 1870) mit dem klassischen Index nominum von Th. Mommsen. Eine neue große Ausgabe wurde erwartet von Elmer Truesdell Merrill (vgl. Teubners Mitteilungen 47 [1914] Nr. 1 S. 19). Der Weltkrieg scheint auch dieses Unternehmen in Frage gestellt zu haben.

E. T. Merrill hat sich in Vorarbeiten des öfteren mit der Überlieferung befaßt, so 1909 in den Wiener Studien 31 (S. 250ff.: 'Zur

---

[1]) Für Seneca ist neuerdings besonders H. Bernhardt, Seneca in der Prima (Neue Jahrb. XV [1912] S. 404ff.) eingetreten. Die maßgebende Ausgabe von O. Hense (vol. 3: ad Lucilium epist. mor.) ist 1914 in zweiter Auflage (Leipzig, Teubner) erschienen. Zu der Schulausgabe von G. Heß (2. Aufl., bearbeitet von R. Mücke, Gotha 1913, Perthes) ist jetzt die vortreffliche Ausgabe von P. Hauck (Berlin 1910, Weidmann) getreten, die den Zweck hat, in die Probleme der stoischen Philosophie einzuführen. Wer außer den Epistulae morales auch Abschnitte aus Senecas übrigen philosophischen Schriften zu lesen wünscht, der greife zu Opitz-Weinhold, Chrestomathie der silbernen Latinität: 4. Heft (Leipzig, Teubner).

[2]) Vgl. F. Kramer, Der lateinische Unterricht. Berlin 1920. (S. 458f.)

[3]) Einleitung in die Altertumswissenschaft I (Leipzig 1910) S. 525 (2. Aufl. 1912 S. 392).

[4]) Doch vgl. unten.

frühen Überlieferungsgeschichte des Briefwechsels zwischen Plinius und Trajan'). Plinius' Briefwechsel mit Trajan wird, soweit wir feststellen können, zuerst von Tertullian Apol. erwähnt, wo auf den Brief über die Christen angespielt ist; doch scheint T. nur aus dem Berichte eines andern und zwar unzuverlässigen Autors zu schöpfen. Wahrscheinlich ist erst im Laufe des Mittelalters, vor dem 16. Jahrhundert dieser Briefwechsel zu den neun Büchern der vermischten Briefe hinzugefügt worden. Die hs. Überlieferung wird kurz erwähnt. Der im Jahre 1501 entdeckte Parisinus mit den zehn Büchern ist 1508 wieder verschwunden. Für die Feststellung des Textes haben wir nur dessen drei Stellvertreter, die Budaeische Abschrift von X 1—40 (I) mit den Excerpten aus X 41—121 (I) und die Ausgaben von Avantius und Aldus. Für V 1—40 ist Budaeus das bessere Zeugnis, für X 41—121 Avantius. — Derselbe Gelehrte behandelt in der Class. Philology 5 (1910)[1]) die in einem Veroneser Florilegium und anderen Schriften des 14. Jahrhunderts sich findenden Zitate aus den Briefen des Plinius sowie die ältesten Drucke von Plinius' Briefwechsel mit Trajan, die von Avantius 1502, Aldus 1508 und eine Oxforder Ausgabe (vgl. Klass. Phil. 2 [1907] 130f.), die alle auf einen verlorenen Parisinus zurückgehen. — Mit Überlieferungsfragen beschäftigt sich auch F. E. Robbins[2]). Nach ihm gehen der Kodex Beluacensis und Florentinus, ohne von einander abhängig zu sein, auf dieselbe Quelle zurück. In einer weiteren Abhandlung[3]) untersucht er die Indices an Kodex B und setzt sich mit Stangl, Philol. 45 (220ff. u. 642ff.) auseinander — Dora Johnson endlich[4]) gibt einen Überblick über die hs. Überlieferung; nach ihr sind drei Klassen zu unterscheiden, je nachdem, ob die Hss. auf ein Exemplar mit zehn, neun oder acht Büchern zurückgehen.

Fehlt uns so trotz zahlreichen Vorarbeiten noch die neue große kritische Ausgabe, so hat uns doch R. C. Kukula wenigstens eine gute Handausgabe mit knappem kritischen Apparat geschenkt[5]). Die Praefatio orientiert über das Verhältnis und den Wert der Hss. Gegenüber der ersten Auflage weisen Text und Apparat zahlreiche Verbesserungen auf. So lesen wir S. 65, 18 (III 5, 10) *nempe* (statt *saepe* Hss., doch vgl. Stangl weiter unten z. d. St.); S. 281, 25 [X[6]) 23, 1]: *Itaque tamen aestimanti novum fieri ⟨o⟩port⟨ere⟩ videris* (früher: *⟨Id⟩ itaque ⟨indulgentia tua restituere desiderant, ego⟩ tamen aestimans n. f. debere videor*); S. 284, 17 (X 30, 2) *dies quoque* (früher

[1]) E. T. Merrill, On the eightbook tradition of Pliny's letters in Verona (S. 175—188) und: On the editions of Pliny's correspondence with Trajan (S. 451—466).

[2]) The relation between codices B and F of Pliny's Letters. Class. Phil. 5 (1910) S. 467—475.

[3]) Tables of contents in the Mss. of Pliny's Letters. Ebd. S. 476—487.

[4]) The manuscripts of Pliny's Letters. Class. Phil. 7 (1912) S. 66—75.

[5]) C. Plini Caecili Secundi epistularum libri novem, epistularum ad Traianum liber, Panegyricus. Recensuit R. C. Kukula. Editio altera aucta et emendatior. Lipsiae 1912 (Bibliotheca Teubneriana).

[6]) Der Kürze halber bezeichne ich die Epistulae ad Traianum resp. mit Buch X.

quo: pro quo Hs.); S. 286, 13 (X 34, 1) *hetaeriae praegraves* (*quae breves* Hs.) *ficut* (früher: ⟨*nefariae sodalitates*⟩ *hetaeriaeque brevi f.*); S. 288, 17 (X 39, 1) *prius* (*plus* Hs.); S. 307, 27ff. (X 78, 2) *enim eo quanto infirmiores erunt, idem petent.* ⟨*Ideo*⟩ *fiduciam* etc. (früher: *enim et q. inf. e. i. p.* ⟨*Idem*⟩ *f.*); S. 313, 23 (X 83) ⟨*per*⟩*quam* (*quam* Hs., früher getilgt). Besonders erwünscht ist die Beifügung der sorgfältigen Arbeit eines Schülers Kukulas, Fr. Spatzek, De clausulis Plinianis (Praef. p. VII—XV).

Zu dieser Ausgabe macht Th. Stangl (WS. f. kl. Phil. 1914, Nr. 27 u. 28) beachtenswerte kritische Bemerkungen. I 16, 6 ist *gloria dignus* (ohne *est*) . . . *virginem accepit* (ohne *indoctam*) zu lesen. II 11, 23 ist es nicht nötig *incertum* einzusetzen; die Ellipse (= ἄδηλον ὄν) ist besonders bei Tacitus beliebt. Ebensowenig ist es nötig II 12, 4 *quam* einzufügen (erklärender Inf.!) III 1, 2 ist *doctissime*, III 5, 17 *minutissime* ('in sehr engen Schriftzügen') zu schreiben. III 5, 10 schlägt er vor: *Post cibum (saepeque[m] interdiu levem et facilem veterum more sumebat) . . . iacebat in sole.* III 5, 18 kann *studiis* nach dem Zusammenhang nur 'Berufspflichten' heißen; somit ist *officiis* zu schreiben oder — ⟨*non*⟩ *studens* (?)[1]. IV 13, 8 *dabuntque operam ne eam pecuniam non nisi dignus accipiat* liegt eine Mischkonstruktion vor; es sind ineinander geflossen: *dabunt operam ut eam pecuniam non nisi dignus accipiat* und *ne e. p. nisi* (oder *non*) *d. accipiat.* [Für *ne . . . non nisi* statt *ne nisi* bringt Stangl, WS. f. kl. Phil. 1915 S. 357, noch ein Beispiel aus Bacharius (Migne, Patrol. Lat. XX 1034A) bei.] IV 17, 3 ist *agenda reverentia est* gesichert durch Benedicti Reg. 52, 4; im folgenden ist zu interpungieren: *Naturale est enim ut ea, quae quis adeptus est ipse, quam amplissima existimari velit.* IV 22, 1 ist das Possessivpronomen *suo (in duumviratu suo)* sicher unecht. V 5, 5 ist *ad extremum revolvisse* (nicht *volvisse*) zu schreiben. VI 28, 1 ist es nicht nötig, hinter *improbe* ein *quidem* einzusetzen; es gibt bei Plinius mehrere Beispiele, wo *tamen* (und *sed*) ohne das schulgerechte *quidem* steht. VII 9, 16 ist statt *notum probatumque* (*probatus* bei Plinius nur von Personen 'erprobt'!) Aug. Ottos Vermutung *notum pervagatumque* am wahrscheinlichsten. VIII 4, 6: die vielbehandelte Stelle *carptim ut contexta* ist intakt; Adverb und Partizip stehen prädikativ; als Subjekt ist *ea* = *quae miseris* zu ergänzen. VIII 14, 19 besteht *puniendos* (so Hs., *perdendos* Kukula mit O. Guenther) und *si puniunt* (nicht ⟨*morte*⟩ *puniunt*) mit euphemistischer Ellipse zurecht. VIII 24, 1 ist die Überlieferung *aut scias melius* fehlerlos (Kukulas *respicias* unverständlich): 'Was du weißt, daran halte dich unentwegt, oder bringe es dir gründlicher zum Bewußtsein.' Daß X 70 (75), 2 *reliqua ex modo* (*ex domo* Hss.) *locari* eine verkannte juristische Formel verborgen liegt, zeigt Stangl B. ph. WS. 1914 S. 1375f. Erwähnt sei hier noch der Vor-

[1]) Ich glaube, hier liegt bereits ein Verschreiben des Autors selbst vor; Plinius wollte *officiis* schreiben; statt dessen schrieb er (im Gegensatz dazu!) *studiis*, ein Versehen, das bei der Herausgabe unverbessert blieb. Die Aldina (1508) schrieb ⟨*officiorum*⟩ *studiis*, was natürlich nicht angeht.

schlag von P. Corssen (B. ph. WS. 1913 S. 735) zu III 21, 6: *at non erunt aeterna quae scripsi* (statt *scripsit*).

Kukula verdanken wir auch die erste brauchbare Schulausgabe mit Kommentar[1]; die Auswahl (60 Briefe) ist gut und reichhaltig. Besonders wertvoll ist die Einleitung. Sie gibt eine gute, sachgemäße Einführung in das römische Leben der Kaiserzeit. Mit besonderer Ausführlichkeit handelt K. von dem Brief als Literaturgattung und seiner Bedeutung für die Weltliteratur. Von den ersten Anfängen der Epistolographie bei den Griechen wird eine Entwicklung gegeben zu den philosophisch-literarischen Kunstbriefen. Erörtert wird die Theorie des Briefes (Privatbrief, literarische Epistel, amtliche Schreiben) und auf die dadurch bedingte Verschiedenheit in Inhalt, Sprache und Stil hingewiesen. Nachdem er dann über Plinius' Leben und Werke gehandelt, gibt er noch einen Überblick über die Weiterentwicklung der Briefliteratur zu unserer Feuilletonliteratur in Briefform. Der Kommentar gibt wertvolle sprachliche und sachliche Erläuterungen. Auch neuere Funde sind herangezogen und Skizzen und Grundrisse beigefügt.

Einen Ersatz für die vergriffene Ausgabe Kukulas bietet die von M. Schuster[2], die sich nach Form und Inhalt eng an die genannte anschließt. Ein Vorzug dieser Ausgabe ist das lateinische und griechische Wörterverzeichnis (S. 100—105), besonders aber der sachliche Anhang mit 42 Abbildungen und Plänen. Die Wiedergabe der Photographien ist im ganzen vorzüglich.

Billig und gut ist die Schulausgabe von A. Hoffmann[3], die sogar 119 Briefe enthält. Die kurze Einleitung bringt das Wichtigste vom antiken Brief und unterrichtet uns in knappster Form von Plinius' Leben und von seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Ein Verzeichnis der Eigennamen sowie eine Karte sind beigegeben. — Verwiesen sei auch auf Opitz-Weinhold, Chrestomathie der silbernen Latinität, Heft II B (Leipzig, Teubner), das 14 Briefe enthält[4].

An Übersetzungen sind mir bekannt geworden:

a) Plinius' Briefe. Übersetzt von E. Klußmann nach Wilh. Binder. 3. Aufl. Berlin 1912. (Langenscheidtsche Sammlung Bd. 102.)

---

[1]) Briefe des jüngeren Plinius. Herausgegeben und erklärt von R. C. Kukula. I. Einleitung und Text. II. Kommentar. 3 Aufl. Leipzig 1912, Teubner (Meisterwerke der Griechen und Römer IX). Leider ist diese Auflage vergriffen. Wir sind daher auf den Abdruck des Textes dieser Ausgabe [Editio minor mit zwei Skizzen am Schluß (Wien 1912, Graeser)] angewiesen. Der Kommentar ist derselbe im gleichen Verlag.

[2]) Briefe des jüngeren Plinius. Für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von M. Schuster. I. Einleitung und Text. II. Kommentar. 3. Aufl. Wien (Tempky)-Leipzig (Freytag) 1920. Sie bildet einen unveränderten Abdruck der zweiten Auflage, die Th. Opitz, Sokrates III (1915) S. 65f. angezeigt hat.

[3]) Ausgewählte Briefe des jüngeren Plinius. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Alfred Hoffmann. I. Text. II. Kommentar. Münster i. W. 1913, Aschendorff. Vgl. die Besprechung von H. Bernhardt, Monatschr. f. h. Sch. XVI (1915) S. 107f.

[4]) Auch das Florilegium Latinum (Teubner), Heft II (Erzählende Prosa) enthält 10 Briefe des Plinius; ich vermisse darin VI 16 und 20, sowie X 96,97. Vielleicht ließen sich diese bei einem Neudruck anfügen.

b) Plinius Secundus, Briefwechsel mit Trajan. Übersetzt von W. Prollius. Halle 1909, Hendel.

c) Wielands gesammelte Schriften. Herausgegeben von der deutschen Kommission der Königl. Preuß. Akad. d. Wiss. II. Abteilung: Übersetzungen. 4. Bd.: Plinius, Horaz, Lucrez. Herausgegeben von Paul Stachel. Berlin 1913, Weidmann.

Das beste Hilfsmittel für den Unterricht ist:

C. Bardt, Römische Charakterköpfe in Briefen, vornehmlich aus Caesarischer und Trojanischer Zeit. Leipzig und Berlin 1913, Teubner. (S. 314—418.)

Dieses Buch, dessen Neuauflage bevorsteht, bedarf keiner Empfehlung mehr. Die feinsinnigen Einleitungen bieten eine vorzügliche Einführung in die hochentwickelte Kultur der Kaiserzeit. Meisterhaft sind die einzelnen Persönlichkeiten gezeichnet. Dazu kommen die musterhaften Übersetzungen folgender Briefe: II 1. III 5. VI 16. 20. III 7. 16. VII 19. IV 17. I 24. III 21. 20. IV 25. VIII 14. 10. V 19. VIII 16. IX 21. 24. II 6. I 15. VII 11. VIII 2. IX 37. 30. VII 18. II 4. VI 32. V 7. IV 13. 1. IX 39. I 1. 20. V 8. III 6. VII 17. VI 17. IX 34. I 13. VII 21. IX 23. VII 33. I 6. VI 31. ad Trai. 33. 34. 37. 38. 39. 40. 31. 32. 41. 42. 61. 62. 96. 97[1]).

Die wichtigste Abhandlung, die sich mit Plinius als Mensch und Schriftsteller befaßt, ist die von:

W. Otto, Zur Lebensgeschichte des jüngeren Plinius. Sitzgsb. der Bayr. Ak. d. Wiss. phil.-hist. Kl. 1919, 10. München 1919.

O. setzt sich mit der bisher grundlegenden Abhandlung von Mommsen (Hermes 3 [1869] S. 31 ff. = Ges. Schr. IV [1906] S. 366 ff.) auseinander, auf der die gelehrte Forschung (vgl. unsere Literaturgeschichten, Prosopogr. imp. Rom.) aufbauten. Zunächst handelt er von den Notizen, die uns die Inschriften über seine Person und seine Verwandten liefern. Besonders aber wendet er sich gegen die von Mommsen vertretene sukzessive Buchausgabe der Briefe. Nur der Briefwechsel mit Trajan, der nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, ist chronologisch geordnet. Im Hauptteil behandelt er die Ämterlaufbahn. Auch hier weicht er stark von Mommsens Aufstellungen ab. Wer sich mit dem jüngeren Plinius wissenschaftlich beschäftigen will, darf an dieser Abhandlung nicht vorübergehen. Sollten die Ergebnisse der Kritik standhalten[2]), so müssen alle Schlüsse, die aus Mommsens Darlegungen für die Geschichte der römischen Literatur, z. B. für Tacitus, gezogen wurden, revidiert werden. Die Chronologie der Ämter ist nach Ottos Zeittafel folgende:

Quästur:	5. Dez. 91—5. Dez. 92,
Volkstribunat:	10. Dez. 92—10. Dez. 94,

[1]) Über die Auswahl der Briefe vgl. jetzt F. Kramer, Der lat Unterricht. Berlin 1919. S 459. Verwiesen sei auch auf: Th. Birt, Römische Charakterköpfe. 4. Aufl. (Leipzig, Quelle & Meyer.) S. 260 f. 'Trajan', dazu Anm. S. 341 ff.

[2]) Vgl. die Besprechungen von Stangl, B. ph. WS. 1910, S. 1179 ff. und E. Lommatzsch, Deutsche Ltztg. 1921, S. 329 ff.

Prätur:			1. Jan. 95 — 1. Jan. 96,
Praefectura aerarii militaris:			96 — erste Monate 98,
Praefectura aerarii Saturni:			erste Monate 98 — 1. Sept. 100,
Konsulat:			1. Sept. 100 — 1. Nov. 100.
Cura alvei Tiberis et riparum et cloacarum urbis	Ende 100 oder Anfang 101	bis	über den 25. März 101, doch nicht über das Jahr 101 hinaus.
Augurat:			101 — zum Tode.

Auch Wilcken[1]) kommt auf Grund einer Durchforschung der Pliniusbriefe nach lokalen Anspielungen im Gegensatz zu Mommsen (Histor. Schrift. I S. 391 ff., bes. S. 349) zu folgendem Resultat: Plinius hat in seinem ersten Amtsjahr (111 — 112) die Provinz Bithynien (im engeren Sinne) nicht verlassen und ist erst zu Beginn des zweiten Amtsjahres, und zwar zu Schiff, nach Pontus gegangen, von wo er dann während dieses Amtsjahres (113) nach Bithynien zurückgekehrt ist.

Nach Hans Lietzmann[2]) sind die liturgischen Angaben bei Plinius ad Trai. 96 *quod essent soliti stato die ante lucem conoenire carumque Christo quasi deo dicere* usw. auf die Taufe zu beziehen[3]); dazu paßt auch der Ausdruck *sacramentum*. An dieser sonntäglichen Morgenfeier haben die Christen trotz kaiserlichen Verbotes festgehalten. Dagegen wurde die gemeinsame *cena* am Abend, bei der, anscheinend noch wie zur Zeit des Paulus in Korinth, Agape und Abendmahlsfeier verbunden waren, nach Erscheinen des kaiserlichen Hetärienediktes sofort eingestellt.

Die Echtheit des Briefwechsels zwischen Plinius und Trajan, besonders der Briefe 96 und 97, verteidigt K. Link[4]) gegenüber französischen Gelehrten. — Auch E. Weiß[5]) verwertet im zweiten Text seines Werkes über römische Provinzialedikte reichhaltiges Material aus Plinius' Briefen an Trajan.

Es ist interessant, zu sehen[6]), wie modern die Heizungsanlagen der Römer schon eingerichtet waren. Von Seneca ab (vgl. Ep mor. 90, 25) sind die meisten Heizungen suspensuriert und tabuliert. Auch in den Landhäusern des Plinius waren nicht nur im Bade, sondern auch in

[1]) U. Wilcken, Plinius' Reisen in Bithynien und Pontus. Hermes 49 (1914), S. 120—136.

[2]) Hans Lietzmann, Die liturgischen Angaben bei Plinius. Geschichtliche Studien, Albert Hauck zum 70. Geburtstag dargebracht. Leipzig 1916, Hinrichs. S. 34—38.

[3]) Vgl. auch seine Ausführungen im Rh. Mus. 71 (1916), S. 381 f.: *carmen* = Taufsymbol in den Acta S. Marcelli papae § 4.

[4]) K. Link, De antiquissimis veterum quae ad Jesum Nazarenum spectant testimoniis. (C. II: De Plinio et Traiano.) Religionsgesch. Vers. u. Vorarb. XIV, 1. Gießen 1913.

[5]) E. Weiß, Studien zu römischen Rechtsquellen. Leipzig 1914.

[6]) H. Vetter, Zur Geschichte der Zentralheizung bis zum Übergang in die Neuzeit. Jahrbuch des Vereins deutscher Ingenieure. Hrsg. von C. Matschoß. 3. Bd. Berlin 1911, Springer. (S. 276—347.)

den Zimmern Hypokausten (ep. II 17); ja, in einer Villa war sogar das Schlafzimmer neben den Wohnräumen heizbar (ep. V 6, 25)[1].

Erwähnt sei noch, daß K. Münscher in seinem gründlichen Werke[2]) auch auf Plinius zu sprechen kommt. Nach Ep. VII 32, 2 kannte er die Memorabilien des Xenophon, ebenso nach Ep. III 12, 1 das Symposion. Besonders aber bildete der Agesilaos die unmittelbare Vorlage für Plinius' Panegyricus, wie J. Mesk, Wien. Stud. 33 (1911), S. 71 ff. gezeigt hat.

Bekanntlich hat man in dem an Tacitus gerichteten Brief IX 10, 2 *itaque poemata quiescunt, quae tu inter nemora et lucos commodissime perfici putas* eine Anspielung auf Tac. Dial. 9 und 12 gesehen und damit auf die Echtheit des Dialogus geschlossen. Dem widerspricht R. Berndt[3]) und sieht sein Urteil durch die Parallelen der Gudemannschen Ausgabe bestätigt.

Was endlich Sprache und Stil des Plinius anlangt, so gibt Ed. Norden[4]) eine gute Charakteristik. Es sind drei Punkte, die in plinianischem Stil trotz widersprechender Urteile scharf hervortreten: Plinius liebte 1. das Volle, 2. die zierlich geputzte Diktion, 3. scharf zugespitzte Sentenzen.

Lillge[5]) unterzieht die beiden Briefe VI 16 und 20 nach Stil und Inhalt einer gründlichen Analyse. 'Sie sind zwei kleine, mit feinem Geschmack und liebevoller Hingabe an die Sache ausgearbeitete Kunstwerke, die nach dem Vorbilde zweier Werke der großen Literatur, des Geschichtswerkes des Tacitus und der Aeneis Vergils, mit voller Kenntnis und Beherrschung ihrer Technik und ihrer Darstellungsmittel geschaffen sind.' Plinius hätte auch mit Cicero (ad Att. II 1, 1) sagen können: *meus liber totum Isocrati myrothecium atque omnis eius discipulorum arculas ac non nihil etiam Aristotelia pigmenta consumpsit.*

Nach M. Bacherler[6]) ist die Verwendung des Pränomens in der Kaiserzeit sehr selten, doch herrscht die Zweinamigkeit (ohne Pränomen!) vor (bei 206 von 328 Römern).

Charlottenburg. A. Kurfeß.

---

[1]) Von den bei Plinius erwähnten Parkanlagen handelt Marie Luise Gothein, Geschichte der Gartenkunst. Jena 1914. (Vgl. Jb. 44 [1918], S. 181), Kap. IV, S. 104f.

[2]) Xenophon in der griech.-röm. Literatur. Philologus Suppl. XIII, 2. Leipzig 1920.

[3]) Zu Plin. ep. IX 10, 2 und Tac. dial. 9 und 12. B. ph. WS. 1918, S. 1247 (vgl. auch S. 958).

[4]) Ed. Norden, Die antike Kunstprosa. I[3]. Leipzig u. Berlin 1915. (S. 318–321.)

[5]) F. Lillge, Die literarische Form der Briefe Plinius d. J. über den Ausbruch des Vesuvs. Sokrates 1918, S. 209–234, 273–297.

[6]) Die Namengebung bei den lat. Prosaikern von Vellejus bis Sueton. VIII. WS. f. kl. Phil. 1916, S. 257ff.

Lateinische Syntax und Stilistik[1])

Unter den Abhandlungen, die sich mit bestimmten Fragen und begrenzten Abschnitten der Syntax und Stilistik befassen, verdient in erster Linie genannt zu werden die Dissertation von B. Raabe, De genetivo latino capita tria (Königsberg 1917. IV u. 101 S.), die in scharfsinnigen und eindringenden Darlegungen durch die Erörterung gewisser Typen des Genetivs den Weg zu einer einheitlichen Gesamtauffassung des Kasus zu bahnen sucht. Zulgrunde gelegt ist eine sorgfältige Sammlung aller Beispiele aus dem Altatein bis 78 v. Chr. (einschließlich der Bücher ad Herennium und der Jugendschriften Ciceros, unter gleichzeitiger Heranziehung der italischen Dialekte und der übrigen indogermanischen Sprachen). Bei dem schwierigen Boden, auf dem sich die Arbeit vielfach bewegt, bleibt freilich manches unsicher; aber das ganze ist durchweg anregend und fördernd. Ansprechend ist besonders Kapitel I über den sog. Genetiv des 'Sachbetreffs' (Brugmann). Dazu rechnet Verfasser den Genetiv bei den verba iudicialia, wo die Ergänzung eines *crimine* usw. mit Recht abgelehnt wird; ferner eine Reihe ziemlich seltener Genetive, die der Erklärung immerhin viel Schwierigkeiten gemacht haben, so bei Verben wie *condicere, legare* u. a., bei *credere, fallere, desipere* usw., bei Adjektiven wie *mendax, falsilocus, aeger, sanus* u. a. (kein Gräzismus!); ebenso den viel umstrittenen Gebrauch des finalen gen. gerundii und gerundivi; endlich das sonst gewöhnlich lokativ aufgefaßte *animi* bei *pendere, angi* usw. Kapitel II behandelt drei Gruppen von Verben, bei denen der Genetiv dem des 'Sachbetreffs' nahe steht, so zunächst die verba memoriae. Dabei erklärt Verf. *memini* c. acc. = 'ich kann auswendig, ich kenne, ich kann mich besinnen auf', c. gen. = 'ich denke an, es kommt mir in den Sinn'. Für diese Scheidung spricht besonders der Umstand, daß neben dem Genetiv sich in der Regel nur quantitative (*semper, numquam, raro* usw.), neben dem Akkusativ qualitative Adverbia (*iucunde, probe, facile*) finden. Zwar ist dieser feine Unterschied in der weiteren Entwicklung nicht immer festgehalten, und es ist mir darum zweifelhaft, ob er in die Schulgrammatik gehört; immerhin möchte ich F. Sommer, der ihn in seiner Schulgrammatik gibt, daraus jetzt keinen Vorwurf mehr machen (wie ich Sokrates 1920, S. 284 getan habe).

[1]) Gleichmäßigkeit und Vollständigkeit des Berichts hat sich unter den obwaltenden Verhältnissen auch diesmal noch nicht erreichen lassen, namentlich fehlt die ausländische Literatur fast ganz (vgl. die Vorbem. Jb. XXXXIV 1918, S. 61).



Daran schließt sich der Genetiv der 'Zielstrebigkeit' bei *cupio, studeo, fastidio, vereor, revereor* sowie bei *miseret (miseretur), pudet* u. dgl. In der Erklärung des gen. qualitatis und pretii (Kapitel III) schließt R. sich an Wackernagel an, ebenso bei dem sog. gen. tituli (Genetiv der 'Rubrik' nach W. Schulze) in Ausdrücken wie *lucri, compendi facere, boni consulere, dotis dare* usw., denen er sogar Verbindungen wie *aliquid novi*(!) anreiht. Eine Einzelheit: Pl. Merc. 490 *tanti quanti poscit, vix tanti illam emi* (S. 80) gehört im Grunde *quanti* doch gar nicht zu *poscit*, sondern zu dem auch hier wieder zu ergänzenden *emi;* ähnlich in den Stellen für *velle quanti*. — Gordon J. Laing, The Genetive of Value in Latin and other Constructions with Verbs of Rating (Chicago, University Press 1920. VIII u. 48 S.) hat vor allem als sorgfältige Stoffsammlung Wert. Zunächst stellt Verf. den gen. pretii als einen ursprünglichen freien Gebrauch des adverbialen Genetivs hin; den wichtigsten Teil der Arbeit bilden statistische Übersichten vom Altlatein ab bis zu den spätlateinischen Autoren (hier mit Auswahl). Wenn freilich Verf., wenn ich ihn recht verstehe, S. V für die hier aufgeführten Schriften Vollständigkeit der Belege beansprucht, so hat er die nicht erreicht. Auffallender Weise fehlen so schon für das Altlatein rund 30 Stellen, die Bennett, Syntax of Early Latin II, S. 93ff. gibt. Ebenso kann ich die gegebenen Belege aus Cicero durch mehr als 30 Stellen ergänzen (so fehlt für *pluris* fin. 3, 23. 4, 62. par. 48. top. 85. or. 224, für *plurimi* n. d. 2, 18. Att. 16, 16, 14 usw. Mehrfach sind als Worte Ciceros Worte seiner Korrespondenten angeführt, so S. 16 unter *facere*: Anton. Att. 10, 8 A, 1; S. 20 unter *aestimare*: Asin. fam. 10, 31, 6, Brut. ep. ad Brut. 1, 16, 5. Endlich fam. 13, 10, 4 (S. 16) und Ter. Hec. 799 (S. 45) sind falsch aufgefaßt. — Daß *ab* c. abl. = gen. part. (im Spätlatein. unwiderleglich) in der älteren Schriftsprache zu verwerfen ist, weist E. Kalinka, Partitives *ab* (Berl. Phil. Woch. 1917, Sp. 572—576) außer für die sonst schon angezweifelten Stellen (vgl. Kühner[2] I S. 495) auch für Manil. 1, 589 nach; Varr. R. R. 2, 1, 5 streicht er wohl mit Recht die Worte *ab ovibus*.

Zur Lehre vom Pronomen führt die Dissertation von W. Schedel, De latinorum pronominis relativi usu antiquissimo quaestiones (Münster 1915. 52 S.). Ihr Ergebnis ist, daß das Relativ teils aus dem pron. indefinitum, in geringerem Umfange aus dem pron. interrogativum hervorgegangen sei; das stimmt also überein mit den Darlegungen von W. Kroll (Glotta III 1912, S. 1ff.). Der Wert der Arbeit liegt in dem erschöpfenden, sorgfältig durchgeprüften und gegliederten Beweismaterial: für die ganze ältere Periode bis auf Cicero und Cäsar sind die inschriftlichen und literarischen Belege zusammengestellt. Das Latein der Arbeit ist freilich mühsam und unbequem zu lesen. — Der Aufsatz von W. Reichardt, Die relativische Verschränkung und verwandte Erscheinungen (Lehrproben und Lehrgänge, Heft 140, S. 265—280, 1919) bietet nach den Arbeiten von K. Kunst (vgl. Jb. 41, S. 34), denen er sich übrigens fast durchweg anschließt, für die wissenschaftliche Erkenntnis kaum etwas

Neues; für die didaktische Behandlung sind die Ausführungen immerhin lesenswert. In seinen Ausführungen über das Verhältnis der Verschränkung zum relativen Anschluß geht Verf. meines Erachtens fehl. Richtig ist, daß die Verschränkung nicht etwa bloß eine besondere Art des relativen Anschlusses ist; verkehrt ist es, wenn R. anscheinend annimmt, die beiden Konstruktionen schlössen einander aus. In einem Satze wie C. Man. 44 *a Pompeio . . . exempla sumantur; qui quo die bello praepositus est, vilitas annonae . . . consecuta est* liegt ohne Frage relativer Anschluß und zugleich Verschränkung vor. Ebenso Nep. 15, 6, 2 fin., mag man nun *procreasse* oder *procreasset* lesen; für die Frage der Verschränkung ist letzteres ganz gleichgültig. — Von den beiden tüchtigen Abhandlungen von G. Woltersdorff, Artikelbedeutung von *ille* bei Apuleius (Glotta VIII 1917, S. 197—226) und Entwicklung von *ille* zum bestimmten Artikel (ebd. X 1919, S. 62—93) sucht die erste festzustellen, inwieweit sich schon bei Apuleius Spuren der Entwicklung von *ille* zu dem bestimmten Artikel der romanischen Sprachen finden. Eine tabellarische Übersicht zeigt zunächst, daß von allen Demonstrativen bis Apuleius *ille* am häufigsten ist, das dann auch in der Entwicklung zum Artikel alle Konkurrenten (*is, hic, iste* und namentlich *ipse*) siegreich aus dem Felde schlägt. Dann werden in verschiedenen Gruppen die Stellen der Metamorphosen vorgeführt, in denen *ille* mehr oder weniger klar Artikelbedeutung hat. Die zweite Abhandlung zeigt in zusammenfassender Übersicht die Wege, auf denen *ille* zum Artikel wurde. In vollem Umfange vollzog sich der Übergang freilich erst in romanischer Zeit.

K. H. Meyer, Perfektive, imperfektive und perfektische Aktionsart im Lateinischen (Berichte über die Verh. d. K. Sächs. Ges. d. Wissensch. zu Leipzig. Phil.-hist. Klasse Bd. 69, Heft 6. Leipzig 1917, Teubner. 76 S.) führt den scharfsinnigen Nachweis, daß, wenn auch die altindogermanische Scheidung der Aktionsarten im Latein keine wesentliche Rolle mehr spielt, trotzdem ihr Unterschied im Sprachgefühl der älteren lateinischen Schriftsteller lebendig geblieben ist. Deutliche Spuren finden sich bei Plautus, Terenz und Lucrez, mit einiger Einschränkung auch bei Cicero, während weiterhin diese Unterschiede sich immer mehr verwischen. Für das einzelne verweise ich auf die Besprechung von Kurfeß Jb. 1918, S. 171 ff. — Gegenüber Sjögren, der (Futur im Altlat. S. 72 ff.) zu erweisen sucht, daß trotz aller Verwandtschaft des lat. Fut. I und des coni. praes. der Unterschied der beiden Bildungen doch meistens herauszufühlen sei, führt W. Kroll, Syntaktische Nachlese: 1. Konjunktiv und Futurum, 2. Satzverschränkung (Glotta X 1919, S. 93—108) in dem ersten Aufsatz zahlreiche Beispiele (namentlich aus dem Altlatein und Cic. ep.) dafür an, daß beide Formen in Haupt- und Nebensätzen und in den verschiedensten syntaktischen Verwendungen ohne Unterschied mit einander wechseln; die nahe Verwandtschaft sei niemals ganz vergessen. Der zweite Abschnitt behandelt Verschlingungen der Satzglieder, wie *haec res metuo ne fiat,* die teils auf ursprüngliche parenthetische Einschiebung des regierenden Verbs zurückgeführt werden, teils auf das

Bestreben, ein Wort oder ein Satzglied durch die ungewöhnliche Stellung stärker zu betonen. — H. Blase, Zum Konjunktiv im Lateinischen, 1. Jussivus des Plusquamperfekts (Glotta X 1919, S. 20—36) weist gegen Methner, der den coni. plusqpf. in Stellen wie Cic. Sest. 45 *restitisses, oppugnasses, mortem pugnans oppetisses* potential erklärt, an der Hand einer sorgfältigen Beispielsammlung überzeugend nach, daß die bisher unbestrittene jussive Auffassung allein berechtigt ist; sie wird auch mehrfach gestützt durch ein vorausgehendes paralleles *debere* sowie durch die bei potentialem Sinne unmögliche Konjunktion *ne*.

Die Bonner Dissertation von P. Brodmühler, De particulis interrogativis nonnullorum scriptorum aetatis argenteae (Köln, Beyer & Schmeißer 1914, VIII und 74 S.) verarbeitet das einschlägige Material aus Liv. Sen. rhet. Vitruv. Vellei. Val. Maximus Celsus Phaedr. Sen. phil. Curt. Colum. Scribon. u. Mela und bietet eine im allgemeinen zuverlässige und sorgfältige Stoffsammlung. Einzelheiten bleiben freilich zu beanstanden. So hat Verf. bei den Doppelfragen nicht immer klar zwischen direkten und indirekten Fragen geschieden, so überhaupt nicht in der Tabelle S. 69, wo denn auch *annon* und *necne* ganz fehlen; bei sorgfältiger Scheidung wäre er vielleicht auch darauf aufmerksam geworden, daß *necne* nach den gegebenen Beispielen sich im silbernen Latein nur in indirekter Frage findet, während es Cicero vereinzelt auch in direkter hat (Fl. 59, off. 3, 93, Tusc. 3, 41; dazu noch Lucret. 3, 711), Von der älteren Literatur ist Bennett, Syntax of Early Latin II (1910) offenbar ganz übersehen; meine Bearbeitung der Kühnerschen Syntax Bd. II (1914), die auch noch manche Ergänzung geboten hätte, konnte Br. wohl noch nicht benutzen. — Schwierige Fragen erörtert H. Lattmann, Negation, Indefinitum, Intensivum und gr. μή (Zeitschr. für vergl. Sprachforschung 49, 1/2, S. 92 bis 111). Verf. beschäftigt sich hier mit einer Reihe von Partikeln des Lateinischen und Griechischen (z. T. auch des Deutschen), um den Nachweis zu führen, daß sich in ihnen allen die genannten Bedeutungen vereinigen. So habe sich das fragende *nĕ* aus einem ursprünglichen Indefinitum (= 'etwa, wohl') entwickelt; dazu trete vielleicht auch die affirmative (intensive) Bedeutung, die in dem verwandten *nē* (griechisch νή) neben der negativen fraglos ist. Damit hänge dann wieder zusammen *en* (nicht aus **est-ne* entstanden) mit auffordernder (= 'wohlan! siehe!'), fragender (= 'wohl, etwa'), aber auch affirmativer Bedeutung. Ähnlich stehe auch griechisch ἦ (ἤ) sowohl fragend wie auch versichernd. Ferner lateinisch *an* sei nicht mit Skutsch aus *at-ne abzuleiten, sondern mit griechisch ἄν (indefinit oder potential) und gotisch an (intensiv), vielleicht auch mit ἀ (ἀν) privativum zusammenzustellen. Endlich sei auch für μή neben der negativen Bedeutung die indefinite anzunehmen. Wie weit alle diese Aufstellungen berechtigt sind, wage ich nicht zu entscheiden; manches ist wohl fraglich. Näher möchte ich nur auf einen Punkt eingehen. S. 100ff. nimmt L. Gelegenheit, seine schon früher vorgetragene Ansicht neu zu begründen, wonach das *nē* bei den verba timendi eine indefinite, hier potentiale Partikel = 'etwa, vielleicht'

sei; die sonst wohl allgemein angenommene Erklärung aus ursprünglichen Wunschsätzen (also *timeo, ne veniat = ne veniat; timeo*) erscheint ihm künstlich und gezwungen. Aber so kann sie doch höchstens erscheinen bei den Befürchtungssätzen mit *ne non (ut)*, und auch da nur in der deutschen Übersetzung. Für das Deutsche hat die doppelte, sich aufhebende Negation eben immer etwas sehr Hartes; aber doch nicht für das Lateinische und Griechische, und darauf kommt es doch an. Bedenklich kann auf den ersten Blick der periphrastische Konjunktiv in solchen Sätzen erscheinen (z. B. Cic. parad. 18 *ne non diuturnum sit futurum times*). Aber einmal fehlen solche Fälle im Altlateinischen ganz; die späteren ganz vereinzelten Beispiele (höchstens sechs unter der ganzen Masse) wird man wohl (mit Schmalz) durch die Analogie der indirekten Fragesätze (mit Einschluß der Sätze nach *non dubito quin*) erklären dürfen. Vielleicht haben gelegentlich auch rhythmische Rücksichten mitgewirkt, wie z. B. auch Prop. 2, 29, 28 *neu sibi neve mihi quae nocitura forent* in einem gewöhnlichen Wunschsatze (also nicht 'ganz unerhört') die umschreibende Form steht. Anderseits wüßte ich kein Beispiel des selbständigen Potent. mit periphrastischem Konjunktiv. Auch die Stütze, die L. durch die analoge Deutung von μή in Befürchtungssätzen (= 'etwa' c. coni. potent.) zu gewinnen glaubt, ist mindestens sehr unsicher. Wenigstens lehnt Ed. Hermann, Die Bedeutung der Wörtchen **ne*, **nē*, **nei* in den indogermanischen Sprachen (Nachr. der K. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen, phil.-hist. Klasse 1919, S. 223—228) diese Aufstellung ab, da man für μή überall mit dem negativen Sinne auskomme. Im übrigen steht H., dessen Darlegungen sich an Lattmanns Aufsatz anschließen, trotz zahlreicher Bedenken im einzelnen den Ausführungen L.'s anerkennend gegenüber. Grundsätzlich sei dessen Ansicht, daß manche Wörter zugleich negative, indefinite und intensive Bedeutung haben, richtig. Namentlich vereinige so *ne*, *nē* (außerdem auch *nei*) in der Tat negative und positive Bedeutungen, wie das im einzelnen unter Heranziehung auch anderer indogermanischer Sprachen noch weiter begründet wird.

Eine interessante und eindringende Untersuchung liefert Fr. Horn, Zur Geschichte der absoluten Partizipialkonstruktionen im Lateinischen (Lund, Gleerup und Leipzig, Harassowitz 1918. VIII u. 105 S.). Ein Schüler E. Löfstedts zeigt hier in eingehenden Erörterungen, wie die absoluten Konstruktionen sich im Laufe der Zeit allmählich immer freier und unregelmäßiger gestalten, namentlich im Spätlateinischen, mit dem sich denn Verf. auch naturgemäß am meisten beschäftigt. Bekannt ist, daß schon Cäsar häufig, abweichend von der Schulregel, Konstruktionen aufweist, wo der Subjektsbegriff des abl. abs. in irgend einem Kasus im Hauptsatze wiederkehrt, und zwar mit Wiederaufnahme desselben durch ein nachträgliches Pronomen (so b. g. 6, 4, 4 *obsidibus imperatis centum hos Haeduis custodiendos tradit*), ein Nomen, Partizip, Adverbium oder auch präpositionale Ausdrücke; in späterer Sprache geschieht das auch ohne solche Wiederaufnahme sowie in solchen Fällen, wo das Subjekt des abl. abs. mit dem Subjekt des

Hauptsatzes identisch ist (so zuerst B. Afr. 10, 3 *omnibus . . requirentibus imperatoris consilium magno metu sollicitabantur;* oft im Spätlateinischen), endlich auch in Nachstellung in lockerem Anschluß an irgend einen anderen Kasus (so Iustin. 30, 3, 2. Tac. A. 6, 47 u. Spätlat.). S. 35ff. werden formelhafte abl. abs. behandelt mit *dicente, praestante, faciente, comitante;* S. 40ff. der sog. nom. absolutus des Spätlateinischen mit all seinen Variationen (für Curtius bleibt seine Annahme zweifelhaft, vgl. S. 94ff.); S. 74ff. die Parataxe eines Partizips mit einem verbum finitum; S. 79ff. der acc. abs., endlich S. 88ff. der gen. abs., den Verf. als echtlateinischen Sprachgebrauch durchaus leugnet (XII tab. III, 1 wird mit Heubner S. 33 Anm. 73 erklärt, vgl. S. 8, B. Hisp. 14, 1 und 23, 5 als Gräzismus gefaßt; auch die von Baehrens vorgebrachten Stellen Flor. 1, 45, Marc. Empir. 20, 5 werden abgelehnt).

Eine Frage der Wortstellung behandelt W. Kroll, Anfangsstellung des Verbums im Lateinischen (Glotta IX 1918, S. 112 bis 123). Im Anschluß an Kieckers und Schneider (vgl. Jb. 41, S. 38 u. 39) stellt er fest, daß auch Petronius das Verb häufig an die Spitze des Satzes stellt, teils um den Fortschritt der Handlung anzuzeigen, teils im Gegensatz, namentlich zu dem folgenden Verbum, oft auch im Nachsatze, besonders nach zeitlichem Vordersatze. So auch nicht selten Livius (B. II ist verglichen), seltener Cicero und die Komiker. — Ergänzungen zu seinen früheren Darlegungen über die Stellung der die or. recta einleitenden Verba gibt E. Kieckers, Zum pleonastischen *inquit* (Glotta X 1919, S. 200—209) und Zur direkten Rede bei Plautus und Terenz (ebd. S. 210—211). Mit dem pleonastischen *inquit* ist die Verwendung des Wortes gemeint, wenn es ein vorausgehendes verbum dicendi noch einmal wieder aufnimmt. Verf. bekämpft hierbei vor allem die Annahme von Löfstedt u. a., wonach das Verbum des Sagens in solchen Fällen ganz verblaßt und zu einem bloßen Schriftzeichen, etwa im Werte unserer Anführungsstriche, herabgesunken sei, namentlich durch den Hinweis auf zahlreiche analoge Beispiele im Griechischen und Deutschen (namentlich in der Dialektliteratur). — Die Leipziger Dissertation von W. Rönsch, Cur et quomodo librarii verborum collocationem in Ciceronis orationibus commutaverint (Weida 1914, 73 S.) ist in erster Linie kritischer Natur; aber naturgemäß werden auch die Gesetze der Wortstellung besprochen. So wird behandelt die Voranstellung oder Einschiebung des Verbs (besonders der unbetonten Formen von *esse*, namentlich auch beim part. perf. pass.), die Stellung des Infinitivs, des Genetivs, doppelgliedriger Ausdrücke wie *legati ad eum litteraeque,* der Adjektiva und Adverbia. Das Latein der sonst fleißigen und besonnenen Abhandlung ist freilich oft recht bedenklich. — H. Sjögren, Zur Wortstellung tua Bromia, ancilla und Verwandtem (Glotta X 1919, S. 23—29) weist nach, daß diese bei Cicero und den Komikern vorkommende Stellung durchaus nicht häufig ist. Von 70 Stellen der Komiker, wo sie möglich gewesen wäre, zeigen sie nur 12, von 80 bei Cicero nur 6, namentlich bei *servus* (4) und *filius* (6). Nach S. gehören zunächst die Wörter tua Bromia eng zusammen, zu denen

dann das Appellativ erklärend hinzutritt. Aber aus der Göttinger Gegend kenne ich Ausdrücke wie ûse Wilhelm-vedder, mîne Jette-wâse (= Base), aus dem Ostfriesischen mîn Jan-ôm, unse Antje-mö (= Muhme) usw., aus dem Hochdeutschen als zärtliche Anrede 'mein Annakind' und ähnliches, also überall das Appellativ zunächst in enger Verbindung mit dem Eigennamen; analog auch wohl die lateinischen gleichfalls der Volkssprache angehörenden Verbindungen. — Die tüchtige Dissertation von Joh. Heyken, Über die Stellung der Epitheta bei den römischen Dichtern (Kiel 1919, 146 S.) mit ihren reichhaltigen Sammlungen zeugt von Scharfsinn und geduldigem Fleiße, in dem Maße, daß es einem fast leid tun könnte, daß soviel Mühe darauf verwandt ist, den technischen Künsteleien der römischen Dichter bis ins einzelnste nachzuspüren, zumal die Ergebnisse durchaus keine festen Gesetze sind, sondern nur Prinzipien, die Ausnahmen zulassen. So werden, wenn nur ein Hauptwort und ein Epitheton im Verse vorkommt, beide Begriffe in der Regel durch die Cäsur möglichst weit voneinander getrennt und dabei, soweit tunlich, an die Tonstellen des Verses gerückt; aber neben etwa 4100 Beispielen für diese Trennung hat Verf. doch auch rund 1750 ohne solche gefunden. Aber jedenfalls ist die Abhandlung unentbehrlich für jeden, den diese Fragen interessieren.

Die Dissertation von P. Nissen, Die epexegetische Copula (sog. *et* explicativum) bei Vergil und einigen anderen Autoren (Kiel 1915, 60 S.) grenzt die Epexegese scharf und klar von verwandten Figuren ab. Danach ist Exaggeratio die Wiederholung eines Begriffs durch synonyme Ausdrücke zum Zweck der Verstärkung (Aen. 1, 238 *occasum Troiae tristisque ruinas*), Expolitio (Exornatio) eine ähnliche Wiederholung zur Ausschmückung der Rede (6, 282 *ramos annosaque bracchia*), Hendiadyoin die parataktische Zerlegung subordinierter Begriffe (Georg. 2, 190 *pateris libamus et auro*); endlich Epexegese die nähere Ausführung eines an sich nicht leicht oder überhaupt nicht verständlichen Wortes oder Satzes in kopulativem Anschluß. Dabei gibt sie entweder eine Worterklärung oder inhaltliche Bestimmung zu dem ersten Gliede (Georg. 4, 399 *vim duram et vincula capto tende* oder aber eine Begründung (Aen. 1, 26 *iudicium Paridis spretaeque iniuria formae*) oder eine Beschränkung (3, 148 *effigies sacrae divom Phrygiique penates*). Die Figur ist besonders charakteristisch für Vergil, seltener bei anderen Dichtern, aber auch der Prosa nicht fremd geblieben, vgl. Tac. ann. 2, 88 *scriptores senatoresque.* 16, 12 *liberto et accusatori.*

Unter den Arbeiten, die sich mit dem Sprachgebrauche bestimmter Schriftsteller beschäftigen, sucht die Münsterer Dissertation von J. Odenthal, De formarum faxo faxim similium in enuntiatis secundariis condicionalibus positarum usu Plautino (Düsseldorf 1916, Bagel. 56 S. 8°), Klarheit zu gewinnen, inwieweit in den Formen auf *-so* und *-sim* ursprüngliche Optative vorliegen, und zugleich festzustellen, daß sich in den fraglichen Stellen noch überall die aoristische Bedeutung nach-

weisen läßt, ohne jedoch meines Erachtens in diesen schwierigen Fragen zu sicheren Ergebnissen zu kommen. Immerhin bleibt die gründliche Arbeit mit ihrer sorgfältigen Materialsammlung durchaus beachtenswert. — Für Cicero gibt eine Reihe wertvoller Beiträge H. Sjögren, Tulliana IV (Eranos XVI 1916, S. 1 – 50) im Anschluß an seine Ausgabe der Attikusbriefe, so S. 6 für den Indikativ in indirekter Rede; S. 10 für die 2. sg. coni. praes. in Aufforderungen (er läßt nur gelten Att. 4, 4 *sis.* 4, 19, 4 *maneas.* 12, 29, 2 *communices.* fam. 14, 4, 3 *confirmes*); S. 20 ff. für den Wechsel zwischen direkter und indirekter Rede (Att. 2, 1, 5. 14, 1, 1. 15, 11, 1 u. a.); S. 32 ff. für zweigliedriges Asyndeton mit zahlreichen Belegen aus den Briefen; ebenso für die Ellipse von *fuisse* (Att. 2, 24, 3. 12, 5 B. fam. 9, 19. 1. Verr. 4, 39, vgl. jedoch Richter-Eberhard). S. 7 verteidigt er das an eine bestimmte Person gerichtete *ne dubites* Att. 1, 9, 2 (obwohl sonst bei Cicero nicht nachweisbar, ebensowenig wie das vereinzelte *cave dubitaris* Q. fr. 3, 7 [9], 4), S. 18 *maximi videri* Att. 1, 14, 2, S. 19 *tanti existimare* Att. 1, 20, 2 u. a. m. — Die in einem mühsamen und vielfach recht fraglichen Latein abgefaßte Dissertation von C. Heubner, De belli Hispaniensis commentario quaestiones grammaticae (Berlin 1916, 40 S.) trifft wohl, trotz anfechtbarer Einzelheiten, im allgemeinen das Richtige, wenn sie gegenüber der herkömmlichen Ansicht, daß die Eigenheiten des Stils der Schrift auf das Vulgärlatein oder gar auf Gräzismen zurückzuführen seien, nachzuweisen sucht, daß die Mängel des Stils auf dem Ungeschick und der mangelhaften Bildung des Verf. beruhen, der seine kindliche Ausdrucksweise durch allerlei gesuchte Wendungen und affektierte Ausdrücke auszuputzen sucht; als wirkliches Vulgärlatein lassen sich nur wenige Wendungen ansprechen (S. 34 ff.). — Die Bemerkungen von W. Lundström, Småplock ur Columellas språk (Eranos XV 1915, S. 201—207) beziehen sich diesmal auf modales Gerundiv, *quisque* = *quisquis* (1, 6, 5), Ellipse von *opus est* (1, 4, 8. 2, 10, 27), eine dreifache Negation (1, 2, 3 *nec non nihil esse*) und vorangestelltes *quoque* (2, 10, 1. 2, 2, 20, dazu Cels. 2, 8 p. 45, 21 Dasemb. 48, 33). — Besonders wertvoll ist die gediegene Abhandlung von J. von Geisau, Syntaktische Gräzismen bei Apulejus (Indog. Forsch. XXXVI 1916, S. 70 – 98, 242—287). Die mit großer Behutsamkeit geführte Untersuchung zeigt, daß solche Gräzismen bei Apulejus ohne Frage vorhanden sind; im einzelnen bleibt die Entscheidung freilich vielfach schwierig und unsicher. Zu diesen grundsätzlichen Feststellungen treten reiche und sorgfältige Sammlungen über den Sprachgebrauch des Autors selbst sowie auch anderer Schriftsteller, so besonders für den acc. graecus (S. 76—87), den Genetiv bei Adjektiven und Verben (S. 242—253); ferner auch für den acc. des Inhalts in der fig. etymologica, den Dativ beim Passiv sowie in lokalem und finalem Sinne und bei Verben der Gemeinschaft, den gen. comparationis, inhaerentiae und bei Präpositionen, den Infinitiv bei Adjektiven und Verben u. a. m.: alles in allem eine reiche Fundgrube für den Syntaktiker. — E. Löfstedt, Arnobiana. Textkritische und sprachliche Studien zu Arnobius (Lunds Universitets Årsskrift XII. 5. Leipzig 1917,

Harassowitz. 107 S.) behandelt hierher gehörige Fragen unter besonderer Berücksichtigung der Klauseltechnik, die ja bei Arnobius Stil und Syntax vielfach bestimmt, so z. B. bei dem scheinbar willkürlichen Wechsel der Komparationsgrade (S. 53ff.), der Modi in Nebensätzen (S. 48ff) u. dgl. m. Außerdem wird behandelt die Tempusverschiebung in *potuissent* = *possent* (S. 43), *dicit* = 'man sagt' (S. 61), *dicitur* u. ä. c. acc. c. inf. (S. 67), bei welcher Gelegenheit auch die Behauptung von W. A. Baehrens widerlegt wird, daß lateinisch ein Neutr. Plur. in großem Umfange mit einem Prädikatsverbum im Singular konstruiert sei (vgl. Jb. XXXXI, S. 50 med.) usw. Dazu interessante semasiologische Bemerkungen über *hora* = 'Todesstunde', *dies* = 'Todestag', *argumenta* = *argutiae*, *mox* = *modo*, *mens* = *opinio* u. a. — Den neuerdings für eine Reihe lateinischer Dichter nachgewiesenen Satz, daß ihre Sprache in ausgedehntem Maße durch metrische Rücksichten bestimmt wird (vgl. Jb. 44, S. 78/79), bestätigt für einen spätchristlichen Dichter die Würzburger Dissertation von L. Kraus, Die poetische Sprache des Paulinus Nolanus, hauptsächlich vom Standpunkte der Metrik aus (Augsburg 1918, Pfeiffer. 91 S.), ausführlich und sorgfältig. — Verwandten Inhalts sind die beiden folgenden fleißigen Dissertationen. F. Schwemmler, De Lucano Manili imitatore (Gießen 1916, 44 S.) weist die schon von Breiter, Hosius u. a. betonte Nachahmung des Manilius durch Lucanus genauer nach, wobei namentlich auch sachliche Übereinstimmungen auf den verschiedensten Gebieten ausführlich behandelt werden. — Luise Robbert, De Tacito Lucani imitatore (Göttingen 1917, Dietrich. 99 S.) erreicht mit ihren vielfach recht breit angelegten Ausführungen kein bedeutendes Ergebnis. Für einige Stelllen wird man immerhin die Nachahmung zugestehen; die meisten angeführten Fälle bleiben zweifelhaft.

Unter den Arbeiten, die die ganze Syntax oder doch einen größeren Teil umfassen, nenne ich zunächst M. Schlossarek, Sprachwissenschaftlich-vergleichende Kasusbetrachtung im Lateinischen und Griechischen. Eine terminologisch-genetische Studie über den Ablativ, Genetiv, Dativ und ihren Synkretismus (Breslau 1913, Trewendt u. Granier. 63 S.), obwohl die Arbeit schon etwas weiter zurückliegt. Gewiß wird man durchaus nicht mit allem übereinstimmen; so legt Verf. meines Erachtens auf die Erklärung der grammatischen termini in der Schule übertriebenen Wert, die Annahme einer ursprünglich lokalen Grundbedeutung für alle Kasus ist kaum berechtigt, ebenso die Behauptung, daß die mit *dis-* und *se-* zusammengesetzten Verben fast immer nur zu Personen in Beziehung gesetzt werden (S. 13) u. a. m. Aber als Ganzes verdient die lebendig geschriebene und klar durchgeführte Abhandlung entschiedene Anerkennung. — Eine hervorragende Erscheinung ist das Werk von F. Sommer, Vergleichende Syntax der Schulsprachen Deutsch, Englisch, Französisch, Griechisch, Lateinisch) mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen (Leipzig 1921, Teubner. VIII u. 126 S. 8 M., geb. 10 M. und Zuschläge)

Verf. liefert keine 'Parallelgrammatik', wie solche früher wohl gelegentlich für das Lateinische und Griechische erschienen sind, unter Heranziehung aller Regeln der einzelsprachlichen Grammatik; auf sprachwissenschaftlicher Grundlage stellt er für alle die sprachlichen Erscheinungen, die in den verschiedenen Sprachen Analogien bieten, moderne und klassische, deutsche und fremdsprachliche Syntax einander gegenüber und, indem er oft geradezu überraschende Zusammenhänge und Entsprechungen aufweist, stellt er dadurch auch die Erscheinungen der Einzelsprachen in ein neues Licht. Darum ist das Buch, wenn es sich auch in erster Linie mit dem Deutschen beschäftigt und dem Lateinischen direkt nur einen Bruchteil der Darstellung widmet, doch, wie für jeden Sprachlehrer, so auch für den Forscher auf dem Gebiete der lateinischen Syntax eine unerschöpfliche Fundgrube. Einzelnes vermißt man vielleicht noch, so eine Behandlung der Negationen; manches ist reichlich knapp gefaßt, wohl um den Umfang des schon an sich kostspieligen Buches nicht zu sehr anschwellen zu lassen (wie denn auch alle Quellennachweise fehlen), so daß gelegentlich auch Undeutlichkeiten entstehen, wie S. 98 in den Worten 'außer dem Sup. I nach Verba der Bewegung' Aufgefallen ist mir: § 3, 2 wird der Typus *quae est causa?* gegenüber 'was ist der Grund?' als fast ausnahmslose Regel im Lateinischen bezeichnet; aber das gilt doch nur für die klassische Zeit, vgl. Kühner[2] I, S. 36 Anm. 1. § 10, 1 konnte neben ἡ ἀσπίς = 'die Schwerbewaffneten' usw. auch lat. *levis armatura* genannt werden, § 21 Fußn. 2 auch appositionelle Ausdrucksweisen des Lat. wie *sestertiis milibus sexaginta* Varr. R. R. 2, 1, 14, vgl. Kühner[2] I S. 250 Anm. 4. — Kurz erwähnt mögen hier noch werden die Aufsätze von Fr. Harder, Zu den Mischkonstruktionen (Glotta 1919, S. 136—43) über Fälle wie *fac amicos eas et roges* u. ähnl. und W. A. Baehrens, Vermischte Bemerkungen zur griech. und lat. Sprache (ebd. 1918, S. 168—183), der über Mischkonstruktionen, Ellipsen und die ἀπὸ κοινοῦ-Figur handelt; zu beachten ist, daß Verf. S. 178 selbst zugibt, daß er in seinen 'Beiträgen' (vgl. Jb. 41, S. 46ff.) in dieser Frage vielfach zu weit gegangen ist.

In den Erörterungen über die Methodik des lat. Unterrichts spielt naturgemäß noch immer eine Hauptrolle die Frage nach der Verwertung der Ergebnisse der Sprachwissenschaft. Daß sie herangezogen werden müssen, ist allmählich wohl allgemein anerkannt: es handelt sich aber noch um das wie und inwieweit. Daß da dem neuen Stoffe gegenüber eine gewisse Zurückhaltung und Maßhaltung am Platze ist, darüber werden m. E. weite Kreise von Schulmännern einig sein. Ich stehe noch immer auf dem Standpunkt (vgl. Jb. 41, S. 25ff.), daß die Sprachwissenschaft nicht in die unteren Klassen gehört, sondern erst in den mittleren Klassen bei Behandlung der Syntax allmählich zur Geltung kommen darf. Aber auch da möchte ich mit Schlossarek (s. oben S. 9) besonnene Beschränkung betonen. Im wesentlichen steht auf diesem Standpunkte das Buch von W. Kroll, Die wissenschaftliche Syntax im lateinischen Unterricht (Berlin 1920, Weidmann VIII u. 81 S.), das jetzt in 2., namentlich durch eine Reihe

von Zusätzen und Ergänzungen verbesserter Aufl. vorliegt; hier und da freilich geht Verf. mir zu weit, vgl. Jb. 44, S. 90ff. — Ähnlich steht das auch sonst tüchtige Werk von Fr. Cramer, Der lateinische Unterricht. Ein Handbuch für Lehrer (Berlin 1919, Weidmann. XII u. 558 S. 16 M., geb. 22 M.); ich verweise dafür auf meine Besprechung Sokrates 1920, S. 285ff. — R. Gaede, Welche Wandlung des griech. und lat. Unterrichts auf dem Gymnasium erfordert unsere Zeit? (aus: 'Neues Leben im altsprachlichen Unterricht S. 55—101. Berlin 1918, Weidmann) vertritt mit seinen besonnenen und verständigen Ausführungen, soweit sie hier in Betracht kommen, im wesentlichen dieselben Ansichten wie Cramer. So ist er natürlich für Berücksichtigung der Sprachwissenschaft, wobei er freilich mit seinem unbedingten Eintreten für Hartke und Niepmann etwas weit geht (doch will auch er in Sexta nur sehr vorsichtig vorgehen). Beachtenswert ist, daß Verf. mit guten Gründen wieder eine Vermehrung der Extemporalien verlangt, an deren Stelle von OIII ab auch kleine freie lat. Arbeiten treten können (über das Abiturientenscriptum äußert sich G. leider nicht). Andere Forderungen sind berechtigt, aber nicht neu, so stilistische Belehrung von unten auf, Anfertigung der schriftlichen Arbeiten durch den Lehrer selbst sowie regelmäßige Sprechübungen (wenn nur die Zeit da ist!). Für moderne Texte mit originalem Deutsch (z. B. Stücke aus Mommsen usw.) als Vorlagen der schriftlichen Arbeiten möchte ich nicht eintreten; *pudet, paenitet, interest* würde ich auch weiter ruhig lernen lassen; die völlige Beseitigung des Übungsbuchs in den oberen Klassen würde viele Lehrer in Verlegenheit bringen. — Die extremsten Forderungen moderner Richtung vertritt J. Stenzel, Alte Sprachen. No. VIII des Sammelhefts von M. Blümel, Vorschläge zur Verbesserung der höheren Schulen (Breslau, Trewendt u. Granier 1919, S. 79—90). Neben freierer und weiterer Auswahl der Lektüre wird verlangt Einstellung des gesamten grammatischen Betriebes auf die Zwecke der Lektüre mit sprachwissenschaftlicher Behandlung schon von Sexta an, Beseitigung der bisherigen auf der klassischen Sprache aufgebauten Grammatiken sowie des Scriptums als Zielleistung. Ich kann mich mit diesen Vorschlägen nicht befreunden, wenn auch vielleicht eine weniger ängstliche Beschränkung auf den klassischen Sprachgebrauch zu empfehlen ist. M. E. wird die Zahl der Gymnasien wohl geringer werden; aber diejenigen, welche weiter bestehen, sollten dann auch wirkliche Gymnasien in altem Sinne mit sorgfältiger Pflege der lat. Grammatik bleiben. Übrigens gewinnen die Ausführungen des Verf., trotz mancher beachtenswerter Bemerkungen im einzelnen, nicht durch ihre vielfach übertriebenen und einseitigen Aufstellungen.

Für die Besprechung grammatischer und stilistischer Lehrbücher für die Schule kommen zunächst ein paar Schulgrammatiken älteren Schlages in Frage. Das bewährte Buch von M. Wetzel, Lateinische Schulgrammatik. Erweiterte Ausgabe der Kleinen lat. Sprachlehre von F. Schultze, 6. Aufl. besorgt von A. Wirmer (Paderborn 1917, Schöningh. VIII u. 387 S.), das auch in der vorliegenden Auflage durch den kundigen Herausgeber wieder Verbesserungen er-

fahren hat, betont in der Vorrede besonders, daß die Neubearbeitung das Hauptgewicht auf die Förderung sprachwissenschaftlicher Einsicht gelegt hat. M. E. hätte in dieser Richtung in der Syntax noch mehr geschehen können. Was ich in dieser Beziehung in der 28. Aufl. der Kleinen lat. Sprachlehre beanstandet habe (Jb. 44, S. 82ff.) gilt fast durchweg auch für das hier vorliegende Buch. Dazu ein paar Einzelheiten. Die Stellung *pater etiam* u. ähnl. (§ 151, 2) ist schwerlich 'selten', die Verbindung *at enim* (§ 157 Zus. 2) kaum elliptisch. Viele Mängel zeigen auch hier die Regeln über die relative Verschränkung (§ 251). Vor allem sind die beiden Hauptfälle gar nicht geschieden; der Zusatz am Schluß beruht auf der falschen Voraussetzung, daß Verschränkung und relativer Anschluß im Gegensatz zu einander stehen. § 265, 1 Zus.: auch neben *saepe, plerumque* u. a. ist das imperf. durchaus nicht selten, vgl. Kühner[2] I S. 132 A. 3. Beim Irrealis § 276 läßt sich die hergebrachte Scheidung zwischen den Infinitiven auf *-urum esse* und *-urum fuisse* wohl nicht mehr aufrecht erhalten. § 286: *quamvis* steht durchaus nicht immer steigernd. Nach § 307 Zus. 1 ist die unpersönliche Konstruktion von *putandum est* notwendig, wenn auch der Infinitiv mit einem Partizip gebildet ist; vgl. jedoch C. leg. 1, 23 *consociati homines cum dis putandi sumus* mit der Bemerkung von du Mesnil z. d. St. Übrigens hätte neben persönlichem *putandus sum* auch *existimandus sum* genannt werden müssen, und persönliches *dictus sum* war nicht abzulehnen, vgl. Kühner[2] I, S. 708a. Nach § 310, 3 steht *meminí* c. inf. perf., wenn man 'das Faktum konstatieren will'; was soll der Schüler mit dieser Phrase machen? — Eine ähnliche vorsichtige Zurückhaltung gegenüber sprachwissenschaftlichen Erklärungen zeigt auch G. Landgraf, Lateinische Schulgrammatik. 13. Aufl. (Bamberg 1917, C. C. Buchner. III u. 300 S.). Philologen moderner Richtung werden deshalb an dem sonst tüchtigen und bewährten Buche, um dessen Verbesserung der Verf. unablässig bemüht ist, vielleicht manches auszusetzen haben. Sonst ist mir aufgefallen § 204 die nicht mehr zu haltende Behandlung der Infinitive auf *-urum esse* und *-urum fuisse;* § 214, 3 die äußerliche Scheidung der fragenden Hauptsätze in or. obliqua nach den Personen des Verbs statt nach dem Inhalt (also nach Aussage- und Begehrungssätzen); § 210 Vorbem. die Angabe, daß das Relativ unmittelbar aus dem Interrogativum hervorgegangen sei (vgl. oben S. 2). § 161 Zus. 1 klingt die Regel so, als ob bei *memini* vergangene Handlungen regelmäßig im inf. präs. ständen; aber der inf. perf. ist doch ebensogut möglich. § 256 heißt es, einem adjektivischen Attribut werde eine zweite Eigenschaft oft durch einen Relativsatz mit *et qui* c. coni. oder ind. angefügt; aber der ind. ist doch hier sehr selten und klassisch vielleicht überhaupt nicht nachweisbar.

Den modernen Anforderungen entspricht in vollem Maße Fr. Sommer, Lateinische Schulgrammatik mit sprachwissenschaftlichen Anmerkungen (Frankfurt a. M. 1920, Diesterweg. XVI u. 186 S.); das auch sonst tüchtige und sehr beachtenswerte Werk verwertet die Ergebnisse der Sprachwissenschaft für die Syntax in vollkommen ausreichender, aber dabei doch besonnener und maßvoller

Weise, während er sich in der Auswahl des Stoffes im wesentlichen an das Herkömmliche hält; im einzelnen verweise ich auf meine Besprechung des Buches Sokrates 1920, S. 283ff. — Ganz anderer Art ist das Buch von F. Muller Jzn., Syntaxis, erschienen als 2. Teil des Latijnsche Leergang voor Gymnasia en Lycea von P. C. de Brouwer, F. Muller en E. Slijper (Groningen 1919, J. B. Wolters. VIII u. 120 S. 8°)[1]); der Verf. schlägt ganz neue, von allen mir sonst bekannten Schulbüchern weit abweichende Bahnen ein. Wie er im Vorwort sagt, wollen die bisherigen Grammatiken nur als 'Exerzierreglement und Rüstkammer' für die Übersetzung ins Lateinische dienen und schleppen zu diesem Zwecke den Ballast von Jahrhunderten an Regeln, Beispielen und Vokabeln mit, ohne dabei doch den Schülern ein Gefühl für den eigenartigen Bau der lateinischen Sprache beizubringen. Dieses Ziel will die durchweg historische Syntax auf sprachwissenschaftlicher Grundlage erreichen, wobei Verf. jedoch im allgemeinen nicht über die klassische Zeit hinausgeht. Wir haben hier eine Grammatik, die im wesentlichen nur für die Bedürfnisse der Lektüre bestimmt ist — in Holland wird nach S. VI von 1923 ab das Abgangsskriptum endgültig wegfallen — und also wohl im allgemeinen (abgesehen von der Beschränkung auf das klassische Latein) den Wünschen Stenzels (s. oben S. 11) entsprechen wird. Billigt man die grundsätzlichen Auffassungen, die Verf. vertritt, so wird man der Arbeit Anerkennung nicht versagen dürfen. Das Buch zeigt, daß Verf. den einschlägigen Stoff im allgemeinen voll beherrscht (er ist Universitätslehrer in Amsterdam), die Darlegungen sind durchschnittlich klar und verständig, und vor allem ist das Buch in Anordnung und Ausführung eine durchaus selbständige Arbeit. Natürlich ist, daß bei der Tendenz des Buches viele sonst übliche Einzelheiten weggefallen sind; aber so kurze und oberflächliche Aufzählungen, wie M. z. B. § 30 für die verschiedenen Arten des Genetivs gibt, werden doch kaum Beifall finden, ebensowenig wie z. B. der starke Mangel an Beispielen (so § 4 B. 43. 44 II 2. 58 usw.), die dem Schüler die Sache doch erst voll klar machen. Man hat überhaupt manchmal das Gefühl, als ob das Buch mehr für Studenten geeignet wäre als für Schüler. Für diese passen auch kaum entlegene und unsichere Etymologien wie § 27 für *utor,* § 42 für *studeo* oder gar ein Zitat aus dem Oskischen (§ 33a E.). Die Form der Darstellung ist in der Regel knapp, dagegen in den Erklärungen der sprachlichen Erscheinungen vielfach sehr breit; das gilt namentlich für die Lehre von den Tempora (§ 86ff.), wo meines Erachtens eine viel kürzere Fassung möglich gewesen wäre, und vieles andere.

Im einzelnen läßt sich noch manches beanstanden. § 1 ist die Bezeichnung des Genetivs als Kasus der Verbindung doch gar zu unbestimmt

[1]) Dem 'Leergang' gehört noch an die Buigingsleer (= Formenlehre) von E. Slijper und zwei Bändchen mit Übungsstücken für Formenlehre und Syntax (Kasuslehre) von P. C. de Brouwer und E. Slijper. Den Ansprüchen deutscher Schulen dürften sie kaum entsprechen; für die natürlich auch auf sprachwissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Formenlehre möchte ich nur bemerken, daß für die dritte Deklination nicht weniger als 30(!) Paradigmen durchgebildet sind.



und verwaschen. § 4A ist *horrere, reformidare de re* als nicht vorkommend zu streichen, ebenso *ridere de* (Cic 9 fr. 3, 9, 5 ist anderer Art); § 17 *in silentio* (statt *silentio*) ist falsch. Nach § 20 stehen als Werkzeuge gefaßte Personen im allgemeinen im bloßen abl. instr., aber *cum* ist nötig, wenn das Substantiv allein steht ohne nähere Bestimmung; aber vgl. C. Ses. 95 *stipatus sicariis* etc. Cäs B. G. 6, 2, 2 *obsidibus cavere* (mehr bei Kühner² I S. 380A. 1). § 31 'stets *unus ex eis*' ist nicht richtig, 'meist nur *quattuor ex eis*' undeutlich. Ferner § 30 *sacer* und *proprius* sind keine Substantiva; § 44 *prae* war nicht von negativer und positiver Ursache zu reden, sondern das verb. fin. hat entweder positiven oder negativen Sinn; § 62 ist die relative Verschiebung ganz mangelhaft behandelt; § 101 III coni. iterativus in Nebensätzen dringt nicht erst in der Kaiserzeit ein, sondern ist auch in klassischer Sprache schon ziemlich häufig; § 150 *non dubito, quin mentitus esses* (statt *mentiturus fueris*) ist mir unverständlich u dgl. mehr. Mehrfach werden unberechtigterweise Ausdrucksweisen als unrichtig bezeichnet, die zwar vielleicht seltener sind als andere, aber doch mehr oder weniger oft vorkommen, so § 54 die Setzung eines an sich entbehrlichen Pron. neben einem Part (vgl. Kühner² I, S. 772A. 6), § 63 nicht enklitisches *quisque*, § 72 Verbindungen wie *incommodorum evitandorum causa*, § 189 *an non* in indirekter Doppelfrage. Weggelassen ist meines Erachtens ohne Grund § 32 *similis* und *communis;* § 36ff. der Dativ des Standpunktes (*venienti, aestimanti* etc.); § 44 *quaero de* (neben *ab* und *ex*); § 60 eine Bemerkung über die Entstehung des Relativs; § 108 eine Erklärung des *bene accidit quod* neben *accidit ut* u. a. m.[1])

E. Landshoff, Wiederholungstabellen zur lateinischen Grammatik nebst Musterbeispielen (Leipzig 1919, Teubner. 3. Aufl. 36 S.) stellt alle Wörter, die in H. J. Müllers lateinischer Grammatik, mit Einschluß der Formenlehre, vorkommen, in alphabetischer Reihenfolge zusammen, jedesmal mit Angabe der bemerkenswerten Konstruktionen. Ob diese mechanische Art gerade empfehlenswert ist, ist mir (trotz der 3. Auflage) sehr zweifelhaft. Sonst sind die Angaben im allgemeinen zuverlässig, wenn auch manches fehlt, anderes auch ungenau oder falsch ist. — Bei J. Menrad, Die lateinische Kasuslehre (Lesestoff der dritten Klasse) in leichtfaßlichen Übungsbeispielen zum Zwecke leichterer Erlernung und Wiederholung (München 1918, Lindauer. 5. Aufl. IV u. 70 S.), können die jedesmal in lateinischer und deutscher Fassung nebeneinander gestellten Sätze strebsamen Schülern immerhin gute Dienste tun. Inhaltlich sind die Beispiele angemessen, der Ausdruck in beiden Sprachen ohne wesentlichen Anstoß. — Das Heft von W. Mandel, Lateinische Übertragung des Übungsbuches zur lateinischen Stilistik von H. Menge (Wolfenbüttel 1915, Zwißler. 51 S.) ist in den Jahresberichten von Rethwisch (1917, 32, VI S. 59) in ganz unverdienter Weise als eine notwendige, lang entbehrte und selbst für den

[1]) Also auch Herr M. ist nicht unfehlbar; umsoweniger hatte er Anlaß, in so wegwerfender und verletzender Weise über die Leistungen anderer in seiner Vorrede zu urteilen, wie er es getan hat. Daß meine lateinische Schulgrammatik nur ein sehr verdünnter Auszug aus Menges Repetitorium sein soll, ist barer Unsinn (die neuere Auflage meines Buches kennt er übrigens wohl kaum). Sein Urteil über Menges hochverdienstliches Werk, das er eine 'trübe Quelle' nennt, stützt er auf eine Anmerkung; selbst wenn sein Tadel hier durchaus berechtigt wäre, würde das für solche Behauptungen noch nicht ausreichen. Auch W. Kroll erhält nur eine stark bedingte Anerkennung; das vorhistorische Latein sei für ihn ein fremdes Gebiet.

erfahrenen Lehrer noch wertvolle Ergänzung zu Menges Buch[1]) gelobt; meines Erachtens muß vor der Mandelschen Arbeit mit ihren zahlreichen Mängeln und Fehlern geradezu nachdrücklich gewarnt werden. Abgesehen von Fehlern in der Rechtschreibung sowie der Interpunktion (Kommata vor Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen) und der Formenlehre (43, 11 *destiturum*, 44, 11 *effluxa die*, 27, 17 *Minoen* als acc. zu *Minos* u. a.) sind vielfach zum Teil elementare Regeln der Syntax und Stilistik verletzt; so steht, um nur einige der gröbsten Verstöße anzuführen, 4, 7 *timeo, ne dictura sit;* 7, 2 *venistis, ut gratulemini;* 10, 11 *ne si eo quidem . . . obtinere possis;* 24, 13 *nemo tam arrogans fuit, ut . . . ausus esset* (vgl. Cic. Man. 48); 25, 30 *Phocaei cum persuasum sibi* (!) *esset;* 29, 4 *factum est, ut detulerint;* 31, 13 *idcirco eum genueram, ut . . . non dubitaret;* 45, 11 *dubium non est, quin* (statt *quin non*)*;* 48, 5 *iure neque* (?) *viri nedum Romani haberemini;* 48, 9 *voluntate decepturus fuisse* (statt *decipere voluisse;* ein irr. liegt nicht vor); 49, 2 *quin* nach positivem Hauptsatz, und so noch vieles andere; namentlich auf den letzten Seiten ist kaum ein Satz ohne Anstoß.

Norden. Carl Stegmann.

---

[1]) Die verdienstliche Arbeit Menges hat der Verleger 1917 in dritter unveränderter Auflage erscheinen lassen. Der Verf. ist übrigens nicht, wie es in den Jahresberichten heißt, gestorben, sondern lebt noch.

Nachtrag zum Jahresbericht

des Berliner Philologischen Vereins, Sokrates XLVII (1921) S. 50ff

---

M. Rannow erinnert mich an zwei Theokritstellen, die ich in meinem Aufsatz über *θύεα* und Apollonius Rhod. nicht berücksichtigt habe. — Die erste, Ep. VIII 3 Wil., *Νικίᾳ ὅς μιν ἐπ' ἦμαρ ἀεὶ θυέεσσιν ἱκνεῖται* (der Arzt den Asklepios) liefert ein weiteres Beispiel für die Bedeutung 'kleine, unblutige Opfer': Opferfladen oder Körner, vielleicht auch Weihrauch (vgl. v. Wilamowitz, Textgesch. d. griech Bukol. 118, 1), ist also den S. 53 oben angeführten Stellen hinzuzufügen. Auch an Kaibel Epigr. gr. 569, 10 und 1034, 27 darf man erinnern. 1034 haben wir vorher blutige holokaustische Opfer, ausdrücklich von den darauffolgenden *θυέεσσι καὶ εὐόδμοις λιβάνοισι* geschieden; mit *θυέεσσι* können also nicht Fleischstücke gemeint sein. — Theokr. Ep. IV 16

> . . . *ἐθέλω τρισσὰ θύη τελέσαι.*
> *ῥέξω γὰρ δαμάλαν, λάσιον τράγον, ἄρνα . . .*

sind *θύη* blutige Opfer. Die Echtheit des Gedichtes ist nicht unbestritten, doch stammt es sicher aus gut hellenistischer Zeit, und ich hätte die Stelle erwähnen sollen, obwohl hier *θύεα* anders gebraucht ist als in den (S. 53) beigebrachten Apolloniusstellen. Bei Apollonius bezeichnet es die den Göttern verbrannten Stücke, *μηρία* und *σπλάγχνα* (*ἱερά*), bei Theokrit steht es nicht für *τὸ τεθυμένον*, dessen Art oder Substanz festzustellen Zweck meiner Ausführungen war, sondern für *θυσία* (sacrificium).

S. 51, 3 hätte ich für die von Paton und Hicks Inscr. of Cos n. 37 gegebene Ergänzung *σπονδὰ[ν ἄκρατον]* noch entschiedener eintreten sollen. Schon lange war mir die Richtigkeit des auf meinen Vorschlag von v. Prott Fast. gr. 5 und danach auch von Dittenberger Syll.[3] 1025, 37 aufgenommenen *[ἄοινον]* zweifelhaft geworden (s. Opferbräuche 91, 1); dem *κεκραμένον* steht am natürlichsten ein *ἄκρατον* gegenüber, wie den *θυσίαι ἄοινοι* die *θυσίαι οἰνόσπονδοι* (Poll. VI 26). Zudem haben mich spätere Beobachtungen gelehrt, daß *σπονδή* Weinspende ist (s. Sokrates a. O. 55). Jetzt liefert die inzwischen bekannt gewordene milesische Inschrift 55, 26 den Beweis, daß bei festlichen Speiseopfern mitunter auch Spenden ungemischten Weines vorkamen.

Ein Beispiel willkürlicher Änderung des epischen Sprachgebrauchs wie sie Apollonius liebt, ist auch die Verwendung des Wortes *ῥέζειν*. Bei Homer steht es in der späteren Bedeutung von *θύειν*

ξ 251 *ἱερήια — θεοῖσίν τε ῥέζειν αὐτοῖσί τε δαῖτα πένεσθαι*
K 292 *σοὶ δ' αὖ ἐγὼ ῥέξω βοῦν*
μ 344 *βοῶν ἐλάσαντες ἀρίστας ῥέξομεν ἀθανάτοισι*
Ψ 146 *ῥέξειν θ' ἱερὴν ἑκατόμβην,*

bei Apollonius in der des homerischen *θύειν*, also verbrennen:

Π 487 *βωμόν — ἐκέλευσα λωφήια ῥέξαι ἐπ' αὐτῷ ἱερά*
Π 496 *κεκλόμενοι — Ἀπόλλωνα ῥέζον ἐπ' ἐσχαρόφιν*
Π 156 *καὶ ἀθανάτοισι θυηλὰς ῥέξαντες μέγα δόρπον ἐφώπλισσαν*
Π 529 *Κέῳ δ' ἔτι νῦν ἱερῆες — ῥέζουσι θυηλάς.*

Linz a. Rh. P. Stengel.

Zum Text der Hymnen des Kallimachos.

Ich glaube erkannt zu haben, daß unsere Überlieferung der Kallimacheischen Hymnen bedeutend stärker entstellt ist, als heute angenommen wird, und zwar besonders durch Interpolationen, und dies wieder besonders in 5 und 6. Im Folgenden bezeichne ich die Eingriffe, die mir nötig scheinen, in knappster Form; ich denke, daß sie sich am besten wechselseitig erläutern. Eine eingehende Darlegung möchte ich auf später verschieben, in der Hoffnung, auf wichtige Gegenargumente oder Ergänzungen inzwischen von wohlwollenden Fachgenossen aufmerksam gemacht zu werden; aber auch für Zustimmung werde ich dankbar sein. — Die Eingriffe sind geordnet nach der Art der Verderbnis, und nach dem Grad der Evidenz, den ich ihnen beilege. Ein * bezeichnet Vorschläge Früherer, die in Auswahl mitgeteilt sind; ein † bedeutet einen Verstoß gegen die Kallimacheische Verstechnik in der Überlieferung.

4, 276 *Ελευθω* (cf. Thuk. 3, 104)*, 310 *χαλεπον Μινωα* (cf. Plut. Thes. 16), †226 *αμυνεο* (cf. 326), †3, 262 *τε και ευστοχιην* (cf. 221. 4, 107), 6, 30 *Τριοπηΐδι δ᾽* (*θ᾽*), *όκκοσον Εννάι* (cf. Berl. phil. Woch. 1912, 959), ††1, 94 *αρετην τε και ολβον*, — 6, 25 *τιν δ᾽ άγνα* (cand. phil. Schadewald), 5, 22 *άβραν*, 1, 83 etwa *ὑπ᾽ ορθονομοις*, 2, 108 *αλλ᾽ ὁ γε* oder *αλλ᾽ αρα*, — †3, 8 *τοξον**, †4, 264 *χρυσειου**.

†4, 30 *ουχ ὡς*, 5, 31 *ὡι* (*κ᾽*) *απο*, 48 *τα(ς) Δαναω*, 119 *τωιδε δ᾽ αρ᾽*, †6, 72 *ουτ᾽ ες*, 79 *αμφοτερους*, 111 *μεσφα μεν ὡν*.

Zu streichen: 3, 43*, ††1, 36*. 5, 73f*. 6, 70* (71 *συνωργισθη* cf. Nonn. 11, 213*). 95. 3, 19. †6, 47. 34. ††91. 92. †93. 5, 45f. 93f. (95 *ειπε*). — 2, 24. †44*. 5, 83f. (*εστᾱθη*). 6, 105f. 1, 55*. 4, 183. 259(*) (cf. 245ff., wo *τοσσα δεοι* richtig). 3, 14. 5, 69f. (Lücke).

Umzustellen: 5, 63f. 61f*.

Heillos verdorben in 5 und 6: 5, 41. 6, 5ff. 133.

Frohnau b. Berlin. Paul Maas.

Sitzungsberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1921

Beim 51. Stiftungsfeste Sonnabend, den 18. Dezember 1920, hielt Herr Hoffmann den Festvortrag über Parmenides und Platon. Der Vortragende behandelte im Anschluß an Theophrast de sens. das Affinitätsmotiv als eine besonders markante Form des archaischen griechischen Denkens. Die Affinität wird ursprünglich vorausgesetzt bei Akten aller Art: des Wahrnehmens, des Denkens, des Schaffens; immer ist 'Verwandtschaft', 'Freundschaft', 'Gemeinschaft', 'Gleichartigkeit' von Subjekt und Objekt Voraussetzung für Zustandekommen des Aktes. Schon bei den Vorsokratikern vollzieht sich der Fortschritt von der primitiven Vorstellung, die jene Affinität immer nur mit den genannten mythischen Namen bezeichnet, zu der klaren Forderung, daß für die Affinität nach einer wirkenden Ursache verlangt wird, z. B. das Licht als Medium, welches Sehendes und Gesehenes aufeinander einstellt. Bei der Behandlung des Erkenntnisproblems ist es Parmenides, der zum erstenmal nach dem Medium zwischen 'Denkendem' und 'Seiendem' fragt und das Medium im 'Sein' findet. Der Vortragende versucht zu zeigen, was Platon dieser Entdeckung des Parmenides verdankte.

Die erste Sitzung des Jahres 1921 (27. Januar) eröffnete der Vorsitzende mit der Trauerkunde vom Ableben Franz Lortzings († 26. 1. 1921). Herr Norden sprach über das Thema: 'Das Alte Testament bei hellenistischen Theologen.' Nach kurzen Vorbemerkungen über die Erwähnung des Moses bei Varro und Strabo — dieser Teil des Vortrags ist inzwischen in der Festschrift für A. v. Harnack veröffentlicht worden — ging der Vortragende auf eine genaue Interpretation des Genesiszitats in der Schrift: Ueber die Erhabenheit ein. Durch Kombination dieser Stelle der Schrift mit einer anderen unternahm er es nachzuweisen, daß der Gewährsmann jenes Zitats unter den Zeitgenossen des Anonymus zu suchen sei.

In der zweiten Sitzung (5. März) erörterte Herr Fraenkel die Herkunft der Plautinischen Cantica. Die hier vorgetragenen Darlegungen bilden in erweiterter Form ein Kapitel eines demnächst (1922) erscheinenden Buches.

Die dritte Sitzung (23. April) brachte einen Vortrag des Herrn Mahlow über die moderne Aussprache des Lateinischen.

Der Vortragende warnte vor den Gefahren, die in einer Umwandlung der Schulaussprache des Lateinischen liegen; man zerreiße das einzige Band, das uns noch immer sichtlich an das Altertum knüpfe, das der sprachlichen Ueberlieferung. Denn die zahllosen Lehn- und Fremdwörter, die wir dem Latein entnommen haben, setzen die alte Aussprache voraus; nur in dieser leben sie bei uns weiter. Zudem sind die Neuerungen von sprachwissenschaftlichem Standpunkt aus betrachtet von sehr zweifelhaftem Wert. Der Vortragende beweist dies an der am meisten verbreiteten Neuerung, der 'quantitativen' Aussprache'. Man glaubt, einen großen Fortschritt gemacht zu haben, wenn man in *sŏnus* die erste Silbe nicht wie früher ausspricht, also wie in Sohne, sondern wie in Sonne; in Wirklichkeit macht man damit einen groben Fehler: man spricht zwar den Vokal richtig aus, aber den Konsonanten falsch. Die erstere Aussprache, mag sie auch nicht die Ciceros gewesen sein, ist doch in der sprachlichen Entwicklung begründet und zweifellos angewandt worden von Leuten, die noch Latein sprachen; die zweite dagegen ist zu keiner Zeit über lateinisch redende Lippen gekommen,

sondern eine willkürliche Erfindung von uns, die wir kein Latein mehr können. Und wenn man meint, die Quantität der Dichtersprache damit besser zu treffen, — das Gegenteil ist der Fall: man versündigt sich an dem ausnahmslosen Grundgesetz der beiden alten Sprachen, daß jede geschlossene Silbe lang ist, auch bei kurzem Vokal. Der Vortragende zeigt an vielen Beispielen von Homer an, daß Silbenschluß durch einen Konsonanten auf sehr verschiedene Weise zustande kommt, immer aber den Erfolg hat, daß die Silbe lang ist. Wer also *sonus* wie Sonne spricht, d. h. mit gedehntem Konsonanten und geschlossener Silbe, macht gerade den Fehler, den er vermeiden will, er spricht die erste Silbe lang, und ist dann nicht imstande, eine Menge scheinbarer Eigentümlichkeiten der Silbenmessung zu erklären, die alle dieselbe Ursache haben, z. B. νεκ-ρός neben νε-κρός, συνεχές, *hoc erat*, *obicit*, *gravidus autumno*. Die richtige Aussprache von *sonus* mit offener kurzer Silbe ist für Deutsche so gut wie unmöglich; man hätte also besser getan am Herkommen nicht zu rütteln, das uns wenigstens begreifen ließ, warum aus *tonus* Ton geworden ist, nicht Tonn.

In der vierten Sitzung (11. Mai) sprach zunächst Herr Hoffmann über Platos Theätet und Aristoteles *de anima*, dann Herr Maas über die Ἠίθεοι des Bakchylides. Beide Vorträge bilden einen Teil der Festgabe des Vereins zum 70. Geburtstage Otto Schroeders (Heft 1 der Jahresberichte 1921).

Außer seinem Vorsitzenden (14. 7.) beglückwünschte der Verein in diesem Jahre noch fünf seiner Mitglieder: Hermann Röhl (5. 2.), Paul Stengel (18. 2.), Robert Lück (30. 6.), Max Koch (27. 7.) und Hugo Magnus (16. 8.) zum 70. Geburtstage.

In der fünften Sitzung (28. Mai) berichtete Herr Maas über einen Aufsatz des auswärtigen Mitgliedes Karl Meister: Das Original der Asinaria des Plautus (Sonderabdr. aus der Festschr. f. Ad. Bezzenberger 1921). Meister erweist ὀναγός als völlig unmöglich, schon wegen des dorischen α, aber hauptsächlich, weil Vieh nicht geführt, sondern getrieben wird, der Eselknecht also ὀνηλάτης heißen müßte. Die beste Ueberlieferung führt auf ὄναγρος, wogegen nichts einzuwenden ist. Referent fügte hinzu, daß ὄναγρος auch inhaltlich viel besser paßt als selbst ὀνηλάτης passen würde, da in der 'Eselskomödie' nur von dem Preis für die Tiere, nie von dem Knecht die Rede ist.

Herr A. Kurfeß behandelte im Anschluß an Münzer (Hermes 1920, S. 427 ff.) Cic. ad Att. XII 5, 3) und suchte das überlieferte *scripsi* zu verteidigen: 'Was die Fanniusepitome des Brutus anlangt, so habe ich Dir ja geschrieben, was am Ende steht, und im Anschluß hatte ich (früher im Brutus) geschrieben, der historische Fannius und der Schwiegersohn des Lälius seien identisch.' *In extremo* ist eine Art Appos. distr. zu *in Bruti epitoma*, das an der Tonstelle steht; möglich wäre auch *in* mit Abl. = *bei, was . . . anbetrifft*.

Darauf nahm Herr Schroeder das Wort zu einem Vortrag über Tantalos, in Anknüpfung an die Worte μετὰ τριῶν τέταρτον πόνον (Pind. Ol. I 60). Unter Verzicht auf die drei 'Büßer' Ixion, Sisyphos, Tityos, deren keiner bei Pindar im Hades büße, wie denn auch Tantalos mit der ewigen Dauer vollbewußten Lebens in größter Pein bestraft werde, ging der Vortragende näher auf das Wesen der einen großen Qual des Tantalos ein, wonach der ewig drohende Fels völlig genüge, ihm alle Lebensfreude zu rauben. Nun galt es, den Sinn der sichtlich typischen Zahlen folkloristisch und grammatisch sicherzustellen. Der Vortrag erscheint im Druck Arch. f. Rel.-Wiss. 1922, XXI, Heft 1.

Die sechste Sitzung (27. Juni) wurde durch einen Vortrag des Herrn Corssen über die Wir-Stücke in der Apostelgeschichte ausgefüllt. Der Redner suchte gegenüber neueren Behauptungen den Nachweis zu führen, daß der Verfasser der Apostelgeschichte die Wir-Stücke einem selbständigen Reisebericht entlehnt hat. Die Untersuchung soll demnächst in einem weiteren Rahmen veröffentlicht werden.

Die siebente Sitzung (31. August) brachte einen Vortrag des Herrn Rathke zu Sophokles' Philoktet.

Der Vortragende zeigte durch Analyse einzelner Szenenfolgen des Dramas, wie der Dichter die Kräfte des Schauspielers, insbesondere des Protagonisten, dem die Rolle des Philoktet zufällt, bis aufs äußerste auszunutzen versteht. Dabei gibt er ihm jedoch, teils auf, teils hinter der Bühne, die unerläßlichen Ruhepausen, die allein solche Anspannung der Kräfte ermöglichen; dies so zwanglos und in geschickter Motivierung, daß das Drama darum von Dichterischem oder psychologischer Feinheit nichts einbüßt.

Hierauf wurde die Stellung erörtert, die Sophokles — zehn Jahre vor Sokrates' Tode — in der schlagwortereichen Zeit des 5. Jahrhunderts einnimmt, vor allem im Kampfe um die Jugend. Sein Odysseus stellt dem althellenischen Ideal des *καλὸς κἀγαθός* das moderne *σοφὸς κἀγαθός* entgegen, zugleich lehrt er das Ergebnis seiner Lebenserfahrung, daß nicht Taten, sondern Reden den Erfolg dem Menschen verbürgen. Unverdorbene Jugend wie Neoptolemos kann zwar zeitweise dem Bann dieser Lebensweisheit verfallen, aber wo es zu handeln gilt, zwischen gut und böse gestellt, wird sie solche *σοφία* naturnotwendig ablehnen. Neoptolemos ist der nicht nur körperlich (V. 358), sondern wahrhaft im Geiste wiedererstandene Achill Homers; trotzdem ist er eine moderne Figur: nicht nur in Sentenzen, wie sie schon Achill bei Chiron gelernt, sondern auch im Wortgefecht steht er seinen Mann gegen Odysseus; mit feinem Humor läßt ihn der Dichter jenem, sobald er belehrend wird, Hiebe versetzen, an denen der athenische Hörer seine helle Freude gehabt haben wird.

Zum Schluß wurde die Parodos besprochen und der Nachweis versucht, daß der Chor vom Beginn des Stückes an auf der Bühne ist, mit V. 135 sich seinem Herrn nähert und nun von diesem aufwärts zur Höhle geführt wird, um einen Blick hinein zu werfen. Vers 169f singt er, vor der Höhle stehend, das in reinen Glykoneen erklingende Mittelstück des Liedes, mit der Schlußstrophe steigt er wieder herab. Erster und dritter Teil des Liedes zeigen Glykoneen mit den üblichen verwandten Rhythmen.

Berlin-Lichterfelde. Otto Morgenstern.

Druck von C. Schulze & Co. G. m. b. H., Gräfenhainichen.

SOKRATES
ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN
ABTEILUNG: JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS

JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

HERAUSGEGEBEN
VON
ERNST HOFFMANN

SIEBENUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.
HEFT 3

ANNALEN ÜBER DIE FORTSCHRITTE DER ALTERTUMSWISSENSCHAFT



BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1921

INHALT

ANNALEN ÜBER DIE FORTSCHRITTE DER ALTERTUMSWISSENSCHAFT

Seite

Papyrusforschung

Der folgende Überblick über die neueren Ergebnisse der Papyrusforschung beginnt im wesentlichen da, wo die letzte Gesamtverarbeitung, meine 'Einführung in die Papyruskunde' aufhört. Gemäß den Richtlinien, die für diese Berichte aufgestellt worden sind, bringe ich nicht alles, was erschienen ist, sondern nur was mir wichtig erscheint. Voran stehen die Papyrusveröffentlichungen, Zeitschriften und Übersichten; daran schließen sich die literarischen Texte und die einzelnen Gebiete der Papyruskunde. Die juristischen Arbeiten übergehe ich, weil P. Meyer ihnen Jahresberichte in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft widmet. Besonders beachtenswerte Papyrustexte erscheinen im Wortlaut, der dem Leser mehr bietet als jede Angabe des Inhalts; hierbei habe ich in der Regel einfache Schreibfehler berichtigt und die unsicheren Stellen nicht durch Punkte bezeichnet, um den Satz zu erleichtern. Die ausländischen Veröffentlichungen kamen in erster Reihe in Betracht, weil sie vielen schwer oder gar nicht zugänglich sein werden, wie ich auch sonst deutsche Arbeiten kürzer behandelt habe als fremde, weil sie eher erreichbar sind.

Papyrustexte

The Oxyrhynchus Papyri, Part XIII ed. by B. P. Grenfell and A. S. Hunt, London 1919. Enthält nur literarische Texte. Part XIV ed. by B. P. Grenfell and A. S. Hunt, London 1920. Enthält nur Urkunden und Briefe, vom 2. Jahrh. v. Chr. bis zum 4. Jahrh. n. Chr., hauptsächlich aus dem 3. Jahrh. Part XV ed. by B. P. Grenfell und A. S. Hunt. London 1922. Enthält nur literarische Texte. Abgek. Oxy.

Papiri Greci e Latini (pubblicazioni della società italiana per la ricerca dei papiri greci e latini in Egitto) vol. IV 1917. V 1917. VI 1920. Firenze. Nur wenig lit. Texte, weit überwiegend Urkunden und Briefe. Besonders wichtig ist die Gruppe von Texten des 3. Jahrh. v. Chr. hauptsächlich aus dem Archiv des Zenon, der zum Kreise der nächsten Untergebenen des Dioiketes Apollonios gehörte und neben persönlichen Geschäften seines Herrn vor allem die Soldatensiedlung Philadelphia im Faijum, heute Darb Gerze, woher die Papyri stammen, eingerichtet zu haben scheint. Die Zenon-Papyri sind die größte zusammengehörige Gruppe von Texten des 3. Jahrh. v. Chr. Abgek. Soc. Ital.

Papyrus Edgar. In den Annales du Service des Antiquités de l'Égypte XVII. XVIII. XIX. XX. XXI hat Edgar den nach Cairo gelangten Teil der Zenon-Papyri veröffentlicht. Abgek. P. Edgar.

Papyrus Grecs d'époque Byzantine III (Catalogue Général des Antiquités Égyptiennes du Musée du Caire) par M. Jean Maspero. Le Caire 1916. Mit Bild und Lebenslauf des Verf. von seinem Vater Gaston Maspero. Inhalt: Urkunden vom 6. Jahrh n. Chr. bis in die arabische Zeit. Abgek. Cairo Byz. III.

Griechische Papyrus der Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg, hrsg. u. erl. v. Fr. Preisigke. Band II, Leipzig 1920. Urkunden meist aus ptol. Zeit. Abgek. P. Straßb.

Der Gnomon des Idios Logos bearb. v. E. Seckel und W. Schubart. Erster Teil: Der Text. Berlin 1919. Römisches Privatrecht und Grundsätze der Provinzialverwaltung in 121 Paragraphen. Abgek. Gnomon.

Catalogus Papyrorum Raineri. Series Graeca. Pars I. Textus Graeci papyrorum qui in libro 'Papyrus Erzherzog Rainer, Führer durch die Ausstellung Wien 1894' descripti sunt rec. C. Wessely. Leipzig 1921 (Studien zur Paläographie und Papyruskunde XX). Inhalt: Die griechischen Texte, fast unverbessert, zu den Beschreibungen und Übersetzungen im 'Führer'. Abgek. Wessely, Gr. Texte.

Griechische Papyri aus dem Besitz des Rechtswissenschaftlichen Seminars der Univ. Frankfurt von H. Lewald Heidelb. Sitz. Ber. phil.-hist. Kl. 1920 Abh. 14. Vgl. Aegyptus II 230. Enthält Urkunden des 3. Jahrh. v. Chr. Abgek. P. Frankf.

P. Meyer, Pachtangebot an einen Großgrundbesitzer. Festschrift Lehmann-Haupt 1921.

Lewald, Aus der Frankfurter Papyrus-Sammlung. Zeitschr. d. Sav. St. R. A. 42, 115.

P. Meyer, Indemnitätsversprechen eines Altersvormunds an seinen Mitvormund. Festschrift Josef Kohler.

P. Meyer, Römisch-rechtliche Papyrus-Urkunden der Hamburger Stadtbibliothek. Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 35, 2.

P. Meyer, Neue Juristenfragmente (Paulus) auf einem Berliner Pergamentblatt. Zeitschr. d. Sav. St. R.A. 42, 42.

Schönbauer, Zur Entwicklung der Doppelurkunde in ptol. Zeit. Zeitschr. d. Sav. St. R. A. 39, 224.

Wilcken, Zu den Edikten. Zeitschr. d. Sav. St. R. A. 42, 124 veröffentlicht ein Bruchstück des Edikts des Ti. Julius Alexander auf Papyrus.

Wilcken, Arch. f. P. F. VI 427 teilt einen Bremer Papyrus mit, der sich an P. Flor. III 333 anschließt.

Sachliche und sprachliche Berichtigungen zu P. Hal. 1, Hibeh I 30 d. 90. Lille II 6. Magd. 11. 13. 14. 17. 22—24. 30—31. 34. Petrie III 25 bei Feist, Partsch, Pringsheim u. Ed. Schwartz, Zu den ptol. Prozeßurkunden, Arch. f. P. F. VI 348.

Martin, un document administratif du nome de Mendès (Wessely, Studien zur Paläographie und Papyruskunde XVII).

Preisigke, Berichtigungsliste der Griechischen Papyrusurkunden aus Ägypten. Heft 3. Berlin u. Leipzig 1922 (betrifft P. Jand., Lille I, Lips. I, Lond. I—V).

Zeitschriften

Archiv für Papyrusforschung hrsg. v. U. Wilcken. Bd. VI. BGT 1920. Das 3. und 4. Heft enthalten außer Aufsätzen, die weiter unten in der nach Gegenständen geordneten Übersicht angeführt werden, Wilckens äußerst wertvolles Referat über die Papyrusurkunden. Abgek. Arch. P. F.

Studi della Scuola Papirologica (R. Accademia Scientifico-Letteraria in Milano I 1915. II 1917. III 1920 Milano, Hoepli). Inhalt: kleine Textveröffentlichungen (entscheidend berichtigt von Grenfell). Aufsätze über lit. Papyri und Urkunden. Rezensionen. Bibliographie. Abgek. Studi Mil.

Aegyptus. Rivista Italiana di Egittologia e di Papirologia, diretta da Aristide Calderini. I 1920. II 1921. Milano. Die Ägyptologie tritt bisher stark hinter der Papyrusforschung zurück. Aufsätze aus dem Gebiete der Papyruskunde und der Geschichte des griechisch-römischen Ägyptens. Berichte über Ausgrabungen und Funde. Besprechungen. Bibliographie.

Darstellende Bücher und Aufsätze erscheinen weiter unten an ihrer Stelle.

Bibliographie

Wessely, Studien zur Paläographie und Papyruskunde XVII 1917.

Bell, Bibliography: Graeco-Roman Egypt A. Papyri 1919—1920 (Journal of Egyptian Archaeology VII 87. 1921). Fortsetzung früherer Berichte. Vgl. Studi Mil. III 159ff.: eine Aufzählung aller italienischen Schriften zur Papyrusforschung. Aegyptus. Arch. f. P. F. VI.

Allgemeiner Überblick bei Bell, the historical value of Greek Papyri. Journal of Egyptian Archaeology VI 234 (1920).

In Aussicht stehen:

Wilcken, Urkunden der Ptolemäerzeit. In 2 Bänden sollen die älteren Bestände der europäischen Sammlungen in berichtigtem Texte und mit eingehender Erläuterung vorgelegt werden. Abgek. UPZ.

Berliner Griechische Urkunden V 2. Geschichtliche Erläuterung zum Gnomon des Idios Logos, von Schubart. Abgek. BGU V 2.

Berliner Griechische Urkunden VI. Papyri und Ostraka aus ptolemäischer Zeit, von Schubart und Kühn. Abgek. BGU VI.

The Tebtunis Papyri III: große Urkunden des 3. Jahrh. v. Chr.

Die juristische Papyruskunde bleibt hier außer Betracht, weil P. Meyer ihr regelmäßige Übersichten widmet: Neue juristische Papyrusurkunden und Literatur. Zeitschr. f. vergleichende Rechtswissenschaft. 29. Heft 1/2 Aber auch hier muß auf einige Hauptwerke hingewiesen werden: P. Meyer, Juristische Papyri. Berlin 1920, die beste Einführung in dies Gebiet, die es gibt; 93 Texte mit Erläuterung. Sethe und Partsch, Demotische Urkunden zum

ägyptischen Bürgschaftsrechte. BGT 1920. Grundlage aller weiteren Arbeit über das Recht der demot. Urk. Schwarz, Die öffentliche und private Urkunde im römischen Ägypten, Abh. d. phil.-hist. Kl. d. Sächs. Ak. d. Wiss. XXXI No. III BGT 1920. Steinwenter, Studien zu den koptischen Rechtsurkunden aus Oberägypten. (Studien zur Paläographie und Papyruskunde XIX.) Leipzig 1920. Kreller, Erbrechtliche Untersuchungen auf Grund der Graeco-Ägyptischen Papyrusurkunden. BGT 1919.

Literarische Papyrustexte

Homer, Ilias 1, 33—50. 59—75. 3. Jahrh. Oxy XV 1815. — Ilias 15, 332—370. 386—409. 3. Jahrh.? Oxy XV 1816. — Ilias 17, 379—84. 418—24. 18, 412—14. 455/6. 564—81. 603—17. 6. Jahrh. Oxy XV 1817. — Ilias 22, 109—37. 153—77. 190—202. 283—93. 216—43. 255—78. 291—314. 336—57. 376—97. 23, 345—70. 383—406. 5./6. Jahrh. Oxy XV 1818. — Odyssee 10, 3—12. 11, 244—323. 414—26. 428—32. 2. Jahrh. Oxy XV 1819. — Odyssee 18, 55—80. 95—121. 137—63. 178—205. 6./7. Jahrh. Oxy XV 1820.

Homerische Glossen (Antimachos) Ostrakon 3. Jahrh. v. Chr. v. Wilamowitz, Sitz.-Ber. Berl. Ak. phil.-hist. Kl. 1918. XXXVI (Dichterfragmente a. d. Pap. Slg. d. kgl. Mus.).

Wörterbuch zur Ilias, 2, 414—421. 18, 412—477. 552 bis 603. Cairo Byz. III 156.

Epische Verse, 3. Jahrh. n. Chr. Soc. Ital. VI 722.

Hexameter. 3. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1821.

Hexameter, astronomisch. 2. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1822.

Verse des Dioskoros, 6. Jahrh. n. Chr. Cairo Byz. III p. 10? 101. 104. 162.

Tyrtaios, 3. Jahrh. v. Chr. v. Wilamowitz, Sitz.-Ber. Berl. Ak. phil.-hist. Kl. 1918. XXXVI (Dichterfragmente).

Sappho, Buch 4. Pap.-Rolle. 3. Jahrh. n. Chr. nur Bruchstücke (Frg. 44 = P. Halle 2). Oxy XV 1787.

Alkaios, Pap.-Rolle. 2. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1788.

Alkaios, Pap.-Rolle. 3. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1789.

Ibykos, Pap.-Rolle (ein größeres vollst. Stück). 1. Jahrh. v. Chr. Oxy XV 1790.

Pindar, Olymp. 1. 2. 6. 7. 5.—6. Jahrh. n. Chr. Text steht den Mss nahe (erhalten 1, 106 bis Ende. 2, 1—45. 6, 72—95. 7, 6—20). Oxy XIII 1614.

Pindar, Dithyramben, mit Scholien. Ende des 2. Jahrh. n. Chr. I [Ἀργείοις]. II Θρασ[ὺς] Ἡρακλῆς ἢ Κέρβερος Θηβαίοις (beginnt mit Fr. 79ab 208). III [Κορινθίοις]. Oxy XIII 1604.

Scholien zu Pindar Pyth. 2. v. Wilamowitz, Sitz.-Ber. Berl. Ak. phil.-hist. Kl. 1918, XXXVI (Dichterfragmente).

Pindar, Paean. 1. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1791.

Pindar, Paean? 2. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1792.

Griechischer Papyrus mit Noten. Unvollständiger lyrischer Text mit übergeschriebenen Gesangsnoten und mehreren Reihen reiner Instrumentalnoten 2./3. Jahrh. n. Chr. Schubart, Sitz.-Ber. Berl. Ak. phil.-hist. Kl. 1918, XXXVI. Vgl. Oxy XV 1786. Literatur: Abert, Amtl. Berichte aus d. Preuß. Kunstsammlungen XL, 11, 1919. Abert, Der neue griech. Pap. mit Musiknoten (Arch. f. Musikwiss. 1, 313. Bückeburg-Leipzig 1918). Wagner, Der Berliner Notenpapyrus. Diss. München 1921. O. Schröder, Zum Berliner Notenpapyrus. Berl. Phil. Woch. 1920, 350.

Sophokles, Aias 694—705. 753—764. 4. Jahrh. n. Chr. Pap.-Kodex. Oxy XIII 1615.

Sophokles, Trach. 15—21. 37—39. 275—303. 360—387. 532—535. 576—581. 602—606. 744. 763—64. 781—797. 851—854. 873—878. 1064—1073. 1131—1147. 1253—57. 1274—1276. Pap.-Rolle. 2. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1805.

Euripides, Orestes 53—61. 89—97. 5. Jahrh. n. Chr. Pap.-Kodex. Oxy XIII 1616.

Tragische Trimeter 2.—3. Jahrh. n. Chr. Vitelli, Revue Égyptologique N.S. I 47.

Tragödie. 1. Jahrh. v. Chr. Oxy XV 1823.

Spruch in Trimetern (Euripides?) 4.—5. Jahrh. n. Chr.: *ὅστις νομίζει διὰ φρόνησιν εὐτυχεῖν, μάταιός ἐστιν· πάντα γὰρ τὰ τοῦ βίου οὐ διὰ φρόνη[σ]ιν διὰ τύχην δὲ γείνεται.* Soc. Ital. IV 280.

Aristophanes, Plutos 1—25. 32—56. 5. Jahrh. n. Chr. Pap.-Kodex Oxy XIII 1617.

Aristophanes, Eirene 721—827. 3. Jahrh. n. Chr.? Pap.-Rolle. Soc. Ital. VI 720.

Komödie des Alexis? 3. Jahrh. v. Chr. v. Wilamowitz, Sitz.-Ber. Berl. Ak. phil.-hist. Kl. 1918, XXXVI (Dichterfragmente).

Menander, Misumenos. 3. Jahrh. n. Chr., nur Zeilenanfänge. Oxy XIII 1605.

Menander, Misumenos? 3./4. Jahrh. n. Chr. Pap.-Kodex (bez. als Neue Komödie; vgl. Oxy XIII 1605). v. Wilamowitz, Sitz.-Ber. Berl. Ak. phil.-hist. Kl. 1918, XXXVI (Dichterfragmente).

Komödie, Menander? 3. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1824.

Komödie, Pap.-Kodex. 5. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1825.

Hellenistische Elegie. 3. Jahrh. v. Chr. v. Wilamowitz, Sitz.-Ber. Berl. Ak. phil.-hist. Kl. 1918, XXXVI (Dichterfragmente).

Sentenzensammlung, Ostrakon. 2. Jahrh. v. Chr. v. Wilamowitz, Sitz.-Ber. Berl. Ak. phil.-hist. Kl. 1918, XXXVI (Dichterfragmente).

Theokrit Id. 5, 53—65. 81—93. 110—122. 127—137. 139 bis 150. 7, 4—13. 68—117. 15, 38—47. 51—57. 59—80. 84—100. 5. Jahrh. n. Chr. Pap.-Kodex. Oxy XIII 1618.

Theokrit, Id. 22. Pap.-Rolle. 1. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1806.

Kallimachos, Epinikion auf Sosibios. 1. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1793.

Hexameter mit Anklängen an Hekale. 2. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1794.

Epigramme, ders. Art wie Oxy I 15. 1. Jahrh. n. Chr. Die Hex. schließen mit ◡ —, jedes Epigr. mit *αὔλει μοι.* Oxy XV 1795.

Meleager, Epigr. Anthol. Pal. V 52. v. Wilamowitz, Sitz.-Ber. Berl. Ak. phil.-hist. Kl. 1918, XXXVI (Dichterfragmente).

Grabgedicht auf einen Jagdhund. 3. Jahrh. v. Chr. P. Edgar 48. Abgedruckt mit Verb. von v. Wilamowitz, Arch. f. PF VI 454.

Arat, Diosemeia. 2. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1807.

Botanisches Lehrgedicht. 2. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1796.

Versfragmente. 4.—5. Jahrh. n. Chr. Pap.-Kodex. Soc. Ital. VI 723.

Scholien zu einem unbekannten Dichtertexte. 3. Jahrh. n. Chr.? Soc. Ital. VI 724.

Herodot 3, 29—39. 49. 52. 54—60. 64. 70—72. 1.—2. Jahrh. n. Chr. Oxy XIII 1619.

Thukydides 1, 11—14 mit großen Lücken. 2.—3. Jahrh. n. Chr. Oxy XIII 1620.

Thukydides 2, 65. 67. 2. Jahrh. n. Chr. Oxy XIII 1622.

Thukydides 3, 7—9. 5. oder 6. Jahrh. n. Chr. Perg.-Kodex. Oxy XIII 1623.

Reden aus Thukydides 2, 11. 35. 4. Jahrh. n. Chr. Perg.-Kodex. Oxy XIII 1621.

Ephoros 12. 2.—3. Jahrh. n. Chr. (Themistokles-Kimon-Einnahme von Skyros. Schlacht am Eurymedon. Übereinstimmung mit Diodor. Die Gründe für E. als Verf. werden ausführlich erörtert; anschließend die Frage des 'Historikers von Oxyrh'. Der neue Text ist wichtig für die Beurteilung Diodors.) Oxy XIII 1610.

Geschichtl. Werk über Alexander d. Gr. Pap.-Rolle. 2. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1798.

Aus der Belagerung von Rhodos 304 v. Chr. 2. Jahrh. n. Chr. Ionische Stilübung. Hiller v. Gärtringen, Sitz.-Ber. Berl. Ak. phil.-hist. Kl. 1918 XXXVI.

Lysias, gegen Hippotherses. Gegen Theomnestos. Namenlose Rede. 2.—3. Jahrh. n. Chr. Schlußtitel *πρὸς Ἱπποθέρσην ὑπὲρ θεραπαίνης.* Oxy XIII 1606.

Demosthenes 51, 7—10. 2. Jahrh. n. Chr.? Soc. Ital. VI 721.

Demosthenes, Olynth. 1, 9—16. 23. 25. 26. 28. 2, 1. 10. 13. 17—19. 21. 22. 24. 25—27. 30. 3, 1. 3. 10—14. 35. 36. Phil. 1, 2. 4. 7. 8. 14. 15. 21. 23. 32—50. De Pace 16—21. 2. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1810.

Demosthenes, g. Timokrates 183—87. 3. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1811.

Hypereides?, für Lykophron. 2.—3. Jahrh. n. Chr. Betrifft dieselbe Sache wie die Rede Brit. Mus. 115. Sache und Sprache für H. Oxy XIII 1607.

Aischines gegen Ktesiphon 14—27. 2. Jahrh. n. Chr. Oxy XIII 1625.

Aischines Socraticus, Alkibiades. Ende 2. Jahrh. n. Chr. Vf. ergibt sich aus der Übereinstimmung mit überlief. Zitaten. Oxy XIII 1608.

Isokrates, an Demonikos. 41—45. Pap.-Kodex. 5./6. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1812.

Rede. 2. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1799.

Rede. 3. Jahrh. n. Chr. (nennt Phormio). Oxy XV 1827.

Wissenschaftliche Wörterbücher 1., 2., 6. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1801—1803.

Rhetorisches Wörterbuch. 3. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1804.

Antiphon, *περὶ ἀληθείας*. Vgl. Oxy XI 1364 und H. Diels, Sitz.-Ber. Berl. Ak. phil.-hist. Kl. 1916, 931. 3. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1797.

Ethische Abhandlung, Perg. 3. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1828.

Platon, Protagoras 337 B—357 A mit Lücken. 3. Jahrh. n. Chr. Oxy XIII 1624.

Platon, Politeia 8, 546 B—547 D. Oxy XV 1808.

Platon, Phaidon 102 E—103 C. Oxy XV 1809.

Hippokrates, Aphorismen I 1. Stud. Mil. I 1 (= P. Fay. 1).

Über das Spiegelbild, Bruchstück. 2. Jahrh. n. Chr. Vf. akad. Richtung. Oxy XIII 1609.

Abhandlung über literarische Stoffe. Anf. 3. Jahrh. n. Chr. U. a. über den Vf. von *Παλλάδα περσέπτολιν*; scheint z. T. auf Eratothenes zurückzugehen, vgl. Berl. Phil. Woch. 20, 1129 und Deubner, Sitz.-Ber. Heid. Ak. 1919, Abh. 17. Oxy XIII 1611.

Biographien, Pap.-Rolle. 2./3. Jahrh. n. Chr. Sicher erkennbar: Sappho. Simonides. Aisopos. Thukydides. Demosthenes. Aischines. Thrasybulos. Hypereides. Leukokomas. Abderos. Oxy XV 1800.

Über Metrologie. Auf Verso des Pap. über das Spiegelbild, zw. 150 und 200 n. Chr. Oxy XIII 1609.

Verzeichnis athenischer Archonten. 2. Jahrh. n. Chr., elf Namen, vor und nach 683 v. Chr. Oxy XIII 1613.

Aus einer Apollon-Aretalogie. 2. Jahrh. n. Chr. Schubart, Hermes 55, 188.

Roman-Bruchstück. 2.—3. Jahrh. n. Chr. auf Verso von Demosthenes 51. Soc. Ital. VI 726.

Roman-Bruchstück. 3.—4. Jahrh. n. Chr.? Soc. Ital. VI 725.

Roman. 3./4. Jahr. n. Chr. von König Sesonchosis. Oxy XV 1826.

Scholien zu unbek. Texten; Roman? 5.—6. Jahrh. n. Chr. vgl. Lavagnini Aegyptus II 192 ff. Aegyptus I 154.

Astrologisch? 4. Jahrh. n. Chr.? Soc. Ital. VI 727.

Aus einem Zuckungsbuch. 4. Jahrh. n. Chr.? Soc. Ital. VI 728.

Rezept. 4.—5. Jahrh. n. Chr. Soc. Ital. VI 718.

Kochbuch. Bilabel, *Ὀψαρτυτικά*. Sitz.-Ber. Heid. Ak. phil.-hist. Kl. 1919. Abh. 23.

Lateinisch:

Codex Theodos. VII 8, 9—14. 6. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1813.

Index zur ersten Ausgabe des Codex Justin. 6. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1814.

Christlich:

Psalm 1. Pap.-Kodex. 4. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1779.

Tobit XII 14—19. Perg.-Kodex, Ende des 3. Jahrh. n. Chr. Oxy XIII 1594.

Ecclesiastes 1, 1—9. Pap.-Kodex. 6. Jahrh. n. Chr. Oxy XIII 1595.

Ev. Joh. 6, 8—12. 17—22. Pap.-Kodex. 4. Jahrh. n. Chr. Oxy XIII 1596.

Ev. Joh. 8, 14—18. Pap.-Kodex. 4. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1780.

Ev. Joh. 16, 14—30. Pap.-Kodex. 3. Jahrh. n. Chr. (gehört zu Oxy II 208). Oxy XV 1781.

Acta 26, 7. 8. 20. Pap.-Kodex. 3.—4. Jahrh. n. Chr. Auffällige Übereinstimmung mit alten lat. Mss.; es scheint ein sehr alter griech. Text der westlichen Textgestalt zu sein. Oxy XIII 1597.

Thessal. I 4—II 1. Pap.-Kodex. 3.—4. Jahrh. n. Chr. Oxy XIII 1598]

Hermas, Pastor Simil. VIII, 6. Pap.-Kodex. 4. Jahrh. n. Chr. Oxy XIII 1599.

Hermas, Pastor Mand. 9, 2—4. Perg.-Kodex. 4. Jahrh. n. Chr Oxy XV 1783.

Aristeides, Apologie. Pap.-Kodex. Verhältnis zum Syrer und zu Barlaam-Josaphat: im allg. gewinnt durch den neuen Fund der Wert des Syrers. Oxy XV 1778.

Didache 1, 3. 4. 2, 7. 3, 1. 2. Perg.-Kodex. 4. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1782.

Traktat über die Passion. Pap.-Kodex. 5. Jahrh. n. Chr. Enthält: A. T.-Hinweise auf das Leiden Christi. Oxy XIII 1600.

Traktat. Pap.-Kodex. 4.—5. Jahrh. n. Chr. Oxy XIII 1601.

Predigt an *στρατιῶται Χριστοῦ*. Perg.-Kodex. 4.—5. Jahrh. n. Chr. Oxy XIII 1602.

Joh. Chrysostomos, in decollationem Precursoris. 5.—6. Jhrh. n. Chr. Oxy XIII 1603.

Predigt? Pap.-Blatt. 5. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1785.

Christl. Hymnus mit Noten. Pap.-Blatt. 3. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1786.

Das erweiterte Nicaenum (Constantinop.). 5. Jahrh. n. Chr. Oxy XV 1784.

Gregor v. Nazianz orat. 32. (Migne P.G. 36, 208 B. 212 B). Perg.-Kodex. 9.—10. Jahrh. n. Chr. Minuskel. Soc. Ital. V 550.

Christl. Amulett. 4.—5. Jahrh. n. Chr.? Soc. Ital. VI 719.

Brief über Bischof Theodotos von Laodikeia. 4. Jahrh. n. Chr.? Soc. Ital. IV 311.

Libellus aus der Verfolgung unter Decius. 250 n. Chr. Schema wie Nr. 6 bei P. M. Meyer. *παρὰ Αὐρηλίας Τεειηοῦτος ἀπὸ κώ(μης) Θεαδελφείας σὺν τῇ θυγ(ατρὶ) Ταδεῖο.* Soc. Ital. V 453.

Aufsätze über literarische Papyri

Grenfell, The value of Papyri for the textual criticism of extant Greek authors. Journal of Hellenic Studies 39 (1919) 16 ff. Überblick über die bisherigen Entdeckungen bekannter und neuer Texte: Einfluß Alexandreias auf Entstehen und Verbreitung der Homer-Vulgata; der Text der Prosaiker kann seit der Kaiserzeit als einigermaßen fest betrachtet werden, im allgemeinen auf Grundlage der alex. Textkritik. Die Papyri lehren, daß in der Regel die Herstellung eines Textes nicht nach einer einzelnen Hds., sondern durch Auslese geschehen soll.

V. Martin, Les papyrus du NT. Revue de Théologie et de Philosophie 1920. Betrifft besonders den Text des NT.

A. Calderini, Piccola letteratura di provincia nei papiri (populär). Aegyptus II 137.

Ageno, Note a Timoteo. Studi Mil. III 86.

Ageno, Nuove note a Timoteo. Aegyptus I 269.

Calderini und andere, Lexicon suppletorium in Sophoclis fragmenta papyracea; mit Appendix critica. Studi Mil. I 89.

Bestetti u. Barioli, Zu P. Soc. Ital. II 136 (Tragödie) Studi Mil. I 72.

Calderini, Zum X in den Ichneutai. Studi Mil. I 78.

Calderini, Zu Achilles Tatius, Kleitophon und Leukippe (Oxy X 1250). Studi Mil. I 82.

Calderini-Mondini, Zu Herakleides Lembos (Oxy X 1367) Studi Mil. III 111.

Collart, Zum Isishymnus Oxy XI 1380. Revue Égyptologique N. S. I 93.

Lavagnini, Un frammento di un nuovo romanzo greco di Troia? (Neue Deutung des Textes Aegyptus I 154.) Aegyptus II 192.

Lavagnini, Integrazioni e congetture a frammenti di romanzi greci (zum Ninos-, Parthenope-, Chione-Roman). Aegyptus II 200.

Calderini, Zu den Epigrammen Soc. Ital. I 17. Studi Mil. I 19.

Amadeo, Zu Soc. Ital. II 120, Sentenzen. Studi Mil. I 57.

Schubart, Das zweite Logion Oxy IV 654. Zeitschr. f. NTliche Wissenschaft 20, 215.

Pfeiffer, Callimachi fragmenta nuper reperta. Lietzmann, Kleine Texte 145. Bonn 1921.

Schriftkunde. Buchwesen

Gardthausen, Die griechischen Handzeichen. Wessely, Studien zur Paläographie und Papyruskunde XVII (1918).

Gardthausen, Di.emu der äg. Notare. Ebenda.

Schubart, Fragen und Aufgaben der Papyrusschriftkunde. Zeitschr. d. Deutschen Vereins f. Buchwesen u. Schrifttum. 1918. 5/6.

Schubart, Das Buch bei den Griechen und Römern. 2. Aufl. Berlin-Leipzig 1921.

Chronologie

Datierung im 3. Jahrh. v. Chr., das ägyptische und das makedonische Jahr:

Edgar, On the dating of early Ptolemaic Papyri. Annales du Service des Antiquités XVII (1917) 209.

Lesquier, Les nouvelles études sur le calendrier ptolémaique. Revue Égyptologique. N. S. II 128. Die makedonischen und ägyptischen Doppeldaten, wie sie besonders die Zenon-Papyri für die späteren Jahre des Ptolemaios Philadelphos geben, führen zur Untersuchung der verschiedenen Jahresrechnungen in dieser Zeit und zu dem Ergebnisse: 1. Der erste Tag des Jahres unter Ptolemaios Philadelphos ist ein festes Datum des makedonischen Kalenders; die Jahre zählen wechselnd 354 und 384 Tage und in jedem zweiten Jahre wird ein *Περίτιος ἐμβόλιμος* eingeschaltet; da das ägyptische Jahr 365 Tage hat, wandert sein Verhältnis zum makedonischen Jahresanfang von Jahr zu Jahr; 2. in den letzten Jahren des Philadelphos gehen drei Jahresrechnungen neben einander her: die eine in den amtlichen Rechnungen, die zweite im amtlichen Gebrauche des Dioiketes, und das ägyptische Jahr, das gleich dem Jahre *ὧν αἱ πρόςοδοι* ist.

Kaiser Probus: Westermann, thé papyri and the chronology of the reign of the emperor Probus. Aegyptus I 297.

Eine Ära Constantins beginnend 306, erscheint in einer Urkunde von 353 n. Chr. als Jahr 47. Besprechung der Ären von Oxyrhynchos. Oxy XIV 1632. Vgl. auch Soc. Ital. V 466. 467. VI 708.

Der Staat der Ptolemäer

Außerhalb der Zeit, die bis jetzt durch Papyrusurkunden vertreten wird, aber doch wichtig, weil es sich um ihre Voraussetzungen handelt, steht der eingehende Aufsatz von Cloché, La Grèce et l'Égypte de 405/4 à 342/1 avant J.-C. Revue Égyptologique N. S. I 210. II 82.

Philokles, Der Admiral des Ptol. Philad., bestimmt Schiedsrichter für innere Streitigkeiten in dem damals von Ägypten beherrschten Samos: *ἐπειδὴ διαφερομένων τῶμ πολιτῶν τὰ πρὸς ἀλλήλους ὑπὲρ τῶν μετεώρων συμβολαίων βουλόμενος ἐν ὁμονοίαι τὴμ πόλιν εἶναι Φιλοκλῆς βασιλεὺς Σιδονίων ἔγραψεν, ὅπως ὁ δῆμος ὁ Μυνδίων ἀποστείληι δικαστήριον τὸ διαλῦσον τὰ μετέωρα συμβόλαια* usw. Ehreninschrift für die Abordnung aus Myndos. Schede, Aus dem Heraion von Samos, Nr. 9. Athen. Mitt. 44.

Ptol. Herrschaft über Samos. Zeit des Ptol. Philad. Samischer Ehrenbeschluß für *Πέλοψ Ἀλεξάνδ[ρ]ου Μακεδὼν φίλος ὢν τοῦ βασιλέως Πτολ[εμ]αίου τεταγμένο[ς] ἐπὶ δυνάμεω[ς]* (oder *δυνάμεω[ν]*) usw. ·Schede, Aus dem Heraion von Samos. Nr. 11. Athen Mitt. 44.

Festgesandtschaft aus Samos nach Alexandreia. 247/6 oder 243/2 v. Chr. (Wiederkehr der penteterischen Spiele. Ehrenbeschluß für den Samier Bulagoras: Z. 25 ff. *ἔν τε τῶι ἐνεστηκότι ἐνιαυτῶι καθηκούσης τῆς τῶν θεωρῶν ἀποστολῆς εἰς Ἀλεξάνδρειαν εἰδώς, ὅτι ὁ δῆμος περὶ πλείστου ποεῖται τὰς τοῦ βασιλέως Πτολεμαίου τιμὰς καὶ τῆς ἀδελφῆς αὐτοῦ βασιλίσσης Βερενίκης, ἐπειδὴ εἰς μὲν τοὺς στεφάνους αὐτῶν καὶ τὰς θυσίας, ἃς ἔδει συντελέσαι τοὺς θεωροὺς ἐν Ἀλεξανδρείαι, περι⟨ω⟩ρισμένα ὑπῆρχεν χρήματα, εἰς δὲ τὰ ἐφόδια τῶι ἀρχιθεωρῶι καὶ τοῖς θεωροῖς, ὑφ' ὧν ἔδει τοὺς στεφάνους ἀποκομισθῆναι καὶ συντελεσθῆναι τὰς θυσίας οὐχ ὑπῆρχεν οὐδ' ἦν, ὅθεν ἐπὶ τοῦ παρόντος ποριςθήσεται, βουλόμενος μηθὲν ὑπολειφθῆναι τῶν προεψηφισμένων τιμίων τῶι βασιλεῖ καὶ τῆι βασιλίσσηι καὶ τοῖς γονεῦσιν καὶ προγόνοις αὐτῶν ὑπέσχετο τὸ εἰς ταῦτα ἀργύριον αὐτὸς προχρήσειν ἐκ τοῦ ἰδίου* usw. Schede, Aus dem Heraion von Samos Nr. 13. Athen. Mitt. 44.

Die syrischen Provinzen des Ptolemäerreichs. Häufig erwähnt in den Zenon-Akten, Soc. It. IV. V. VI. und Edgar Papyri. Zeit des Philadelphos. z. b. *Πηγαῖς. ἐξ Ἀμμώνων. εἰς Ἰόπην. Ναβαταίους. εἰς Αὔρανα* Soc. It. IV 406. *εἰς Πτολεμαΐδα, εἰς Τρίπολιν* Soc. Ital. V 495 (258/7 v. Chr.) VI 616. *ἐν Βαιτανατοις* (Bethanath in Palästina, Edgar) Soc. Ital. VI 594 III. *ἐν Γάζηι. ἐν Ῥαββαταμμάνοις. ἐν Βίρται τῆς Ἀμμανίτιδος* Edgar 3. *ἐν Σιδῶνι, ἐν Ἰόπηι, ἐκ Γάζης εἰς Τύρον* Edgar 14. Die Familie der Tobiaden im Ostjordanlande (Schürer I 195): Tubias z. Z. des Ptol. Philad: *ἐν Βίρται τῆς Ἀμμανίτιδος;* erwähnt werden *τῶν Τουβίου ἱππέων κληροῦχοι* Edgar 3. Briefe des Tubias an den König und an Apollonios, den Dioiketes, Edgar 13. Zusammenfassende Darstellung: Gressmann, Die ammonitischen Tobiaden, S. B. Berl. Ak. 1921, 663.

Heirat der Berenike und des Antiochos, wohl 252 v. Chr., im 33. Jahre des Ptol. Philad. Der König begleitete seine Tochter bis Pelusion, von da an führte sie der Dioiketes Apollonios bis zur Reichsgrenze nördlich von Sidon. Brief vom 33. Jahre: *Ἀρτεμίδωρος Ζήνωνι χαίρειν. εἰ ἔρρωσαι, εὖ ἂν ἔχοι. ἔρρωμαι δὲ καὶ ἐγὼ καὶ Ἀπολλώνιος ὑγίαινεν καὶ τἆλλα ἦν κατὰ γνώμην. ὅτε δέ σοι ἔγραφον, παρεγενόμεθα εἰς Σιδῶνα συμπορευόμενοι τῆι βασιλίσσηι ἕως τῶν ὁρίων* es folgen persönliche Aufträge, wohl im Namen des Dioiketes. P. Edgar 42. Vgl. Wilcken, Arch. f. Pap. Forschung VI 452.

Zum Kriege Antiochos III. mit Ptolemaios Philopator. In einer *ἔντευξις* aus der Zeit Philopators wird ein Feldzug *εἰς Πηλούσιον* erwähnt. Dann: *[συμβάντος δὲ] παραγγελῆναι ἡμεῖν ἑτοίμους εἶναι πρὸς τὴν ὡραί[αν;* weiter *οὐ συνεστρατεύσατό σοι, βασιλεῦ, ἐπὶ Συρίαν ἐν τῶι* [ε̄ L; endlich *κα[ὶ τοῦ] γ̄* L *εἰς Πη[λούσιον καὶ τ]οῦ δ̄ εἰς τὸν*

Βουβαστίτην καὶ τοῦ ε ἐπὶ Συρίαν [*συνεστρατευσ*]*άμην σαι* (l. *σοι*). Zum Zuge nach Pelusion im 3. Jahre verweist Wilcken auf Polyb. V 62, 4; neu sei der Zug *εἰς τὸν Βουβ.* 218 v. Chr., wahrscheinlich sei der König damals nicht weiter vorgerückt. P. Frankfurt 7.

Karische Stadtverwaltung. Jahr 39 des Ptol. Philad. Der Text ist stark durchkorrigiert. *Ἀπολλωνίωι διοικητῆι χαίρειν Θεόπροπος θεωρὸς ἀπὸ Καλυνδῶν. τοῦ η καὶ λ* L *ὁ γεωργός μου Θήρων ἐπρίατο παρὰ τῆς πόλεως παρασχεῖν οἶνον τῆι γινομένηι πανηγύρει ἐγ Κυπράνδοις κατ' ἐνιαυτόν, ὑπὲρ οὗ ἐγὼ παρέσχον τὸν οἶνον μετρητὰς πδ, τὸμ μετρητὴν ἀνὰ* ⊢ *ι, ὃ γίνονται* ⊢ *ων* (*δανεισάμενος τόκων ἐννόμων δια τὸ τὸν Θήρωνα μὴ ἔχειν ἀνηλῶσαι δι' ἐμοῦ δὲ ἠγορακότα*) *καὶ εἰς τοῦτο ἀποδεδωκότων μοι τῶν ταμιῶν Διοφάντου καὶ Ἀκρισίου* ⊢ *χ, τὸ δὲ λοιπὸν* (⊢ *σν*) *οὐκ ἀποδιδόντων* ⊢ *σν διὰ τὸ μὴ πεσεῖν πάσας τὰς συμβολάς, κατέστησα τοὺς ταμίας ἐπί τε τὸν στρατηγὸν Μότην καὶ τὸν οἰκονόμον Διόδοτον ἀπαιτῶν τὰς σν* ⊢. *οἱ δὲ ταμίαι Διόφαντος καὶ Ἀκρίσιος ἠξίουν ψήφισμα αὐτοῖς γραφῆναι φάμενοι οὐκ εἶναι κύριοι ἄνευ ψηφίσματος ἀποδιδόντες, οἱ δὲ πρυτάνεις καὶ ὁ γραμματεὺς παρήλκυσαν καὶ οὐκ ἔγραψαν τὸ ψήφισμα ἕως ὅτου προχειρισθεὶς θεωρὸς μετὰ Διοφάντου ἑνὸς τῶν ταμιῶν παρεγενήθην ἐνταῦθα πρὸς τὸν βασιλέα. εἰ οὖν σοι δοκεῖ, καλῶς ποιήσεις γράψας πρός τε τὴν πόλιν ἡμῶν καὶ τὸν στρατηγὸν καὶ τὸν οἰκονόμον ἀποδοθῆναί μοι τὰς σν* ⊢ (*καὶ τὸν τόκον ὅσος ἂν γένηται ἀφ' οὗ εἰςανήλωκα εἰς τὸν οἶνον τῆι πόλει αὐτὸς παρ' ἑτέρων δανεισάμενος καὶ τόκους φέρων ἔτι καὶ νῦν*) [*ἵνα*] *μὴ ἀδικηθῶ ἀλλὰ καὶ ἐγὼ ὦ τῆς παρὰ σοῦ φιλανθρωπίας τετευχώς.*

Am Rande: ([*ἐπειδ*]*ὴ καὶ πρότερον ἑτερο*[. . . . . .]. *σιν ε*[. . . . .]. *το ἀποδ*[*οῦναι*] *διὰ τὸ μὴ ἐ*[*κπο*]*ιῆσαι ἐκ τῶν σ*[*υμβ*]*όλων τὴν ἀ*[*πόδ*]*οσιν γενέσθαι*). Die runden Klammern auch im Papyrus.

In Kalynda bestehen: 1. königliche Behörden: Stratege und Oikonomos; 2. städtische *ταμίαι, πρυτάνεις*, ein *γραμματεύς*; ein folgender Text erwähnt auch *βουλὴ* und *δῆμος*. Die Stadt schickt einen *θεωρὸς* nach Alexandreia. Es wird vorausgesetzt, daß der Dioiketes als Reichsminister nicht nur den königlichen Beamten in der autonomen Stadt, sondern auch der Stadt selbst, etwa durch ein Schreiben an *βουλὴ* und *δῆμος*, Anweisungen geben kann. P. Edgar 54a 7ff.

Der Ptolemäerhof. Belistiche, die Geliebte des Ptolemaios Philadelphos, als Kanephore der Arsinoë. Jahr 35 des Pt. Ph. *Βασ. Πτολ. τοῦ Πτολ. Σωτ.* L *λε* [*ἐφ' ἱερέως Πτολ*]*εμαίου τοῦ Ἀνδρ*[*ομ*]*άχου Ἀλεξάνδρου καὶ θεῶν Ἀδελφῶν* [*κανηφόρου Ἀ*]*ρσινόης Φιλαδέλφου Βιλιστίχης τῆς Φίλωνος* P. Edgar 46. Vgl. Wilcken, Arch. f. P. F. VI 453.

Stellung des ptol. Dioiketes. Zeit des Ptol. Philad. Die Hierodulen an Zenon: Der König habe sie vom Frondienste befreit *ὡσαύτως δὲ καὶ Ἀπολλώνιος;* später *καθὰ καὶ ὁ βασι*[*λε*]*ὺς καὶ Ἀπολλώνιος ὁ διοικητὴς συντέταχεν.* Vielleicht hat auch gerade Apollonios eine besondere persönliche Macht besessen. Soc. Ital. IV 440.

Königseid 251/0 v. Chr. beim Daimon des Königs: *ὀμν*]*ύω δέ σοι τὸν βασιλέως δαίμονα καὶ τὸν Ἀρσινόης* Soc. Ital. IV 361.

Das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben im hellenistischen Ägypten dargestellt von Rostowzew, the foundations of social and economic life in Egypt in Hellenistic times (Journal of Egyptian Archaeology VI [1920] 161), mir nur durch Bells kurzen Bericht bekannt: 'a picture of what might well be called a semi-servile state'.

Doppelurkunde: ein Berl. Papyrus aus der Zeit des Ptol. Philad. über ein Getreidedarlehn zeigt, daß schon damals der Außentext als Haupttext behandelt wurde. In den Notariatsurkunden rührt die verkümmerte Innenschrift immer vom Grapheionbeamten selbst her, der diese Echtheitsbestätigung selbst vollziehen mußte. Schönbauer, zur Entwicklung der Doppel-Urkunde in ptol. Zeit (Zeitschr. Sav. Stift. R. A. 39, 224). Vgl. Wilcken (zu Soc. Ital. IV 337) Arch. f. P. F. VI 387.

Ägyptische Urkunden: Möller, zwei ägyptische Eheverträge aus vorsaïtischer Zeit. Abh. Berl. Ak. phil.-hist. Kl. 1918 Nr. 3. Möller, ein ägyptischer Schuldschein der 22. Dynastie. Sitz.-Ber. Berl. Ak. phil.-hist. Kl. 1921, 298. Spiegelberg, der demot. Pap. der Stadtbibliothek Frankfurt a. M. (mit jurist. Beitrage von Partsch). Junker, Pap.-Lonsdorfer I., ein Ehepakt aus der Zeit des Nektanebos. Sitz.-Ber. Wiener Ak. phil.-hist. Kl. Bd. 197, 2.

Ägypten als römische Provinz

Rede über den Kaiserkult. Pap.-Rolle. 3. Jahrh. n. Chr. Vgl. Deubner, Sitz.-Ber. Heidelb. Akad. 1919. Abhandlung 17. Der Verfasser war vielleicht ein Sophist des 2. Jahrh. in Alexandreia; er meint wohl den Kult des C. Julius Caesar. Die am besten erhaltene Stelle lautet in der sehr anfechtbaren Herstellung von Grenfell und Hunt: *ποιητέον, ταῦτα [Καί]σαρα καὶ σεμνύνειν ἂν [β]ούλοιτο, λέγω δὲ ἃ τῷ Κα[ίσ]αρί φασι τελεῖν. κα[ὶ] γὰρ ἐ[ξ] ἀρχῆς οὐχ εὕρομεν ἡμεῖς αὐτά, καλῶς ποιοῦντες, ἀλλὰ Νικαεύς ἐστιν ὁ πρῶτος καταστήσας. ὁποῖος μὲν ἄνθρωπος, οὐ δεῖ λέγειν· ἔστω δ' οὖν ἐκείνου καὶ παρ' ἐκείν[ο]ις τελείσθω μόνοις, ὥσπερ παρὰ τοῖς Ἀθηναίοις τὰ τῶν Ἐλευσινίων, εἰ ⟨μὴ⟩ βουλόμε[θ]α αὐτὸν ἀσεβεῖν τὸ[ν] Καίσαρα, ὥσπερ ἂν καὶ τὴ[ν Δ]ήμητραν ⟨ἀ⟩σεβ[ο]⟨ῖ⟩μεν ⟨⟨[ἀ]ν⟩⟩ ἐνθάδε τελοῦντες [α]ὐτῇ τὴν ἐκεῖ[σ]ε τελε[τή]ν, οὐ γὰρ ἐθέλει ἀνεῖ[να]ι? τῶν τοιούτων οὐδέν. [ὅτι] δ' οὐκ ἀφαιρήσεσθ[ε τὴν] δόξαν τῆς ἀθαν[ασίας] τοῦ Καίσαρος ἐὰ[ν ἐμοὶ? π]εισθῆτε, παράδε[ιγμα ὑ]μῖν ἐρῶ τὸ νῦν* usw. Oxy XIII 1612.

Kaiser Constantin in Ägypten? Die Dekane eines Dorfes übertragen das Amt eines *ῥαβδοφόρος* dem *Αὐρήλιος Ἡρακλείδης Σκυλακίου ἐπιμελητὴς ζῴων ἀποστελλομένω[ν εἰς τ]ὴν Βαβυλῶνα πρὸς θείαν ἐπιδημίαν* 325 n. Chr. Oxy XIV 1626.

Zum **Edikt des Petronius Mamertinus über den Konvent** in der Thebaïs, P. Rylands II 74, vgl. Wilcken, Arch. f. P. F. VI 373.

Erlaß des Statthalters Petronius Mamertinus über die Angareia. 133—7 n. Chr. *Μᾶρκος Πετρώνιος Μα-*

μερτῖνος ἔπαρχος Αἰγύπτου λέγει· ἐπέγνων πολλοὺς τῶν στρατ[ι]ωτῶν ἄνευ διπλῆς διὰ τῆς χώρας πορευομένους πλοῖα καὶ κτήνη καὶ ἀνθρώπους αἰτεῖν παρὰ τὸ προσῆκον, τὰ μὲν αὐτοὺς π[ρ]ὸς βίαν ἀποσπῶντας, τὰ δὲ καὶ κατὰ χάριν ἢ θαραπείαν (sic) *π[α]ρὰ τῶν στρατηγῶν λαμβάνοντας, ἐξ οὗ τοῖς μὲν ἰδιώταις ὕβρις τε καὶ ἐπηρείας γείνεσθαι, τὸ δὲ στρατ[ι]ωτικὸν ἐπὶ πλεονεξίᾳ καὶ ἀδικίᾳ λαμβά[ν]εσθαι συνβέβηκε. παραγγέλλω δὴ τοῖς στρατηγοῖς καὶ βασιλικοῖς ἁπαξαπλῶς μηδενὶ παρέχιν ἄν[ε]υ διπλῆς μηθὲ ἓν τῶν ἰς παραπομπὴν διδο[μέ]νων μήτε πλέοντι μήτε πεζῇ βαδί[ζον]τι, ὡς [ἐμ]οῦ κο[λ]άσοντος ἐρρωμένως, ἐάν τις ἀλῷ μετὰ τ[οῦτο] τὸ διάταγμα λαμβάνων ἢ διδοὺς τι τῶν [προειρη]μένων.* Soc. Ital. V 446.

Zu den Statthalteredikten besonders über die Dauer ihrer Gültigkeit vgl. Wilcken, Zu den Edikten. Zeitschr. d. Sav. St. R. A. 42, 124.

K a i s e r l i c h e R e s k r i p t e. An der Inschrift von Skaptopara legt d. Verf. seine Deutung von rescripsi und recognovi und den Geschäftsgang der kaiserlichen Kanzlei in Rom dar: F. Preisigke, Die Inschrift von Skaptoparene in ihrer Beziehung zur kaiserlichen Kanzlei in Rom. Schriften der Wiss. Gesellschaft in Straßburg Heft 30. 1917.

Zum Teil gegen Preisigke behandelt Wilcken die Reskripte und stellt vor allem den Unterschied der epistula von der subscriptio fest. Wilcken, Zu den Kaiser-Reskripten, Hermes 55, 1.

Derselbe tritt für Severus Alexander als Verfasser des Edikts über das aurum coronarium P. Fay. 20 ein gegenüber Dessau, der an Julian gedacht hatte. Wilcken, Zeitschr. d. Sav. St. R. A. 42, 124.

Vgl. Collinet, le P. Berol. gr. inv. No. 2745 et la procédure par rescrit au V e siècle. Revue Égyptologique N. S. II 70.

R ö m i s c h e s R e c h t u n d r ö m i s c h e S t a a t s v e r w a l t u n g. Eine Reihe von Sätzen des römischen und des alexandrinischen Privatrechts, staatsrechtliche Grundsätze und Ordnungen oder Anwendungen der Verwaltungsregeln liegen ziemlich willkürlich vereinigt vor in einer Papyrusrolle aus der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr., dem sog. G n o m o n d e s I d i o s L o g o s, dem Auszuge einer Dienstanweisung an den Idios Logos, einen der höchsten römischen Beamten der Provinz Ägypten. Der Einleitungssatz führt den Kern auf Augustus zurück; Zusätze späterer Kaiser, des Senats, der Statthalter und Idiologen seien hinzugetreten. Einiges geht sogar sichtlich auf ptolemäische Zeit zurück. Die einzigartige Bedeutung des Papyrus besteht darin, daß seine mehr als hundert Paragraphen nicht wie die Urkunden Einzelfälle sondern Rechtssätze und Anordnungen mitteilen. Zunächst liegt nur der Text vor; eine geschichtliche Erläuterung ist zu erwarten. Schubart, Der Gnomon des Idios Logos. Erster Teil: der Text. Berlin, Weidmannsche Buchh. 1919. Der Text ist abgedruckt und kurz erläutert von P. Meyer, Juristische Papyri Nr. 93. Verbesserungen und neue Deutungen haben geliefert Naber im Museum 27 Nr. 10 (Juli 1920), Lenel-Partsch, Sitz.-Ber. d. Heid. Ak. phil.-hist. Kl. 1920, 1. Th. Reinach, un code fiscal de l'Égypte Romaine (Nouvelle Revue Historique de Droit Français et Étranger) Paris 1920/21. Über die Stellung der Ägypter zu Rom nach dem Gno-

mon: Schubart, Rom und die Ägypter. Zeitschr. für Äg. Sprache 56, 80. Den Idios Logos selbst, seine Aufgabe und seine Wirkung, hat Plaumann geschildert: durch kritische Behandlung und Sammlung aller Nachrichten kommt er zu der Deutung, der Idios Logos sei nicht eine besondere Kasse des ptolemäischen und römischen Ägyptens, sondern ein Sonderkonto für Geldbußen und andre außerordentliche Einnahmen, in der Kaiserzeit durch einen römischen Prokurator verwaltet. Einige Einzelabhandlungen werden eingeschoben, ein Verzeichnis der bisher bekannten Idiologen hinzu gefügt. Plaumann, der Idioslogos. Abh. Berl. Akad. 1918 Nr. 17. Berlin 1919.

Frondienst, Liturgie, Beamtentum werden zusammenfassend besprochen von Fr. Örtel. Die Begriffe der Fron und der Liturgie werden untersucht, dann mit Hilfe des gesamten Urkundenstoffes die Stellung der einzelnen Beamten. Der Unterschied der Ptolemäerzeit von der Kaiserzeit: 'gebundene Arbeit von Halbhörigen in weitem Umfange, daneben auch Fronde'. Zwangspacht und Zwangsamt sind Ausnahmen — Ausdehnung der Liturgie mit Einschluß des Ehrenamts, der *ἀρχή*. Das Buch ist für alle Fragen des Beamtenwesens Grundlage weiterer Forschung, darüber hinaus reich an Aufschlüssen aus der Wirtschaftsgeschichte. Fr. Oertel, die Liturgie. BGT. 1917.

Liturgie. *ἐπιδὴ αἱρῖται ἐμοί τε καὶ τῷ ἡμετέρῳ υἱῷ Θωνίῳ ἐν τῷ ἑξῆς ἐνιαυτῷ ὀκταμηνιαῖος χρόνος λιτουργίας, ἠξιώσαμεν δέ σαι εἰσαγγεῖλαι ἡμᾶς εἰς κουφοτάτην χρίαν, τουτέστιν εἰς φυλακίαν ἱεροῦ Θοηρίου διὰ τὴν περὶ ἡμᾶς μετριότητα, καὶ πίστις συνέθου ἡμεῖν κατὰ ταῦτα καὶ αὐτοὶ ὁμολογοῦμεν ἀντὶ ἴσης ἀμοιβῆς καὶ χάριτος ἐπάναγκες ἡμᾶς ὅλον τὸν ἐνιαύσιον χρόνον πληρῶσαι ἐν τῇ τοῦ αὐτοῦ ἱεροῦ Θοηρίου ἀρχιφύλακος χώρᾳ ἀντὶ τῶν μηνῶν ὀκτώ.* Oxyrhynchos, 342 n. Chr. Oxy XIV 1627.

Epikrisis-Urkunde 167 n. Chr. Soc. Ital. V 447.

Epikrisis-Urkunde um 276 n. Chr. Nachweis der Zugehörigkeit zur Klasse *ἐκ τοῦ γυμνασίου*; die Vorfahren werden von der *γραφὴ* unter Augustus 4/5 n. Chr. an aufgeführt. Soc. Ital. V 457. Vgl. Lesquier, L'armée Romaine (Heer).

στρατηγὸς Ἀρσινοίτου. Preisigke vermutet, daß im 1. Jahrh. n. Chr. ein Stratege des Arsin. Gaus über den Strategen der *μερίδες* gestanden habe. P. Straßburg 2, 118.

Kranz-Steuer, *στεφανικόν.* Eine große Rechnung für den Oxyrhynchites, Zeit Elagabals, auf 5 Tage aufgestellt, ergibt fast 13 Talente, demnach auf das Jahr fast 950 Talente. Oxy XIV 1659.

Der Frauen-Kyrios: für eine Römerin wird er durch den Präfekten bestellt: Grenfell, a latin-greek diptych of A. D. 198. Bodleian Quarterly Record II 259.

Hibe. Bilabel, Der griechische Name der Stadt el Hibe. Philologus 1921, 422.

Demoi von Antinoopolis. *Παυλινίου τοῦ καὶ Ἰσιδίου, Ἀθηναιέως τοῦ καὶ Ἀρτεμεισείου.* 207 n. Chr. Oxy XIV 1706.

Demoi von Alexandreia. *Εὐθηνοδίῳ τῷ καὶ Ἀλθαεῖ.* 204 n. Chr. Oxy XIV 1707.

Hermupolis: kurz die Topographie, ausführlicher die Verwaltung, die Schichten der Bevölkerung, die Beamten, der Rat werden bis ins 4. Jahrh. verfolgt, mehr in allgemeinem Überblick als in eindringender Behandlung der einzelnen Fragen: Méautis, Hermoupolis-la-Grande. Lausanne 1918. Knapper Abriß der Topographie: H. Schmitz, Topographie von Hermopolis Magna. Freiburg i. B. 1921.

Städtische Selbstverwaltung: Jouguet, Les *βουλαὶ* Égyptiennes à la fin du III° siècle après J.-C. Revue Égyptologique N. S. I 50 ff. Verfasser untersucht eingehend die Ratsakten des 12. Oxyrhynchus-Bandes mit dem Ergebnis, daß der oberste Stadtbeamte und Ratsvorsitzende, der Prytanis, die Besetzung der Ämter (*ἀρχαί*) dem Rate vorlegt; die Beamten (*ἄρχοντες*) werden von ihren Vorgängern bestimmt, aber nicht ausnahmslos. Der Rat hat auch mit den Pflichtlieferungen an den Staat zu tun. Im Allgemeinen scheinen mehr und mehr seine rein städtischen Aufgaben hinter den staatlichen zurückzutreten. Stadt und Gau werden allmählich eine Verwaltungseinheit, der Stratege verliert seine Bedeutung an die Bule. Der Anfang des 4. Jahrhunderts scheint dafür entscheidend zu sein.

Byzantinische Staatsverwaltung. Aus dem System der Liturgie, dem wirtschaftlichen Zusammenbruche seit dem 3. Jahrh. n. Chr. und der Entstehung des Großgrundbesitzes erwächst die Hörigkeit der Bauern und die Verdrängung der Staatsgewalt durch den feudalen Grundadel. Auch das Gewerbe wird Zwangsberuf. Zugleich mit dem Aufstiege des Christentums stirbt die griechische Bildung ab. Ägypten, seit Alexander ins hellenische Wesen gezogen, sinkt in den Orient zurück. Zusammenfassende Darstellung: H.-J. Bell, The Byzantine Servile State in Egypt. Journal of Egyptian Archaeology IV Heft 2/3. 1917.

Münzwesen in byzant. Zeit: Milne, the organisation of the Alexandrian mint in the reign of Diocletian. Journal of Egyptian Archaeology III (1916) 207.

Die Bevölkerung Ägyptens in griechisch-römischer Zeit. Die häufigen Personalbeschreibungen der Urkunden, körperliche Merkmale und Narben, werden gesammelt von Hasebroek, Das Signalement in den Papyrusurkunden. Papyrusinstitut Heidelberg, Schrift 3. Berlin-Leipzig 1921.

Mit der Herkunft, namentlich der ptolemäischen Soldaten, beschäftigen sich Calderini und Mitarbeiter in: Ricerche etnografiche sui papiri Greco-egizi. Stud. Mil. III 3. Ganz allgemein ist Giuffrida Ruggeri, appunti di etnologia egiziana. Aegyptus II 179.

Heer

1. Zum ptolemäischen Heere: Königseid von 4 Soldaten der Nesioten-Landsmannschaft; vielleicht aber gehören diese *νησιῶται* nicht zu dem Bunde der Nesioten von den Kykladen, sondern zu den Inseln der ägyptischen Küste wie die *νησιώτιδες* im Gnomon des Idios Logos. P. Meyer, Klio 15, 376.

τῆς ἐπιγονῆς. Wilcken, Arch. f. P. F. VI 368 weist auf einen demotischen Text hin, den Griffith übersetzt: 'geboren in Ägypten unter

den Soldatenkindern'. Es sei also die in Ägypten geborene Nachkommenschaft der ptolemäischen Soldaten, hauptsächlich der angesiedelten Kleruchen. Woeß, Zeitschr. d. Sav. St. R. A. 42, 176 ff.: 'Die *ἐπιγονή* bezeichnet die im Lande geborene Kolonistenschaft, aber nicht die ganze, sondern nur einen, allerdings weitaus den größten Teil derselben. *E.* ist der Inbegriff der im Lande geborenen fremdstämmigen Bevölkerung gleicher Nationalität, soweit sie nicht in einem *πολίτευμα* organisiert ist.' Die *πολιτεύματα*, und die Truppen waren solche, stellen die Auslese der staatsrechtlich Gehobenen dar, während *E.* die breite Masse der nicht aufgerückten Kolonistenschaft ist. Vgl. auch Schönbauer, Zeitschr. d. Sav. St. R. A. 39, 224 ff.

Zu BGU. IV 1185 u. d. *κατεσχημένοι κλῆροι* Wilcken, Arch. f. P. F. VI 404.

σταθμός 244/3 v. Chr. Der Soldat Agathokles vermietet einen Teil seines *σταθμός* auf 20 Jahre. P. Straßb. 2, 92.

Sold: 3. Jahrh. v. Chr. Mehrere Kassenverfügungen. P. Straßb. 2, 103—108.

2. Das römische Heer in Ägypten: Lesquier, l'armée Romaine d'Égypte d'Auguste à Dioclétien. Mémoires de l'Institut Français du Caire 41. Le Caire 1918.

Dies große zusammenfassende Werk, das alle früheren Untersuchungen, besonders P. Meyers Heerwesen, verarbeitet und überholt, beginnt mit ausführlichen Angaben über die Quellen und die Darstellungen. Nach einem Abriß der Geschichte des Besatzungsheeres von Gabinius bis auf Diokletian werden die Truppenkörper besprochen, die legio XXII Deiotariana, legio III Cyrenaica, legio II Traiana fortis, die cohortes, alae usw. sowie die classis Augusta Alexandrina. Den höchsten Stand erreichte die Besatzung unter Augustus und Trajan, bis zu 25000 Mann; im Durchschnitt betrug sie etwa 13000 Mann. Den Oberbefehl führte der praefectus Aegypti; an der Spitze der Legionen standen nicht Legaten, sondern Präfekten, die aus den primipili hervorgingen. Auch die übrigen Offiziere werden behandelt. Die vielbesprochene Epikrisis erkennt Lesquier als Feststellung und Prüfung des status civitatis der Bevorrechteten, die von der Kopfsteuer frei und allein zum Heeresdienste berechtigt sind (vgl. Oxy XII 1451. 1452); es gibt keine militärische, fiskale, gymnasiale, sondern nur eine *ἐπίκρισις*. Den Truppenersatz bezog man im 1. Jahrh. hauptsächlich aus Kleinasien, später aus Ägypten selbst. Herkunft und Stellung des Ersatzes werden ausführlich geschildert. Ein weiteres Kapitel gilt dem Dienstbetriebe, der allmählich zum Ausgleiche der Legionen und auxilia führte, den Abkommandierungen zu Polizeidiensten und öffentlichen Arbeiten, dem Solde, den Eheverhältnissen der Soldaten und ihrer Stellung zum Kultus. Es folgen die Veteranen: honesta missio, civitas, conubium, Ansiedlung; dann Nahrung und Kleidung des Heeres sowie die Mittel ihrer Beschaffung. Besonders wertvoll ist ein Überblick über die Verteilung der Besatzungstruppen über Ägypten, die Oasen, die Wüstenstraßen und die Südgrenze. Die Conclusion sucht Ergebnisse für das gesamte Reichsheer zu gewinnen. Anhang 1: Sammlung von 45 zerstreuten Inschriften. 2: P. Lond. 482, vgl. v. Premerstein, Klio III 32. 3: BGU. IV 1033 neu ergänzt. 4: Der lat. Pap.

Genf. 4. 5: Die äg. Präfekten von Augustus bis Diokletian (neuer als Cantarelli, la serie dei prefetti). 6: Aufzählung der bekannten Offiziere und Soldaten des römischen Heeres in Ägypten. Index. Karte.

Religion

Sarapis. Astarte. Zeit des Ptol. Philad. *Ζήνωνι χαίρειν οἱ ἱερεῖς Ἀστάρτ[ης τῆς τῶν ἐν Μέ]μφει Φοινικαιγυπτίων. εὐχόμεθά σοι παρὰ τῆι Ἀστάρτηι δοῦναί σοι ἐπ[αφροδισίαν πρὸ]ς τὸν βασιλέα. Ἡρόστρατος ἀπέστειλεν πρὸς σὲ τὸν ἐπιστολαγράφον περὶ τοῦ* [9 Bst. *Ἀσ]τάρτης τοῦ δόντος σοι τὴν ἔν[τε]υξιν ἐν τῶι Σαραπείωι ἀξιῶν σε ἐπιμελ[ηθῆναι πε]ρὶ τῆς ἐντεύξεως. εἶ οὖν σοι δ[οκε]ῖ διδόσθω ἡμῖν ἔλαιον καὶ κῖκι* [8 Bst.] *τηι ὃν τρόπον δίδοται τιμῆς ἔλαιον καὶ κῖκι εἰς τὰ ἱερὰ τῶν Καρῶν καὶ Ἑλληνομεμφιτῶν τὰ ἐμ Μέμφει. δίδοται γὰρ ἔλαιον καὶ κῖκι εἰς τὰ ἱερὰ τῶν Καρῶν καὶ Ἑλληνομ[εμ]φ[ιτῶ]ν τιμῆς τὸν χαλμαιαν τοῦ ἐλαίου ⊢ βΓ καὶ τοῦ κίκιος ⊢ αΡϹ τὸ δὲ ἱερὸν τῆς Ἀστάρτης ἐστὶν ὅμοιον τῶν ἱερῶν τῶν Καρῶν καὶ Ἑλληνομεμφιτῶν· ὡς δὲ αὐτοῖς γίνεται, γενέσθω τῶι ἱερῶι ἡμῶν. ε[ὐτύχ]ει.* Soc. Ital. V 531.

Sarapis. 258/7 v. Chr. Brief. *Ἀπολλωνίωι χαίρειν Ζωίλος Ἀσπέν[δ]ιος τ[ῶν . . .] ὃς καὶ διασυνεστάθη σοι ὑπὸ τῶν τοῦ βασιλέως φίλων. ἐμοὶ συμβέβηκε θεραπεύοντι τὸν θεὸν Σάραπιν περὶ τῆς σῆς ὑγιείας καὶ εὐ[η]μερίας τῆς πρὸς τὸμ βασιλέα Πτολεμαῖον τὸν Σάραπίμ μοι χρημα[τίζει]ν πλε[ον]άκ[ι]ς ἐν τοῖς ὕπνοις, ὅπως ἂν διαπλεύσω πρὸς σὲ καὶ ἐμ[φανίσω σοι τοῦτ]ο[ν] τὸ[ν] χρηματισμόν, ὅτι δεῖ συντελεσθῆναι αὐτ.* [20 Bst.] *καὶ τέμενος ἐν τῆι Ἑλληνικῆι πρὸς τῶι λιμέν[ι] κα[ὶ] ἱ[ερέα] ἐπιστατεῖν κ[αὶ] ἐπιβωμίζειν ὑπὲρ ὑμῶν. ἐμοῦ [δὲ] π[α]ρ* [28 Bst.] *ὅπως ἄμ με παρ[α]λύσηι τοῦ ἐνταῦθα [. . . ο]ν εἰς ἀρρωσ[τ]ία[ν] μ[ε πε]ριέβαλεν μεγάλην ὥστε καὶ κινδυνεῦσαί [με]. προσευξάμενος δ[ὲ] αὐ[τῶι ἐ]ά[μ με] ὑγιάσηι, διότι ὑπομενῶ τὴν λητο[υργ]ίαν καὶ ποιή[σει]ν τὸ ὑφ' αὐτοῦ προστασσόμενον. ἐπεὶ δὲ τάχιστα ὑγιάσθην, παρεγένετό τις ἐκ Κνίδου, ὃς ἐνεχείρησεν οἰκοδομεῖν Σαραπιεῖον ἐν τῶι τόπωι τούτωι καὶ προσαγηγόχει λίθους· ὕστερον δὲ ἀπεῖπεν αὐτῶι ὁ θεὸς μὴ οἰκοδομεῖν, κἀκεῖνος ἀπηλλάγη. ἐμοῦ δὲ παραγενομένου εἰς Ἀλεξάνδρειαν καὶ ὀκνοῦντός σοι περὶ τούτων ἐντυχεῖν, ἀλλὰ περὶ πραγματείας ἧς καὶ ὡμολογήκεις μοι, πάλιν ὑπετροπάσθην μῆνας τέσσερας. διὸ οὐκ ἠδυνάμην εὐθέως παραγενέσθαι πρός σε. καλῶς οὖν ἔχει, Ἀπολλώνιε, ἐπακολουθῆσαί σε τοῖς ὑπὸ τοῦ θεοῦ προστάγμασιν, ὅπως ἂν εὐίλατός σοι ὑπάρχων ὁ Σάραπις πολλῶι σε μείζω παρὰ τῶι βασιλεῖ καὶ ἐνδοξότερον μετὰ τῆς τοῦ σώματος ὑγιείας ποιήσηι. σὺ οὖν μὴ καταπλαγῇς τὸ ἀνήλωμα ὡς ἀπὸ μεγάλης σοι δαπάνης ἐσομένης, ἀλλ' ἔσται σοι ἀπὸ πάνυ λυσιτελοῦντος. συνεπιστατήσω γὰρ ἐγὼ πᾶσι τούτοις. εὐτύχει.* Verso: *Ζωίλου περὶ Σαράπιος. ∟κη Αὐδναίου θ ἐν τῶι Βερενίκης ὅρμωι. Ἀπολλωνίωι* P. Edgar 7. vgl. Wilcken, Arch. f. P. F. VI 394.

Sarapis und die sog. *κάτοχοι* werden nach der archäologischen Seite behandelt von Wilcken, Die griechischen Denkmäler vom Dromos des Serapeums von Memphis, Jahrb. des Kais. Deutschen Arch. Inst. 32, 149. Wilckens bekannte Deutung der *κάτοχοι* (zuletzt

Arch. f. P. F. VI 184), der Sethe nochmals widersprach (Gött. Gel. Anz. 1914, 385) wird an einem einzelnen Punkte unterstützt von Otto, Das Audienzfenster im Serapeum bei Memphis, Arch. f. P. F. VI 303. Eine wichtige demotische Urkunde dazu veröffentlicht Sethe, Ein bisher unbeachtetes Dokument zur Frage nach dem Wesen der *κατοχὴ* im Serapeum von Memphis, Papyrusinstitut Heidelberg, Schrift Nr. 2. Heidelberg. Allgemein zum Sarapis: Weinreich, Neue Urkunden zur Sarapis-Religion. Tübingen 1919. Zum Apis: Spiegelberg, Ein Bruchstück des Bestattungsrituals der Apisstiere. Zeitschr. f. äg. Sprache 56, 1.

Asyl. 1. Tempelstele aus Theadelphia im Faijum. 94/3 v. Chr. Die Priester der Isis Sachypsis *θεᾶς μεγίστης τῆς πρώτης ἐπιφανείσης* erbitten von Ptol. Alex. Philometor für den Tempel das Asylrecht, weil 'gottlose Menschen nicht nur die hierher flüchtenden Schutzflehenden (*ἱκέτας*) mit Gewalt heraus holen, sondern auch mit körperlicher Gewalt eindringen': *ἐπιχωρῆσαι ἄσυλον ὑπάρχειν τὸ διασαφούμενον ἱερὸν καὶ προθεῖναι στήλας λιθίνας ἐκ τῶν τεσσάρων ἀνέμων κυκλόθεν τοῦ ἱεροῦ πήχεσιν πεντήκοντα ἐχούσας ἐπιγραφὰς ἐνδόξως ὧι μὴ πρᾶγμα μὴ εἰςι⟨έ⟩ναι ὑπέρ τε σοῦ, μέγιστε βασιλεῦ, εἰς τὸ μηδένα εἰςβιάζεσθαι τρόπωι μηδενί, τοὺς δὲ παρὰ ταῦτα ποιοῦντας ἐνέχεσθαι ἱεροσ[υλίαι] καὶ πείπτειν ὑπ[ὸ πι]κροτέραν διάληψιν.* Damit wird die auch diese Abschrift einleitende Wendung *ἄσυλον κατὰ πρόςταγμα ὧι μὴ πρᾶγμα* (vgl. Wilcken, Chrest. 70) erklärt: 'que celui qui n'a rien à faire dans ce temple s'abstienne d'y entrer.' Am Schluße: Ausführungsverfügung an den Strategen Lysanias.

2. Zu der Tempelstele aus Euhemeria, Preisigke SB. 5827, die Lefebvre neu herausgibt, ist nachzutragen: Der Titel *χιλιάρχων λογχ.* ist vielleicht zu verbessern *χιλίαρχος λογχ.* Zum Krokodilgotte Psosnaus vgl. Spiegelberg, Das Heiligtum der zwei Brüder ÄZ. 54, 140. Wilcken Arch. VI 419 folgert aus SB. 5219 mit Unrecht, daß hier von einem besonderen Schutze der Priester durch das Asyl keine Rede sei; vielmehr gilt offenbar der Schutz des Asyls den *ἱκέται* und den ständig anwesenden Priestern. Im ganzen sind bisher 11 Stelen mit Asylinschriften bekannt, die aufgezählt werden. Lefebvre, *ἱερὰ ἄσυλα* du Fayoum. Annales du Service des Antiquités de l'Égypte XIX 38 ff. (1919).

Zum Asyl vgl. auch Soc. Ital. V 502, das unter Landwirtschaft abgedruckt ist. Ferner Oxy XIV 1639, wo es in einem Getreidedarlehnsvertrage des 1. Jahrh. v. Chr. heißt *ἀ[γ]ώγιμοί σο[ι δὲ ἐσόμεθα ἐπί τε τοῦ προωνομασμ[έν]ου Σαραπιείου καὶ ἐπὶ παντὸς ἀσύλου καὶ ἄρχοντ[ο]ς καὶ ὅπου ἂν τῶι καθόλου περιπίπτῃς ἡμῖν.* Die Beziehung der *ἀγώγιμος*-Klausel zum Asylrecht bespricht Woess, Zeitschr. d. Sav. St. R. A. 42, 176 ff.

Die Hathorkuh. 258/7 v. Chr. Beitrag des Königs zur Bestattung 100 Talente Myrrhen. Soc. Ital. IV 328. Das Wort *Ἔσεις* richtig auf die Hathorkuh gedeutet von W. Spiegelberg, Oriental. Lit. Zeitung 23, $_{258}$. Irrig Wilcken, Jahrb. d. Deutschen Archäol. Inst. 1917 XXXII 203 und Arch. P. F. VI 386.

Hierodulen. Zeit des Philadelphos. An Zenon *οἱ ἱερόδουλοι τῆς Βουβαστίου* (sic.) *ὄντες αἰλουροβοσκοί. καλῶς ποιῶν ὁ βασιλεὺς*

ἀφεῖκεν τὸ γένο[ς] τοῦτο κατὰ τὴν χώραν ἀλειτούργητον, ὡσαύτως δὲ καὶ Ἀπολλώνιος; sie beschweren sich über Fronarbeit. Soc. Ital IV 440.

Thoëris-Kult im Faijum. 36. Jahr des Ptol. Philad. *Ζήνων Ἀξάτηι χαίρειν. ἐγράψαμέν σοι καὶ πρότερον περὶ Κολλύθου τοῦ ἱερέως τῆς Θοήριος τῆς Φιλαδελφείας ἀποδίδοσθαι αὐτῶι τὸ γινόμενον παρὰ τοῦ ἱερέως τῆς Θοήριος εἰς τὸ ἱερὸν τὸ ἐμ Φιλαδελφείαι, σὺ δέ μοι ἀντέγραψας ὅτι γείνοιτο αὐτῶι εἰς τὸν ἐνιαυτὸν ⊢ ιβ. οὐδεὶς οὖν ἀποδίδω[σι]ν οὐδέν. σὺ οὖν σύνταξον ἀποδοθῆναι αὐτῶι πάντα τὰ ὀφειλόμενα. ἐκ τούτων γὰρ τὰς θυσίας ποιοῦνται. ἔρρωσο* ∟ *λς Μεσορεί.* P. Edgar 47.

Zum Erlasse des Ptolemaios Philopator über den Dionysoskult (Schubart, Amtl. Berichte aus den Kgl. Kunstsammlungen 1917, 190) bemerkt Wilcken, Arch. f. P. F. VI 413, es handle sich nicht um eine Versammlung der Dionysosdiener, sondern um eine persönliche *ἀπογραφή* jedes einzelnen beim *καταλογεῖον*.

Die Briefe werden auf ihren religiösen Inhalt untersucht von Ghedini, di alcuni elementi religiosi pagani nelle epistole private greche dei papiri. Stud. Mil. II 51.

Bildung

Barbar oder Ägypter. Privatbrief, 3. Jahrh. n. Chr. *Ἀμμώνιος Ἰουλίῳ καὶ Ἱλάρῳ το[ῖ]ς ἀδελφοῖς πλεῖστα χαίρειν. ἴσως με νομίζετε, ἀδελφ[ο]ί, βάρβαρόν τινα ἢ Αἰγύπτιον ἀνάνθρωπον εἶναι. ἀλλὰ ἀξιῶ μὴ οὕτως [ἔ]χειν* usw. Oxy XIV 1681.

Ein Maler sucht Aufträge. Zeit des Ptol. Philad. *ὑπόμνημα Ζήνωνι παρὰ Θευφίλου ζωγράφου. ἐπειδή σοι τὰ ἔργα συντετέλεσται καὶ ἔργον οὐδέν ἐστιν, ἐγώ τε κάθημαι οὐκ ἔχων οὐθὲν τῶν δεόντων, καλῶς ἂμ ποιήσαις, εἰ καὶ ὥς ποιητέοι σοί εἰσίν τινε⟨ς⟩ τῶν πινάκων, δούς μοι, ἵνα ἐνεργὸς ὦ καὶ ἔχω τὰ δέοντα. εἰ δὲ μὴ διδῶις, καλῶς ἂμ ποιήσαις συμβαλόμενός μοι ἐφόδιον, ἵν' ἀπέλθω πρὸς τοὺς ἀδελφοὺς εἰς πόλιν. εὐτύχει.* Soc. Ital. IV 407.

Horapollon, wahrscheinlich der Verfasser des Buches über die Hieroglyphen, richtet eine Denkschrift an die Polizei über böswillige Entfernung seiner Frau. Zeit der Abfassung etwa 491—493, der Abschrift Mitte des 6. Jahrh. n. Chr. H. stellt sich als Professor an den alexandrinischen 'Akademien' vor; schon sein Vater Asklepiades habe sein ganzes Leben *τοῖς Μουσείοις* gewidmet. Cairo Byz. III S. 47 ff.

Stil. Schubart, Bemerkungen zum Stile hellenistischer Königsbriefe, Arch. f. P. F. VI 324, sucht den Brief des Ptolemaios Philadelphos P. Hal. I 166 ff. (Dikaiomata) als persönliches Diktat des Königs nachzuweisen und knüpft daran eine Untersuchung des persönlichen Stils und des Kanzleistils in den Briefen der hellenistischen Könige, die am Schlusse aufgezählt werden.

Landwirtschaft

Wein- und Gartenbau. 261/0 v. Chr. Die amtliche Aufsicht über die Bestellung und die Abgaben: Soc. Ital. IV 434.

Weinbau und Gartenbau. Sehr ausführliche Darlegung der Bestellung in einem Arbeits- und Pachtvertrage. 280 n. Chr. Oxy XIV 1631. 1692.

Einfuhr syrischen Getreides. 261/0 v. Chr. Soc. Ital. IV 324. 325. 327.

Bienenzucht. Zeit des Ptol. Philad. Soc. Ital. IV 426. P. Edgar 63.

Streik der Königsbauern. 257/6 v. Chr. *Ἀπολλωνίωι. ἐκομισάμην τὴν παρου (λ. παρὰ) σοῦ ἐπιστολὴν τοῦ Παχὼνς ιδ παρὰ Ζωίλου, ἐν ἧι γράφεις θαυμάζων ὅτι οὐθέν σοι ἀπέσταλκα περὶ τῆς συντιμήσεως καὶ τῆς συναγωγῆς τοῦ σπόρου. ἡμῖν δὲ συνέβη παραγενέσθαι εἰς Φιλαδέλφειαν τοῦ Φαμενὼθ ις καὶ [ε]ὐθὺ γράψαι Ζωίλωι καὶ Ζωπυρίωνι καὶ τοῖς βασιλικοῖς γραμματεῦσιν παραγενέσθαι πρὸς ἡμᾶς, ἵνα τὰ ὑπὸ σοῦ συντεταγμένα οἰκονομήσωμεν. Ζωίλος μὲν οὖν ἐτύγχανεν συμπεριοδεύων Τελέστηι· διὸ ἄσχολος ἦν. οἱ δὲ βασιλικοὶ γραμματεῖς καὶ ὁ παρὰ Ζωπυρίωνος Πανῆς παρεγένοντο πρὸς ἡμᾶς μεθ' ἡμέρας ιβ. συναντησάντων δ' αὐτῶν ἐπελθόντες τὴν γῆν⟨ἐ⟩μετροῦμεν κατὰ γεωργὸν καὶ κατὰ φύλλον ἡμέρας ε. τοῦτο δὲ συντελέσαντες μεταπεμψάμενοι τοὺς γεωργοὺς τά τε παρὰ σοῦ φιλάνθρωπα αὐτοῖς ἀπηγέλλομεν καὶ τὰ λοιπὰ παρακαλέσαντες ἠξιοῦμεν αὐτοὺς συντιμήσασθαι καθὰ ἡμῖν ἐν τῶι ὑπομνήματι ἔδωκας ἢ συνελθόντας μεθ' ἡμῶν ἐντυπὴν ποιησαμένους σύμβολα ποιήσασθαι. οἱ δ' ἐπ[ὶ] μὲν τοῦ παρόντος ἔφασαν βουλευσάμενοι ἀποφανεῖσθαι ἡμῖν, μετὰ δ' ἡμέρας δ καθίσαντες εἰς τὸ ἱερὸν οὐκ ἔφασαν οὔτε δικαίως οὔτ' ἀδίκως συντιμήσεσθαι, ἀλλ' ἔφασαν ἐκχωρήσειν τοῦ σπόρου· ὁμολογίαν γὰρ εἶναι πρὸς σὲ αὐτοῖς ἐκ τοῦ γενήματος ἀποδώσειν τὸ τρίτον. ἐμοῦ δὲ καὶ Δάμιδος πολλὰ πρὸς αὐτοὺς εἰπάντων ἐπειδὴ οὐθὲν ἠνύομεν, ὠιχόμεθα πρὸς Ζωίλον καὶ ἠξιοῦμεν αὐτὸν συμπαραγενέσθαι. ὁ δ' ἔφη ἄσχολος εἶναι πρὸς τῆι τῶν ναυτῶν ἀποστολῆι. ἐπανελθοῦσιν οὖν ἡμῖν εἰς Φιλαδέλφειαν μεθ' ἡμέρας γ ἔδοξεν, ἐπειδὴ καθάπερ ἐν τῶι ὑπομνήματι εἴχομεν συντιμήσασθαι οὐχ ὑπέμενον οὐδὲ προκοπὴν ποιήσασθαι, αὐτοὺς ἀξιῶσαι δοῦναι ὑποτίμησιν, ἥ ποτ' ἑκάστωι φαίνεται· οἱ δ' ἔδωκαν ἡμῖν ἣν ἀπεστάλκαμέν σοι πρότερον. ταῦτα δ' οἰκονομήσαντες ἦμεν πρὸς τῶι τὴν σησαμῖτιν καὶ τὴν ξυλῖτιν μετὰ τῶν βασιλικῶν γραμματέων γεωμετρεῖν, οἳ τὸν λόγον ἡμῖν ἔδωκαν τῆι κβ τοῦ Φαρμοῦθι. καλῶς ἂν οὖν ποιήσαις μηδεμίαν ἡμῶν καταγινώσκων ὀλιγωρίαν. οὐ γάρ ἐστιν σοι ὑπηρετοῦντα ὀλιγωρεῖν. φανερὸν δέ σοι ἔσται ἐκ τοῦ τὸν σῖτον συναχθήσεσθαι μηδεμιᾶς οὔσης ἐν τῶι τόπωι χορηγίας.* Soc. Ital. V 502.

Vgl. P. Edgar 40: *κατέλαβον τοὺς γεωργο[ὺς ἐκ] τῆς καταμεμετρημένης γῆς τοῖς στρατιώταις ἀνακεχωρηκότας εἰς τὸ Ἰσιεῖον τὸ ἐν τῶι Μεμ[φίτηι].*

Saat. Jahr 30 des Ptol. Philad. Brief des Dioiketes Apollonios an Zenon, wahrscheinlich über das Gut, das der König dem Apollonios verliehen hatte (*ἐν δωρεᾷ*), dessen Plan anscheinend P. Lille 1 enthält.

Ἀπολλώνιος Ζήνωνι χαίρειν. ὁ βασιλεὺς συνέτασσεν ἡμῖν διασπορῆσαι τὴν γῆν. ὡς ἂν οὖν ἐχθερίσῃς τὸν πρῶιον σῖτον, εὐθέως

πότισον τὴν γῆν ἀπὸ χερός. ἐὰν δὲ μὴ δυνατὸν ἦι, κηλώνεια ἐπιστήσας πλείονα οὕτω πότιζε, μὴ πλείους δὲ πέντε ἡμερῶν σύσχηις τὸ ὕδωρ, καὶ καταψύξας εὐθέως κατάσπειρε τὸν τρίμηνον πυρόν· γράψον δὲ καὶ πρὸς ἡμᾶς πότε δύνασαι θερίζειν τὸν σῖτον. P. Edgar 27.

Verwaltung des Staatslandes vgl. den Idios Logos. (Plaumann.)

Rechtslage des Bodens in der Kaiserzeit: Erklärungen der Besitzer über die Bewässerung ihrer Äcker nach Art von Wilcken Chrest. 225 liegen einer großen Liste zugrunde, die aus dem Delta stammt: Martin, nn document administratif du nome de Mendès (Studien zur Palaeographie und Papyruskunde XVII). Vgl. Wilcken Chrest. 236. Für die Rechtslage des Bodens folgert der Verfasser: nous concluons de ce qui précède qu'il n'y a eu en Égypte que deux catégories de terre privée, à savoir la *γῆ κατοικικὴ* et la *γῆ ἐναφεσίων*. Cette dernière comprenait en tout cas toutes les anciennes tenures des clérouques indigènes, mais nous ne pouvons affirmer absolument qu'elle ne contenait que cela. A côté de la terre privée il y a la terre publique, *γῆ βασιλικὴ* ou *δημοσία*, et entre les deux, conservant son autonomie au moins sur les livres de compte mais en fait assimilée à l'une des catégories précédentes, la terre sacrée, *γῆ ἱερά*. Dies alles gilt nur für die Kaiserzeit.

Bewässerung: Calderini, ricerche sul regime delle acque nell' Egitto greco-romano, Aegyptus I 37 behandelt Kanäle usw. Calderini, *ὄργανον* e *μηχανή-ὕδρευμα*. Aegyptus I 309.

Dämme von Memphis: auf Grund von Soc. Ital. V 488 arbeitet Wilcken, Arch. f. P. F. VI 397 wesentliches für die Ortskunde der Stadt heraus. Der Papyrus berührt auch die Frage der Überschwemmungshöhen.

Gewerbe

Lehrvertrag für Weberei. Eine minderjährige Sklavin wird auf 4 Jahre in die Lehre gegeben; die Herrin bestreitet den Unterhalt; Arbeitszeit von Sonnenaufgang bis Untergang, der Meister zahlt im 1. Jahre monatlich 8 Dr., im 2. 12, im 3. 16, im 4. 20 Drachmen Lohn; 18 Feiertage jährlich. Ende 2. Jahrh. n. Chr. Oxy XIV 1647.

Arbeitsangebot einer Weberfamilie. 256/5 v. Chr. *Ζήνωνι χαίρειν Ἀπολλοφάνης Δημήτριος ἀδελφοὶ τεχνῖται τῆς κατὰ τὴν ἐρέαν πᾶσαν γυναικυφῃ. εἰ οὖν δοκεῖ σοι καὶ χρείαν τυγχάνεις ἔχων, ἕτοιμοί ἐσμεν τὰς χρείας σοι παρέχεσθαι. ἀκούοντες γὰρ τὸ κλέος τῆς πόλεως καὶ σὲ τὸν προεστηκότα χρηστὸν καὶ δίκαιον εἶναι, ἐδοκιμάσαμεν παραγενέσθαι εἰς Φιλαδέλφειαν πρὸς σὲ αὐτοί τε καὶ ἡ μήτηρ καὶ ἡ γυνή. ἵνα οὖν ἐνεργοὶ ὦμεν, προσαγάγου ἡμᾶς, εἴ σοι δοκεῖ. ἐργώμεθα δέ, ἐάν τε βούληι, χλαμύδας, χιτῶνας, ζώνας, ἱμάτιον, ξιφιστῆρα, κιρίας, γυναικεῖα σχιστούς, τεγίδια, συμμετρίαν, παραπήχη. καὶ διδάσκειν δέ τινας, ἐὰν βούλῃ· σύνταξον δὲ Νικίαι δοῦναι ἡμῖν κατάλυμα. ἵνα δὲ μὴ θαυμάζῃς, καὶ γνωστῆράς σοι παραστησόμεθα, τοὺς μὲν αὐτόθεν ἀξιοχρέους, τοὺς δὲ καὶ ἐν Μοιθύμει.* Soc. Ital. IV 341.

Weberei. Zeit des Philadelphos. Païs an Zenon. Soc. Ital. IV 442. Weber an Zenon. Soc. Ital. VI 599.

Töpferei. Zeit des Philadelphos. Paësis an Zenon. Soc. Ital. IV 441.

Schiffbau. Zeit des Philadelphos. Soc. Ital. V 533.

Das Schiff des Königs. 272/1 v. Chr.? in einer Eingabe: *ἥμην ἐν τῶι ἀργυροπροίμνωι τῶι ἡμιολίωι, εἰς ὃ ⟨ὁ⟩βασιλεὺς ἀναβαίνε[ι* Soc. Ital. VI 551.

Namen der Gefäße in den Papyri sammelt und bespricht Castiglioni, Contributi alla nomenclatura dei vasi secondo i papiri greco-egizf. Studi Mil. III 136.

Maasse: Segrè, Misure tolemaiche e pretolemaiche. Aegyptus I 302. Segrè, Misure alessandrine dell' età Romana e Bizantina. Aegyptus I 318. — Viedebantt, Forschungen zur Metrologie des Altertums. Abh. phil.-hist. Kl. d. Kgl. Sächs. Gesellschaft d. Wiss. 34, 3 (1917).

Handel. Verkehr. Geld

Etnen allgemeinen Überblick bietet Wilcken, Alexander der Große und die hellenistische Wirtschaft. Schmollers Jahrbuch 45, 2 S. 349.

Einführung der ptolemäischen Reichsmünze in den auswärtigen Provinzen des Ptolemäerreichs. Schubart, Zeitschrift für Numismatik 1921, 68 ff. Der Vorsteher der alexandrinischen Münze bittet den Dioiketes Apollonios um genauere Dienstanweisung über den 'Handkauf', d. h. die Erwerbung ungemünzten Edelmetalls, um die älteren ptolemäischen Geldmünzen einziehen, die einheimischen Münzen der auswärtigen Provinzen durch Reichsgeld ersetzen und in den alexandrinischen Verkehr anstelle abgegriffener Gold- und Silbermünzen neue, vollwichtige einführen zu können. Ein allgemeiner königlicher Erlaß liegt zugrunde, der offenbar die Durchführung der Reichsmünze anordnete. Jahr 28 des Ptolemaios Philadelphos. (P. Edgar 5.)

Für das Bankwesen der hellenistischen und römischen Zeit ist wichtig Hasebroek, Zum griechischen Bankwesen der klassischen Zeit. Hermes 55, 113.

Feste

Kampfspiele. 251/0 v. Chr. Brief an Zenon; darin: *γίνωσκε Διονύσιον τὸν ἀδελφὸν νενικηκότα τὸν ἐν Ἱερᾶι Νήσωι ἀγῶνα τῶν Πτολεμαιείων.* Dann ist von einem *ἱμάτιον* die Rede, *ὅπως ἔχηι Διονύσιος ἀδελφὸς εἰς τὰ Ἀρσινόεια.* Soc. Ital. IV 364.

Fest der Theadelpheia. Zeit des Ptol. Philad. Brief an Sostratos, darin: *ἀπέσταλκα τἀδελφῶι εἰς τὴν θυσίαν τῶν Θεαδελφείων ἱερεῖα ὑικὰ γ.* Soc. Ital. IV 431.

Festaufführungen: Grassi, musica, mimica e danza secondo i documenti papiracei greco-egizf. Stud. Mil. III 117.

Kleidung: Bazzero, *μαφόρτης.* Stud. Mil. II 95.

Privatbriefe

Privatbrief. 3. Jahrh. n. Chr. *Χαῖρε, κύριέ μου Ἀπίων, Φιλοσάραπίς σε προςαγορεύω εὐχόμενός σε σώζεσθαι πανοικησίᾳ καὶ εὖ διάγειν. ὅτι οὐ μόνοι ἡμεῖς μεμνήμεθά σου ἀλλὰ καὶ αὐτοὶ ἡμῶν οἱ πάτριοι θεοί, τοῦτο δῆλον ἅπασιν· πᾶσα γὰρ ἡμῶν ἡ ἡλικία ἐν τοῖς στέρνοις σε περιφέρει μεμνημένη τῆς ἀγαθῆς σου προαιρέσεως. περὶ τῶν ἀπὸ πατρίδος σοι χρειωδῶν, κύριέ μου, ἐπίστελλέ μοι ἡδέως ἔχοντι, τὰς γὰρ ἐντολάς σου ἥδιστα ἔχων ὡς χάριτας λήμψομαι. προςαγορεύω τὸν ἀξιολογώτατον γυμνασίαρχον Ὡρίωνα.* 2. H. *ἐρρῶσθαί σε εὔχομαι, κύριέ μου χρηστὲ καὶ εὐγενέστατε Ἀπίων διὰ βίου εὖ διάγοντα μεθ' ὧν ἡδεώς διάγεις.* Verso: 1. H. *Ἀπίωνι γυμνασιάρχῳ στρατηγήσαντι Ἀνταιοπολείτου* 2. H. *[παρὰ] Φιλοσαράπιδος ἐνάρχου [ἱερ]οποιοῦ Ἀνταιουπόλ(εως).* Oxy XIV 1664.

Privatbrief. Ende 3. Jahrh. n. Chr. *Τῇ κυρίᾳ [ἀ]δελφῇ Τιτιανὸς εὖ πράττειν. Τύχων[ος ἀ]νερχομένου πρὸς ὑμᾶς προήχθην γράψαι σο[ι τ]ὰ συμβάντα μοι ὅτι κατεσχέθην νόσῳ ἐπὶ πολὺ ὡς μὴ δύνασθαι μηδὲ σαλεύεσθαι. ὡς δ' ἐκουφίσθη μοι ἡ νόσος, ἐπύθετό μοι ὁ ὀφθαλμὸς καὶ τραχώματα ἔσχον καὶ δεινὰ πέπονθα ἔτι τε καὶ ἕτερα μ[έρ]η τοῦ σώματος, ὡς καὶ ἐπὶ τομὴν ἥκειν μ[οι] ὀλίγου, ἀλλὰ θεῷ χάρις. ὁ δὲ πατήρ μου, δι' ὃν καὶ νοσῶν παρ[έ]μεινα μέχρι τού[τ]ου, νοσεῖ· καὶ δι' αὐτὸ(ν) ἔτι ἐνταῦθά εἰμι. μακροψ[ύ]χ[ει] οὖν, ἀδελφή, ἄχρεις οὗ ἄν με θεὸς εὐοδώσῃ [πρὸς] ὑμᾶς. καὶ συνεχῶς τούτου ἕνεκεν ε[ὔχομαι τ]ῷ θεῷ, ἕως οὗ ἄν με πάλιν πρὸς ὑμᾶς εὐοδώσῃ· ἐνόσησαν δὲ πάντες οἱ κατὰ τὴν οἰκίαν ἥ τε μήτηρ καὶ τὰ παιδία πάντα, ὡς μηδὲ ἔχειν ἡμᾶς ὑπηρεσίαν, ἀλλὰ τὰ πάντα [σ]υνεχῶς τοῦ θεοῦ δέε[σ]θαι. καὶ αὐτὸς δὲ πειρῶμαι, ἐπὰν πλοίου εὐπορηθῶ, καταλαβεῖν ὑμᾶς.* Grüße. Soc. Ital. IV 299.

Privatbrief. Anfang 3. Jahrh. n. Chr. *Κυρίῳ μου πατρὶ Ἀρίονι Θῶνις χαίρειν. πρὸ μὲν πάντων τὸ προςκύνημά σου ποιῶ καθ' ἑκάστην ἡμέραν καὶ εὐχόμενος, ἵνα σε ἀπολάβω ὁλοκληροῦντα καὶ τοὺς ἡμῶν πάντας παρ' οἷς ἐπιξενοῦμαι πατρῴοις θεοῖς. ἰδοὺ πέμπτον σοι τοῦτο γράφω καὶ σοὶ*[1]) *εἰ μὴ ἅπαξ μόνον οὐκ ἔγραψάς μοι οὐδὲ περὶ τῆς σῆς ὁλοκληρίας οὐδὲ πρὸς ἐμὲ ἦλθας ταξάμενός μοι ὅτι 'ἔρχομε'*[2]) *οὐκ ἦ⟨λ⟩θας, ἵνα καὶ μάθῃς ἢ*[3]) *προσέχει μοι ὁ διδάσκαλος ἢ*[3]) *οὔ. καὶ αὐτὸς οὖν καθ' ἡμέρα⟨ν⟩ σχεδοῦ*[4]) *τι πυνθάνετε*[5] *περὶ σοῦ [ἑτοίμως] ὅτι 'οὔπω* ⟦*ἦλθεν*⟧ *ἔρχετε'*[6]); *κἀγὼ οὖν λέγω* ⟦*ὅτι*⟧ *ἐν 'νέ'*[7]) ⟦*ἵ . . δ*⟧ *σπούδασον οὖν ταχῖον ἐλθεῖν πρὸς ἐμὲ ἵνα με διδάξῃ ὡς πρόθυμός ἐστιν. ἢ*[8]) *ἧς μετ' ἐμοῦ ἀναβάς, πάλι*[9]) *ἤμην διδαχθείς. μνημόνευσον δὲ ἐρχόμενος ὧν ἔγραψά σοι πολλάκις.* ⟦*η*⟧*ταχῖον οὖν ἧκε πρὸς* ⟦*ἐμὲ*⟧ *ἡμᾶς πρὶν οὗ εἰς τὰ ἄνω μέρη ἀπέλθῃ. ἀσπάζω πολλὰ τοὺς ἡμῶν πάντας κατ' ὄνομα σὺν τοῖς φιλοῦντι*[10]) *ἡμᾶς, ἀσπάζω δὲ καὶ τοὺς διδασκάλους μου. ἔρρωσο μοι, κύριέ μου πάτερ, εὐτυχοῦντι*[11]) *μοι σὺν τοῖς ἀβασκάντοις μου ἀδελφοῖς ὡς εὔχομαι πολλοῖς χρόνοις.* Zwischen die Zeilen geschrieben: *μνημονεύσατε τῶν*

---

[1]) l. *σύ*. [2]) l. *ἔρχομαι*. [3]) l. *εἰ*. [4]) l. *σχεδόν*. [5]) l. *πυνθάνεται*. [6]) l. *ἔρχεται*. [7]) l. *ναί*. [8]) l. *εἰ*. [9]) l. *πάλαι*. [10]) l. *φιλοῦσιν*. [11]) *εὐτυχῶν*.

περιστεριδίων ἡμῶν. Verso *Ἀρίονι πατρὶ ἰϑ π(αρὰ)* . . . H. J. Bell, Some private letters of the Roman period from the London Collection. Revue Égyptologique I fasc. 3/4 (1919).

Privatbrief. 2 Briefe auf einem Blatte. 2 Jahrh. n. Chr. *Σεμπρώνιος Σατορνίλᾳ τῇ μητρεὶ καὶ κυρίᾳ πλεῖστα χαίρειν. πρὸ τῶν ὅλων ἐρρῶσϑέ*[1]) *σε εὔχομαι μετὰ καὶ τῶν ἀβασκάντων μου ἀδελφῶν, ἅμα δὲ καὶ τὸ προςκύνημα ὑμῶν ποιοῦμε*[2]) *ἡμερησίως παρὰ τῷ κυρίῳ Σεράπιδι. τοσαύτας ὑμεῖν ἐπιστολὰς διεπεμψάμην κοὐδεμείαν μοι ἀντεγράψαται*[3]) *τοσούτων καταπλευσάντων. ἐρωτηϑεῖσ' ἡ*[4]) *κυρία μου, ἀόκνως μοι γράφειν περὶ τῆς σωτηρίας ὑμῶν, ἵνα κἀγὼ ἀμεριμνότερα διάγω. τοῦτό μοι γὰρ εὐκτέον ἐστιν διὰ παντός. ἀσπάζομαι Μάξιμον καὶ τὴν σύμβιον αὐτοῦ καὶ Σατορνῖλον καὶ Γέμελλον καὶ Ἑλένην καὶ τοὺς αὐτῆς. μετάδος αὐτῇ ὅτι 'ἐκομεισάμην Σεμπρωνίου ἐπειστολὴν ἀπὸ Καππαδοκίας'*[5]). *ἀσπάζομαι Ἰούλιον καὶ τοὺς αὐτοῦ κατ' ὄνομα καὶ Σκυϑικὸν καὶ Θερμοῦϑιν καὶ τὰ πεδία*[6]) *αὐτῆς. ἀσπάζετε*[7]) *ὑμᾶς Γέμελλος. ἔρρωσό μοι ἡ κυρία μου διὰ παντός.* Darunter: *Σεμπρώνιος Μαξίμωι τῷ ἀδελφῷ πλ[ε]ῖστα χαίρειν. πρὸ τῶν ὅλων ἐρῶσϑέ*[8]) *σε εὔχομαι. μετέλαβον ὅτι βαρέως δουλεύονετε*[9]) *τὴν κυρίαν ἡμῶν μητέραν. ἐρωτηϑείς, ἄδελφε γλυκύταται*[10]), *ἐν μηδενεὶ αὐτὴν λύπει· εἰ δέ τεις*[11]) *τῶν ἀδελφῶν ἀντιλέγει αὐτῇ, συ ὀφείλεις αὐτοὺς κολαφίζει[ν]. ἤδη γὰρ πατὴρ ὀφίλεις καλεῖσϑαι. ἐπείσταμε*[12]) *ὅτι χωρὶς τῶν γραμμάτων μου δυνατὸς εἶ αὐτῇ ἀρέσε*[13]). *ἀλλὰ μὴ βαρέως ἔχε μου τὰ γράμματα νουϑετοῦν[τ]ά σε· ὀφίλομεν γὰρ σέβεσϑε*[14]) *τὴν τεκοῦσαν ὡς ϑε[ὸν] μάλιστα τοιαύτην οὖσαν ἀγαϑήν. ταῦτά σοι ἔγραψα, ἄδελφε, ἐπειστάμενος τὴν γλυκασίαν τῶν κυ[ρί]ων γονέων. καλῶς π[ο]ιήσις γράψας μοι περὶ τῆς σ[ωτ]ηρίας ὑμ[ῶ]ν. ἔρρωσό μοι, ἄδελφε.* Anschrift auf der anderen Seite: *ἀπόδος Μαξίμωι ἀπὸ Σεμπρωνίου ἀδελφοῦ.* H. J. Bell, Some private letters of the Roman period, from the London Collection. Revue égyptologique I fasc. 3/4 (1919).

Die Briefe der Papyri werden geordnet von Calderini-Mondini, Repertorio per lo studio delle lettere private dell' Egitto Greco-Romano. Stud. Mil. II 109. Genaue Listen der Briefe nach Zeit, Inhalt und Ort. Die geistige Welt der Briefe schildert Calderini, Pensiero e Sentimento nelle lettere private Greche dei papiri. Stud. Mil. II 9; von Frauenbriefen spricht Mondini, lettere femminili nei papiri greco-egizi. Stud. Mil. II 29.

Latein

Verkauf eines Pferdes. 77 n. Chr. Soc. Ital. VI 729. A. [C. Uale]rius Longus eq(ues) ala Apria(na) emit equom Cappadocem nigrum dr (achmis) aug(ustis) ∞ ∞ DCC de C. Jul[io] [Ruf]o (centurione)

---

[1]) l. *ἐρρῶσϑαι.* [2]) l. *ποιοῦμαι.* [3]) l. *ἀντεγράψατε.* [4]) Bell: *ἐρωτηϑεὶς ἡ*, gemeint sei *ἐρωτηϑεῖσα ἡ*, vgl. den Schluß des Briefes; vielleicht aber *ἐρωτηϑεῖσα εἰ.* [5]) Der Briefschreiber selbst ist in Kappadokien; das *προςκύνημα* beim Sarapis beweist also nicht unbedingt die alexandrinische Herkunft des Briefes. [6]) l. *παιδία.* [7]) l. *ἀσπάζεται.* [8]) l. *ἐρρῶσϑαι.* [9]) l. *δουλοῦτε.* [10]) l. *γλυκύτατε.* [11]) l. *τις,* [12]) l. *ἐπίσταμαι* [13]) l. *ἀρέσαι.* [14]) l. *σέβεσϑαι.*

leg(ionis) XX[I]I. eum [e]quom esse, bibere, ita uti bestiam ueterinam adsole[t], extra [8 Bst. edi]ctum descriptum quod palam corporé esset; et si quis eum euicerit, tu[nc] [quantum id erit, t(antam) p(ecuniam) dup/simp] l[am] uti a[d]solet p(robam) r(ecte) d(ari) stipul(atus) est C. Ua[l]erius, spop(ondit) C. Julius Rufus (centurio). eas [q(ue)] [dr(achmas) au(gustas) ∞ ∞ DCC d]ixit se accepisse et habere C. Julius Rufus (centurio) ab C. Ualer[i]o Lo(ngo) [em]tore e[t] [tradidisse ei s(upra)s(criptum) equom?] [actum]r[. .] VII idus iu[nia/lia]s im(peratore) Uespasiano IIX Domitian[o] caes(are?) f(ilio?) [V?] co(nsulibus?) . . .

E h e v e r t r a g. 1. Jahrh. n. Chr. Soc. Ital. VI 730. M. Antonius Marcellus [e]q[ues? — Anto?] niam Thaisarion filiam s[uam? . . .] ordinibus lata est libero[rum? . . .] spoponditque M. Flavio Sil[uae? . . .] S. S. in ornamentis aureis po[n(do) . . .] catellam tet(artarum) X s(emis) inaures[ ] anulum tet(artarum) II cottatia[ ] pon(do) unciae tres[ ] paenulam coccinam[ ] rerum trium pal[ ] CCXX, item in rem[ ] mnae III et sart[aginem] XXII. labellum po[n(do) . . .] XXX scaphiu(m) pon(do)[. . .

B e s t e l l u n g e i n e s F r a u e n v o r m u n d s. 198 n. Chr. Grenfell, a latin-greek diptych of A. D. 198. Bodleian Quarterly Record II 259. A interior p 2: Q. Aemilius Saturninus praef. Aeg. postulante C. Terentio Sarapammone Meviae Dionusario e lege Julia et Ti⟨ti⟩a et ex. s. c.[1]) M. Julium Alexandrum quo ne ab iusto tutore tutela abeat tutorem d e r e e b t s s actum Alex ad Aeg. VIIII Kal Octobres Saturnino et Gallo cos anno VII imp Caesarum L. Septimi Severi Pii Pertinacis Arabici Adiabenici | B interior p 3: Parthici Maximi et M. Aureli Antonini Augg. Mense Thot die XXVI. 2. H. *Μηουία Διονυσάριον αἰτησάμη⟨ν κύριον⟩ ἐπιγραφόμενον Ἰούλιον Ἀλέξανδρον ὡς πρόκιται Γάιος Ἰούλιος Ἡρακλᾶς ἔγραψα ὑπὲρ αὐτῆς γράμματα μὴ εἰδυίης* | B exterior p 4: 3. H. C. Juli Heraclae. C. Longini Prisci. P. Octavi Theophili. M. Aureli Marci. M. Juli Felicis. C. Domiti Claudiani. C. Terenti Sarapammonis. Rechtwinklig dazu, auf A exterior fortgesetzt, folgt der erste Text von Qu-Aem. bis *εἰδυίης*, mit dem Zusatze von 5. H.: *Μεβίας Διονυσαρίου αἰτουμένην κύριον Γάιον Ἰούλιον Ἀλέξανδρον.*

[1]) ex s(enatus) c(onsulto).

Berlin. W. Schubart.



Griechische Literaturgeschichte

1919—Frühjahr 1922

(I. Hälfte)

Dieser rasche Gang durch eine Anzahl wichtigster Probleme unserer Wissenschaft soll eine erste Fortsetzung bilden zu dem bei Perthes 1920 erschienenen Forschungsbericht über griechische Philologie (1914—1918). Der Unterschied der beiden Berichtsperioden ist sehr auffallend und verlockt zu einer prinzipiellen Betrachtung. Sicher hat er seine Ursache nicht in den unseligen äußeren Verhältnissen, die allem Anscheine nach die innere Entwicklung der Wissenschaft gar nicht (höchstens prozeßfördernd oder seltener verlangsamend), die äußere, in unserem Fache also die Publikationsmöglichkeit, nicht so sehr, wie man behauptet, beeinflussen. In jener früheren Periode, die ihr starkes Gepräge durch eine Anzahl bedeutsamster Werke der seit Jahrzehnten herrschenden Koryphäen der Philologie erhielt, mußte sich dem Blick unwillkürlich die Tatsache aufdrängen, wie seltsam entwicklungslos die klassische Philologie dasteht und unbeeinflußt vom Wandel der Zeiten, auf alle Fälle in der Zielsteckung[1]). Jetzt, wo man — mehr zufällig — durch keine solchen Werke geblendet ist und die Aufmerksamkeit sich den manchen vortrefflichen Gelehrten, die nach jenen kommen, besonders aber einer jungen Generation zuwendet, da erweist sich zwar jene unbestreitbare Tatsache nicht als ein Irrtum, aber sie wird korrigiert, indem wir doch eine unzweideutige Kursänderung, eine deutliche Vertiefung beobachten können, die aus anderer seelischer Einstellung hervorgegangen. Wie und wo sie sich äußert, werden wir im einzelnen festzustellen haben — auf alle Fälle macht die Erkenntnis Fortschritte, daß irgendein geistiger Vorgang nicht nur rekonstruiert, ergänzt und interpretiert werden kann, sondern daß er, um wirklich verstanden und nachgefühlt zu werden, auf seine Wurzeln hin untersucht, kurz g e d e u t e t werden muß. Das wissen die Religionshistoriker längstens; vielleicht kommt es auf antikem

---

[1]) Das tritt einem aufs eindrucksvollste vor die Seele beim Lesen von Wilamowitz' nicht genug zu preisender Geschichte der Philologie (Teubner 1921), wo die Fiktion des Zieles und das wirkliche Leben einen erbitterten Kampf um die Seele des Verfassers führen. 'Die Entdeckung des Vau (durch Bentley) ist auch etwas Großes [d a s Große, würde die unbeeinflußte Fiktion sagen], aber daß R. Wood in der Meerenge zwischen Chios und dem Mimas die Wahrheit der homerischen Naturschilderung gewahr ward und daraufhin das Originalgenie Homers preisen konnte, hat für das Aufblühen unserer Altertumswissenschaft w o h l größere Bedeutung gehabt.'



Gebiete auch einmal noch zu einer wirklichen Literaturgeschichte, die uns die Philologie, wenn man von Welckers nachfolgeloser Bedeutung absieht, kaum je geschenkt hat.

Eine Befürchtung sei nicht verschwiegen, die diese Zeit, wo die Großen momentan schweigen, wachgerufen hat. Die Entdeckung und das Herausarbeiten der literarischen *γένη*, das Sichhineinleben in die durch ihre Herrschaft völlig andersartige Mentalität des antiken Künstlers war eine große Tat der Philologie der letzten Generation. Die lateinische Literaturgeschichte ist mit Recht durch sie eigentlich bestimmt[1]). Nun droht aber sichtbar die Gefahr, daß diese sehr imponierende, in den Händen der Unberufenen aber gefährliche Methode langsam nach rückwärts auf die älteren Zeiten der griechischen Literatur übergreife. Da für das 5. Jahrh. die innere Begründung für ein *γένος* im rhetorischen Sinne wie etwa den ethnographischen Exkurs fehlt, und die allgemein psychologischen Gesetze nicht durch Satzparallelen zu erfassen sind, so drohen solche Versuche die Literaturgeschichte wieder auf die Stufe der Philologie im 18. Jahrh. zurückzuführen, wenn zur Illustration einer einzelnen Passage in unzulässiger Weise aus dem Zusammenhang, d. h. aus ihrem geistigen Milieu gerissene Sätze als Parallelen gehäuft werden. Es wird so leicht begreiflich, daß es auf diese Weise einem großen Philologen begegnet, daß er unter dem Drucke des Herbeigetragenen die Interpretationskraft verliert und damit das eigentliche Ziel seines Buches verfehlt. Es ist ein barbarisches Verfahren, Erscheinungen wie etwa Herodot einfach in den Zwangsrahmen eines *γένος* einzuspannen und nicht zu allererst die Frage nach den geistigen Voraussetzungen des Mannes und seiner Kultur zu stellen. Erst wenn dies erkannt und erlebt ist, wenn das individuelle Ziel deutlich ist, kann das *γένος* — etwas an und für sich Unlebendiges wie ein Begriff —, die Tradition besser gesagt für jene Zeiten, ebenfalls verstanden werden. Das ist die nie erlahmende Frische von Eduard Schwartz' Charakterköpfen, die, seit 1919 in 5., resp. 3. Aufl. (Teubner), immer neue Leser gewinnen. Leider fehlt dies völlig, ja eigentlich überhaupt alles geistige Leben unserer offiziellen Literaturgeschichte von Christ-Schmid, deren 2. Teil, 2. Hälfte (320 v. Chr. — 100 n. Chr.) neulich in 6. Aufl. erschienen ist. Die völlig unliterarische Art des sonst so hochgescheidten Christ kann nie mehr durch Erweitern und Ändern gut gemacht werden; es müßte ein völlig neues Werk her! Der Anfang ist gemacht mit der jüdisch-christlichen Literatur dieser Epoche, die am Schlusse des genannten Bandes Otto Stählin auf reichlich 100 Seiten ganz ausgezeichnet behandelt; hier ist vom alten Christ kaum noch der eine oder andere Satz übrig geblieben.

Literarische Papyri wurden in der Berichtsperiode nicht veröffentlicht, auch das ein gewaltiger Unterschied zur vorherigen. Sehr anregend spricht über die bisherigen Kenyon im J. of hell. st. 1919; an ihn anschließend Grenfell über The value of papyri for the

[1]) Obgleich eine gewisse Reaktion auch hier einsetzt; man denke an Erscheinungen wie R. Heinze oder den wundervollen Vortrag Reitzensteins über Horaz (N. J. kl. A. 1922) oder den Aufsatz Jachmanns über die Eklogen (ebenda).

textual criticism of extant Greek authors. Sind es auch prinzipiell natürlich keine neuen Dinge mehr, so wird man diesen Aufsatz um seiner Vollständigkeit und um des Verfassers willen mit Genuß lesen; aus den gleichen Gründen auch Clark, The descent of manuscripts (Oxford 1918), der von den Griechen wenigstens Platon und Demosthenes behandelt.

Peinlich, besonders für den Literarhistoriker, ist das weitere Fehlen des Bibliotheca phil. class. (letzter Band 1917). Freilich waren die letzten Jahrgänge so unqualifizierbar, daß der Schmerz etwas gelindert ist — aber ein Definitivum darf dies Ausbleiben nicht werden. Dafür wären selbst die Bursianschen Jahresberichte zu opfern, bei denen einzelne Mitarbeiter, ganz entgegen den Intentionen des Herausgebers A. Körte, sich den Möglichkeiten und Forderungen der Jetztzeit gar nicht anzupassen imstande sind; einzelne Teile machen einen geradezu ichthyosaurischen Eindruck. Daß solche Zusammenfassungen wie die von E. Kind über die antike Medizin (1919), von Sitzler über die Lyriker (1919) sehr willkommen sind, braucht nicht betont zu werden.

1. Das Epos

Ein großer englischer Gelehrter erklärte nach der Lektüre von Wilamowitz' Iliasbuch, die deutsche Homerforschung sei 30 Jahre zurückgeblieben. Wir können dies Urteil dem Verfasser des rise of the Greek epic nicht verargen, denn die Erfahrung zeigt, daß eine rein stilkritische, also literarische Betrachtungsweise dem jetzigen wissenschaftlichen Gemeingefühl fremd ist. Das Bedürfnis, Lebendiges zu empfinden (als ob Stil etwas Totes wäre!), d. h. eigentlich die überindividuellen seelischen Vorgänge der Vergangenheit, Religion und Mythus, zu erschließen (der Künstler ist durchaus suspekt), fängt an auch in Deutschland die wissenschaftliche Produktion über das griechische Mittelalter zu beherrschen[1]). Die Literaturgeschichte kann allerlei dabei lernen; im großen und ganzen wird es auf diesem Gebiet eine ungünstige Zeit für sie sein. Die guten Köpfe gehen weg; darum glauben die Unitarier schon gesiegt zu haben (vgl. etwa J. Mülder bei Bursian 1920, Einleitung). Man verstehe die neue Bewegung: Literarische Dinge erscheinen einem geradezu armselig neben dem unerhört, chaotisch reichen Leben, das diese neuen Arbeiten der griechischen Vorzeit verleihen. Freilich sind sie – die Gefahr aller dieser Versuche — trotz zur Schau getragener historischer Methode zeitlos, sind sie im Grunde völkerpsychologische Studien. Darum können sie auch ein Leben vorzaubern, weil sie es selber schaffen, nicht suchen. Zu diesem Pessimismus führen mich die Erfahrungen mit Frickenhaus' Tirynsbuch, dem ich in meinem früheren Bericht gehuldigt, um so mehr gehuldigt, als auch literarhistorisch so viel Wertvolles dadurch erschlossen schien; nun hat

[1]) Carl Roberts († Januar 1922) Griech. Heldensage (2. Band der Neubearbeitung von Prellers Griechischer Mythologie; erschienen bis jetzt drei Bücher, Weidmann 1920/21, ein viertes und letztes ist im Druck) ist zwar eine großartige Hinterlassenschaft, aber natürlich Ausdruck einer vergangenen Generation. Als Sammlung einzigartig und unentbehrlich.



die Unzulänglichkeit der Beweisführung Carl Robert (Hermes 1920) vernichtend aufgedeckt. Irgend einmal muß eben der Sprung vom Historischen ins Meer der Phantasie gemacht werden, geht man auch scheinbar von einer Scheibe geometrischen Stils oder von einem Götternamen aus — ich denke dabei an die beiden bedeutenden Werke von B. Schweitzer (Herakles, Tübingen 1922) und H. Güntert (Kalypso, Halle 1919). Beides sind großangelegte Konzeptionen; man muß sie als Ganzes nehmen. Sicher sind sie auch historisch fruchtbar, indem sie mithelfen, die auch für die Anfänge der Literatur so wichtige Frage nach den Einwirkungen und der Bedeutung der vorgriechischen und der einzelnen griechischen Stämme nach ihrer Schichtung und ihren Wanderungen nach und nach zu klären. Da ist noch nicht die geringste Aussicht auf eine communis opinio, wenn man an die gegensätzlichen Ansichten denkt bei Frickenhaus und anderseits bei Beloch (neulich aufgenommen von Kahrstedt (N. J. kl. A. 1919).

In Deutschland sind es keine Philologen, sondern Archäologen und Linguisten, die diese Arbeiten pflegen. Wir Philologen haben einen Schutz gegen solche Versuchungen: gerade Wilamowitz' Iliasbuch, das sich als immer herrlicher, zugleich als Abschluß und — hoffentlich — als Ausgangspunkt erweist[1]). Was hilft es der Literaturgeschichte, wenn alle Partien der Ilias einzeln in große indogermanische oder völkerpsychologische Zusammenhänge gestellt werden? Die große Tat und der große Mut war die Gesamtanalyse und wir können immer mehr sagen, daß sie geglückt ist — natürlich geglückt, so wie alle wissenschaftlichen Siege relativ sind. Darum ist es in nächster Zeit Pflicht jedes Homerikers, an sie anzuknüpfen. Eduard Schwartz hat es getan (Zur Entstehung der Ilias, Straßburg 1918); er hat auch in seinem Schlußkapitel die erste literarhistorische und zwar eine unendlich bedeutsame Folgerung gezogen, indem er die jetzt analysierte Ilias in den Kreis der andern Epen erfolgreich hineinstellte. Gerade hier eröffnet sich noch ein weites Feld, sogar für die Ilias[2]), aber vor allem bei den 'nichthomerischen' Epen. Bis jetzt ist nichts Wesentliches geschehen, abgesehen von der Dissertation K. Meulis, Odyssee und Argonautika (Diss. Basel 1921; Weidmann). Musterhaft ist diese kleine Arbeit schon darin, daß ständig an Kirchhoffs Analyse erinnert wird, die für die Odysseeforschung Grundlage bilden muß, so wie Wilamowitz für die Ilias. Meuli weist nach, wie die Irrfahrten in zwei Teile zerfallen; auf der einen Seite stehen die im Osten gedachten Ereignisse: die Form dieser Erzählungen scheint eine unursprüngliche zu sein. Ganz originell sind dagegen die Westabenteuer, literarisch, arm an märchen- und sagenhaften Zügen. Für die ersteren hat der Dichter ein Argonautengedicht benutzt. Scharfsinnig und schön wird dieses herausgeschält und dann mit gleicher Sorgfalt der ursprüngliche Sinn der Argonautensage

[1]) Eine hübsche Ergänzung der Schlußkapitel über die Homervolksbücher ist Wilamowitz' populärer Aufsatz: Homer, Der fahrende Dichter (D. Rundschau 47).

[2]) Für die E. Bethe bei seiner unglückseligen Spätdatierung bleibt (N. J. kl. A. 1919, als vorläufiger Ersatz für den zweiten Band).



gesucht — gewiß, auch mit Parallelen; aber weil der Ausgangspunkt der sichere Boden eines Literaturwerkes ist, weil Literaturformen gesucht werden, nicht Mythus, so wird das Resultat für mehr Leute als nur den Verfasser zwingend und greifbar, das Resultat nämlich, daß der älteste Kern der Argonautensage eine dem Märchen von den kunstreichen Helfern sehr nahe 'verwandte Erzählung ist, in der berichtet wurde, wie ein Held mit der Hilfe von Tieren, vielleicht auch Naturkräften eine Jungfrau — vielleicht auch einen Hort, vielleicht auch beides — gewann, indem seine Helfer für ihn ihre wunderbaren Kräfte zur Lösung gestellter Aufgaben oder zur Bewältigung hindernder Gefahren einsetzten'. (S. 22.)

Das Büchlein kann viele ähnliche Untersuchungen anregen.

Was die sonstige Literatur zu Homer betrifft, so sei an erster Stelle die 3. Auflage der Cauerschen Grundlagen der Homerkritik (bis jetzt 1. Hälfte, Leipzig 1921) erwähnt. Das Buch ist stark erweitert; im bis jetzt vorliegenden Band fällt vor allem ein neues Kapitel über den Hexameter auf. Das Werk bedarf schon lange keiner Empfehlung mehr — für mein Gefühl ist es befremdend, daß der Verfasser, anders als Finsler, seiner Kämpfe müde geworden ist und zu Kompromissen neigt. Mit den Unitariern gibt es im Grunde kein Verstehen; freilich hat man von ihnen gelernt, wenn auch die Vertiefung der literarischen Stellungnahme viel mehr der allgemeinen Zeitentwicklung entspricht; sie sind aber ein seltsam fremder Menschenschlag. Das tritt wohl in Drerups homerischer Poetik (Erlangen 1921) wieder zutage, die ich als Ausländer mit einer Summe hätte bezahlen müssen, die meine Neugierde bei weitem übersteigt.

Endlich besitzen wir auch eine moderne homerische Grammatik. K. Meister schrieb sie auf eine Preisaufgabe der Jablonowskischen Gesellschaft hin (Teubner 1921). Eine ganz ausgezeichnete Arbeit. Die sorgfältigen metrischen Kapitel am Anhang, die Schlußkapitel über die Entwicklung des homerischen Dialektes, über die Orthographie usw. sind kleine Kabinettstücke. H. Fränkel sucht die homerischen Gleichnisse von der rationalistischen Anschauungsweise zu befreien, unter der sie bisher gelitten (Göttingen 1921); es ist nur zu befürchten, daß die Arbeit offene Türen einrennt, da sie eine Generation zu spät kommt. Speziell aufmerksam machen möchte ich auf einige kleine, überaus eindrucksvolle Arbeiten Eduard Schwyzers; durch ihre Knappheit entziehen sie sich leicht dem Blick. Es sind Deutungen homerischer Glossen, aber bei nicht wenigen, vor allem bei einigen Eigennamen, ist die Bedeutung für die Sage, damit für das Epos handgreiflich; so hat Meuli eine willkommene Bestätigung durch die ihm vorliegende Deutung Schwyzers von *Αἰαίη* erhalten. Rhein. Mus. 1918, Berl. ph. Woch. 1919, Ind. Forsch. 38, Glotta 1922.

Der antiken Homerphilologie, die so wichtig ist, aber auch so langweilig geworden, weil eine gewisse Grenze der Erkenntnismöglichkeit erreicht ist, dient N. Wecklein mit seinen Untersuchungen über Zenodot (Abh. bayr. Akad. 1919). Die starke Hervorhebung Zenodots ist jetzt Gemeingut; Wecklein verfällt in eine gewisse Zenodotolatrie, indem er

in dem Versuche zu weit geht, fast alles als Zenodot vorliegende Überlieferung, nicht als Ausfluß willkürlicher Gleichmacherei zu erweisen. — Endlich beschäftigt sich wieder jemand mit den Odysseescholien, deren Geschichte zu schreiben so einfach wäre: Victor Bérard (Revue de phil. 1920); Einzelresultate sind auf diesem vernachlässigten Gebiete mühelos zu pflücken.

2. Die Lyriker

Das Interesse für dieses Gebiet ist vereinzelt und zeigt keine einheitliche Orientierung. So kann auch keine einheitliche Darstellung gegeben werden.

Eine Gesamtübersicht gibt E. Bethe (in: Aus Natur und Geisteswelt [Teubner 1921]); sehr lebhaft und frisch, um künstlerisches Verständnis sich bemühend, wie wenige Philologen dies tun. Auch im häufigen Überszielschießen ist es echter, liebenswürdiger Bethe. Übrigens hat 1917 Diehl sein Suppl. lyr. in 3. Aufl. erscheinen lassen (kleine Texte, Bonn); alles, was bis dahin bekannt war, ist aufgenommen. Möge Diehl diesem Notbehelf bald die neue kleine Anthologie folgen lassen.

Von den ursprünglichen Gattungen behandelt meisterhaft den Paian L. Deubner in den N. J. kl. A. 1919. Dieser 'Heilsang', der später scheinbar so verschiedene Funktionen annahm, ist in Kreta entstanden; ursprünglich identisch mit dem Hyporchem, in Cretici, fünfzeitigen Rhythmen komponiert, trug er orgiastischen Charakter: Es ist eine zauberische Heilsbeschwörung. In den Dienst des Apollo wurde es durch bewußten Akt der delphischen Priesterschaft gestellt, die Apollo zum Paian machten. Nach dem ersten heiligen Krieg wollten sie sich von ihrer Umgebung unabhängig (so schon Wilamowitz) oder deshalb von Kreta abgeleitet erklären, weil Kreta als das alte Sühnland die richtige Urheimat der neuen Apolloreligion schien.

Daß jede Seite der neuen Verskunst von Wilamowitz (Weidmann 1921) hierher gehört, braucht bei einem Buche, das in aller Hände ist, nicht weiter ausgeführt zu werden; besonders die erste wirkliche Geschichte der griechischen Metra, mit der Wilamowitz sein Buch eröffnet, ist zugleich ein einzigartiges Stück Literaturgeschichte. Das als Ganzes unförmliche Buch ist aber durchwegs aus einer Initiative heraus entstanden; die Widersprüche im einzelnen machen Mut zu eigener Stellungnahme, denn für die Verwendung im Detail ist noch alles fließend. Wie sehr die Gesamtauffassung durch vertieftes Verständnis der Musik geändert oder wenigstens mit Fragezeichen einer zurückhaltenden Skepsis versehen werden wird, ist jetzt, wo scheinbar diese Auffassung allein herrschend ist, noch nicht zu sagen. Um griechische Musik bemüht man sich da und dort, ohne wesentlichen Neugewinn. (A. Olivieri, Nomos auletico [Memorie della Accademia di Arch. Lett. e belle arti, Neapel 1919]; K. Wagner, Der Berliner Notenpapyrus [Philologus 1921; ganz ausgezeichnet!]; ein für die christliche Musik außerordentlich wichtiger Hymnus mit Noten soll im, uns noch nicht zugegangenen, XV. Band der Oxyrh. Papyri stehen.)

An die Bedeutung von Bechtels 'Die griechischen Dialekte' (bis jetzt Bd. I [Weidmann 1921], umfassend Lesb., Thess., Böot., Arkad., Kypr.) für die Lyriker sei nur erinnert.

Über Sapphos und Alkaios' Liebe und die Verse, die sie bezeugen sollen, schreibt P. Maas (Sokrates 1920). Er vermutet, da man an die Authentizität dieses Romanes kaum glauben kann, daß eine Novelle des 6. Jahrh. zugrunde liege, in der ursprünglich köstliche Verse (Ἰόπλοκ' ἄγνα usw.; Verse von Sappho selber?) dem Alkaios in den Mund gelegt werden, während Sapphos etwas nüchterne Strophe dem Novellisten zu verdanken wäre. — Sehr überlegenswert sind die gescheidten Ausführungen von J. M. Edmonds in der Class. Quart. 1922 (Sapphos book as depictet on an Attic vase). Eine Vase des 5. Jahrh. im Nationalmuseum in Athen zeigt Sappho mit einer Rolle, auf der in der Hauptsache der unanfechtbare Vers steht:

ἠερίων ἐπέων ἄρχομαι, ἀλλ' ὀνάτων.

Daraus schließt Edmonds, daß im 5. Jahrh. eine Ausgabe der Sappho existiert habe, die diesen Vers an der Spitze trug und er glaubt nachweisen zu können, daß dies die von Sappho selber veranstaltete Ausgabe sei. Ja er glaubt sogar das diesem parallele Schlußgedicht, entsprechend dem 'exegi monumentum', gefunden zu haben.

An den Gewinn, den Pasqualis orazio lirico seinerseits wieder dem Verständnis des Alkaios bringt, will ich nur erinnern. Die beiden zusammengehörenden hoffnungslos erscheinenden Fragmente 1 A und B bei Diehl[3] behandelt mit unvergleichlichem Scharfsinn Diels in einer Scheda gratulatoria zu Ehren von Wilamowitz (Weidmann 1920); den Schluß bildet die παιδιά einer nachdichtenden Ergänzung.

Stesichoros' Fragmente sammelt J. Vürtheim von neuem (Leiden 1919) und bespricht sie ohne große Förderung.

Was die spätere Chorlyrik betrifft, so hat Pindar in Fr. Dornseiff nicht nur einen ausgezeichneten Übersetzer gefunden (Insel-Verlag 1921; chronologische Anordnung mit kurzen Einleitungen), sondern auch einen nicht minder ausgezeichneten Deuter. In seinem Buche 'Pindars Stil' (Weidmann 1921) bekommt die Chorlyrik ihre erste Monographie; die einzelnen Mittel (es sind meistens unbewußt die gleichen, die dann später die Rhetorik bewußt und etikettiert anwendet) dieser altertümlich steifen, oft recht langweilig erhabenen Kunst werden sorgfältig besprochen. 'Es ist festliche, kultische Gelegenheitsdichtung Für einen bestimmten Anlaß wird gewissermaßen eine schöne Kulisse aufgestellt, eine Mischung von Girlande und Dichtung und festlichem Arrangement, der eine starke dekorative Konvention entströmt. Es ist die bei Festen und Feiern als selbstverständlich sich einstellende Dekoration für eine aristokratische Oberschicht, von ganz bestimmten Funktionen und stilistisch sehr ausdrucksvollen Eigenschaften, literarisches Kunstgewerbe, Dichtung als angewandte Kunst ganz großen Stils' (S. 8). Daneben tritt Pindars individuelle Art nicht minder scharf heraus, die sich mit der Gattung der ursprünglichen Begabung nach gar nicht deckt, ist doch Pindar keineswegs pompös bildhaft, sondern eher sentenziös nachdenklich.

Das Buch ist etwas Neues in unserer Fachliteratur; es ist schwer, die Möglichkeiten dieser Betrachtungsweise jetzt schon scharf zu erfassen. Der Verfasser ist sich der Grenzen wohl bewußt, die schon in der fremden Sprache liegen und diese auf dem Boden eigenen Schrifttums erwachsene Methode umzäumen; besonders die Mundartenmischung ist uns nicht nachfühlbar. 'Bei uns Modernen sind Mundarten vulgär, komisch, 'Provinz', Gau, Scholle, Heimatkunst und nur in entsprechender Absicht literarisch zu verwerten. Ein Ausländer wird kaum jemals spüren, worauf es ankommt. Ob wir die Nebenwerte einer literarisch verwendeten altgriechischen Mundart wohl richtig empfinden können? Zumal der Chorlyrik, die mit ihrer Mischung aus drei Dialekten einer Gesangbuchdichtung entspricht, die sich durcheinander der Wiener, Basler und Hamburger Mundart bedient' (S. 12). Und trotzdem wird eine Stildeskription nirgends so sehr denkbar sein wie dieser 'kunstgewerblichen' Dichtung gegenüber. Sonst muß eben doch, so gut wie in der Muttersprache, die 'unwissenschaftliche', nachfühlende Intuition ihre Arbeit tun.

P. Maas setzt seine glänzenden metrischen Arbeiten fort. Diesmal behandelt und ediert er Bacchylides 16 (Sokrates 1921); Vorbild ist Olymp. II. Wie das erste Mal, werden die eingenisteten Responsionsfreiheiten durch Konjekturen beseitigt. Der strengen Methode gegenüber kann der Gedanke an allzu starre Reglementiererei eigentlich bei allem Widerstand, den man von vornherein hat, nicht aufkommen.

Dem Diagoras von Melos findet aus einem Aristidesscholion ein neues Fragment ein nachgelassener Aufsatz Bruno Keils (Hermes 1919), an das sich durch sinnlose Ausdeutung eine der ἀθεότης-Anekdoten angeschlossen hatte.

Bei den Dithyrambikern liegt eine ziemlich ertragreiche Neubeschäftigung mit dem Text des Timotheos in einer Dissertation von K. Aron (Diss. Erlangen 1920) vor; mit dem Kyklops des Philoxenos gibt sich N. Terzaghi in der Rivista Indo-Greco-Italica I (1917) ab; er sucht erfolgreich die Hypothese Bergks, daß bei Synesios (Brief 121) eine Rekapitulation des Dithyrambus vorliegt, zu bestätigen und daraus den genauen Inhalt des Stückes wieder zu gewinnen.

3. Das Drama

Auch hier fehlt es an einer einheitlichen Zielsetzung. Einzig bei Sophokles sind unter dem Einflusse des Buches Tychos v. Wilamowitz einige gleichartige Arbeiten hervorgetreten. Außerordentlich willkommen, vor allem für Seminar und Schule, sind 'Die Denkmäler zum Theaterwesen im Altertum' von Marg. Bieber (Berlin und Leipzig 1920). Wundervolle Abbildungen bilden die eigentliche Attraktion; alles wird im Bilde vorgeführt, was man bisher mühsam zusammensuchen mußte, die Theaterbauten, die Masken, die Dichter, die Denkmäler, die für die Genesis des einen oder andern Spieles wichtig sind usw. Der Text imponiert durch sehr sorgfältige Literaturangaben; die eigentliche Exegese der Bilder ist in ihrer Kürze der Situation ganz angepaßt, aber nicht frei von Irrtümern; also mit einer gewissen Vorsicht zu benutzen.

Die Tragödie. Das Wort τραγῳδία verfolgt in einer für Westeuropäer nicht erreichbaren Weise S. Menardu in der Festschrift für Hatzidakis (Athen 1921). τραγῳδία heißt jetzt an weit entfernten Punkten Griechenlands einfach 'Lied'; warum dies so geworden ist, ist jedem, der die Schicksale der antiken Tragödie kennt, ohne weiteres klar; aber den Weg mit Menardu im einzelnen zu verfolgen, ist sehr reizvoll.

An die Urform von Tragödie und Komödie wagt sich wieder W. Kranz (N. J. kl. A. 1919) und siehe, es sind doch noch Fortschritte möglich. Zwar bringt die erneute Analyse der Aristotelesstelle nichts Wesentliches, aber dafür diejenige der ältesten Tragödien. In den Vordergrund stellt Kranz (als das, was zurückbleibt, wenn man die späteren Neuerungen abzieht, die Aeschylus, der eigentliche Erschaffer der Tragödie, eingeführt hat) die epirrhematischen Partien, wo der Hypokrit faktisch noch dem Chorgesang antwortet. 'Das Spiel bestand formell aus den miteinander abwechselnden Liedstrophen und trochäischen Tetrametern, inhaltlich aus Frage und Antwort, Bitte und Bescheid, gestellt und erteilt von den einander gegenüber gestellten und doch wie Vater und Kinder, (ehedem vielleicht wie Gott und Diener, später aber) wie König und Untertan, Feldherr und Krieger zusammengehörenden Personen' (S. 160). Das gleiche gilt für die Parabase, den Kern und das Urgebilde der Komödie; freilich sind bei ihr wesensfremde Elemente dazugetreten. Die Schlußworte über die noch vor diesen Zuständen liegende Stufe bringt nichts Neues.

Pratinas. Das berühmte Hyporchem erweist definitiv als hyporchematische Chorpartie eines Satyrstückes H. W. Garrod (Classical review 1920).

Von Aeschylus liegt der erste Band einer neuen Ausgabe vor in der außerordentlich hübschen Sammlung: Collection des universités de France. Alle diese Ausgaben (erschienen sind von griechischen Schriftstellern bis jetzt außer dem Genannten Sophokles I [Masqueray], Platon I und II [M. Croiset], Theophrasts Charaktere [Navarre]) haben die Übersetzung dem in sehr hübschen Typen gedruckten Text gegenübergestellt, einen einfachen Apparat und kurze Erläuterungen. Sie richten sich an ein hochstehendes weiteres Publikum. Der Aeschylus (von P. Mazon) beruht auf Wilamowitz und Weil und ist durchaus besonnen; hier war ja jetzt die Aufgabe nicht eine allzu schwere. Anders wäre dies bei Sophokles, wo wir keinen anderen Text besitzen. Leider soll aber kein Fortschritt irgendwelcher Art erzielt sein — ich selbst sah diesen Band noch nicht.

Gegen Gerckes unhaltbare Hypothese, die den Prometheus in den Beginn der zwanziger Jahre verlegen und so dem Aeschylus wegnehmen will, wendet sich, natürlich mit Erfolg, A. Körte (N. J. kl. A. 1920).

Vielleicht ist manchem eine Zusammenstellung der seit Nauck[2] (meist durch Reitzensteins Entdeckungen) gefundenen Fragmente des Aeschylus willkommen. Sie gibt H. W. Smyth im Am. journ. of ph. 1920.

Sophokles steht also noch ganz unter dem Zeichen des Werkes Tychos von Wilamowitz. Von verschiedenen Seiten wird gegen

seine Erklärungsmethode Front gemacht, die ihn, als echten Theaterdichter, über der augenblicklichen Wirkung die ängstliche Wahrung der konstanten psychologischen und dramaturgischen Entwicklung vergessen läßt. So tut es W. Büchner für den Philoktet (N. J. kl. A. 1919). Das eine und andere mag korrigiert werden. In der Hauptsache ist aber T. v. Wilamowitz' Vorgehen so ungemein fruchtbar, so unentbehrlich für jeden, der nicht seinen Sophokles durch die klassizistische Brille betrachtet und bisher Unbegriffenes nicht sehen will, ja weit über Sophokles hinaus, daß ein Generalangriff dagegen mit allen Kräften abgeschlagen werden müßte.

Ganz aus dem Geiste des genannten Buches heraus, zum Teil schon über dasselbe hinausschreitend, handelt W. Kranz (Sokrates 1921) über den Aufbau und Gehalt der Trachinierinnen — ein sehr eindrucksvoller Aufsatz, wie wir sie noch nicht viele haben. Das Kunstwerk wird (im Gegensatz zur allgemein philologischen Arbeitsweise) als Seiendes, nicht als Gewordenes betrachtet — so urteilt Kranz selber über sein Vorgehen.

Sehr schön ist eine kurze Abhandlung Bethes über die Ichneuten (Ber. sächs. Akad. 1919). Er redet mir ganz aus dem Herzen, wenn er sie im Gegensatz zu Wilamowitz und der communis opinio, die sie in die Frühzeit des Dichters verlegen, den zwanziger Jahren zuweist. Ein zweiter Gedanke, nämlich, das Stück sei am Anfang verstümmelt (d. h. es habe schon den alexandrinischen Philologen verstümmelt vorgelegen) und es fehle eine Partie mit der Parodos und einem Prolog des Silen, worin der Zuhörer über das seltsame Dienstverhältnis, in dem der Chor steht, aufgeklärt wird — dieser Gedanke darf auf alle Fälle nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden. Freilich ist unsere Kenntnis des Satyrspieles zu gering, als daß wir gewisse formale Elemente als unbedingt notwendig voraussetzen dürften. Über das Satyrspiel Erigone handelt E. Maass (Philologus 1921), über die beiden Melanippen des Euripides Wilamowitz, ausgehend von einer unvollendeten Arbeit seines im Kriege gefallenen Schülers H. Petersen (Sitzb. Berl. Ak. 1921).

Auf wenigen Seiten seiner Lesefrüchte (Nr. 154, Hermes 1919) sagt Wilamowitz sehr Wichtiges über die Stücke des Sophokles und Euripides, die gleichen Titel tragen, von den Grammatikern aber durch irgend einen Zusatz geschieden werden. Bei Sophokles sind sie offenbar verschiedenen Inhalts, während es bei Euripides διασκευαί sind.

Interessante Beobachtungen über die Erstarrung der Komödie auch in den Gesangspartien der zweiten Hälfte, auf die man bisher weniger geachtet, bringt E. Wüst (Philologus 1921). Er verfolgt zwei solcher Typen, die er (mehr oder weniger willkürlich, vor allem im zweiten Falle) Skolion und Gephyrismos nennt; das erstere sind drei- bis vierzeilige Lieder, in engster Verbindung mit der Komödienhandlung, harmlosen Inhalts, das andere zehnzeilige Lieder, voll energischer Ausfälle gegen Zeitgenossen. In allen erhaltenen Komödien findet er sie, im allgemeinen an gleicher Stelle, sie oder ihre Stellvertreter. Ob, wie Wüst am Schlusse meint, solche Erkenntnisse auf die Frage nach

der Entstehung der Komödie irgendwelchen Einfluß haben, ist mir sehr fraglich, da man sich hier noch stärker als bei der Tragödie des formbildenden Einflusses einzelner Persönlichkeiten bewußt wird. Vielmehr mit dem eigentlichen, ursprünglichen Kern der Komödie beschäftigt sich K. Kunst in seinem Buche 'Studien zur griechisch-römischen Komödie mit besonderer Berücksichtigung der Schlußszenen und ihrer Motive' (Wien und Leipzig 1919). Es werden darin durch alle erhaltenen Stücke hindurch jene bald kurzen, bald breiter ausgeführten komastischen Szenen untersucht, die die Stücke in Gelage und Erotik auslaufen lassen. Natürlich ist dies Aufspüren des ewig Gleichen auf die Dauer ermüdend; der Verfasser weiß dem durch allerlei hübsche Nebenbeobachtungen zu steuern. Erfreulich ist zu sehen, wie die Reaktion gegen die Kontaminationstheorie Fortschritte macht und die Stücke des Plautus wieder in stärkerem Maße für ursprünglich einheitlich angesehen werden.

Von den aristophanischen Komödien versucht E. Howald (Sokrates 1922) die Urfassung der Wolken wieder zu gewinnen und aus der Art der Umarbeitung Schlüsse auf das Wesen der ἀρχαία und die an sie gestellten Anforderungen überhaupt zu ziehen.

Die Textgeschichte bis zum Ausgang des Altertums behandelt mit anerkennenswerter Vorsicht die hinterlassene Arbeit eines jungen Franzosen, A. Bourdreaux. (Le texte d' Aristophane et ses commentateurs, Paris 1920).

Eine sehr schöne Rede, getragen von schwerem Leid und innerstem Nacherleben mit der Gegenwart, hat von hoher Warte aus Murray gehalten über Aristophanes und die Kriegspartei (jetzt in den überhaupt liebenswerten Essays and Adresses [London 1921]).

Der Kampf um die Demen des Eupolis dauert fort. Jensen und Robert hatten Zweifel an der Zugehörigkeit des sog. dritten Kairenser Blattes erhoben, jenem Blatt mit der Sykophantenszene. A. Körte verteidigt sie, wie es sich gehört (Ber. sächs. Akad. 1919) und fördert überhaupt die Erklärung: das irritierende διαστρέφειν, von dessen Sinn das Verständnis der Antode der Parabase recht eigentlich abhängt, weiß er freilich auch jetzt noch nicht befriedigend zu deuten.

Allgemeines gleichgerichtetes Interesse findet momentan die Frage nach dem Zusammenhang von alter und neuer Komödie, die als Reaktion gegen Rohdes faszinierende Darstellung wieder viel mehr als Einheit betont werden (H. W. Prescott, The antecedents of hellenistic comedy [Class. phil. 1919]; K. Kunst [N. J. kl. A. 1920]; A. Kolář [Phil. Woch. 1921 S. 688]).

Natürlich steht Menander stets noch im Vordergrund der Teilnahme, sogar der Mensch Menander, dem A. Körte (Hermes 1919) seine Geliebte Glykera nimmt, die er auf Grund eines wiederholt in den Dramen vorkommenden Namens von schnüffelnden Biographen aus der berühmten Geliebten des Harpalos geschaffen sein läßt. Da hilft offenbar selbst die Ehrenrettung W. Schmids (Wochenschr. f. kl. Phil. 1919) nichts.

Van Leeuwens Ausgabe ist, vielfach verbessert, in 3. Auflage erschienen (Leiden 1919). Der Kommentar, der einzige bisher, wird

einem stets willkommen sein, wenn er auch, den Interessen des Verfassers entsprechend, sehr einseitig ist.

Untersuchungen über Einzelpunkte der menandrischen Kunst melden sich allmählich zum Wort — ausgezeichnete Dissertationsthemata. Das zeigt K. Langer, De servi persona apud Menandrum (Diss. Bonn 1919); freilich ist diese Fragestellung, die in der alten Komödie und bei der lateinischen bekanntermaßen zu sehr netten Ergebnissen geführt hat, dem echten Menander gegenüber nicht ganz geeignet, indem die Durcharbeitung solcher Figuren bei ihm in ausgesprochenem Maße von der Entfernung vom Zentrum der Handlung abhängig ist.

Einen wichtigen Punkt in den Epitrepontes hat Wilamowitz (Zur griechischen Geschichte und Literatur, Sitzb. Berl. Akad. 1921) aufgeklärt; die beiden Nebenfiguren, Chairestratos und Simias spielen ein gewisses Gegenspiel im Kleinen, Simias ist der brave, Chairestratos der leichtsinnige Freund. Auch in der berüchtigten Szene 585 ff. (Sudhaus) sieht er Simias als Sprechenden, der die Abrotonen nicht dem Chairestratos als *προστάτης* überlassen, sondern, im Bewußtsein seiner Integrität, selber für sie sorgen will. Durch schärferes Erfassen dessen, was am Schlusse fehlt, wird auch die Schiedsgerichtsszene besser in das Stück verankert. Gut stimmen zu der Deutung von 585 ff. die Ergebnisse, zu denen G. Jachmann aus vorzüglicher Beobachtung der dramatischen Technik gelangt (Hermes 1922). Mit dem gleichen Vorgehen korrigiert Jachmann auch die bisherige Auffassung der Szene 55 ff. des Heros.

Übersetzt hat das Schiedsgericht mit den notwendigen Ergänzungen A. Körte in der Insel-Bücherei Nr. 104 (1921).

Unabhängig von Grenfell und Hunt hat die 1918 von Wilamowitz veröffentlichten Verse A. Körte (s. o.) ebenfalls als Stück des Misumenos erkannt. In vorzüglicher Weise wird die Parallele mit den entsprechenden Versen des Poenulus gezogen.

4. Die Philosophen

In einem noch in der letzten Berichtsperiode nicht zu ahnenden Maße konzentriert sich der philologische Betrieb um die philosophischen Werke der griechischen Literatur. Auch offenbart sich plötzlich eine Geschlossenheit, die man vor wenigen Jahren nicht erwartet hätte, damals, wo blendende Werke wie das Parmenidesbuch K. Reinhardts, ja wie das Platonbuch von Wilamowitz, das durchaus auch in diesen Zusammenhang gehört, über einen beginnenden Richtungswechsel hinwegtäuschten. Nun ist es zur Tatsache geworden, wenn auch vielleicht die starke Anhängerschaft des Alten einem die Augen dafür noch eine Zeitlang verschließen kann. Der ungeahnt heftige Widerspruch, den offen und versteckt Wilamowitz' Platon von den verschiedensten Seiten gefunden hat, mag als symbolischer Ausdruck des neuen wissenschaftlichen Willens gedeutet werden. Natürlich ist die neue Generation ungerecht und sieht vielleicht einen neuen Geist entstehen, wo sie nur dem Stoß der früheren Generation Folge leistet. Gerechtigkeit kann man nur vom zeitlosen Zuschauer dieses wissenschaftlichen Fackellaufes verlangen, nicht vom

einzelnen Läufer. So erscheint der große Pionier Wilamowitz, der der Generation vor ihm als heilloser Neuerer, seinen Zeitgenossen als ein Lebensspender sondergleichen vorkam, einer neuen Generation nicht selten als Rationalist, in seiner Psychologie oberflächlich und brutal, denn ganz ähnlich, wie sich der Vorgang auf germanistischem Gebiete abspielt, ist man nicht mehr damit zufrieden, daß ein Künstler in seine Zeit hineinversetzt wird, daß er mit seinen Organen an die Wirklichkeit festgeklammert wird, nur das Werk und das Wort soll in seinem Willen erkannt und gedeutet werden, es allein als Manifestation in den Kreis und in die Entwicklung ähnlicher Manifestationen hineinversetzt werden. Diese Regungen treten zuerst auf dem Gebiete der alten Philosophie zutage. Was wären diese neuen Versuche ohne Wilamowitz im Allgemeinen, ohne Diels im Speziellen, und doch wollen sie über diese großen Vorgänger hinausschreiten.

In zwei Erscheinungsformen, die vielleicht nur scheinbar durch die größere Sophrosyne oder Leidenschaftlichkeit ihrer Vertreter geschieden sind, repräsentieren sich die neuen Gedanken. Einerseits sind es ein paar klassische Philologen, die in ganz erstaunlicher Weise sich philosophisches Denken angeeignet haben. Was mindestens während einer Generation durch unüberbrückbare Abgründe getrennt war, die Betrachtungsweise der Fachphilosophen und Philologen gegenüber der antiken Philosophie (Natorp und Wilamowitz etwa), es tritt in glänzender Personalunion in Gelehrten wie E. Hoffmann, J. Stenzel, Wichmann, zum Teil auch in W. Jäger zutage. Eine zweite Richtung hängt stärker mit einer die ganze Welt beherrschenden zunehmenden Abkehr vom Positivismus und Rationalismus, einer Neigung zur Mystik zusammen, zeigt sie sich doch nicht weniger auch in der klassischen Philologie Italiens und Frankreichs; in England sogar schon längere Zeit. Erscheinungen der Antike, deren Existenz dank dem Geiste der klassischen Philologie, einfach ignoriert wurden, kehren ins Blickfeld zurück, auch die Literaturgeschichte sieht überall diese geheimnisvollen Komponenten. So wird, trotz dem Widerspruche der Tradition, auch im Zentrum der Philologie anders gewertet werden; die Religionswissenschaft hat, freilich oft in recht turbulenten Formen, vorgearbeitet. Der Kulminationspunkt dieser Versuche ist Platon — nicht mehr handelt es sich um das Sokratesproblem, nicht um die Frage Xenophon oder Platon, auch die rein historischen Fragen nach dem Entstehungsdatum der einzelnen Dialoge treten zurück hinter dem von allen Seiten angestrengten Bemühen, in die eigentlich treibenden Kräfte, den letzten Formwillen des Mannes einzudringen. In viel stärkerem Maße als früher fühlt man das innere Mitschwingen des Forschers, was früher aus einer eigenartigen Gefühlsaskese heraus fast verpönt war. Auch da erscheint Wilamowitz wieder als eine Übergangserscheinung, der alle Register, die der Kühle und die des Enthusiasmus, zur Verfügung stehen, oft nicht zum Vorteil des Lesers. Und neben Platon wird, wie auf Nebenschauplätzen, um die Pythagoreer, um die Orphik, um Poseidonios und um die Neuplatoniker gekämpft — das Zentrum bleibt Platon; von ihm aus wird erst auf das Frühere und Spätere das Licht fallen.

Von Gesamtdarstellungen liegen die zwei Hälften des ersten Bandes von Zellers Philosophie der Griechen in 6. Aufl. vor (Leipzig 1919 und 1920), bearbeitet von W. Nestle, teilweise von dem leider 1920 verstorbenen F. Lortzing. Die Pflicht der Pietät gegenüber dem klassischen Charakter des Werkes, sowie die (an und für sich nicht genug zu anerkennende) Eigenart Nestles lassen es begreiflich erscheinen, daß nur das hineingearbeitet wurde, was als sachliche Erweiterung durch neue Forschung zu gelten hatte. Trotzdem Zellers Werk sollte in Zukunft nicht mehr verändert werden. Das ist mit Überweg-Heinze I etwas anderes; hier läßt der Kompendiencharakter keinen anderen Gedanken der Pietät gegen die früheren Bearbeiter aufkommen als den, das Werk ebenso auf der Höhe zu halten wie sie es getan. In dem Sinne hat auch K. Prächter, der die 11. Aufl. (1920) fast zu einem neuen Buche machte, das vollste Verständnis für das, was man in einem solchen Werke sucht. Trotz dem ungeheuren Ergänzungsanhang der den den Druck lange hinhaltenden Kriegsjahren zuzuschreiben ist, gehört dies Buch zu den besten Beratern, die wir ständig um uns haben können. Wie eine Art Reaktion gegen die Vorherrschaft Zellers sieht das Werk Joëls aus, 'Geschichte der antiken Philosophie' (Tübingen 1921; bis jetzt Band I bis zu Sokrates und den sokratischen Schulen außer Platon; 1000 Seiten!). Diese neue Darstellung fesselt den Leser, läßt ihn aber zwischen Ablehnung und Bewunderung schwanken, Ablehnung, weil die ganze Methode, unsachlich mit konventionellen Begriffen arbeitend, ja oft geradezu grotesk anmutet; Bewunderung andererseits über die Stärke der Einfühlungskraft. Mag diese Intuition auch mehr ein 'Spiegeln des eigenen Ich in den fremden Individualitäten sein, so ist doch unzweifelhaft auf den Bewunderer Nietzsches etwas von dessen Gestaltungswillen für die Vorsokratiker übergegangen. Man hat so allen Grund, sich dieses innerhalb der Fachliteratur so fremdartigen Buches zu freuen. Eine meisterliche Leistung auf kleinstem Umfang ist E. Hoffmanns 'Die griechische Philosophie von Thales bis Platon' (Aus Natur und Geisteswelt, Teubner 1921). Alles ist vortrefflich, die Entwicklung der wissenschaftlichen Gedanken schön und einfach durchgeführt, ohne daß die Individualitäten zu kurz kämen. Mit der größten Erwartung wird man an das Kapitel Platon herantreten, wo der Verfasser durch einige glänzende Einzelarbeiten (vor allem: Methexis und Metaxy bei Platon [Sokrates 1919]) recht eigentlich die wichtigste Neuerkenntnis der letzten Jahre in die Platonphilologie gebracht hat. Die Erwartung wird nicht enttäuscht, wenn auch vielleicht mit diesen neuentdeckten Gesetzen platonischer Methode nicht eigentlich seine Wissenschaftslehre gepackt ist, sondern nur seine Mythopolie. Das ist aber eine Frage, die einstweilen noch hinter den jetzigen Aufgaben steht. — Unoriginell, aber bequem und leicht verständlich ist G. Kafkas Sokrates, Platon und der sokratische Kreis (München 1921).

Zwei sehr schöne Arbeiten seien des ferneren vorausgenommen, die in der griechischen Philosophie ein Abbild der allgemeinen griechischen Geistesart suchen, zuerst eine prächtig einfache Festrede F. Bolls 'Vita contemplativa' (Sitzb. Heidelb. Akad. 1920, 2. Aufl. 1922). Wie das θεωρεῖν

erst nach und nach zu einer Lebensmöglichkeit wurde, bis ihm in jener herrlichen Weise wie im Theätet gehuldigt werden kann, wie die späteren Zeiten sich dazu stellen, wird eindrucksvoll geschildert. Nicht minder vorzüglich, wenn auch schwerer zu verstehen, ist J. Stenzels Antrittsrede über den Einfluß der griechischen Sprache auf die philosophische Begriffsbildung (N. J. kl. A 1921).

Was die einzelnen Perioden der Philosophiegeschichte betrifft, so findet die halbreligiöse, halb schon philosophische Frühzeit auf einmal ganz besonderes Interesse, vor allem Orphik und Pythagoreismus. Während für den letzteren erst die spätere Zeit in vorsichtiger Pionierarbeit abgegraben wird, hat Orpheus selber eine bedeutende Publikation erhalten, die schon als mutvolle Tat hochzuschätzen ist, Otto Kerns Orpheus (Weidmann 1920). Orpheus wird darin als Heros und Archeget der orphischen Kultgemeinschaft gefaßt, geschaffen kaum früher als im 6. Jahrh., einer Kultgemeinschaft, 'die einsame Pfade wandelt' (Etymologie Bechtels: ὀρφός = orbus). Er ist überall und nirgends zu Hause, in seinem Wesen und den dadurch bestimmten Schicksalen ein Ausdruck der Stimmungen seiner Sekte. Erwähnt sei auch Casel, De philos. Graec. silentio mystico (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarb. XVI, 1919), von dem auf einem Spezialgebiet die Abhängigkeit der Vorstellungen und Begriffe gewisser philosophischen Richtungen von Mysterienvorstellungen gezeigt wird, vor allem bei Platon; ähnliche Dinge werden auch zu Beginn von Bolls Sternglaube und Sterndeutung (Aus Natur und Geisteswelt) gestreift, das schon 1919 in zweiter Auflage erscheinen konnte; auch die Astrologie ist philosophisch verwendet worden aus gleichem Geiste heraus wie die Orphik und der Pythagoreismus.

Sehr verblüffend, wenn auch mit höchster Vorsicht zu verwenden, sind die zwei Werke V. Macchioros (Zagreus [Bari 1920] und Eraclito, Nuovi Studi sul' Orfismo [Bari 1922]). Im ersten sucht er aus Funden in Pompeii die orphischen Lehren und Gebräuche kennen zu lernen, im letzteren Heraklit auf Orphisches zurückzuführen. Viel kritischer erweist sich Macchioro andern gegenüber, indem er in einem sehr lehrreichen Aufsatz 'Orphica' der Rivista Indo-Greco-Italica 1918 die unkritischen Vermutungen früherer Forscher, die italische Eschatologien auf Vasenbildern mit der Orphik in Zusammenhang bringen wollten, widerlegt. Er beweist, wie die orphische Sekte so wenig wie die Pythagoreer eigentlich tiefgreifende populäre Wirkung hatte.

Die bedeutendsten Arbeiten zur pythagoreischen Philosophie sind zwei Aufsätze von F. Cumont (Un mythe Pythagoricien chez Posidonius et Philon [Revue de phil. 1919] und Lucrèce et le symbolisme des enfers [Lukrez III, 978—1023; Revue de phil. 1920]). Sicher wird zwar nur Hellenistisches gewonnen; der Sprung über das 4. Jahrh. hinaus ist sehr schwer; aber einmal wird Platon helfen. In die gleiche Zeit, auch nicht sicher weiter hinauf, führt der sehr interessante Aufsatz von F. E. Robbins 'The tradition of Greek arithmologie (Classical philol. 1921); er kommt zurück bis zu einer hellenistischen, aber vorposidonianischen Quelle. Wenigstens schon bis Platon gelangt M. Wellmann 'Eine pythagoreische Urkunde des IV. Jahrh. v. Chr.' (Hermes 1919):

Es handelt sich um jenes Stück bei Diog. Laërt. VIII, 25, worin uns (über Alexander Polyhistor) eine eigenartige pythag. Doxologie geboten wird. Noch weiter zurück versuchte der Verfasser dieses Berichts zu kommen, indem er für die Katharsislehre und damit Zusammenhängendes eine vorplatonische pythagoreische Schrift als Ausgangspunkt zu gewinnen sich bemühte (Hermes 1919).

Die Vorsokratiker. Für seine alte Liebe, die hippokratische Schrift von der Siebenzahl, tritt W. R. Roscher von neuem wieder ein (Ber. sächs. Akad. 1919) und will sie immer noch ins 6. Jahrh. hinaufverlegen und durch zeitgenössische Auschauungen ihrer Art Pythagoras beeinflußt sein lassen. Daß dies unrichtig, bezweifeln sicher nur wenige; der Nachweis ist aber bei dem elenden Zustand der Schrift, der uns zum Teil ja nur in lateinischer Übersetzung bekannt ist, schwer zu führen. Auch K. Mras, 'Sprachliche und textkritische Bemerkungen zur spätlateinischen Übersetzung der hippokratischen Schrift von der Siebenzahl' (Wiener Studien 1919) wird trotz des Nachweises von rhetorischen Elementen, wie sie nur in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. möglich sind, Roscher nicht überzeugen können, da dieser ja auch mit einer späteren Überarbeitung rechnet.

Über Anaximanders Buch spricht sehr gut W. A. Heidel in den Proceedings of the Am. acad. of arts and sciences 1921.

Ein Stück Xenophanes und zwar eigene Beobachtung, sozusagen Forschung entdeckt Diels bei Lukrez V 660; er führt uns aufs lebendigste in diese Frühzeit der Wissenschaft ein (Lukrezstudien II [Sitzb. Berl. Akad. 1920]). Die ganze Persönlichkeit des Mannes wird von K. Ziegler vorzüglich geschildert (Satura Viadrina altera, Breslau 1921). So wird auch das letzte Glied der allzu kühnen Konstruktionen Reinhardts beseitigt, hoffentlich für immer.

Um Kleostratos mythische Figur entbrannte ein kurzer Streit in England; Fotheringham wollte Unmögliches in ihn hineinprojizieren (J. of hell. st. 1919), wurde aber von E. J. Webb (ebenda 1921) aufs energischste zurückgewiesen.

Die hohe Bedeutung des Buches von Bignone über Empedokles tritt dadurch zutage, daß es von Diels selber in der Deutsch. Literaturz. 1920 besprochen wird. Bezeichnenderweise bekämpft Diels die scharfe Betonung der Mystik an Empedokles.

Über Anaxagoras schreibt Capelle (N. J. kl. A. 1919). Sehr interessant sind seine einführenden Worte, in denen er von der unter dem Einfluß Rohdes, Nietzsches, Joëls vollzogenen Änderung unseres Standpunkts zu den Vorsokratikern spricht: 'wir haben ein gefühlsmäßiges Verhältnis zu ihnen gewonnen' (S. 82). Trotzdem ist es begreiflich, daß gerade das Bild des Anaxagoras sich nicht wesentlich ändern kann, da hier das Persönliche, das Erlebnis zurücktritt oder für uns nicht zu fassen ist.

Über die Leukipposfrage Notenwechsel zwischen W. Nestle (B. phil. Wochenschr. 1920) und K. Prächter (ebenda 1921). Es fällt Prächter nicht schwer, die gegen die Existenz Leukipps von neuem vorgebrachten Gründe Nestles zu entkräften.

Wilamowitz (Lesefrüchte 152, Hermes 1919) weist nach Abstreifung einiger medizinischer Zitate die kleine Schrift νόμος in den hippokratischen Schriften dem Demokrit zu. Noch eindrucksvoller ist der Nachweis E. Hoffmanns, daß das platonische ἐκμαγεῖον (Theätet 191 C) auf Demokrit zurückzuführen sei (Sokrates 1921). P. von der Mühll beweist unwiderleglich (Festgabe für Adolf Kaegi, Frauenfeld 1919), daß auch auf ethischem Gebiet Epikur aufs engste von Demokrit abhängt, d. h. daß wir berechtigt sind, auch hier den letzteren aus dem ersteren zu ergänzen.

Eine kleine Monographie Hippons gibt A. Olivieri in der Rivista Indo-Greco-Italica 1919.

Von der medizingeschichtlichen Literatur sei nur auf die allgemein interessierenden Dinge verwiesen: Heibergs Erweiterung seiner meisterhaften Übersicht bei Gercke-Norden für die Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt (Teubner 1920); Regenbogens Vortrag über Hippokrates (N. J. kl. A. 1921) und Ilbergs Aufsatz über philologische Probleme der Medizingeschichte (ebenda).

Sokrates interessiert wenig, außer diejenigen, die durch ihn Platons Persönlichkeit erfassen zu können glauben. Ein solcher Versuch liegt von C. Siegel vor 'Platon und Sokrates' (Leipzig 1920); er sieht in Platons Metaphysik 'den Versuch, des Sokrates Persönlichkeit, Wirken und Sterben philosophisch zu erklären und zu rechtfertigen' (S. 5). Das wird aus den Dialogen der mittleren Zeit bewiesen, ja bis zum Timaios hinunter, nachdem vorher der natürlich zu einem Mißerfolg bestimmte Versuch unternommen werden mußte, Sokrates unabhängig von Platon überhaupt faßbar zu machen. Aber auch der Hauptbeweis mußte mißglücken: Platons Metaphysik ist zu sehr sokratesfremd oder vorsokratisch, eine Reaktion des Unsokratischen gegen das Sokratische, daß eine solche These auch nur als Paradoxon durchgeführt werden könnte.

Viel spannender als das Verhältnis zu Sokrates ist für die jetzigen Platonforscher dasjenige zu Demokrit. Darüber schreibt neuerdings in einem ideengesättigten kurzen Aufsatz J. Stenzel (N. J. kl. A. 1920): Die Ergebnisse halte ich freilich für unrichtig, da ich in der Anlehnung des Timaios etwas ganz anderes sehe als eine für Platon wesentliche, seine Anschauungen beeinflussende Übernahme demokritischen Gutes und an den aus Platon rekonstruierten Demokrit nicht glaube, dessen Atomtheorie aus logisch-metaphysischen Gedankengängen geboren sein soll.

Sonst sucht man Platon an der Wurzel seines Wesens zu fassen, überliterarisch und eigentlich überphilologisch. Es liegt ein eigentliches, heißes Bemühen darin — kein Wunder, daß auch Unberufene ihre Stimme erheben, wie Hans Blüher (Die Wiedergeburt der platonischen Akademie [Jena 1920]). Ein Unberufener ist Ernst Horneffer aber nicht, so sehr ihm die wissenschaftliche Erkenntnis auch hinter der Kulturangelegenheit zurücksteht. Daß er Aktives aus der Vergangenheit will, zeigt schon der Titel seines früheren Werkes: Der Platonismus und die Gegenwart (Kassel 1920). Nicht viel anders als Nietzsches Werke aus der Basler Zeit mutet auch sein neuestes Buch an: Der junge Platon 1. Teil (Gießen 1921). Die Geschichte wird mißbraucht;

das nimmt dem Buche seinen Wert nicht, aber zur Erkenntnis Platons kann es nur akzidentiell beitragen.

Zwei Bücher zeigen den neuen Geist am besten. Zuerst einmal Stenzels 'Studien zur Entwicklung der platonischen Dialektik von Sokrates zu Aristoteles' (Breslau 1917), das mir unbegreiflicherweise bei meiner letzten Berichterstattung unbekannt geblieben war. Der Titel: 'Von Sokrates zu Aristoteles' scheint Platon zwar wieder in eine überpersönliche Geistesgeschichte einzuspannen. Das ist aber Schein; die beiden Namen sind nur die Enden einer innerplatonischen Entwicklung. Da das erste, Sokrates, nur aus Platon zu erschließen ist, so läßt man es sich wohl gefallen; das zweite, Aristoteles, verlangt, daß Platon in einem ganz bestimmten Sinne umgebogen wird, der etwas bisher als mehr nebensächlich Betrachtetes zur Hauptsache macht. Diese Entwicklung liegt in den zwei Worten: ἀρετή — διαίρεσις. So wenig ich dieses auf eine Ebene Projizieren von etwas Metaphysisch-Spekulativem und etwas Methodischem für möglich halte, so muß ich das Buch doch unter der ganzen Platonliteratur der Periode am höchsten stellen; zu lernen ist daraus ungeheuer viel. Sehr verdankenswert ist auch der Wiederabdruck eines früheren Vortrages Stenzels über die Beziehungen der literarischen Form und des philosophischen Gehaltes der platonischen Dialoge. In ansprechender Weise wird darin gezeigt, wie die Loslösung von Sokrates auch die sokratische Form, d. h. den Dialog, in Frage stellt.

O. Wichmanns 'Platon und Kant' (Weidmann 1920) steht weit dahinter zurück; letzten Endes bleibt vergleichende Geistes- oder Philosophiegeschichte doch unfruchtbar wie vergleichende Literaturgeschichte. Das Gemeinsame der beiden Denker sieht Wichmann in der Forderung unbedingter Gewißheit, der sie zwar verschiedenen Ausdruck geben, die aber der gemeinsame Ausgangspunkt für Berührungen auf der ganzen Linie ist.

Auffallend ist die große Zahl von Arbeiten über gewisse Teile, wirkliche oder vorausgesetzte, der platonischen Lehre. Daß Constantin Ritters 'Platons Stellung zu den Aufgaben der Naturwissenschaft' (Sitzb. Heidelb. Akad. 1919) bei mir keinen großen Anklang finden kann, wird begreifen, wer meinen eigenen Standpunkt kennen sollte (Die platonische Akademie und die moderne Universitas litterarum [Bern 1921] und *Εἰκὼς λόγος* [Hermes 1922]). Ich mache darin den Versuch, die Naturwissenschaften des Timaios als Symbole für metaphysische Lösungen zu deuten, überhaupt Platon und seiner Schule spezialwissenschaftliches Interesse zu bestreiten. Damit sind für mich auch L. Robins Etudes sur la signification et la place de la physique dans la philosophie de Platon (Paris 1919) erledigt.

C. Ritters Platons Logik (Philol. 1919) scheint, soweit ich die Sache verstehe, gut zu sein. Wilamowitz hält eine seiner stets so formvollendeten Reden über den griechischen und den platonischen Staatsgedanken (Weidmann 1919), worin das, was Platon vom hellenischen Staat übernommen und das, worin er gegen ihn polemisiert, sehr schön dargestellt ist.

Was die literarische Seite betrifft, so sei in erster Linie dankbar auf die jetzt vollendet vorliegende Übersetzung Apelts hingewiesen (Leipzig 1911—1919). Eine sehr hübsche Arbeit ist das Buch von Luise Reinhard 'Die Anakoluthe bei Platon' (Philol. Unters. 25, Weidmann 1920). Es ist nichts originelles, aber ein Frauenbuch im guten Sinne, was leider im Allgemeinen von philologisierenden Damen nicht gesagt werden kann. Die Tendenz der Toleranz gegenüber dem Bruche des konsequenten Sprachgedankens gerade bei Platon war längst anerkannt; aber eine solche Zusammenstellung bringt einem doch aufs feinste ein Stück aus der unerhörten sprachlichen Kunst Platons zur Klarheit. Es liegt zugleich auch eine große Interpretationskraft in der Art und Weise, wie die Verfasserin das ἀκόλουθον der einzelnen Gedanken rekonstruiert und die seelische Stimmung, die zur Umbildung derselben führte, aufspürt.

Zu Einzelnem. Zum Kratylos sei erwähnt Lekys neue Zusammenfassung über Platons Sprachphilosophie (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums von Drerup X 3, Paderborn 1919). Ganz hervorragend ist Stenzels Behandlung des erkenntnistheoretischen Teiles des 7. Briefes. (Sokrates 1921). Da wird ein bisher furchtbar vernachlässigtes Werk Platons auf einen Anlauf hin recht weit erschlossen; ebenbürtig ist eine Anmerkung E. Hoffmanns zu diesem Aufsatz, die berufen ist, in die langweilige und doch so unumgängliche Frage nach der Echtheit des Briefes mit eine entscheidende Rolle für sie zu spielen. Über die platonischen Epigramme handelt R. Reitzenstein in den Nachr. Gött. Ges. 1921. Er erkennt, daß die acht durch den Loghistoricus Aristippos περὶ παλαιᾶς τρυφῆς (so nennt er die Schrift!) bei Diog. Läert. überlieferten Epigramme in zwei Klassen zerfallen, von denen die eine ursprünglich Sokrates, nicht Platon galt (z. B. Archeanassa, Agathon, Alexis-Phaidros); von den nicht auf Sokrates gehenden ist sicher echt auch nur eines, dasjenige auf Dion. Doch sind selbst in der Sokratesreihe zwei wunderschöne; der Fälscher hat eben nicht selber seine Epigramme gemacht, sondern sie übernommen, wozu ihm der zufällige Name Xanthippe den Anlaß gab. So bleiben sie doch Zeugen für die literarische Produktion um die Wende des 4. zum 3. Jahrhundert.

Aristoteles harrt noch seines Sospitators; daß dieser an der Arbeit ist, zeigt ein kurzes Referat über einen Vortrag, den W. Jäger im Berliner Philologenverein gehalten hat (Sokrates 1920, S. 305). Aus den Fragmenten des Dialoges περὶ φιλοσοφίας wird eine Phase astrotheologischen Charakters im aristotelischen Denken erschlossen, die den Anschauungen der erhaltenen Metaphysik lange vorausgeht und direkt an die letzte Periode der platonischen Metaphysik anschließt. Diese Feststellung einer sichtbaren Entwicklung wird eine Entdeckung von größter Tragweite sein, denn wir haben uns klar darüber zu sein, daß wir zu Aristoteles Gesamtwerk ungefähr gleich stehen wie die Philologen vor 100 Jahren zu Platon.

Einzelnes Gute ist auch hier gemacht worden. Vor allem seien hervorgehoben die Arbeiten von Hans Meyer (Platon und die aristo-

telische Ethik [München 1919], Natur und Kunst bei Aristoteles, [Paderborn 1919, Band VIII von Drerups Studien] und Das Vererbungsproblem bei Aristoteles, [Philologus 1920]). Meyer erweist sich als ein ruhiger, sicherer Urteiler, so daß er den in den Titeln genannten Problemen völlig gerecht wird. Weiter greift natürlich das erstgenannte Buch, aber auch hier gelingt der aristotelische Teil gut, der platonische freilich etwas weniger. Das Buch von M. Wittmann über das gleiche Thema (Die Ethik des Aristoteles [Regensburg 1920]), ist mir nur aus sehr anerkennenden Besprechungen bekannt.

Um die aristotelische Poetik bemüht sich Gudeman, der eine Ausgabe vorbereitet (vor allem Philologus 1920). Tkasch hat den Arabs neu gelesen (Anzeiger der Wiener Akademie 1920); damit ist eine zeitgemäße Edition endlich möglich geworden. Howald versucht aus der Poetik eine schlecht verarbeitete Quelle, ein praktisches Anweisungsbuch für Poesie, herauszuschälen (Philologus 1920). Die Meteorologica liegen in einer sehr schönen Ausgabe vor von E. H. Fobes (Cambridge Mass. 1919). Mit dem Text der nikomachischen Ethik beschäftigt sich sehr glücklich Ashburner (J. of hell. st. 1919—1921).

Endlich kündigt sich auch eine intensivere Beschäftigung mit Theophrasts botanischen Schriften an; Regenbogen hat einen Preis der Berliner Akademie für eine Behandlung dieser schwierigen Fragen errungen, der Basler Botaniker Senn erstattet in einer vorläufigen Anzeige (Privatdruck) Bericht über seine hochinteressanten Ergebnisse. Die Mitarbeit eines philologisch interessierten Naturwissenschaftlers kann uns hier sehr zustatten kommen.

Über die Charaktere schreibt sehr Überraschendes A. Rostagui (Rivista di fil. 1920); er sieht in ihnen eine Ergänzungsschrift zur Poetik, die schildern soll, welche verschiedenen Arten von *φαῦλοι* es gibt, also zum Gebrauch jener Dichtergattung, zu der auch die Komiker gehören.

Für Epikur liegt eine sehr bedeutende Arbeit, die bedeutendste seit Usener, vor in dem Werke E. Bignones, 'Epicuro, Opere, frammenti, testimonianze sulla sua vita, tradotti con introduzione e commento' (Bari 1920). Eine schöne Einleitung mit Stellungnahme zu den verschiedenen Problemen der *κύριαι δόξαι*, der vatikan. Sprüche usw., dann die Übersetzung mit sehr eindringender Besprechung der neu eingeführten Lesarten. Kommentar zu den schwierigen Fragen der Lehre. Über den Epikureer Hermarch handelt die Dissertation K. Krohns (Diss. Berlin, Weidmann 1921). Er sieht wegen der bekannten Parallele der Epistolika des Hermarch mit Porphyrius in den *κύριαι δόξαι* 31 bis 40 Hermarch, nicht Epikur. Sammlung aller Fragmente.

Philodem. Wertvolles gibt natürlich wieder Philippson, diesmal zu *περὶ εὐσεβείας* (Hermes 1920 und 1921); es sollte eigentlich Teil eines großen Werkes über die Götterkritik der Alten sein, die in ihrer Gesamtheit seit dem 2. Jahrh. v. Chr. auf epikureischer Grundlage beruht. — Ein Stück aus *περὶ ἐπιχαιρεκακίας*, einem Einzelbuch von *περὶ κακιῶν*, gibt D. Bassi heraus in der Rivista Indo-Greco-Italica 1920. Sehr angenehm ist die Übersetzung von Philodems Rhetorik durch

H. M. Hubbell (Transactions of the Connecticut Academy of arts and sciences 1920). Sie ist so gewissenhaft gemacht, daß sie wie ein Kommentar wirkt.

Posidonius. The Posidonius-myth (J. F. Dobson, Cl. Quart. 1918) hat tiefgreifende Klärung, auf alle Fälle im Sinne einer Warnung, empfangen durch O. Immischs vorzügliche Agatharchidea (Sitzb. Heidelb. Akad. 1919). Es ist wohl möglich, daß das eigentliche Zentralproblem dieser Schrift, die Zuweisung der bei Photios ausgezogenen sog. Pythagorasvita an Agatharchides von Knidos und zwar als Prooemium des ersten Buches seines fünfbändigen Werkes über das Rote Meer, wegen des für ein Prooemium unmöglichen Stilcharakters nicht anerkannt wird und damit auch der Beweis dahinfällt, daß fast ein Jahrhundert vor Posidonius eine Unmasse 'posidonianischer' Gedanken schon im Umlauf waren. Abgesehen von vielen trefflichen Einzelbemerkungen hat aber Immisch dem immer noch herrschenden Panposidoneismus einen Riegel vorgeschoben. Überhaupt ist die Linie rückwärts von Posidonius mindestens so wichtig wie alle die tausend Ableitungen von ihm her. Dafür fehlt noch jedes scharfe Verständnis, überhaupt ist die Zeit einfach noch nicht gekommen für eine endgültige Arbeit über ihn. Bei Platon geht es jetzt dank der Arbeit eines ganzen Jahrhunderts, bei Aristoteles geht es noch nicht, weil dort das Arbeitsjahrhundert erst beginnt, bei Posidonius sind wir noch nicht einmal so weit. Wohl sind am Platz Versuche bescheidener Art wie die wertvollen Forschungen zu Poseidonios von G. Rudberg (Upsala 1918), die das weitschichtige Material zu sichten und zu organisieren sich bemühen. Aber eine Monographie mit allen Prätentionen, wie das Buch 'Poseidonios' von K. Reinhardt (München 1921) ist verfrüht. So muß dies Werk, trotz der großen Gestaltungskraft seines Verfassers, eher einen peinlichen Eindruck hinterlassen. Wiewohl eine neue Betrachtungsweise angekündigt wird, ist die Anknüpfung der posidonianischen Wesensart an die alten jonischen Naturphilosophen so unglücklich wie möglich, während Platons Einfluß als unwesentlich kurz abgetan wird. Dieser Wissenschaftler Posidonius, der nicht pathetisch, sondern eher witzig gewesen sei, scheint mir aus der Weltanschauung einer vergangenen Philologieepoche heraus geboren zu sein.

Den Vereiniger der verschiedenen Schulen, Antiochos von Askalon, behandelt ein junger, sehr vielversprechender Gelehrter H. Strache, der, wie Diels im Vorwort erzählt, ein Opfer des Krieges geworden ist. Die Aufgabe war nicht außergewöhnlich schwer, ihre Inangriffnahme aber sehr notwendig. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben; wir besitzen in diesem 26. Heft der Philol. Unters. (Weidmann 1921) eine Darstellung des Systems des Antiochos, an der kaum mehr viele Korrekturen angebracht werden können.

Zürich. Ernst Howald.

(Die zweite Hälfte erscheint in den Berichten von 1922.)

Von den griechischen Inschriften

Einen vortrefflichen Bericht über die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der griechischen Inschriftenforschung in dem Vierteljahrhundert von 1894—1919 hat Erich Ziebarth in den Jahresberichten für Altertumswissenschaft Band 184. 187 gegeben. Als Herausgeber des akademischen Corpus von Euboia, als Verfasser eines in zwei Auflagen erschienenen trefflichen kleinen Buches über das griechische Schulwesen, das den Gesamtinhalt der griechischen Inschriften übersichtlich uns bisher für dieses wichtige Fach zumal der hellenistischen Kultur zur Darstellung bringt, als Kenner griechischen Rechts und besonders griechischen Vereinswesens, dem dann auch die reichen Schätze der Hamburger Bibliothek zu Gebote standen — dort hatte man sich nicht ängstlich gescheut, auch während des Weltkrieges die unentbehrlichste ausländische Literatur zu beschaffen — war er mehr als andere berufen, von der Erweiterung unserer Kenntnisse Rechenschaft abzulegen, wobei er auf den verdienstlichen bibliographischen Arbeiten französischer und englischer Fachgenossen fußen konnte, die es zum Teil auch verstanden, ihren Berichten eine schmakhafte, ja wie in S. Reinachs Chronique d'Orient nicht selten recht stark gewürzte Form zu verleihen. Noch stehen bei Ziebarth die Berichte über Attika und die Inseln aus. Um so willkommener sind seine allgemeinen Übersichten über die seit 1894 erschienenen, nach Landschaften oder einzelnen Städten geordneten Inschriftensammlungen, wenn ich recht zähle nicht weniger als 38, denen jetzt der neue Teil der Tituli Asiae minoris (TAM II 1) von Kalinka zuzufügen ist, und über andere Werke, die sich teils mit einzelnen Gruppen griechischer Inschriften, teils mit kritischen, philologischen, historischen oder sonstigen Problemen befassen und dazu der Inschriften als wichtigster Quelle benötigen.

Denn die griechische Epigraphik ist eine Grenzdisziplin — oder wie wir sie nennen wollen; denn auf den Namen kommt es nicht an — die mitten in der Altertumswissenschaft im Brennpunkte vieler Strahlen steht. Es sind Texte in griechischer Sprache, in Prosa und in Versen, von den rohesten bis zu den kunstvollsten, im geläufigen Attisch und der noch geläufigeren Koine, aber auch in entlegenen Dialekten, oft deren wichtigste, ja fast einzigste Quelle. Als solche gehören sie in die griechische Grammatik und Lexikographie, die griechische Metrik und Literaturgeschichte — man darf vielleicht fragen, ob sie in dieser schon, mit Ausnahme vielleicht der Steinepigramme und der in E. Nordens antiker Kunstprosa gewürdigten rhetorischen Erzeugnisse, zumal der

Trostbeschlüsse, bereits den gebührenden Platz einnehmen. Die Texte sind zugleich Denkmäler der griechischen Schrift, als solche abhängig von Zeit und Ort, Bildung und Vermögen derer, die für die Aufzeichnung auf Steine verschiedenster Beschaffenheit, Metall oder Ton verantwortlich sind. Als Schriftdenkmäler müssen sie in die allgemeine Schriftgeschichte eingereiht werden, ist ihr Verhältnis zu anderen, namentlich zur Schrift der Papyrusurkunden zu untersuchen, die teils kalligraphisch sind, teils dem ungekünstelten Brauch des privaten oder auch des amtlichen Schreibers nahe stehen. Ebenso wird man dann sehen, daß auch auf Steinen bald der monumentale, bald der ungekünstelte Charakter überwiegt, und wird selbst im staatlichen Gebrauche Zeiten und Strömungen finden, in denen sich die Steinschrift der Papyrusschrift nähert oder von ihr entfernt. — Endlich sind die Steine und anderen Materialien Gegenstände der Forschung und gehören dann in das Gebiet der Archäologie, die sich ihrerseits durch immer tiefere und feinere Beobachtung der Technik schon zu einer Sonderwissenschaft ausgebildet hat, so wenig sie auch, und so wenig irgend ein Forschungsgebiet, des Zusammenhangs mit dem Ganzen des menschlichen Wissens entbehren kann. Aber gerade jetzt, da der monumentale Charakter der Inschriften leicht durch die harte Notwendigkeit, sich auf knappe, billige Textausgaben zu beschränken, leicht zurückgedrängt wird, ist für den, der an die Epigraphik jung herantritt, die Bedeutung der Archäologie aufs stärkste zu betonen. Sie führt nicht nur zur Kunst, sondern auch zur Ortskunde, Geographie, Kultur, Geschichte. Ein Apeiron tut sich vor unseren Blicken auf; der Epigraphiker muß nicht nur sein eigentliches Handwerk verstehen, sondern auch ein allseitig gebildeter Mensch sein.

Für den, der auf der Universität etwas gelernt hatte und nach Griechenland kam, dem dort das deutsche archäologische Institut oder in Kleinasien die Ausgrabungen der Berliner Museen ihre gastlichen Pforten auftaten, war es leicht, sich einzugewöhnen, um dann eigene Wege für die Forschung im Land zu finden, die Denkmäler dort und in den Museen aufzusuchen. Namentlich durch die Ausgrabungen kamen unendlich viele neue Inschriften ans Tageslicht und wurden zum Teil auch leicht der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht. Das ist seit dem Weltkriege zunächst anders geworden; das Reisen ist durch die ungeheuer gestiegenen Kosten erschwert, zwar für Griechenland dem, der sich mit den gastfreundlichen einheimischen Gelehrten in Verbindung zu setzen weiß, auch jetzt noch möglich, anderwärts aber wohl fast unmöglich gemacht. Nicht vielen wird es jetzt vergönnt sein, so wie wir gewissermaßen praktisch auf hellenischem Boden in die Epigraphik hineinzukommen. Auch eine eigene epigraphische Bibliothek werden wenige noch zu begründen in der Lage sein. So bleiben zunächst nur öffentliche Büchersammlungen, vor allem gute Seminarbibliotheken und Museen, die Originale enthalten. Wer mit Berlin rechnet, denkt voll Sehnsucht an das vorläufige Pergamonmuseum mit den Steinen von Pergamon selbst, Magnesia und Priene zurück und wünscht Theodor Wiegand Erfolg gegen die Mächte der Griechenfeindlichkeit zur Wiederherstellung dieses herrlichen Schatzhauses klassischer Bildung.

Die epigraphische Arbeit wird immer teils zentripetal sein, teils zentrifugal, teils nach großer Zusammenfassung streben, teils in liebevoller Kleinarbeit das einzelne Denkmal betrachten. Zur Zusammenfassung sind die großen Sammlungen bestimmt, die nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten eingerichtet sein können, vor allen dem landschaftlichen. Diesen stellten unsere großen Organisatoren, Boeckh für das Griechentum, Mommsen für Rom an die Spitze. Das Corpus Inscriptionum Graecarum und Latinarum waren einheitliche Unternehmungen der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Die Erneuerung des griechischen Werks vollzog sich nicht nach einheitlichem Plan; Attisches, nordgriechisches, Inselcorpus erstanden daraus; daneben gingen andere ihre eigene Wege; in Rußland schuf Latyschew die Inscriptiones Orae Ponti Euxini, in Österreich Benndorf (seit 1891) die Tituli Asiae minoris. Als U. v. Wilamowitz-Moellendorff an Kirchhoffs Stelle die Leitung des Berliner Corpus übernahm, zog er den Rahmen enger, und behielt es nur künftiger Entscheidung vor, wann und wie einzelne Teile innerhalb und außerhalb auszubauen seien.

Auch die nationalen Grenzen wurden überbrückt. Der Schotte W. R. Paton besorgte Lesbos, der Franzose Delamarre, unterstützt von seinen Pariser Lehrern und im Bund mit uns Amorgos; unter den Auspizien der Pariser Akademie erschienen zwei Teile des Corpus von Delos. Diese Entwicklung ist abgebrochen und noch ist nicht abzusehen, wie sich die Natur helfen wird, um eine Fortsetzung zu ermöglichen. Wo aber ein starkes Bedürfnis war, hat sich bisher in den meisten Fällen, ob auch nicht sogleich, auch ein Weg gefunden. Für große Ausgrabungsstätten, wie Pergamon, Magnsia, Delphi, Milet, Ephesus, auch für europäische Sammlungen, wie Louvre, Berlin, London, Akropolismuseum, Sofia, Brüssel, Kassel sind besondere Corpora mit eigenen Gesetzen, Formen, Lebensbedingungen entstanden. Und überall begrüßen wir das *ἥμισυ* als Ersatz für das dermaleinstige *πᾶν*, das selbst auch am Ende einmal dem baldigen Schicksal des Veraltens anheimfallen würde.

Über die einzelnen Gebiete hat, wie schon gesagt, Ziebarth in reichlich genügender Weise berichtet; wir wollen hier einzelnes herausgreifen, zuerst Attika, können uns da aber auch nicht auf die letzten Jahre beschränken. Hier ist die dreifache Teilung in voreuklidische Inschriften (Kirchhoff), solche vor Augustus (Koehler) und die der römischen Kaiserzeit angehörigen (Dittenberger) wenigstens für den zweiten Grenzwall aufgegeben. J. Kirchner hat diese gewaltige Masse übernommen und in zwei Teilen die Dekrete und Kultgesetze herausgegeben (1913 und 1916), in kleinerem Format und mit dem bescheidenen Titel editio minor, mit Verzicht auf die Majuskeln, aber auf Grund eigener Arbeit an den Steinen und mit Benutzung aller seit Koehler erfolgten Arbeiten, vor allem Adolf Wilhelms, dessen letzte Nachträge auch noch in dem Addendis verzeichnet sind. Dazu kam 1918 ein nützlicher Anhang I G² IV 1, Archontentafeln und sermo publicus decretorum proprius, unentbehrlich für die Ergänzung und die Zeitbestimmung aus den wechselnden Formeln. An der Fortsetzung wird unermüdlich gearbeitet. — Die voreuklidischen nschriften bleiben noch abgetrennt; freilich sind sie auch in Form und

Schrift so eigenartig, daß wohl nirgends eine derartige Sonderung berechtigter scheinen dürfte. Hier ist der gegenwärtige Stand wohl am schwersten zu übersehen, und das wird vielleicht ein etwas tieferes Eingehen rechtfertigen.

Im Jahre 1873 hat Kirchhoff die Inscriptiones atticae Euclidis anno vetustiores herausgegeben, 555 Nummern, mit einer Karte des Seebunds, einigen Tabellen und ganz mageren Indices — 'sciunt ex indicibus' war in Kirchhoffs Mund ein vernichtendes Urteil, und besonders schädlich erschien ihm ein index grammaticus, da er nur von dem Lesen der Inschriften selbst abhielte. Daß in den Staatsurkunden viele gediegene Arbeit des Herausgebers steckte, verstand sich bei diesem ehrlichen, gewissenhaften Forscher von selbst. Nach den großen Ausgrabungen der Akropolis entschloß er sich zur Ausgabe dreier Supplemente (1877, 1886, 1891). Es war anerkennenswert, nicht zu warten; aber das Gebotene war durch die beständig fortschreitende Revision, Umordnung und Zusammensetzung schwer zu übersehen. So war für einen wichtigen Teil, die Weihinschriften von der Burg in Erz und Stein, der *Κατάλογος τοῦ ἐν Ἀθήναις ἐπιγραφικοῦ Μουσείου*, den H. G. Lolling im Namen der Archäologischen Gesellschaft 1899 bearbeitet und P. Wolters in musterhafter und selbstloser Weise herausgegeben hat, eine wahre Tat. Was Lolling und vor ihm U. Koehler an diesen Steinen getan, kann nicht hoch genug geschätzt werden, obwohl man Kumanudes Rangabes u. a. nicht darüber vergessen darf. Nun aber setzte um 1890 Adolf Wilhelm ein. Mit feinstem Auge und Gefühl für die physische Beschaffenheit der Steine, die Formeln und den Inhalt der Urkunden, hat er eine Fülle von Zusammensetzungen gefunden. Einiges davon enthält seine Ankündigung (Öster. Jahreshefte I 1898, 41 ff.); manches, aber lange nicht alles, ist in den Berichten und Abhandlungen der Wiener Akademie von ihm selbst, anderes von Hörern seiner epigraphischen Vorträge oder Freunden (z. B. von Scala, Staatsverträge, Hill and Hicks Historical Inscriptions 1901, Cavaignac Etudes d' histoire financière 1908) mit voller Würdigung seines Verdienstes mitgeteilt; manches hat er in den Inventaren und Exemplaren des Athenischen Museums verzeichnet; alles übersehen aber könnte nur er selbst. Außerdem ist in den letzten Jahren durch Leonardos, Keramopullos u. a., durch Forschungen von Woodward, Dinsmoor, Fimmen u. a. viel zusammengepaßt und geordnet, was der Benutzer dankbar genießt. Auf diese Grundlage hofft der Berichterstatter in zwei bis drei Jahren eine Neubearbeitung leisten zu können.

Darf man das Wichtigste aus dem Inhalt herausheben, ohne die Darstellung mit öden Zitaten zu belasten? Unter den Gesetzen und Volksbeschlüssen mag das kleine Bruchstück eines Solonischen Axon, freilich nicht gleichzeitig, an der Spitze stehen; auf die Drakonfrage wollen wir uns nicht einlassen. Das Dekret des Aristion für die Leibgarde des Peisistratos ist nur durch Aristoteles erhalten, nach einigen auch sein Porträt (Kirchner Prosop. att. 1728). Den Beschluß für die einheimischen Bewohner von Salamis, die man früher für peisistratisch hielt, setzt man jetzt bald nach Kleisthenes (Hermes 1916, 303.478), etwa gleichzeitig einen über eleusinische Bräuche (I G I 5). Von den beiden

E. Meyer (Forschungen II), Busolt und Beloch gebührende Beachtung gefunden haben.

Der Stein der anderen Götter, deren Kassen alle an die der Burggöttin abgeliefert wurden (I. 194—225, einiges Fremde darunter) ist durch Zusammensetzungen wesentlich verbessert; Wilhelm hat davon einen Vorschmack gegeben (Festschr. Gomperz 1902, 417). Für die Urkunden der Epistaten von Eleusis hat nach Cavaignac Le trésor sacré d'Eleusis jusqu' en 404, 1908 besonders Sardemann Eleusinische Übergabeurkunden aus dem V. Jahrh. Diss. 1914 viel getan. An den Urkunden des delisch-attischen Bundes begründete U. Koehler 1869 seinen Ruhm; wir wissen jetzt daß sie den Hellenotamien gehören, daß die erste große Stele, durch bewundernswerte Kleinarbeit hergestellt — an 3 $^1/_2$ m hoch! — die ersten 15 Jahre 454/3—440/39, die zweite die von 439/8—432/1, also 8 Jahre enthielt; die letzte Anordnung dieses Steines wird dem gefallenen Archäologen Fimmen verdankt, der auch auf einem weit zurückliegenden Gebiet, für die ältesten Kulturen auf griechischem Boden, den festen Grund gelegt hat. Mit dem peloponnesischen Kriege begann man jedes Jahr auf einer besonderen Stele zu verzeichnen; hier wird das Material unsicherer; von 429/8—426/5 sind wir leidlich dran; für 425/5 haben wir das oben erwähnte Dekret; 421/20 ist vertreten; nachher wenig. Auch hier hat Wilhelm viel gesehen und wird hoffentlich noch mehr zu geben bereit sein. Die Geschichte des attischen Reichs beruht wesentlich auf diesen Namen und Tributsechzigsteln, die den Anteil der Burggöttin ausmachten; dem Verschwinden der einen, dem Auftauchen anderer Orte. Auch für die Geographie sind es unschätzbare, bekanntlich durch das Buch des Krateros im Lexikon des Stephanos von Byzanz benutzte Urkunden.

Für die Poletensteine, die die *δημιόπρατα* von 415/4, die versteigerten Grundstücke, Sklaven, Möbel u. a. Habe des Alkibiades und der Genossen seines angeblichen Frevels behandeln, bietet Syll. ^{3}96 ff. das Wesentliche, was hinzugekommen und weggenommen ist. Ganz für sich steht die Rechnung der Logisten, die jetzt wesentlich die Jahre 426/5—423/2, ursprünglich 433/2—323/2 umfaßt, also sehr wichtig für den finanziellen Untergrund des archidamischen Krieges ist. Die Zinsberechnungen der von Athena, auch von den anderen Göttern von dem Zahlungstage bis zum Abschluße des Quadrienniums geliehenen Gelder haben schon den mathematischen Geist Boeckhs gelockt; der Ratiborer Gymnasiallehrer Kubicki hat sie in zwei Programmen 1885 und 1888 auf Grund eines leider unmöglichen Schaltcyklus genau ausgerechnet, Bruno Keil (Hermes 1894) dies mit aller Anerkennung des Fleißes verworfen, aber selbst an einer Lösung verzweifelt. Nun zeigt ein von Hill beim Erechtheion gefundenes, von Bannier auf meine Frage sofort richtig eingesetztes kleines Bruchstück, daß Kubicki wenigstens die Talentziffer der Zinsensummen jener 4 Jahre richtig auf 17 berechnet hat.

Von höchstem Werte waren die Steine die die Jahresabschlüsse der Aufseher jener öffentlichen Werke enthielten, die noch jetzt den Glanz Athens bedeuten. Gerade hier ist sehr viel tüchtige Arbeit ge-

leistet, das Ende aber noch nicht abzusehen. In der Studierstube von Bannier (Rh. Mus. und Berl. phil. Woche an zahlreichen Stellen), im athenischen Museum besonders von Dinsmoor (Amer. Journ. arch. 1913 bis 1921). Auch andere, wie Keramopullos, Groh, Wilhelm, Cavaignac haben beigesteuert. Das Einzelne kann nur eine neue Bearbeitung bringen, die es freilich ertragen muß, bald zu veralten. Die Auffassungen stehen hier oft diametral gegenüber. Dinsmoor selbst hat sich mehrfach berichtigt, und wird das lobenswerte Streben, seine Wiederherstellungen der alten Rechnungen möglichst bis zur Zeilenzahl aller Lücken auszudehnen, manchmal zu weit getrieben haben — so versteht man wenigstens, was er will[1])! Es handelt sich um ein unbekanntes Werk 452/1—445/4 (I 289—296); eins in Eleusis vor 446 (I s. 288 a); noch ein unbekanntes, schwerlich die sog. Promachos, von 446 (Dinsmoor l. l. 1921, 118), dann den Parthenon selbst durch alle 15 Jahre, 447/6—433/2, wieder eine bewundernswerte Mosaikarbeit, durch den neuesten Fund (Amer. Journ. 1921, 233. 237 Fig. 1) wieder verbessert; dann das berühmte Goldelfenbeinbild, um daß sich Bannier vielfach heiß bemüht hat, 438/7 ff., noch immer reich an Fragezeichen; dann die Propyläen 437/6 bis 433/2 (Dinsmoor a. a. O. 1918, 386 und sonst, noch nicht fertig); das Bild der Athena Nike und zwei Niken 426/5 (I 176 vgl. I s. p. 77, 331 l); Athena und Hephaistos (Dinsmoor l. l. 1921, 118); endlich das Erechtheim, besonders die Wiederaufnahme der Arbeit 409/8; diese in ihrer ängstlichen Genauigkeit im Gegensatz zu der genialen Kürze der perikleischen Zeit für die architektonische Terminologie unschätzbare Dokumente, deren Anordnung nach den Arbeiten fast aller namhaften Archäologen, die sich um die Bauten der Akropolis bemüht, wiederum von Dinsmoor neu versucht ist und in monumentalen Werken von Hill und anderen wieder und wieder bis ins Kleinste erörtert werden soll. Denkt man daran, daß am Nordfuße der Burg die Anaphiotika liegen, deren Bewohner, ausgewanderte Leute aus der kleinen dorischen Insel Anaphe bei Thera, wenigstens nach dem Gesetze (des freilich nicht immer *πάντων βασιλεύς* ist, sondern oft dem Willen mächtiger *βουλευταί* oder der internationalen Wohnungsnot weichen muß) jederzeit zugunsten von Ausgrabungen enteignet werden dürfen, so ergeben sich hier unabsehbare Möglichkeiten. Was der tief unter dem Barbakeion gefunden, von Studniczka 1920 nachgewiesene Metopenkopf lehrt, kann sich bei Inschriftsplittern hundertfach wiederholen. Es ist also dafür gesorgt, daß die Epigraphiker noch für einige Jahrhunderte Arbeit genug haben. Pallas Athena sei darob gepriesen. Und doch muß die Wissenschaft von Zeit zu Zeit die Bilanz ziehen, ohne Furcht zu irren.

Für die Weihinschriften ist die bewunderungswerte Tätigkeit Lollings schon hervorgehoben; seither ist verhältnismäßig wenig hinzugekommen.

[1]) Man darf die Herstellungen polygnotischer Gemälde in den Tafeln von C. Roberts Hallischen Winckelmannsprogrammen vergleichen. Kein verständiger Mensch hat geglaubt, daß sich ein so einsichtiger Kritiker eingebildet habe, diese Meisterwerke hätten gerade so ausgesehen — aber die Gedanken kommen am klarsten heraus, wenn man sie wirklich einmal in solcher Weise ausführt — und getäuscht wird nur der ganz unkundige und oberflächliche Betrachter.



Unter den staatlichen Weihungen ragt das Viergespann hervor, das für den Sieg über Chalkidier und Boioter 506 gestiftet und nach der Zerstörung durch die Perser schließlich als Denkmal für die Unterwerfung des euböischen Aufstandes durch Perikles 446 wieder aufgerichtet ist, neubehandelt von Leo Weber Philol. LXXVII 1920, 77; das wird die Archäologie weiter verfolgen. Bei den Bronzen, die Lolling behandelt hat, verdient die Tatsache Beachtung, daß die ältesten nicht attisch sind, Boiotien verdankt werden; das Schema ist wahrscheinlich *τῶν ἐπὶ (τῷ δεῖνι) ἄϑλων*. Namen wie *Χιχίδας, Γελάνωρ, Ἐμπεδοσϑενίδας* sprechen für sich. Für die großen Basen war erst der Kalkstein, dann der Marmor das Material, das am Pentelikon, Hymettos, bei Eleusis, auf Paros und Naxos brach. Manche verdienten auch seitens der Archäologie immer noch stärkere Berücksichtigung, soviel da auch schon geschehen ist; aber in unserer armen Zeit kann man nicht alle Forderungen der Wissenschaft auf einmal erfüllen. Die Weihung des bei Marathon siegreich gefallenen Polemarchen Kallimachos (Hermes 1919, 211):

[Καλλίμαχός μ' ἀν]έϑεκεν Ἀφιδναῖος τἀϑεναίαι:
ἄν[γελον ἀϑ]ανάτον hοὶ Ὀ[λύμπια δόματ'] ἔχοσι

war durch den Anfang des homerischen Hermeshymnos zu belegen (V. 3 *ἄγγελον ἀϑανάτων ἐριούνιον*), wodurch jeder Gedanke an Nike beseitigt wird. Nach Marathon fügt man zu Ehren des Stifters hinzu:

[Καλλίμαχος πολέ]μαρχος Ἀϑεναίον τὸν ἀγῶνα:
τὸν Μέ[δον τε καὶ h]ελένον ὄ[ρινε μέγιστον]
παισὶν Ἀϑεναίον Μα[ραϑὄνος ἂν hιερὸν ἄλσος].

Eine andere Weihung zeigt den Stolz eines klugen Meisters auf seine Kunst, gleichviel welche (Hermes 1919, 329);

[ἐσϑλὸν] τοῖσι σοφοῖσι σο[φ]ίζεσ[ϑαι κατὰ τέχνεν]·
[hός γὰρ] hέχει τέχνεν, λόι[ο]ν' hέχ[ει βίοτον].
— — *ἀνέϑεκ]ε Ἀϑεναίαι δεκάτ]εν* — —

Bei anderen dürfen wir nicht verweilen; nur die reizende Entdeckung von Leonardos, dem Hüter des epigraphischen Schatzhauses, sei erwähnt, der in der Felsinschrift der Grotte von Vari (bei Anagyrus), Ziehen Leges 8, gereimte Verse erkannt hat (*Ἐφ. ἀρχ.* 1919, 51):

τἄντερ' ἔχσο κλύζετ[ε]
καὶ τὸν ὄνϑον νίζετε.

Über die Grenzen Attikas hinaus führen die Weihungen auf dem Ptoiongebirge bei Theben, des Hipparchos (*hίππαρχος ἀνέϑεκεν hο Πεισιστράτο*) und Alkmeonides, den wir schon von der Akropolis als Pentathlonsieger kannten (Bizard Bull. corr. hell. 1920, 229):

[Φοῖ]βο μέν εἰμ' ἄγαλ[μα Λ]α[τοΐ]δα καλ[όν]·
[hο δ' Ἀ]λκμέονος hυῖς Ἀλκμεονίδες
[h]ίπποισι νικ[έσας μ' ἔ]ϑεκεν [ὀκέαις],
hὰς Κνοπ[ίονος παῖ]ς ἔλαυν' hο[μόνυμος oder Name]
hότ' ἐν Ἀϑάναις Παλάδος πανέ[γυρις].

(mehr darüber demnächst im Hermes).

Von den **Grabinschriften** stellen die öffentlichen aus dem Kerameikos eine Reihe athenischer Kriegsdenkmäler dar, denen sich das Simonideische Epigramm für die bei Salamis gefallenen Korinther aus Salamis selbst (Geffken Griech., Epig. 96) zugesellt. Den Befund mit Pausanias und der Geschichte in Einklang zu bringen hat v. Domaszewski (S.-B. Heidelb. Ak. 1917 7. Abh.) versucht; nicht zu trennen sind die literarisch erhaltenen Epigramme, um die sich L. Weber im Philologus mehrfach bemüht hat. Für die privaten Denkmäler ist noch jetzt die Feststellung U. Koehlers von dem weitgehenden Gebrauch der ionischen Schrift schon um die Mitte des fünften Jahrhunderts wichtig. Manchmal verraten einige rückständige Buchstaben das hohe Alter; bei der Hegeso entscheidet das Urteil der Archäologen. Bisweilen ist die Trennung im Grenzgebiet unbequem; 'Irrtum vorbehalten'.

Scherben vom berühmten Ostrakismos besaßen wir schon seit geraumer Zeit gegen Megakles 487/6, Xanthippos 485/4, *Θεμισϑοκλῆς Φρεάρριος* um 470; eine erhebliche Bereicherung haben uns die Ausgrabungen gebracht, an denen A. Brückner während des Krieges teilnahm, von ihm selbst Ath. Mitt. 1915, 5 ff. besprochen, vgl. Syll.[3] 26[1]; neue Behandlung durch A. Körte steht bevor. Da lesen wir *Θουκυδίδες* (auch mit *Ω* geschrieben, was der alte Athener manchmal für *ου* hielt) *Μελεσίο* (und *Μελησίω*). *Κλεϊππίδες Δεινίο*(*υ*), [*Τεί*]*σανδρος* '[*Ε*]*πιλύκο*, *Δάμον Δαμονίδο* (zu v. Wilamowitz, Griech. Verskunst 59[2]) u. a.

Und zum Schlusse die Dipylonkanne mit der ältesten attischen Inschrift, nach den Archäologen wohl gegen 800 (vgl. Dragendorff Thera II 232[220]), Inhalt etwa 1650 Gramm, wie A. Skias kürzlich auf meine Bitte festgestellt hat. „*hὸς νῦν ὀρχεστôν πάντον ἀταλότατα παίζει* — aber über den Rest ist man wieder uneiniger denn je, nachdem sich die Mehrzahl längere Zeit bei der Deutung von Studniczka und Wackernagel beruhigt hatte (Ath. Mitt. 1893, 225 Tafel 10). Kalinka und W. Brandenstein haben in der Klio 1922, 262, 268 neue Deutungen vorgebracht, die noch nicht recht überzeugen wollen. Auch für die Geschichte der griechischen Schrift ist die Bedeutung dieses einzigen Vertreters der ältesten attischen Schriftperiode noch nicht völlig erkannt. So schließen wir hier mit einer Aporie.

Für den Peloponnes wäre es Papierverschwendung die Arbeit Ziebarths zu wiederholen. Lakonien und Messenien (I G V 1, 1913) und Arkadien (I G V 2 1913) sind durch verhältnismäßig neue Corpora vertreten und die Nachträge sind außer für das arkadische Orchomenos, wo Blum und Plassart erfolgreich gegraben haben (Bull. corr. hell. 1914, 447; 1915, 53), um wieder eine Anzahl der merkwürdigsten Sprachdenkmäler zu entdecken, nicht erheblich. — Bei Olympia besetzen wir die gediegenste Grundlage in Dittenbergers und Purgolds Inschriftband 1896, auf dessen sorgsame Zeichnungen der Athener jetzt mit gewissem Neid blicken darf. In Achaja liegt wohl noch manches unter den reichen Korinthenfeldern der Küste; aber in Aigira hat O. Walter den letzten Moment zu einer Ausgrabung wahrgenommen, die nicht nur den kunst-

geschichtlich wichtigen Kopf des Zeus von Eubulides, sondern auch einige Inschriften gebracht hat (Öst. Jahresh. 1916/7, 38), eine rühmenswerte Anwendung des Carpe diem, im Gegensatze zu dem weichlichen Mißbrauch des Satzes von der Wissenschaft, die stets Zeit habe. Aus Pellana ist eine Bronze im Berliner Museum; der 'traité entre Delphes et Pellene', den Haussoullier 1917 veröffentlicht hat, gehört in die delphische Epigraphik, enthält aber treffliche Scheden für eine Ausgrabung der achäischen Stadt.

Für die Argolis liegt das Corpus (I G IV) schon 20 Jahre zurück, uud entsprach schon damals nicht allen Anforderungen. Seither haben die Amerikaner in Korinth gegraben (Amer. Journ. Arch. 1903 und ff.), und vor allem Vollgraff in Argos. Seine Funde sind teils im Bull. corr. hell., teils und vorwiegend in der Mnemosyne veröffentlicht (vergl. Ziebarth 108); es ist mir nicht bekannt, ob eine Gesamtveröffentlichung beabsichtigt ist; dringend zu hoffen wäre es jedenfalls, daß sich noch Mittel zu einer Fortsetzung der Grabungen trotz Schuttmassen und Sumpf — dem schlimmsten Feinde! — finden möchten. Neuerdings greift Schweden tätig ein; A. Boëthius (der argivische Kalender, Uppsala Universitets Årskrift 1922) behandelt auch eine Reihe von Inschriften in umsichtiger Weise. Die Ausgrabung des von den Argivern zerstörten Asine, einer malerischen Burganlage an felsiger Steinküste mit hochragenden vorgelagerten Inseln, wo auch die hellenistische und fränkische Zeit vertreten sind, dürfte schon im Gange sein. Die Argolis birgt vielleicht die Lösung des Problems der grichischen Schriftgeschichte, soweit sie innerhalb des Hellenentums möglich ist — für den Anhänger des klassischen Altertums näher liegend als hittitische und sinaitische, kyprische und kretische Schrift, so wenig wir deren welthistorischen Wert herabsetzen wollen. Aber wir verlangen zu wissen, wie sich das von einem Griechen durch die Gleichsetzung der Vokale mit überschüssigen semitischen Zeichen geschaffene Alphabet in Hellas weiterentwickelt und differenziert hat, und wenn wir die primitivsten Schriftdenkmäler von Thera, Melos, Kuret befragen, und dazu Korinth und Achaja mit ihren Ausläufern (z. B. Krisa) und Kolonien nehmen, sagen wir die Gruppe, die *M* für *σ* verwendet, so lenkt sich unser Blick immer wieder in die Inachosebene, in deren Hafen Neuplia der sagenhafte Erfinder des Alphabets, Palamedes, zu Hause war. Aber wir sollen ja berichten und nicht postulieren!

Im Hieron oder der heiligen Epidauros gräbt P. Kabbadias weiter und hofft, sein Werk, das mehr als vierzig Jahre erfolgreicher Arbeit umfaßt und auch in einem musterhaften Museum gipfelt, in nicht langer Zeit abzuschließen. Als neue, erfreuliche Früchte hat er (*Ἐφ. ἀρχ.* 1918, 115) weitere Proben der berühmten Heilurkunden, die zum Teil die bekannten zu ergänzen und zu emendieren erlauben, ein vollständiges Verzeichnis der Nomographen des achäischen Bundes aus der Zeit vor Sellasia — es enthält

aus der Argolis: 1 *Ἐπιδαύριος*, 1 *Ἑρμιονεύς*, 3 *Ἀργεῖοι*, 1 *Κλεωναῖος*, 2 *Σικυώνιοι*, 1 *Φλειάσιος*,

aus Achaja: 1 Πελλανεύς, 1 Βούριος, 2 Αἰγιεῖς, 1 Πατρεύς (so!) 2 Δυμαῖοι, 1 Φαραιεύς, 1 Τριταιεύς, 1 Ἀσχεύς (so! vgl. Syll. [3]IV p. 65 Ἀσχειεύς)
aus Arkadien: 1 Φενεάτας, 1 Λουσιάτας, 3 Μεγαλοπολῖται.

Das Ethnikon des Schreibers am Schlusse ist zerstört. — Ferner ein Beschluß für den Gesandten, der das Bündnis mit Rom abgeschlossen hat, ein Schiedsspruch von elf achäischen Städten zwischen Epidauros und Arsinoë, der eine bei den Ausgrabungen von Magnesia, Thera, Ios und Keos hin und her ventilierte Frage, wo 'Arsinoe im Peloponnes' lag, wohl endgültig gegen Ios, Poiessa oder Koressos zugunsten des ersten Vorschlages, für Methana, entscheidet, und schließlich als Krone den Erlaß eines Königs, nach Kabbadias Antigonos Doson, während U. Wilcken demnächst einen erheblich höheren Ansatz (in den S.-B. der Berl. Ak.) erweisen wird.

Dreißig Jahre liegt das Corpus von Boiotien (I G VII) zurück, das W. Dittenberger verdankt wird, und groß ist die Zahl der Nachträge (vgl. Ziebarth 128); sie eingehend zu würdigen, verlangte einen besonderen Bericht. Für Theben hat nach der historisch-topographischen Seite für die seit Fabricius und Wilamowitz (1890) schon so viel getan, A. Keramopullos (Θηβαϊκά = Ἀρχ. Δελτίον III 1917, 503 Seiten mit reichen Abbildungen) ganze Arbeit zu machen gesucht, wobei auch die Epigraphik gewonnen hat. Für das Kabirion und das Ptoion (vgl. oben zu Athen S. 196) warten wir noch auf die endgültigen Publikationen, wobei sich aber der Epigraphiker noch am wenigsten zu beklagen haben dürfte. Kritisch ergiebig ist nach den grundlegenden Untersuchungen von Holleaux über die boiotischen Archonten, die schon weit zurückliegen, jetzt besonders die Tätigkeit von E. Preuner (Honestos im Hermes 1920, 388 u. a.), zumal für die Datierung der Inschriften auf Grund der von ihm gepflegten Prosopographie, die es wahrlich verdient, von Attika aus über alle griechischen Städte ausgedehnt zu werden (was auch die Disposition des Namenindex der Sylloge [3] lehren soll, die für manchen Benutzer ihre Unbequemlichkeit haben mag). Zu Boiotien gehörte lange Oropos mit seinem Amphiaraeion, wo B. Leonardos noch in den letzten Jahren seine Grabungen fortgesetzt hat. Die historischen Probleme sind durch den Historiker von Oxyrhynchos sehr gefördert. Ein neueres Corpus würde die Territorialgeschichte eingehend behandeln und die topographische Grundlage erheblich vertiefen müssen, wie es auch ohne gute Karte, die die antike und moderne Namenklatur vereinigt, nicht zu denken wäre. Hier ist das CIL seit langem unser Vorbild.

Noch stärker ist der Fortschritt, den in nur 14 Jahren seit Erscheinen des Corpus (I G IX 2, 1908) die Epigraphik und Topographie von Thessalien aufweist. Wer das Material gesehen, das O. Kern 1898/9 von Dittenberger übernahm, und ein wenig an seinen Reisen, mehr noch an seinen Vorarbeiten, Korrekturen und Index teilgenommen hat, kann den Wert dessen abschätzen, was hier griechischer Spürsinn, Finderglück, Fleiß und Raschheit bei der Veröffentlichung geleistet haben. Mögen äußere Umstände die beiden verdienten Männer entzweien, hier müssen

sie zusammen genannt werden, A. Arbanitopullos, der Ausgräber von Demetrias und Gonnos, der als Artillerieoffizier das eroberte Perrhäberland erforscht hat, und N. Giannopulos, der Schöpfer des Museums von Halmyros. Vgl. Ziebarth 1921, 12.

Für Nordwestgriechenland bis zum ambrakischen Golf, und die ionischen Inseln (I G IX 1; Ziebarth 1921, 1) ist ein Supplement von G. Klaffenbach in Arbeit, gefördert durch die Vorarbeiten von Weinreich und dem Nachfolger von F. Soteriades bei der Ausgrabung in Thermos, A. Romaios. Thermos war neben Delphi der Vorort des aitolischen Bundes. Man darf sich nicht verhehlen, daß die Hauptmasse der für den aitotischen Bund wichtigen Urkunden in Delphi ruht, wozu dann noch zahlreiche über Griechenland zerstreute Beschlüsse und Verträge kommen. Das Ideal für den Herausgeber eines aitolischen Corpus ist somit weitgesteckt und dehnbar. Auch für Ithaka und Kephallenia haben die wichtigsten historischen Urkunden nicht der eigene Boden, sondern die Artemis Leukophryene von Magnesia am Maiandros beschert. Korkyra gewann einige Texte durch die Ausgrabungen Kaiser Wilhelms II. und Dörpfelds.

Wir wollen nicht näher auf die angrenzenden Länder, Epirus, Makedonien, Thrakien und den Norden und den Nordosten Europas eingehen, soviel da auch zu sagen wäre (Ziebarth 1921, 20, mehr als 30 Seiten!). Für Rußland lag die Organisation durch Latyschew vor, an die man weiter anknüpfen kann, wenn die Vorbedingungen dazu wiederkehren; für Makedonien hat M. Demitzas 1896 eine Sammlung der Inschriften veranstaltet; seitdem ist ungemein viel zumal durch französische (Perdrizet, der eine Zeitlang ein Corpus plante) und griechische (Oikonomos) Forscher hinzugekommen. Für Bulgarien war es zu bedauern, daß E. Kalinka im Auftrage der Balkankommission (Antike Denkmäler in Bulgarien 1906) sich zu eng an die noch an Ort und Stelle befindlichen Inschriften hielt, da wir bei seiner Sorgfalt lieber gleich ein richtiges Corpus des ganzen Landes, vor allem der griechischen Küstenstädte des westlichen Pontos Euxeinos erhalten hätten. Doch ist hier von dem Museum in Sofia und seinem tüchtigen Leiter Filow noch viel zu erhoffen.

Aber der epigraphische Mittelpunkt für das engere Hellas ist unstreitig Delphi, zumal soweit der aitolische Bund und die ältere Amphiktionie reichte. Hier haben die Leiter der Ausgrabungen, die ein so überwältigendes Material zutage gefördert, ihre Pflicht wohl durch vorläufige Berichte zumal im Bulletin de corr., und durch den epigraphischen Teil der Fouilles de Delphes zu erfüllen begonnen und wahrlich nicht wenig geleistet, sind aber das Ganze noch schuldig geblieben. Wohl geht die Arbeit dort nach der langen, durch den Krieg bedingten Unterbrechung weiter. Mittlerweile hat H. Pomtow, dessen Forschungen schon vor dem Beginn der großen französischen Ausgrabungen begannen, seine Bemühungen um die Denkmäler, die baulichen wie die der Schrift, mit einer in unserer Zeit wohl einzigen Ausdauer und Ausschließlichkeit fortgesetzt, veröffentlicht an verschiedenen Stellen, zuletzt meist in der Klio. Eine chronologisch geordnete Folge von delphischen Urkunden

hat er der Neubearbeitung der Dittenbergerschen Sylloge einverleibt. (I 1915, II 1917), darunter das unförmige Aktenkonvolut über den Tempelbau des IV. Jahrhunderts, die sehr merkwürdigen Belege für die Neuordnung von Stadt und Gebiet nach dem Aufhören der Aitolerherrschaft, die zum Teil fade, aber für die Geschichte der Techniten wichtigen Pythaiden und das schon durch Wescher bekannte, für das Gerichtswesen und die Topographie bedeutsame, 'monumentum bilingue'. Daß eine *τυραννικῶς μᾶλλον ἢ δημοκρατικῶς* wirkende Redaktion manche Auswüchse zum Besten der Ökonomie des Ganzen beschnitten hätte, unterliegt keinem Zweifel. Aber der Wissenschaft dient alles, was eine volle Verwertung dieses gewaltigen Stoffes erleichtert und fördert.

Von den Inseln ist für Kreta von den Italienern seit lange ein Corpus versprochen, jetzt muß die Sammlung der Dialektinschriften in der Bearbeitung von Blass und für den Juristen Kohler-Ziebarth Das Stadtrecht von Gortyn und seine Beziehungen zum gemeingriechischen Rechte 1912 Ersatz bieten, wenn man nicht die Reihe der italienischen Publikationen besitzt. — Rhodos (I G XII 1, 1895; H. v. Gelder SGDI 1899) hat durch die Ausgrabungen von Blinkenberg und Kinch in Lindos sehr gewonnen, wobei nur an die literarische Weihung des Timachidas, die sog. Chronik von Lindos erinnert zu werden braucht (Ausgabe von Blinkenberg bei Lietzmann Kl. Texte); aber die volle Verwertung wird erst nach einer endgültigen Veröffentlichung möglich sein, die jetzt Blinkenberg in die Hand genommen hat. Die Priesterlisten der Athena Lindia werden zahlreiche Ehrenbasen mit Künstlernamen, leider nicht auch Statuen, datieren. Aber an die für den Laokoon wichtige Basis des Athanodoros Syll. [3] 765 und an das aus dem Burgfels herausgearbeitete Schiff des Pythokritos darf hier erinnert werden. Für die auf den Inschriften beruhende Stadtbezirke- und Demeneinteilung der Insel habe ich unsern alten Irrtum in den Ath. Mitt. 1917, 171 berichtigt. Von den neuesten Ergebnissen italienischer Forschung kenne ich nur einen kleinen Teil. Man muß, wie dies schon H. v. Gelder getan hat, die rhodische Überlieferung außerhalb der Insel, aus der Peraia und aus allen griechischen Landen hinzunehmen, und wenn auch einmal der Boden der Stadt Rhodos erforscht ist, wird man erst die Bedeutung dieser Vorgängerin Venedigs für die Kultur des Hellenismus abschätzen können.

Von den Sporaden (I G XII 3 1899 und Supplement 1904), deren östlicher Teil, zumal Syme, Telos, Nisyros, eigentlich zu Rhodos gehört, und den Kykladen (I G XII 5, 1903 und 1909), von Amorgos (I G XII 7, 1908) und den thrakischen Inseln (I G XII 8, 1909) wäre noch nicht viel Neues zu berichten; dasselbe gilt von Euboia (I G XII 9, 1915). Für Samos haben die Ausgrabungen der Berliner Museen unter Wiegands Leitung auch inschriftlich wertvolle Funde ergeben, deren Herausgabe und im guten Sinne populäre Verwertung durch M. Schede (Ath. Mitt. 1919, 1 und Berliner Museum XLI 1920, 117) besonders hervorgehoben zu werden verdienen; vgl. auch den Papyrusbericht von Schubart S. 141). In Lesbos ist seit Paton (I G XII 2, 1899) von einheimischen (Papageorgiu, David) und fremden Forschern allerlei gefunden, vgl.

Bechtels Aeolican 1909. Kos und Kalymna aber warten noch immer auf die Erschließung ihrer von R. Herzog im Asklepiosheiligtum gefundenen Schätze, trotz mancher vorläufigen Mitteilungen; eine hübsche historische Studie Herzogs über Nikias und Stertinius Xenophon (Histor. Zeitschr. 1921) erhöht unser Verlangen nach dem versprochenen Ganzen.

Für Delos wird eine Auswahl von Inschriften durch F. Dürrbach angekündigt, dem wir die gediegene, reich kommentierte Ausgabe des ersten Teiles der Tempelrechnungen (I G XI 2, 1912) verdanken; P. Roussel, der die Volksbeschlüsse, Bündnisse, Kataloge, Weihungen des freien, vorrömischen Delos (I G XII 4, 1914) herausgegeben hat, ist der Verfasser einer Studie über die ägyptischen Gottheiten auf der Insel. Die Zeit, in der M. Holleaux alle Kräfte der Ecole française zusammenfaßte, um das Delische Werk auf allen Gebieten zum Ziele zu führen, wird immer glänzend dastehen. Werfen wir nur noch einen raschen Blick auf Kleinasien, so liegt jetzt für Lykien ein neues Heft der Tituli Asiae minoris (II 1) vor, das die griechischen Inschriften des westlichen Lykiens mit Einschluß der Stadt Xanthos enthält. Die tituli lingua Lycia conscripti, wie jene von Kalinka bearbeitet, waren schon 1901 vorangegangen. Wie es möglich sein soll, dieses monumentale, auf reichsten Schmuck durch Abbildungen angelegte Werk weiterzuführen, ist noch nicht abzusehen, doch darf man hier so wenig wie anderwärts die Hoffnung auf Mäcenaten, wie es für Delos der duc de Loubat, für Kleinasien Fürst Liechtenstein und Graf Lanckoronski waren, und wie sie bei uns 1920/1 die Bereisung Attikas unterstützt haben (und sich sogar Nennung ihrer Namen verbaten!), nicht aufgeben. Für Karien, Lydien, Kilikien, Isaurien sind von namhaften Forschern, von denen ich nur Wilhelm, Heberdey, Hula, Kalinka, v. Premerstein nenne, Vorarbeiten geleistet, die bei größerer Muße der Beteiligten vielleicht noch zum rechtzeitigen Abschluß der betreffenden Corpora hätten führen können. Ephesos mit seinen noch von Benndorf eingeleiteten Ausgrabungen liegt in zwei stattlichen Bänden vor. An die Inschriftenwerke der Berliner Museen, Pergamon, Priene, Milet, dieses noch nicht abgeschlossen, braucht man nur zu erinnern, sie sind in dem auf Richard Schöne und seine Mitarbeiter und Nachfolger zurückzuführenden Geiste entstanden, die im Museum nicht nur eine Schatzkammer, sondern auch ein wissenschaftliches Forschungsinstitut erblicken.

Es sind schon zuviel der Titel, um diese Aufzählung noch lesbar zu gestalten, und doch wird man auch die genannten lieber anderswo suchen. Und noch lieber würde man auf wenige alles umfassende Werke verweisen, die die modernen Namen und alles Bibliographische enthielten, und sich nur mit der Sache beschäftigen, von der es doch unmöglich ist eine Vorstellung, auch noch so schwach, zu geben. Ist es doch die ganze Sprache, Geschichte und Kultur der Hellenen, die sich tausendfach gebrochen in Städten, Dörfern, Vereinen und Einzelpersonen, durch länger als ein Jahrtausend in diesen Texten abspiegeln. Daher betrachtet man das topographisch geordnete Corpus auch nur als eine von vielen Sammelformen und hat daneben andere, die die verwandten Erscheinungen in verschiedenen Gruppierungen zusammenfassen. Da ist der 'Sylloge'-

typus, Dittenberger, Michel, Hicks (und Hill-Hicks), Roberts (-Gardner), meist mit verschiedenen Abteilungen, historisch-chronologisch, staatsrechtlich, sakral, privat; meist auch mit erläuterndem, sprachlichem und sachlichem Kommentar. Dann besondere Rechtsurkundensammlungen, Hausoullier – Dareste – Th. Reinach, Koehler-Ziebarth (s. o.), Laum (Stiftungen) u. a. Dialektinschriften, so vor allem die abgeschlossene von Collitz (S. G. D. I.). Epigramme, bei denen die literarische Überlieferung neben den Stein treten muß, wie dies Geffcken in beschränkter Auswahl versucht hat, und anderes mehr. Der Archäologe verlangt nach einer neuen Bearbeitung von Loewy Inschriften griechischer Bildhauer (1885; was liegt dazwischen!); der Architekt nach den Bauinschriften, die zu erschöpfen Lattermanns Ideal war; der Historiker vielleicht nach einem weiteren Ausbau chronologischer Anordnung, wobei sehr oft nicht ganze Texte, sondern nur Regesten gegeben zu werden brauchten, wie sie bei Papyris minderen Werts schon vielfach üblich sind. Für delphische Proxenie- und Freilassungsurkunden und manches andere wäre solches abgekürztes Verfahren, ich sage nicht in einem Corpus von Delphi, aber in einem Corpus historicum, von großem Nutzen. Der beste Modus ist da zu suchen; man müßte die Hauptgebiete scheiden; bei Ägypten, Syrien u. a. Orten weist darauf schon Dittenbergers Orient. So wird die Epigraphik in der Lage sein, jedem etwas zu bringen; aber erste Bedingung ist und bleibt, daß sie möglichst gute Texte schafft, und alles was die Exegese des einzelnen Monuments fordert, leistet. Und das ist und bleibt schließlich auch das, was das Herz des rechten Epigraphikers am meisten erfreut, wo er am meisten das σοφίζεσθαι κατὰ τέχνην üben kann.

Als diese anspruchslosen Betrachtungen schon abgeschlossen waren, erhielt ich durch die Güte des Herausgebers ein handliches Corpus von Jerusalem. P. Thomsen Die lateinischen und griechischen Inschriften der Stadt J. und ihrer nächsten Umgebung. Aus Zeitschr. des deutschen Palästina-Vereins 1920/21. Es sind 263 Texte mit sehr reichlicher Literatur und nur den notwendigsten Erläuterungen, guter Einführung in die Geschichte der Forschung, Zeit und Inhalt der Inschriften und praktischen Registern. Von der Tafel, die den ἀλλογενής mit dem Tode bedroht, wenn er den Tempelbezirk betritt, bis zu den Grabmälern des Godefridus de Bulion und der Balduine. Man wird diese Abgrenzung billigen, die sich aus dem Stoffe von innen heraus ergibt, auch das Instrumentum, darunter rhodische Amphorenstempel, mitnehmen. An einer Stelle die stets dicht bewohnt war, wo auch der Haß viel zerstört hat, fragt man sich, ob noch viel zu finden sein wird; aber im Grund dürfte es sich nur darum handeln, ob man bis zu den richtigen Fundschichten hinabdringen kann. Für uns aber wollen wir neben dieses Büchlein die Prachtveröffentlichung der Princeton University, Archaeological expedition to Syria in 1904/05 and 1909 stellen, um zu erkennen, wie verschieden die Aufgaben sind, die der Epigraphik gesetzt werden können. Dieses in Leiden gedruckte Werk umfaßt in mehreren, gleichzeitig herausgegebenen Abteilungen Geographie, Architektur, griechisch-römische, nabatäische, syrische, safaitische

und arabische Inschriften von Süd- und Nordsyrien; jedes Stück wird abgebildet und erklärt. Das ist um so dankenswerter, als Bauten und Inschriften hier oft zusammengehören. Auch hier sind die beiden klassischen Sprachen, sind heidnische und christliche Denkmäler, wenn man überhaupt topographisch anordnen will, nicht zu trennen. Grenze nach unten wird hier wesentlich das Eindringen des Islam sein. Nebenher gehen die Bemühungen anderer Gelehrter. Gewissermaßen als Fortsetzung der Voyage archéologique von Le Bas-Waddington sammeln die Väter der Universität von Beyruth in den angrenzenden Bergen; es wird sich zeigen, wie weit daran anschließend französische Corpuspläne verwirklicht werden. Die deutsche Baalbekexpedition, Forschungen von Th. Wiegand, Watzinger u. a. in Damaskus, Palästina, Sinaihalbinsel haben auch für die Epigraphik Früchte getragen, vgl. Th. Wiegand Wissensch. Veröffentlichungen des deutsch-türkischen Denkmalschutz-Kommandos I A. Alt Die griech. Inschriften der Palaestina Tertia westlich der Araba 1921. Auch hier soll gelten, daß die Erde für alle Raum hat; jeder Forschung ist zu wünschen, daß sie durchgeführt wird bis zur endgültige Veröffentlichung. Was aber die Wissenschaft darüber hinaus fordert, ist eine Zusammenfassung des Ganzen; und diese möchte man in Erwägung der Zeitverhältnisse lieber im bescheidenen Stile von Thomsen als im Prunkcharakter wünschen — zumal ja dadurch die vorhandenen Prachtwerke in keiner Weise beeinträchtigt werden.

Daß die Grenzen der griechischen Epigraphik noch weiter gesteckt sind, daß auch Armenien und das Zweistromland, Babylon und Tigranokerta (Lehmann-Haupt Klio VIII 1908, 496) dazu gehören, sei hier nur gestreift; die Reisen von F. Sarre, Herzfeld u. a. die alten und neuen Expeditionen von Freiherrn v. Oppenheim u. a. haben hier manches ergeben; für diesen erinnere ich an die Abgarinschrift von Edessa (S. B. Ak. Berl. 1914, 817); eine leider sehr zerstörte über dem Stadttor dieses merkwürdigen Ortes, die des Kaisers Alexios Komnenos und der Befreiung von der Türkenherrschaft gedenkt, wenige Jahre vor der Eroberung Jerusalems und der Errichtung von Balduins Reich, wird derselbe Forscher hoffentlich bald mitteilen. Für alle christlichen Inschriften plant die französische Akademie eine Sammlung. Für die jüdischen scheint schon jetzt ausgiebig gesorgt zu sein; vgl. u. a.: J. Oehler, Epigr. Beiträge zur Geschichte des Judentums, Monatsschr. f. d. Gesch. u. Lit. d. Judent. 1908/09; Juster Les Juifs dans l'empire romain 1914. Die jüdische Nekropolen vom Monte Verde bei Rom, auf dem rechten Tiberufer, ist von N. Mueller und N. Beës sorgfältig herausgegeben.

Für das ägyptisch-griechische Reich der Lagiden waren W. Dittenbergers Orientis graeci inscriptiones graecae I 1903 eine staunenswerte Leistung; aber mehr als anderswo hat hier die Wissenschaft Fortschritte gemacht. Die Epigraphik kann nur mit der Papyrusforschung Hand in Hand gehen, wie dies auch in den epigraphischen Berichten zum Ausdruck kam, die U. Wilckens Archiv für Papyrusf. gebracht hat. Der Überfülle des zuströmenden Stoffes an Funden und Gedanken sucht neben Wilcken selbst F. Preisigke in verschiedener Weise gerecht zu werden, teils lexikalisch, teils in seinem Sammelbuch griechischer Urkunden aus

Ägypten (I 1915, II 1918). Dieses schließt Inschriften und Papyri, ja sogar griechische Amphorenstempel ein, die man, wenn für alles in gleicher Weise gut gesorgt wäre, eigentlich so wie die Münzen behandeln müßte (was freilich auch die Folge haben könnte, daß sie vielfach ganz unter den Tisch fielen) — setzt aber eine beträchtliche Anzahl größerer Papyrussammlungen und, was für uns jetzt wichtig ist, die in Wilckens Archiv, Dittenbergers Orient, den C I G III u. a. m. enthaltenen Inschriften voraus, verzichtet auch auf jede Systematik der Anordnung, und wird dafür durch die Indices entschädigen. Es will also nur ein Notbehelf sein, da für ein Corpus die Zeit noch lange nicht gekommen ist, und darf darum auch auf das *πλέον ἥμισυ παντός* Anspruch erheben. Auf Schubarts Einführung in die Papyruskunde und seinen Bericht in diesen Blättern, S. 141 sei auch hier hingewiesen.

In die Quellgebiete des Nils führt uns der Bericht der deutschen Aksum-Expedition von E. Littmann und Th. v. Lüpke, Bd. IV mit einigen griechischen Inschriften.

Für Kyrene, die alte Pflanzstadt von Thera, ist teils durch Blaß in der Sammlung gr. dial. Inschr. (S G D I III Nr. 4833 ff.) teils in Dittenbergers 'Orient' gesorgt, dann aber haben die amerikanischen Ausgrabungen (vgl. das Amer. Journ. of arch. 1913) und schließlich die italienischen eine ganz neue Grundlage geschaffen, die wir von hier aus vorläufig noch gar nicht übersehen können.

Für das nordwestliche Afrika hat W. Thieling (der Hellenismus in Kleinafrika 1911) einen Ausblick gewährt, der nicht nur die in griechischer Sprache abgefaßten Inschriften, sondern auch das Griechische in Wortschatz und Namengebung der lateinischen, sowie die hellenischen Einflüsse in Literatur und Kultur enthält. Gewiß besaß die römische Bildung überall einen reichen hellenischen Grundstock; nichtsdestoweniger hat es aber einen erheblichen Wert, nicht nur diese Tatsache, sondern auch ihre Besonderheiten für ein großes Gebiet des Imperium Romanum festzustellen.

Das Feld der Verwertung der griechischen Inschriften für alle Zweige der Altertumswissenschaft ist fast so groß wie diese selbst. Ein neues Werk, das die attischen Inschriften der Kaiserzeit für die Chronologie verwertet, ist mir in den letzten Tagen durch die Güte des Verfassers zugegangen, P. Graindor, Chronologie des archontes atheniens sous l'empire. Mém. Acad. Bruxelles VIII 1921 (313 S. 4°), mit ausführlichen, auch die Texte erklärenden und verbessernden Erörterungen. Es sind nicht weniger als 208 Namen, davon 189 mehr oder minder fest, von Augustus bis 484/5; 185 bis zum Jahre 300. Über den gleichen Gegenstand ist, wie ich durch J. Kirchner erfahre, eine Abhandlung von W. Kolbe, dem wir schon eine Behandlung der hellenistischen Archonten (293/2—31/0) verdanken (Abh. Göttinger Ges. 1908), im Druck (Mitt. d. Athen. Instituts). So darf man hier anregende Debatten für die Zukunft erwarten, aus denen das Verständnis neuer Funde gewinnen wird.

Charlottenburg. F. Hiller von Gaertringen.



Griechische und römische Geschichte 1921

Erste Hälfte

Später Beginn, teilweise mir noch immer nicht zugängliche Literatur und Umsiedelung lassen mich vorerst nur eine Hälfte des Jahresberichts geben. Die Ergänzung wird entweder in einem späteren Heft dieses Jahrgangs oder zusammen mit dem Bericht über das Jahr 1922 folgen. Mit Absicht habe ich alles zurückgestellt, womit ich an die historiographischen, epigraphischen und papyrologischen Berichte werde anknüpfen können. Das Bild wird sich im ganzen nicht ändern: weder werden bestimmte Gebiete besonders heraustreten, noch wird der Bericht um viele Werke, die untersuchend oder darstellend größere Zeiträume oder Fragenkomplexe behandeln, bereichert werden.

Fragen der griechischen Vor- und Frühgeschichte streift H. R. Hall in seinem Aufsatz Egypt and the external world in the time of Akhenaten (The Journal of Egyptian Archaeology S. 39ff.). — Wegen der späteren Zusammenhänge mit Römischem erwähne ich, aber mit den größten Bedenken, E. Assmanns Aufsatz: Babylonische Kolonisation in dem vorgeschichtlichen Spanien (Festschrift zu C. F. Lehmann-Haupts 60. Geburtstag. Janus. Arbeiten zur alten und byzantin. Gesch. I S. 1ff.); Gleichungen von geographischen Bezeichnungen, überraschend, aber nicht im mindesten überzeugend. — E. Täubler, Zur Deutung des El-Amarna-Briefes Knudtzon Nr. 9 (Festschrift für Lehmann-Haupt S. 111ff.), weist auf die orientalischen Wurzeln von Formeln und Bräuchen griechischer und römischer Staatsverträge hin. — O. Jacob, Le service sanitaire dans les armées grecques et romains (Musée Belge S. 38ff.): I. Les médecins militaires à l'époque héroique. — V. Ehrenbergs mit einem zu allgemeinen Titel versehene Schrift: Die Rechtsidee im frühen Griechentum. Geschichtliche Untersuchungen zur werdenden Polis (Leipzig, Hirzel 150 S.) ist ein vielfach überzeugender Versuch, die Bedeutung und den Bedeutungswandel der Begriffe Themis, Dike, Thesmos und Nomos in Wechselwirkung mit der gesellschaftlich-staatlichen Entwicklung — woran es bei Hirzel, Themis, Dike und Verwandtes (1907) vielfach fehlte — zu verfolgen. Trotz mancher Anfängerschwächen interpretatorischer, historischer, wie mir gesagt wurde auch etymologischer Art ist die Schrift mit ihrer Verbindung politisch-geschichtlicher und ideen-geschichtlicher Einstellung prinzipiell bedeutungsvoll. — Die neuen Tyrtaiosfragmente (Wilamowitz, Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. 1918 S. 728ff.) 'handeln fast durchweg von Zukunftsaussichten, völlig unhistorisch'. Fr. 11: die drei

Phylen in der Schlachtordnung, die also militärisch noch im 7. Jahrh. fortlebten. Bemerkungen zur Datierung des Kriegsanfangs (A. Gercke, Hermes S. 346ff.). — J. Kromayer, Drei Schlachten aus dem griechisch-römischen Altertum (Abhandl. d. philol.-histor. Kl. d. Sächs. Akad. d. Wissenschaften 34, 5): entscheidet sich mit Meyer für den Hügel Argieliki am Südausgang der marathonischen Ebene als Lagerplatz der Griechen und rekonstruiert die Schlacht (am Soros, die persische Reiterei wesentlich in der Mitte) gegen Delbrück nach Herodot. — Kathartisch erklärt O. Weinreich (Hermes 329ff.) das Abdecken des Tempeldachs in Erwartung des Sterbens des Pausanias. — Auf methodisch gefährlichen Wegen kommt U. Kahrstedt (Hermes 320ff.) zu der Vermutung, die spartanische Symmachie (ohne Athen) hätte zwischen 475 und 471 einen förmlichen Frieden mit Persien geschlossen. — R. J. Bonner, The Megarian decrees (Classic. Philol. 238ff.): weicht von Busolt nur darin ab, daß er im ersten Vorgehen (433) nicht ein wirkliches Verbot, sondern nur administrative Verschärfung eines gewohnheitsrechtlich möglichen Embargos sieht; durch Vergleich mit C. J. A. I 40 (428, Athen interveniert zugunsten Methones bei Perdikkas) sieht er im Psephisma vom Winter 433/2 nicht Verletzung eines bestimmten Vertragspunktes, sondern der κοινὰ δίκαια. — v. Wilamowitz-Möllendorff, Sphakteria (Sitz.-Ber. Berl. Akad. 306ff.) sucht Thukyd. IV athenische und fremde Berichte, eigene Beobachtungen des Thukydides von übernommenen Beobachtungen und Berichten zu unterscheiden mit Schlußfolgerungen auf die Zeit der Niederschrift (auch für B. II und III, vor und nach 421, und für das fast ganz späterer oder der allerletzten Zeit angehörige 'unfertige'? B. I) und auf die sich ihm im Sommer 421 ergebende Notwendigkeit, Material für die Fortsetzung nach dem Nikiasfrieden zu sammeln. — E. Casson, Apodeixis 'Inventory' in Herodotus and Thucydides (The Classic Review 144ff.): technisch für Inventarisation und Pfandschaft öffentlichen Besitzes zur Sicherung der Neutralität. — K. Lehmann, Das Kap Hieron und die Sperrung des Bosporus (Festschrift für Lehmann-Haupt 168ff.): am Austritt in den Pontos zunächst auf beiden Seiten Altäre, später Tempel, frühbyzantinisch Kastelle; deren Topographie; Sundzoll.

W. W. Tarn (Journal of Hellen. Stud. 1ff.) widerlegt mit guten Gründen die vielfach vertretene Ansicht über Alexanders letzte Absicht eines Feldzugs gegen Karthago, d. h. über seinen Plan einer Mittelmeerherrschaft als Grundlage der Weltherrschaft. Er zeigt, daß die Diod. XVIII 4, 1—6 erwähnten ὑπομνήματα, die den karthagischen Plan enthalten, nicht mit den Ephemeriden zu identifizieren und nicht auf Abschrift durch Hieronymos zurückzuführen, sondern daß sie eine aus Echtem und Unechtem gemischte, frühestens um 200 entstandene Sammlung von Plänen Alexanders sind; ferner daß das Diod. XVII 93, 4 erwähnte Ammonsorakel, aus dem der Weltherrschaftsgedanke herausgesponnen worden sein soll, altägyptisches Formular in der Ansprache des Königs als Weltherrscher wiedergibt. — W. W. Tarn (a. a. O. 18ff.) zerstört in eindringender Quellenanalyse die Legende von Alexanders Ehe mit Barsine und von dem Prätendenten Herakles von Pergamon als

Sohn aus dieser Ehe. — Die von L. Deubner im Hermes 314ff. behandelten Fragmente des Freiburger Makedonierkatalogs sind für die Zustände am makedonischen Hofe und besonders für Antipater recht charakteristisch. — K. J. Beloch, Artabazos (Festschrift für Lehmann-Haupt 8ff.) zeigt, daß Artabazos von Klein-Phrygien sich nicht am großen Satrapenaufstand beteiligt hat; zugleich über seine Familienbeziehungen. — M. Holleaux, Études d'histoires hellénistique. XII. L'expédition de Philippe V en Asie (201 v. Chr.). II. Observations sur les événements principaux et secondaires de l'expédition. 1. Observations sur l'occupation de Samos. Dazu in Anmerkung: Remandement de l'étude publiée dans Klio IX (1909) 458. 2. Observations sur la bataille de Chios. 3. Lade. 4. invasion de royaume de Pergame. 5. opérations de Carie. — P. Perdrizet, Miscellanea XIII. La ligue achéenne et les Lagides (Revue des études anciennes 281ff.): weist die Inschrift Breccia, Iscriz. grecche e lat. del Mus. Alex. nr. 110 Διὸς Ἀμαρίου καὶ Ἀθηνᾶς Ἀμερίας achaiischen Katöken oder Kleruchen zu. — Ch. Picard, Fouilles de Délos (1910). Observations sur la societé des Poseidoniastes de Bérytos et sur son histoire (Bull. de Corresp. Hell., Geschrieben 1911, vor M. P. Roussels Délos colonie athénienne 1916. Ausführlichere Behandlung des in dem Werke Exploration archéologique de Délos in Fasc. VII über Établissement des Poseidoniastes de Berytos Bemerkten. Das Vereinsgebäude, zugleich Heiligtum, Vereinshaus, Börse und Fremdenhotel, das einzige Beispiel einer fremden statio auf griechischem Boden. Bestand etwa 110/9—69. Organisation, Prosopographie (ein Grieche unter den Poseidoniasten?). Die Culte (neben Poseidon baal berith, Aphrodite-Astarte, Herakles-Melkart auch die dea Roma). Appendix: Inschriften. — W. L. Westermann, Land registers of Western Asia under the Seleucids (Class. Philol. 12ff.) bespricht die inschriftlich erhaltenen Zeugnisse für den ägyptischen Verhältnissen entsprechenden Kataster; im Seleukidenreich ist der in Ägypten vorauszusetzende, aber noch nicht bezeugte zentrale Kataster belegt. Nachtrag S. 391.

Griechisch-Orientalisches — im Problem noch wenig erfaßt, weil meist einseitig aus griechischer Einstellung behandelt — bieten der zweite Band von E. Meyers großem Werk Ursprünge und Anfänge des Christentums (J. G. Cotta, 462 S.) und die vier nach ihm genannten Aufsätze[1]). Meyers Werk ist auf drei Bände berechnet. Der erste Band war quellenkritischer Art und behandelte die Evangelien. Der zweite führt an die Anfänge heran: das Schlußkapitel heißt 'Jesus von Nazaret'. Was mittelbar und unmittelbar auf diesen Anfang hinwirkte, verfolgt Meyer bis auf die innere Umbildung der jüdischen Religiosität unter der Perserherrschaft zurück (besonders das Eindringen zoroastrisch-dualistischer Anschauungen). So setzt der Band Meyers

[1]) Ich will diesem Berichte auch Kirchengeschichtliches einfügen. Die Begrenzung macht Schwierigkeiten Eine ungefähre Auswahl würde der prinzipiellen Einstellung, die nötig ist, schaden Ich stelle diesen Teil vorerst zurück.

grundlegende Schrift ‚Die Entstehung des Judentums' (1896) fort. Meyer schreibt nicht Kirchengeschichte, sondern Geschichte, nicht jüdische, sondern — von jedem Teilgebiet aus — Universalgeschichte. Die geschichtliche Erscheinung des Christentums ist ihm, dem synkretistischen Charakter wie den allgemeinen geschichtlichen Voraussetzungen nach, so sehr durch die Summe aller historischen Schicksale des Judentums bedingt, daß die Darstellung sich auch nach der politischen Seite fast zu einer Geschichte des Judentums unter Seleukiden und Römern ausweitet. In schlichter Größe schließt sich am Ende die persönliche Erfahrung Jesu an. Sehr reich ist die in Anmerkungen und einer Beilage über Jason von Kyrene und das 2. Makkabäerbuch verstaute Einzelforschung. Das Spezifische der religiösen Erfahrung, die Eigenwelt des Religiösen, dürfte im 3. Bande noch stärker zum Ausdruck kommen. — In drei Papyri aus den Jahren 258 und 256 (C. C. Edgar, Selected Papyri from the Archives of Zeno, in den Annales du service des antiqu. de l'Égypte t. XVIII. Le Caire 1918 S. 164. Vgl. U. Wilcken in Arch. f. Pap. Forsch. VI 1920 S. 380ff. und 447ff.) erscheint ein Tobias aus dem ammonitischen Birta, Inhaber eines militärischen Kommandos, als Verkäufer von Sklaven bzw. als Absender von Geschenken an den Hof von Alexandreia; er gehört zu der aus Nehemia und Josephus bekannten Familie. H. Gressmann, Die ammonistischen Tobiaden (Sitz.-Ber. Berl. Akad. 663ff.) rekonstruiert die Abfolge: Tobias (um 250) — Joseph — Hyrkan = Tobias († 176). Völlig abwegig sind die weiteren Ausführungen, in den Gressmann eine alte Hypothese über einen messianischen Versuch Hyrkans zu erneuern versucht. Vgl. dagegen auch Ed. Meyer a. a. O. S. 462. — Bei dem Bestreben, den Hellenismus auf der Grundlage der älteren Kulturen zu sehen, wird die Archaeologie, einschließlich der Numismatik, dem Historiker unmittelbarer als in anderen Epochen, abgesehen von der prä- und frühhistorischen, dienen. Einen methodisch und sachlich wertvollen Beitrag gibt der Ägyptologe H. Schäfer, Das Gewand der Isis (Festschrift für Lehmann-Haupt 194ff.: Durchdringung ägyptischen und hellenischen Empfindens). Ebenda S. 207ff. führt K. Sethe den Beweis für die Verbindung des aus dem ägyptischen Memphis stammenden Sarapis (Osiris-Apis) mit dem aus Sinope stammenden Kultbilde fort. — Um Armeniens geschichtliche Stellung in der hellenistischen und römischen Zeit zu verstehen, muß man im Auge haben, wie seine Lage 'an den geologischen und historischen Bruchlinien' in allen Epochen seiner Geschichte gewirkt hat. Darum sei hier darauf hingewiesen, daß Ernst Herzfeld, Khattische und khaldische Bronzen (Festschrift für Lehmann-Haupt 145ff.) diesen Gesichtspunkt in methodisch mustergültiger Weise im Ausstrahlungsbereich khattisch-khaldischer Bronzen verfolgt hat.

Auf römischem Gebiete sind zunächst zwei ihrem Wesen nach gänzlich verschiedene Bücher zu nennen. A. v. Hofmanns: Das Land Italien und seine Geschichte (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttg. u. Berl., 458 S.) ist ein Versuch, die Besiedlungskarte Italiens durch alle Zeiten zu tieferem geschichtlichen Verständnis zu

bringen. Das Geograpische ist hier nicht Hintergrund des Geschichtlichen, sondern steht im Vordergrund als bedingende und schaffende Kraft. Das Buch ist aus einem Guß. Forscher ist der Verfasser — ein rechter Anti-Antiquarius, ein geographisch-historischer Cicerone — nur mit dem Auge. Das schafft seinem Buche die spezifischen Vorzüge. Es ist einseitig. Auch das ist im gegebenen Augenblick ein Vorzug. Ganz besonders auch der zeitliche Universalismus. Ich unterlasse deshalb, zu sagen, wie weit ungefähr die Antike berücksichtigt ist. Was der Verfasser lehren will, muß aus dem Ganzen gelernt werden und kommt im ganzen Umfange für die Antike in Betracht. Über Laienhaftes liest man ohne Störung hinweg.

A. Rosenbergs Einleitung und Quellenkunde zur römischen Geschichte (Weidmann, 304 S.) ist umgekehrt das unzulängliche Buch eines Fachmanns. Das Buch ist so salopp wie, formal und sachlich, der Titel. Neben der Quellenkunde orientieren 20 Seiten über die moderne Beschäftigung mit der römischen Geschichte. Kein Versuch dabei, die Entwicklung römischer Geschichte im 19. Jahrhundert auf der Grundlage der allgemeinen Entwicklung geschichtlicher Arbeit und Anschauung zu charakterisieren, kein Berühren methodischer und prinzipieller Fragen. Über die literarhistorischen Ausführungen hat A. Klotz (Neue Jahrbücher 1921 S. 403 ff.) hart, aber gerecht geurteilt. Das Buch hat in manchem auch seine Vorzüge. Dazu rechne ich vor allem die Heraushebung der Primärquellen, die aber weder in ihrer Wesenheit noch in ihrer literarischen Fortwirkung ausreichend bestimmt sind. Unter den Einzelausführungen hebe ich die über die Historia Augusta als recht geschickt, die über Consular-Fasten und Pontifical-Chronik, über Polybios und Livius als unzulänglich hervor. Hier zeigt sich der Grundfehler: die Einstellung des Verfassers ist 'quellenkundlich', nicht historiographisch. Der Fortschritt ist aber in der Überwindung der antiquarischen Quellenkunde, nicht nur nach der literarischen Seite, sondern ebensosehr und geschichtlich in erster Linie nach der Seite der historischen Anschauung zu suchen.

P. Kretschmer erklärt den in den Tafeln von Iguvium vorkommenden Zeus Graborius als 'Eichengott' aus dem Illyrischen und bemerkt im Zusammenhang damit einiges über illyrische Einwanderungen in Umbrien, speziell über Sitze der illyrischen Japuder im N oder NO von Iguvium (Festschrift für Ad. Bezzenberger 89 ff.). — F. Weeges Werk Etruskische Malerei (Niemeyer-Halle) wurde in seier Bedeutung für die italische Geschichte von E. Kornemann in der Internationalen Montsschrift gewürdigt. Hier seien nur drei die allgemeinen Züge festhaltenden Abschnitte hervorgehoben: Die etruskische Kunst in ihrer Beziehung zur römischen und toskanischen Kunst (S. 14—21), Das Volk der Etrusker (S. 57—67), Das Land der Etrusker und seine Hauptstadt Tarquinii (S. 68—71). S. 110 ff. Quellen und Literatur.

W. Schur ergänzt seine Dissertation 'Die Aeneassage in der röm. Literatur' (Straßb. 1914) durch Untersuchungen über Griechische Traditionen von der Gründung Roms (Klio XVII 137 ff.): bei Lykophron zwei von Timaios neben einander gestellte Versionen,

eine etruskisch-westgriechische und eine ostgriechische, diese von Lavinium aus vermittelt; ein anderer Teil der Gründungssage auf eine campanische Chronik des 4. Jahrh. zurückgehend. Einer Wahrscheinlichkeit nicht nahezurückende Vermutungen mit z. T. einleuchtenden Voraussetzungen. Denselben Eindruck machen die Ausführungen über die Sage von der Verbrennung der Schiffe und von der Westlandsfahrt des Aeneas. — W. Scheel, Ein Beitrag zur stadtrömischen Topographie der Frühzeit (Festschrift für Lehmann-Haupt 105 ff.) will, Pinza zustimmend, aus den Gräberfunden auf dem Esquilin einen Beweis gegen die Umgrenzung des Septimontium als besonderer Stadtform finden; er hält gegen Hülsen mit Pinza an Urdörfern auf dem Palatin und Quirinal fest, bestreitet aber darüber hinaus die topographische Herleitung des römischen Stadtbildes aus Urgemeinden. — E. Täubler, Untersuchungen zur Geschichte des Decemvirats und der Zwölftafeln. (Berlin, E. Ebering 142 S.): Die Analyse der Überlieferung führt, umgekehrt angesehen, von Livius und Dionys (jüngste Stufe) über Pomponius (Varro?) und Cassius Dio (mittlere Stufe) zu Cicero (Polybios) und Diodor (Fab. Pict.), und über diesen zu drei knappen Sätzen der Pontificalannalen zurück. Über sie hinaus führen nur die Zwölftafeln selbst. Das methodische Prinzip ist, nur gelten zu lassen, was sich aus den Zwölftafeln selbst ergibt oder ableiten läßt. Der Name stammt nicht von öffentlich aufgestellten Tafeln, sondern von einem Codex; die Namen der Decemvirn stammen nicht aus imaginären Fasten, sondern aus den Zwölftafeln selbst, die — wie stets Gesetze — am Kopfe die Rogatoren tragen mußten; die Namen der zweiten Reihe erweisen sich durchweg, die der ersten nur als z. T. gefälscht; die Fälschung der zweiten Reihe ist ihrer Tendenz und Zeit nach verschieden von der der ersten; einige Indicien führen für die erste auf den ersten plebejischen Pontifex und Augur Marcius (300) als Verfälscher, für die Fälschung der zweiten — der Namen und auch der Tatsache des zweiten Decemvirats — auf die Zeit zwischen Marcius und Fabius Pictor. Voraussetzungen und Inhalte führen nicht auf Ständeausgleich und neues Recht, sondern nur auf die Kodifikation des geltenden, die nur als solche in ihren Wirkungen politische Bedeutung hat. — In Anlagen folgen Bemerkungen über die anderen urkundlichen Überlieferungen aus dem 5. Jahrh., die durchweg Fälschungen sind, ferner über die Buchzahl und das Werkende des Cassius Hemina und über die Quellen Diodors. — F. Münzer, Consulartribunen und Censoren (Hermes 134 ff.): Mommsen hatte die Achtzahl der Militärtribunen in den Jahren 403. 380. 379 durch die Hinzurechnung der Censoren erklärt. Analog erklärt Münzer ihre durch ein neues Fragment der capitolinischen Fasten (Klio II 248 ff.) im Gegensatz zu Diodor (8) und Livius (6) bezeugte Neunzahl im Jahre 380: sechs Militärtribunen + zwei Censorenpaare, von denen einer durch Tod wegfällt. Es gelingt Münzer, der Wahrscheinlichkeit nahe zu bringen, daß der für 380 überlieferte Rücktritt des einen Censors nach dem Tode des anderen mit den Censorennamen eine Antecipation nach dem analogen Fall von 253 ist. — J. Kromayer (vgl. S. 2) entscheidet sich in der Streit-

frage nach dem Ort der Alliaschlacht hauptsächlich aus topographischen Gründen für das linke Tiberufer. Aber nach ihm hat R Laqueur (Berl. philol. Wochenschrift Sp. 861 ff.) durch eine Diodorinterpretation gezeigt, daß im ältesten Bericht das rechte Ufer gemeint ist, und das ist entscheidend. — In der Frage nach dem Ort der kaudinischen Kapitulation entscheidet sich Kromayer für das Passtal wischen Arienzo und Arpaja, westlich der Ebene von Caudium. — Tenney Frank weist die von Fay (Class. Quarterly 1920, 163 ff.) geäußerten grammatischen Bedenken gegen die Scipionen-Inschriften zurück (Class. Quart. 169 ff.). — K. Regling, Zur Münzprägung der Brettier (Festschrift f. Lehmann-Haupt 80 ff.): Münzprägungen abgefallener Staaten als Zeichen der Autonomie; Bemerkungen über die Rechtsstellung der Brettier nach 272. — E. Täubler, Die Vorgeschichte des zweiten punischen Kriegs (Berlin, Schwetschke 121 S.): Zwei urkundliche Fragen stehen im Mittelpunkt. Von der Liste der Bundesgenossen von 241, die für den Konflikt über Sagunt entscheidende Bedeutung hatte, wird gezeigt, daß sie nicht römischem, sondern karthagischem Vertragsbrauch entspricht und daß sie deshalb von den Römern als eine außerhalb des Vertrags stehende Spezifikation, von den Karthagern als ein die Zahl der Bundesgenossen abschließender Bestandteil des Vertrags gewertet wurde. Vom Ebrovertrag wird durch eine Analyse von Polyb. III 6—33 gezeigt, daß er durch Verschiebung aus den Verhandlungen von 219 in die von 218 kam. Zwischen den ausschließlich Sagunt und den Ebrovertrag betreffenden Verhandlungen von 219 und den ausschließlich Sagunt und den Vertrag von 241 betreffenden von 218 liegt der große Umschwung der römischen Eroberungspolitik, die von 241 an aus den tieferen Bezügen territorialer Staatsgestaltung in ihrer Entwicklung verfolgt wird. Das führte zu einem besonderen Kapitel über die römisch-karthagischen Beziehungen 235—233. Den Abschluß bilden die Analyse der Überlieferung und Anlagen über den urkundlichen Bestand des Vertrags von 241 und über Polybios und Diodor. — Es ist L. R. Taylor, The "Latine colony" of Livy XL 43 (Class. Philol. 27 ff.) nicht gelungen, zu zeigen, daß die a. a. O. gemeinte Colonie Pisa ist; ebensowenig, Ciceros Nachricht von den 12 Colonien nach dem Recht von Ariminum zu erschüttern. Aber richtig ist an seinen Ausführungen, daß die bestehenden Ansichten über Liv. XL 43,1 unbefriedigend sind. — L. R. Taylor (Class. Rev. 158 f.) zeigt aus Cicero pro Rab. 22, daß Cingulum in Picenum, die Heimat des Hauses der Labieni, eine praefectura war. — E. v. Stern, Zur Beurteilung der politischen Wirksamkeit des Tiberius und Gaius Gracchus (Hermes 229 ff.): verbindet mit gutem Auseinanderhalten der drei verschiedenen Strömungen der Überlieferung neuerdings gewonnene psychologische Revolutionserfahrungen (z. B. gut eingeschätzt die Wirkung der ihn umgebenden Masse auf Ti. Gr.). Entgegen den gewaltsamen Versuchen, das Charakteristischste, den Bruch mit den staatsrechtlichen Bindungen, durch Interpretation zu beseitigen, verfolgt Stern den Weg, auf dem Sozialreformer zu Sozialrevolutionären werden. Seine Anordnung und Auf-

fassung der Anträge des C. Gracchus ist leichter verständlich als die früheren. Das Letzte: griechische Bildung habe den Gracchen das Ideal der Polis eingegeben und ihre Pläne seien auf das Prinzip der unmittelbaren Volkssouveränetät hinausgelaufen. Ich sträube mich gegen jede der beiden Hälften und noch mehr gegen ihre ursächliche Verbindung. Aber der Gedanke wird nach mehreren Richtungen hin neue Untersuchungen anregen. — O. Gradenwitz hatte in den Sitz.-Ber. der Heidelberger Akademie 1920 Heft 17 Unebenheiten im Ausdruck der Stadtrechte von Urso, Salpensa und Malaca, anstatt sie konjektural zu beseitigen (Mommsen), durch Teilung in Urtext und Beischrift erklärt. Ebenso erklärt er die Verbindung der beiden Kautionsarten praedes und praedia in der Malacitana, in der lex agraria und in der lex Tarentina (Savigny-Zeitschrift für Rechtsgesch., Rom. Abt. 565 ff.). — G. Ipsen, Zum 5. Buch der Epist. ad famil. (Festschrift für Lehmann-Haupt 51 ff.) hat den leitenden Gedanken in Ciceros Selbstempfehlung als Führer nach Cäsars Ermordung erkannt. — M. Gelzer, Cäsar. Der Politiker und Staatsmann (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttg. u. Berl. 234 S.) sucht nicht die Wirkung der großen Biographie. Man vermißt tiefere Entwicklung der persönlichen und politischen Problematik. Dennoch liegt etwas Eigenes in der schlichten Art der Erzählung. Gelzer strebt zu allgemein geltenden Erkenntnissen politischen Handelns, aber nicht generalisierend oder abstrahierend, sondern durch die Kraft des in seiner ganzen Mannigfaltigkeit vorgeführten Einzelfalls. Diese Ernüchterung am Objekt tut grade bei Cäsar Not. — Ed. Meyer, Tougener und Teutonen (Sitz.-Ber. d. Berliner Akad. 750 ff.): Tougener = Toutonen, Teutonen (Zeuß); Kimbern, Ambronen, Teutonen an der friesischen Küste, zusammen bis 104, dann Kimbern in Spanien, Wiedervereinigung 103 an der unteren Seine, Kampf gegen die Belger, Trennung 102, Kimbern nach Italien, Ambronen und Teutonen gegen Marius an die Rhonemündung. — E. Norden, Philemon der Geograph (Festschrift für Lehmann-Haupt 182 ff.) streift die Erkundung Islands und Jütlands in der augusteischen Zeit. Anschließend versucht H. Philipp die Entstehung des Namens mare Balticum aus ursprünglichen insula Balcia = Helgoland(?) zu erklären.

Auf Grund von Beobachtungen über Verleihung des Duovirats an andere als Einwohner der Stadt setzt H. Dessau den inschriftlich bezeugten Duovirat des aus dem Evangelium Lucas bekannten Quirinus in Antiocheia Pisid. nicht in die Zeit seiner ersten Statthalterschaft (Ramsay u. a.), sondern in die Zeit 1 a. bis 4 p., als er Begleiter des C. Cäsar im Osten war. — E. Grupe, Über die oratio Claudii de iure honorum Gallis danda und Verwandtes (Savigny-Zeitschr. f. Rechtsgesch., Rom. Abt. 31 ff.) deckt parodistische Beziehungen von Senecas Apokolokynthosis zur Oratio und einigen Edikten des Claudius auf; Bemerkungen zu Neros Edikt de temporibus accusationum. — E. Täubler, Attis auf dem Kameo de la Sainte-Chapelle (Mitt. d. Deutschen Archäol. Instit., Röm. Abt. 1919, erschien 1921): gegen Roberts Deutung der kauernden Figur als Partherprinz Vonones; der trauernde Attis; Beziehung zum Schicksal des Germanicus, dessen

Abschied auf dem Kameo dargestellt ist. — Von der reichen archäologisch-historischen Arbeit, die seit Jahrzehnten Südrußland gewidmet wird, ist infolge sprachlicher Unzugänglichkeit in Deutschland nur wenig bekannt geworden. Das meiste bot E. H. Minns, Scythians and Greeks (Cambridge 1913). Nun ermöglicht uns das Buch von M. Ebert, Südrußland im Altertum (Bücherei der Kultur und Geschichte, hrsg. von S. Hellmann, Bd. 12, Verlag K. Schroeder, Bonn und Leipz., 436 S.), einen vollständigen Überblick zu gewinnen. Ebert hält sich an die großen Linien. Aber die Einzelheiten werden ausreichend berührt, um einen Einblick in das Material und in den augenblicklichen Stand der Forschung zu geben. Die Quellenangaben (378—415) ermöglichen tieferes Eindringen. Das mit 145 archäologischen und kartographischen Abbildungen ausgestattete Buch ist so geschrieben, daß es jedem leicht macht, in eine der wichtigsten Provinzen antiker Rand- und Mischkultur einzudringen. Die Darstellung geht von der Tripoljekultur der jüngeren Steinzeit über die skythischen Funde und Fragen zur griechischen Kolonisation (dieser ist der Hauptteil gewidmet) und reicht bis zur Verdrängung der Germanen durch die Hunnen. Es ist gut, daß Ebert mit dem Blick auf das Ganze weise Beschränkung übte. Aber eine Ergänzung durch einen Band, der das archäologische Material und die ihm in russischen Veröffentlichungen gewidmete Arbeit genauer vorführt, wäre dringend erwünscht. — Zustimmend zitiert Ebert a. a. O. 384 die Arbeit von E. v. Stern, Die Leichenverbrennung der prämykenischen Kultur Süd-Rußlands (Festschrift für Ad. Bezzenberger 161 ff., gegen Kossinas und Schuchhardts Zweifel). — Einzelnes über skythische Lebensgewohnheiten bei K. Praechter, der 5. Anacharsisbrief (Hermes 422 ff.). — J. Schuetz, Arabien beim Geographen von Ravenna (Philologus 380 ff.): gewagte Namensgleichungen und -Änderungen. Ein Urteil wird nur von der arabischen Geographie aus möglich sein. — Die Nutzung der chinesischen Nachrichten über den Westen ist von der Deutung des Landesnamens Ta-tshin abhängig. Zuerst galt lange die Deutung „römisches Reich“, zuletzt „Syrien“ (Hirth). Ungelöste Schwierigkeiten blieben bestehen. Nun scheint das Rätsel gelöst worden zu sein. Es bedurfte dazu der Verbindung arabischer mit chinesischen Kenntnissen, wie sie, wohl allein, Jean Jaques Hess in Zürich zu Gebote stehen. Von beiden Seiten fallen sprachliche Argumente mit sachlichen zusammen, um zu zeigen, daß Ta-tshin = Ktesiphon ist (kantonesisch Tāi-tshun = arabisch Ṭaisefūn, persisch *Ṭaisehūn), für das Land gleichbedeutend mit Li-kien, kantonesisch Lai-kiän = Sèleukeia, Nebenstadt von Ktesiphon. Es ist also nur das Partherreich, das in den Gesichtskreis der Chinesen kam. Dieses Resultat ist nicht nur für die Nutzung der einzelnen chinesischen Nachrichten über den Westen grundlegend, sondern auch für die Geschichte der Ausbreitung des Christentums in China, von dem nestorianischen Patriarchensitz Ktesiphon-Seleukeia aus. Leider hat Hess seine Forschungen nicht selbst veröffentlicht. Er sprach über sie auf dem Orientalistenkongreß in Leipzig im September 1921. Einen in allem zustimmenden, auch als Sonderdruck in Schriftform erschienenen Bericht

gab der Sinologe O. Franke in der Neuen Zürcher Zeitung Nr. 1872 vom 29. Dezember 1921 unter dem Titel: Kannten die alten Chinesen das Römerreich? Die Lösung des Rätsels von Ta-tshin. — J. J. M. de Groot, Die Hunnen der vorchristlichen Zeit. Chinesische Urkunden zur Geschichte Asiens. Erster Teil. Übersetzt und erläutert (Berlin u. Leipz., Verein wiss. Verl. 304 S.).

Bis zum Ende der 1. Han-Dynastie (25 p.). Geordnet nach der Folge chinesischer Herrscher. Mit Register. 'Die vorliegende zweiteilige Arbeit bezweckt, die allerältesten chinesischen Urkunden über die Völker, welche in der vorchristlichen Zeit nördlich und westlich vom jetzigen China lebten, sämtlich und vollständig der Wissenschaft in wortgetreuer Übersetzung zur Verfügung zu stellen.' Der 2. Teil war bei dem Tode des Verfassers noch nicht erschienen. — O. Franke, Die Wiedergabe fremder Völkernamen durch die Chinesen (Ostasiatische Zeitschrift IX 145 f.): zur Verteidigung seiner Beiträge aus chinesischen Quellen zur Kenntnis der Türk-Völker und Skythen Zentralasiens gegen Bemerkungen in de Groots oben genanntem Werk.

H. Dessau, Die Samaritaner bei den Scriptores historiae Augustae (Festschrift für Lehmann-Haupt 124 ff.) findet seine gegen alle Anfechtungen oder Abänderungen siegreich behauptete Auffassung von der Entstehung der Scr. in der theodosischen Zeit auch dadurch bestätigt, daß die in ihnen schon unter Hadrian und Commodus genannten Samarier erst seit Theodosius in den kaiserlichen Verordnungen erscheinen; erst die rechtgläubigen Kaiser des ausgehenden 4. Jahrhunderts wenden ihnen prinzipiell, gesondert von den Juden, Aufmerksamkeit zu.

Geschichtliche Beispiele (Arrogation des Clodius u. ä.) bei F. Partsch, Die Lehre vom Scheingeschäfte im römischen Rechte (Savigny-Zeitsch., Rom. Abt. 227 ff.): Die im Gegensatz zu der von Diocletian erstrebten Zentralisierung stehende consuetudo regionis (C. 4, 65, 19) sucht K. Niedermeyer als Interpolation zu erweisen (Byzantin. neugriech. Jahrbücher 87 ff.). — P. Krüger, Beiträge zum Codex Theodosianus. X. Zur Zeitbestimmung der Konstitutionen (Savigny-Zeitschr., Rom. Abt. 58 ff.): faßt unter Beigabe von Korrekturen zusammen, was, zuletzt besonders durch Mommsen in seiner Ausgabe und durch Seeck in den Regesten der Kaiser und Päpste (1919), im einzelnen an neuen Ergebnissen gewonnen wurde. — F. Pringsheim verfolgt an vielen Quellenstellen (Savigny-Zeitschr., Rom. Abt. 643 ff.) die für die Erkenntnis des Einflußes griechischer Philosophie und christlichen Denkens auf römische Anschauungen wichtige, besonders von Konstantin geförderte, erst in byzantinischer Zeit voll eingetretene Entwicklung des ius aequum neben und über dem ius strictum. — L. Wenger gibt (a. a. O. 611 ff.) vor Erscheinen seines Artikels „signum“ in der R. E. einen kurzen Überblick über Stempel und Siegel.

Zürich. E. Täubler.



Register *)

*) Bei der vorwiegend bibliographischen Natur mancher Beiträge war Vollständigkeit nicht anzustreben.

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

10. JAHRGANG

DER GANZEN REIHE LXXVI. BAND



BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1922



Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1922

I. Abhandlungen

II. Jahresberichte

III. Annalen über die Fortschritte der Altertumswissenschaft.

SOKRATES
ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN
ABTEILUNG: JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS

JAHRESBERICHTE
DES
PHILOLOGISCHEN VEREINS
ZU
BERLIN

HERAUSGEGEBEN
VON
ERNST HOFFMANN

ACHTUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.
HEFT 1



BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1922

INHALT

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

Das dritte Heft des Jahrgangs 1921, das zum ersten Male die

'Annalen über die Fortschritte der Altertumswissenschaft'

bringt, welche im zweiten Heft des Jahrgangs 1921 angekündigt wurden, wird mit Inhaltsverzeichnis und Index zum ganzen Bande erst im Sommer erscheinen können.

Goethe und Platon[1])

Goethes inneres Verhältnis zu Platon und zur Gedankenwelt des Platonismus läßt sich nicht nach den kärglichen Zeugnissen bemessen, die wir unmittelbar über seine Beschäftigung mit Platonischen Schriften besitzen. Seine Kenntnis dieser Schriften war allem Anschein nach eng begrenzt. Nur dem Timäos hat er, wie die 'Geschichte der Farbenlehre' zeigt, ein genaues und eindringendes Studium gewidmet. Es ist das einzige Werk, das er im Original besessen und gelesen zu haben scheint: von anderen Schriften enthält Goethes Bibliothek in Weimar — außer den 'Auserlesenen Gesprächen des Platon' in der Ausgabe und Übersetzung des Grafen Leopold zu Stolberg, einer Ausgabe, die er schon um der Vorrede des Übersetzers willen 'abgeschmackt und unleidlich' fand[2]) und die ihn sicherlich zu keiner tieferen Beschäftigung mit den Platonischen Dialogen anregen konnte — nur eine deutsche Übersetzung des Phaedon und der Platonischen Briefe[3]). Nichts weist darauf hin, daß Goethe die Schriften, die uns für das Verständnis des Philosophen, des Logikers und Dialektikers Platon grundlegend und unentbehrlich scheinen — daß er den Theaetet, den Sophistes, den Philebos gekannt habe. Um so reichlicher flossen freilich für Goethe die mittelbaren Quellen, aus denen er die Kenntnis des Platonismus schöpfen konnte: für die deutsche Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts genügt es hier, die beiden Namen Shaftesbury und Winckelmann zu nennen, um den Umfang und die Tiefe dieser Wirkungen anzudeuten. Aber zu einer im engeren Sinne geschichtlichen, zu einer philologisch-kritischen Kenntnis der Platonischen Schriften und der Platonischen Lehre war Goethe so wenig ausgerüstet, als er dazu seinem geistigen Wesen nach gestimmt war. Denn ihm war Geschichte nicht um ihres rein tatsächlichen Gehalts willen wissenswert und bedeutsam, sondern sie wurde es erst, wo sie sich ihm wieder unmittelbar in ihrer produktiven, in ihrer geistigen Schöpferkraft offenbarte. Statuierte er doch für sich selbst so wenig wie für die Menschheit eine 'Erinnerung' im eigentlichen Sinne, sondern nannte dies nur eine 'unbeholfene Art sich auszudrücken'. 'Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erst von aussen her wieder e r i n n e r t, gleichsam

[1]) Vortrag gehalten am 12. Nov. 1920 in der Goethe-Gesellschaft zu Berlin.

[2]) An Schiller, 21. November 1795.

[3]) Vgl. hierzu die Angaben V o r l ä n d e r s, Kant-Studien II, 221.

erjagt werden, es muß sich vielmehr gleich von Anfang her in unser Inneres vererben, mit ihm eins werden, ein neues besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet, und die echte Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein neueres Besseres erschaffen'[1]. Diese ‚produktive Sehnsucht' fand Goethe freilich in dem, was man gemeinhin 'Weltgeschichte' nennt, in der Geschichte der äußeren Schicksale der Völker und der Staaten, wenig befriedigt und so fühlte er sich ihr, je älter er wurde, mehr und mehr entfremdet. 'Ich bin nicht so alt geworden' — so hat er einmal als fast Achtzigjähriger zu Kanzler v. Müller gesagt — 'um mich um die Weltgeschichte zu bekümmern, die das Absurdeste ist, was es gibt; ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei; ich wäre ein Tor, mich darum zu bekümmern.'[2] Um so mehr aber drängte es ihn, von Jugend an bis hinauf ins höchste Alter, die innere Gemeinschaft mit den großen Einzelmenschen herzustellen und aufrecht zu erhalten. Denn in der Wissenschaftsgeschichte, wie in der Geistesgeschichte überhaupt fand er den schwachen Faden, der sich aus dem manchmal so breiten Gewebe des Wissens und der Wissenschaften durch alle Zeiten, selbst die dunkelsten und verworrensten, ununterbrochen fortzieht, durch Individuen durchgeführt. Aus diesem Gefühl einer unmittelbaren Geistes- und Wesensgemeinschaft mit den Großen aller Zeiten sucht Goethe über die Trennungen der Jahrhunderte und Jahrtausende, über alle Mängel und Lücken der geschichtlichen Überlieferung hinweg, die Brücken zu ihnen zu schlagen; sucht er sein eigenes Tun und Vollbringen an das anzuschließen, was andere getan und vollbracht haben, um auch hier wieder 'das Produktive mit dem Historischen zu verbinden'.[3] Und auf diesem Wege ist er auch Platon genaht. In seiner Jugendzeit, in der Epoche der ersten Fülle, in der er von sich selbst sagt, daß sein *nisus* vorwärts so stark sei, daß er sich nur selten zwingen könne, Atem zu holen und rückwärts zu sehen, empfindet er doch in allem, was er in sich selbst erfährt und erstrebt, zugleich das geheimnisvolle Band, das sein Schicksal mit dem aller produktiven Menschen verknüpft, fühlt er in ihnen die Deutung seines eigenen Wesens. Indem diese Empfindung sich zum künstlerischen Ausdruck formt, entsteht der Goetz, entstehen die dramatischen Entwürfe des Mahomet, des Caesar, des Sokrates, die alle nur Variationen ein und desselben geistigen Grundthemas sind. Und hier, im Entwurf der Sokrates-Tragödie sieht er sich zum ersten Male zu Platon hingeführt. Wie alles Anschauen der Natur und alles Wissen von ihr in dieser Zeit in seinem unmittelbaren Naturgefühl beschlossen liegt und sich von ihm nirgends als ein Eigenes und Selbständiges loslöst: so erschließt sich ihm auch all seine historische

[1] Zu Kanzler v. Müller, 4. November 1823.
[2] Zu Kanzler v. Müller. 6. März 1828.
[3] Das Sehen in subjektiver Hinsicht, Naturwissensch. Schriften (Weimarer Ausgabe) XI, 271.

Kenntnis und Einsicht erst aus seinem historischen Menschengefühl. Kraft dieses Gefühls will er nun auch die Sokrates-Gestalt sich erst wieder ganz lebendig machen, will er — wie er an Herder Ende 1771 schreibt — versuchen, ob er sich von dem Dienste des Götzenbildes, das Platon bemalt und verguldet, dem Xenophon räuchert, zu der wahren Religion hinaufschwingen könne, der statt des Heiligen ein großer Mensch erscheint.[1]) Kurz darauf berichtet er Herder, daß nunmehr die Griechen 'sein einzig Studium' seien. ‚Zuerst schränkte ich mich auf den Homer ein, dann um den Sokrates forscht' ich in Xenophon und Platon. Da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erst auf, geriet an Theokrit und Anakreon, zuletzt zog mich was an Pindarn, wo ich noch hänge.' Später, da er griechisches Sein und Wesen nicht nur im subjektiven Gefühl erfassen und nachleben wollte, sondern da beides ihm, in der Epoche des 'Klassizismus', zu einem objektiven Moment im Aufbau seiner theoretischen Welt- und Geschichtsansicht geworden war, hat er auch Platon mit anderen Maßen zu messen versucht. Gegenüber der kritiklosen Verworrenheit, mit der Leopold zu Stolberg versucht hatte, Plato zum 'Mitgenossen einer christlichen Offenbarung' zu machen, drang Goethe jetzt darauf, ihn aus seiner Zeit und den Bedingungen dieser Zeit zu verstehen — drang er ‚auf eine kritische, deutliche Darstellung der Umstände, unter welchen er geschrieben, der Motive, aus welchen er geschrieben'. Nicht um sich dunkel aus ihm zu erbauen, dürfe man den Plato lesen — das leisteten viel geringere Schriftsteller — sondern, um einen vortrefflichen Mann in seiner Individualität kennen zu lernen: 'denn nicht der Schein desjenigen, was Andere sein konnten, sondern die Erkenntnis dessen, was sie waren und sind, bildet uns'.[2]) In der Umkehrung, die die bekannte Goethische Wesensbestimmung der Wahrheit in diesem schönen und prägnanten Wort erfährt, erfassen wir erst ganz den Sinn dieser Bestimmung. 'Was fruchtbar ist, allein ist wahr' — aber andererseits eignet wahrhafte Fruchtbarkeit niemals der bloßen Manier, die einen zufälligen und äußerlichen, einen ‚pathologisch' bedingten Gesichtspunkt an die Betrachtung des Gegenstandes heranbringt, sondern sie ist lediglich aus der Anschauung des Gegenstandes selbst — mag er nun der Natur oder der Geschichte angehören — zu schöpfen. Wie Goethe daher für die Naturbetrachtung betont, daß ohne Einbildungskraft kein großer Naturforscher zu denken sei, wie er aber auch hier fort und fort den strengen Unterschied des Phantastischen und des Ideellen einschärft: wie es eine ‚Phantasie für die Wahrheit des Realen'[3]) ist, die er für sich in Anspruch nimmt, so gilt ihm das Gleiche auch für die Geschichte. Hier rührt er an das Grundphänomen und an das eigentliche Geheimnis alles historischen Begreifens: an die Frage, wie es möglich sei, rein mit den Mitteln der individuellen Phantasie über die

[1]) An Herder, Juli 1772; Weim.-Ausg., 3. Abt., II, 16.
[2]) Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung. (Weim. Ausg. Bd. 41, Abt. 2, S. 169ff.)
[3]) Über Naturwissenschaft im Allgemeinen, Naturw. Schr. XI, 123; Zu Eckermann 25. Dez. 1825 und 27. Januar 1830.

Grenzen der eigenen Individualität hinauszudringen und die objektive Anschauung einer fremden Geisteswelt in sich aufzubauen. An Stolbergs Plato-Auslegung empfand und bekämpfte er das gleiche Grundgebrechen, das er sein Leben lang an einer bestimmten Auslegung der Natur bekämpft hatte: den Versuch, himmelweit entfernte Dinge ,in düsterer Phantasie und witziger Mystik' zu nähern und zu verknüpfen.[1]) Denn auch jede große Persönlichkeit war für Goethe eine 'Natur', wie er sie zu nennen liebte, — eine Natur in ihrer inneren Wahrheit, Folgerichtigkeit und Abgeschlossenheit. So sah er auch in jedem gedanklichen System, in der Philosophie des Platonismus und Aristotelismus, des Stoizismus und Kritizismus vor allem die 'Lebensform', der sie entstammen und die sie in sich zum Ausdruck bringen.[2]) 'Wie Sokrates den sittlichen Menschen zu sich berief, damit dieser ganz einfach einigermaßen über sich selbst aufgeklärt würde, so traten Platon und Aristoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur, der eine mit Geist und Gemüt sie sich anzueignen, der andere mit Forscherblick und Methode sie für sich zu gewinnen.'[3]) In diesen Goethischen Sätzen spricht sich sein eigenes inneres Verhältnis und seine innere Stellungnahme zu Platon am knappsten und klarsten aus. Um diese Stellungnahme zu verstehen, dürfen wir nicht versuchen, Platons und Goethes Naturansicht als Lehrsysteme zu fassen, die sich Satz gegen Satz, Beweis gegen Beweis entgegenstellen und mit einander vergleichen ließen. Es handelt sich vielmehr darum, zu begreifen, wie beide als 'befugte Individuen' einander und wie sie der Welt gegenüberstehen, und wie in dieser geistigen Stellungnahme zwei ursprüngliche Lebens- und Denkformen, zwei typische Weisen der geistigen Auseinandersetzung zwischen Ich und Welt ihren vollendeten Ausdruck gewinnen.

Platons Philosophie ist in erster Linie Seinslehre: sie entdeckt und begründet nicht nur gegenüber Demokrit und den Vorsokratikern eine neue Anschauung des Seins, sondern sie stellt den allgemeinen Begriff des Seins und damit das allgemeine Problem des Seins zuerst in voller Bestimmtheit und Deutlichkeit auf. Platon selbst erblickt hierin seine eigentümliche Leistung und die Grenzscheide, die seine Lehre von allen früheren Philosophen trennt. Jeder von den Vorgängern — so führt er im Sophistes aus — habe vom Sein und über das Sein gesprochen, habe irgend eine Bestimmung von ihm versucht, aber keiner habe hierbei das Sein selbst zum Problem gemacht; keiner habe sich gefragt, was die Benennung, was die Prädikation, die Aussage des Seins als solche bedeute. So sei jede bisherige Philosophie immer nur eine Lehre vom Seienden — von Wasser und Luft, vom Warmen und Kalten, von Liebe und Haß als angeblichen Weltprinzipien — aber niemals eine Lehre vom Sein selber, von der *αὐτὴ ἡ οὐσία* gewesen. Wir können nicht denken und sprechen, ohne im Denken und Sprechen

[1]) Das Sehen in subjektiver Hinsicht, Naturw. Schr. XI, 275.
[2]) Vgl. Goethes Gespräche (hg. von F. v. Biedermann) IV, 678.
[3]) Maximen und Reflexionen, hg. von Max Hecker, Nr. 663.

dem Gemeinten und Gesagten das Siegel des Seins aufzudrücken; (Phaid. 75 D) aber was dieses Siegel selbst besage, das habe bisher niemand zutreffend bestimmt. Unter diesem Gesichtspunkt wird für Platon die gesamte griechische Philosophie, einschließlich der Eleatik mit ihrem großen Prinzip der Identität von Denken und Sein, zum bloßen Mythos vom Sein, dem er nun seine eigene Lehre, als den ersten wahrhaften Logos vom Sein gegenüberstellt. Dieser Logos vom Sein aber wird zuerst negativ gewonnen und festgestellt: das neue Reich des Seins erschließt sich nur dem, der die Sinnenwelt, der das, was die gemeine Anschauung die Welt der Dinge nennt, als Gegensatz zum Sein, als niemals seiend und immer werdend erfaßt hat. Diese durchgehende Antithetik zwischen Sein und Werden bildet den Grundstein des Platonismus, das Fundament der 'Ideenlehre'. Sie hat ihre schärfste Zuspitzung in den Schriften der mittleren Periode erfahren: aber sie ist keineswegs auf diese Schriften, auf eine einzelne Epoche der Platonischen Philosophie beschränkt, sondern bildet ein Motiv, das die gesamte Entwicklung des Platonischen Denkens von Anfang bis zu Ende begleitet und das sie — in den verschiedenen Epochen freilich in verschiedener Stärke — beherrscht. Wie der Phaidon lehrt, daß wer zur Wahrheit des Seienden, zum Sein selbst an sich selbst gelangen will, es rein mit dem Denken erfassen müsse, ohne das Gesicht mit anzuwenden noch irgend einen andern Sinn mit heranzuziehen im Verfahren des Folgerns und Schließens; wie hier und im Staat die beiden Reiche des Seienden, das unsichtbare Reich der sich immer gleich bleibenden Wesenheiten und das sichtbare der niemals in gleicher Weise sich verhaltenden, sondern stets werdenden, entstehenden und vergehenden Dinge, aufs bestimmteste einander gegenübertreten — so verharren auch noch die Platonischen Altersschriften, wie der Philibos und Timäos, trotz aller Vermittlungen, die sich seither zwischen den beiden Reichen anzubahnen schienen, bei dieser scharfen Trennung von *Sein und Werden.* Auch wenn Platon sich jetzt der Natur, dem Reich des Werdens selbst, zuwendet, — wenn er den Logos in der Physis selbst aufsucht und begreift, so bleibt doch für ihn die scharfe Grenze zwischen diesem Begreifen und dem eigentlichen Wissen, dem Wissen der Dianoetik und der Dialektik, unverrückbar. Immer ist es nur ein Bild und Gleichnis des Logos, was uns in der Natur entgegentritt; denn nach wie vor versagt sich das Reich des Werdens der strengen wissenschaftlichen Erkenntnis und bleibt der *δόξα*, dem Meinen und Wähnen überlassen: 'denn wie zum Werden das Sein, so verhält sich zum Glauben die Wahrheit'. Wie könnte es auch jemals eine vollkommene Wahrheit von dem geben, was doch niemals auf gleiche Weise sich verhalten hat, noch verhalten wird, noch auch nur in dem gegenwärtigen Augenblicke sich verhält; wie könnte eine beharrliche und feste Aussage, eine Form des Wissens gefunden werden bei einem Inhalt, der selbst nicht die mindeste Beharrlichkeit aufweist, sondern in jedem neuen Zeitmoment sich selbst als ein anderer darstellt[1]).

---

[1]) Philebos 59 A B; vgl. Timäos 29 C, Phaidon 65 D, 79 A ff.,



Stellt man diesen Platonischen Sätzen Goethes Anschauung des Werdens und Goethes Erklärung der Vernunft gegenüber — so scheint sich zwischen beiden keine Beziehung und Vermittlung mehr, sondern nur die schärfste Gegensätzlichkeit zu ergeben. Denn an Stelle der Antithetik zwischen Vernunft und Werden tritt bei Goethe ihre unlösliche Korrelation; an Stelle des Widerstreits tritt die reine Wechselbeziehung. Die Vernunft erfaßt nicht nur das Werdende; sondern dieses bezeichnet das ihr eigentümliche, das ihr allein wahrhaft zugängliche und von ihr beherrschbare Gebiet. Wo das Werden aufgehört hat, — wo sie nur noch dem starren und festen Sein gegenübersteht, da ist auch ihre Kraft beschränkt und gebrochen. 'Die Vernunft ist auf das Werdende, der Verstand auf das Gewordene angewiesen . . . Sie erfreut sich am Entwickeln; er wünscht alles festzuhalten, damit er es nutzen könne'[1]. So tritt in Goethes Naturbehandlung, als ein Urbegriff der Vernunft, nicht als Ausdruck einer sinnlich-faßbaren Tatsache, noch als Ergebnis eines analytischen Verstandesprozesses, der Gedanke der Metamorphose heraus. Sofern für uns eine Einheit der Gestalt überhaupt faßbar ist, wird sie uns nur im Wandel der Gestalten faßbar. Der Begriff der Metamorphose wird zum sichern Führer, der die Reihe der Lebendigen vor unserem Geist vorbeiführt; aber die Grenzen dieses Begriffs bezeichnen andererseits auch die Grenzen der möglichen Einsicht in die Natur. Das Ende des Entstehens bedeutet für uns auch das Ende des Verstehens; 'was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken; das Entstandene begreifen wir nicht'. Bis zur Leugnung aller im eigentlichen Sinne, 'anorganischen' Naturwissenschaft führt Goethe diesen Gedanken fort. Wie bei Platon Erkennendes und Erkanntes, Subjekt und Objekt der Erkenntnis von gleicher Art sein sollten — wie er darauf besteht, daß, wenn das Sein niemals feststünde, sondern im ewigen Kreislauf sich bewegte, auch das Wissen niemals zu einer inneren Festigkeit und Sicherheit, zu einer Bestimmtheit der Begriffe und Aussagen gelangen könnte[2]: so führt bei Goethe die gleiche formale Voraussetzung inhaltlich zu dem genau umgekehrten Schluß. So wahr die Vernunft in sich selbst ein Organisches ist: so wahr ist ihr nur Organisches, also nur Gestaltung und Umgestaltung, nur Werden und Entstehen faßbar. 'Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrschaft; die entstandene Welt, mit der sich die Geognosie abgibt, ist tot. Daher kann es keine Geologie geben; denn die Vernunft hat hier nichts zu tun'[3]. Auch die Mineralogie, mit der sich Goethe in den ersten Weimarer Jahren des erwachenden Naturstudiums so leidenschaftlich beschäftigte, ist später im Ganzen doch dem gleichen Verdikt verfallen. Auch sie war dem alten Goethe nur noch eine Wissenschaft für den Verstand, für das praktische Leben; denn ihre Gegenstände sind etwas Totes, das nicht mehr entsteht, und an eine Synthese ist dabei nicht zu denken[4]. Und die gleiche Betrachtung, wie für die Natur, galt ihm —

[1] Maximen 555.
[2] Kratylos 386 A—E; 439 C ff.
[3] Maximen 599.
[4] Zu Eckermann 13. Februar 1829.

gemäß der durchgängigen Analogie, die er zwischen beiden Bereichen annahm — auch für die Kunst. 'Natur- und Kunstwerke' — so schrieb er an Zelter — 'lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind; man muß sie im Entstehen aufsuchen, um sie einigermaßen zu begreifen'[1]. Wir erfassen in all diesen Aeußerungen aufs klarste den Gegensatz zwischen der Platonischen und der Goethischen Grundansicht: ein Gegensatz, der, wie sich zeigen wird, mannigfache Vermittlungen aufweist und zuläßt, der aber jede endgültige An- und Ausgleichung verbietet. Das Werden, das für Platon die Schranke der Erkenntnis bedeutete, wandelt sich bei Goethe in eine Voraussetzung und in eine Form der Erkenntnis. Die Genesis hört auf, ein bloß negatives Moment, eine bloße Grenze des Seins und des Wissens zu bezeichnen: sie entfaltet ihre positive Kraft und Fruchtbarkeit, indem sie sich als genetische Methode versteht und bewährt. Als eine solche Methode, die den menschlichen Geist in dem ganzen labyrinthischen Kreise des Begreiflichen glücklich umherleite und die ihn zuletzt an der Grenze des Unbegreiflichen sich bescheiden lasse, hat Goethe die 'Grundmaxime der Metamorphose' namentlich in seinen letzten Lebensjahren gedacht und erklärt. So erst wurde sie ihm 'reich und produktiv, wie eine Idee'[2]. Diese Idee schlug für ihn jetzt die Brücke zwischen Sein und Werden, zwischen Natur und Geist, zwischen Subjekt und Objekt. Sie war und blieb ihm der Ausdruck dafür, daß 'Gott sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben habe, sondern daß er vielmehr noch fortwährend wirksam, wie am ersten' sei[3]. So nahm er den Grundbegriff der Platonischen Lehre auf; — so bekannte er sich, gegenüber dem Empirismus der sinnlichen Naturansicht und gegenüber dem Rationalismus der bloß klassifizierenden Naturbegriffe, wie er ihm vor allem in Linnés Auffassung und Beschreibung der Pflanzenwelt entgegentrat, zur ideellen Denkweise. Wo er zwischen Bacon und Plato zu wählen hat, da bekennt er sich überall unbeirrt zu dem letzteren[4]. Erst unbewußt und aus innerem Trieb, dann in immer größerer Freiheit und in wachsender Klarheit über das Grundmotiv seines Forschens dringt er auf das 'Urbildliche und Typische' in allen Produktionen der Natur[5]. Aber anders als am Werden und im Werden sucht er dies Typische nicht zu fassen: und eben dies bezeichnet ihm die Bedeutung, die Kraft und die Eigentümlichkeit der ideellen Denkweise, daß sie das Ewige im Vorübergehenden schauen läßt[6]. —

Wenn daher für Platon an der Spitze des Ideenreiches die Idee des *Guten* steht, wenn sie das höchste Wissen, den letzten Ursprung alles Seins zugleich und alles Erkennens bezeichnet, weil in ihr der Kosmos von Sein und Erkenntnis sich als solcher vollendet, weil jedes Besondere erst durch die Beziehung auf den höchsten Endzweck seinen

[1]) An Zelter, 4. August 1803.
[2]) Näheres s. 'Freiheit und Form', 2. Aufl., S. 355ff., 371ff.
[3]) Zu Eckermann, 11. März 1832.
[4]) S. Naturwiss. Schr. III, 227f.; VII, 115.
[5]) Anschauende Urteilskraft, Naturwiss. Schr. XI, 55.
[6]) Zur Morphologie, Naturwiss. Schr. VII, 120.

Sinn und seine Bedeutung empfängt, so mündet alle Naturbetrachtung Goethes immer wieder in die eine allbefassende Idee des Lebens ein. Und während Platon das Gute, indem er es ausdrücklich 'jenseit des Seins' rückt, auch über die Grenze des Lebens hinausweist, gibt es für Goethe gegenüber dem Phaenomen des Lebens, kein solches Jenseits, keine derartige' Transzendenz' mehr. Hier stehen wir an dem Punkt, an dem jede Frage nach einem weiter zurückliegenden Ursprung und nach einem weiter hinausliegenden Ziel, jede Frage nach dem 'Warum' und 'Wozu' aufhören muß. Keine begriffliche Zumutung hat Goethe heftiger abgewehrt, als die, gegenüber dem Grundphaenomen des Lebens nach einem anderen 'Erklärungsgrund', als dem, der in ihm selbst liegt, zu fragen. 'Plato' — so schreibt er einmal aus Italien — 'wollte keinen ἀγεωμέτρητον in seiner Schule leiden; wäre ich im stande, eine zu machen, ich litte Keinen, der sich nicht irgend ein Naturstudium ernst und eigentlich gewählt. Neulich fand ich in einer leidig apostolisch-kapuzinermäßigen Deklamation des Züricher Propheten die unsinnigen Worte: "Alles, was Leben hat, lebt durch etwas außer sich". Oder so ungefähr klang's. Das kann nun so ein Heidenbekehrer hinschreiben, und bei der Revision zupft ihn der Genius nicht beim Aermel.'[1]) Indem er auf diese Weise bei der Tatsache des Lebens stehen bleibt, glaubt Goethe sich jener Dialektik überhoben, mit der die Platonische Lehre von ihren ersten Anfängen an bis zuletzt gerungen hatte, — glaubt er die Gegensätze von Einheit und Vielheit, von Stillstand und Bewegung in einer reinen Intuition der Natur ausgeglichen und aufgehoben zu haben. Denn die Regel, die alles organische Geschehen beherrscht, ist zwar fest und ewig, aber zugleich lebendig, so daß die Wesen zwar nicht aus derselben heraus, aber doch innerhalb derselben sich umbilden können.[2]) Doch bleibt Goethes Verfahren auch hier von dem jeder biologischen Metaphysik, — auch von dem der Aristotelischen Metaphysik, deren Typus er sich oft zu nähern scheint — prinzipiell geschieden. Denn Goethe bleibt sich bewußt, im Begriff des Lebens nicht eine letzte Lösung, sondern nur einen letzten und höchsten Problembegriff in Händen zu haben. Er geht ganz konkret von der Anschauung der einzelnen Naturgestalten und ihres Zusammenhangs aus, in der sich für ihn das Geheimnis der Einheit und der stetigen Differenziertheit alles Lebendigen ebenso enthüllt als verhüllt, ebenso offenbart als verbirgt. Aber nun führt ihn eben diese sichtbare anschauliche Gestalt, führt ihn z. B. die menschliche Figur, die ihm in Rom zum Non plus ultra alles menschlichen Tuns und Begreifens, zum A und O aller uns bekannten Dinge geworden war, unmittelbar an eine Grenze des Schauens und Begreifens. Denn 'wir können eine organische Natur nicht lange als Einheit betrachten, wir können uns selbst nicht lange als Einheit denken, so finden wir uns zu zwei Ansichten genötigt, und wir betrachten uns einmal als ein Wesen, das in die Sinne fällt, ein andermal als ein anderes, das nur

1) Italienische Reise, Albano 5. Oktober 1787.
2) Naturw. Schr. VII, 189 f.

durch den inneren Sinn erkannt oder durch seine Wirkungen bemerkt werden kann.'[1]) Diese Zweiheit der Ansichten ist also nicht von außen her, durch eine künstliche Reflexion, an die Erscheinung des Lebens herangebracht, sondern sie ist ihr selbst immanent und notwendig. Wenn wir die Einheit einer bestimmten organischen Struktur, wenn wir z. B. den Gedanken der Urpflanze als Schlüssel zur Auffindung der letzten Gesetze der Pflanzenbildung benutzen, so müssen wir uns doch zugleich gegenwärtig halten, wie wir hierin, indem wir von der Gestalt als einem unmittelbar Bekannten ausgehen, dieses Bekannte selbst zum Rätsel, zum Problem gemacht haben. Denn jeder Versuch, das Unschaubare, das ewig tätige Leben in Ruhe zu denken, muß in einem Problem enden.[2]) 'Die Idee ist unabhängig von Raum und Zeit, die Naturforschung ist in Raum und Zeit beschränkt, daher ist in der Idee Simultanes und Successives innigst verbunden, auf dem Standpunkt der Erfahrung hingegen immer getrennt, und eine Naturwirkung, die wir der Idee gemäß als simultan und successiv zugleich denken wollen, scheint uns in eine Art Wahnsinn zu versetzen. Der Verstand kann nicht vereinigt denken, was die Sinnlichkeit ihm gesondert überlieferte, und so bleibt der Widerstreit zwischen Aufgefaßtem und Ideirtem immerfort unaufgelöst.'[3])

Hier sehen wir, wie Goethe dem Platonischen Ideenbegriff ein eigentümliches Schicksal zu bereiten scheint. Indem er ihn ganz an der Anschauung der Natur, an der Anschauung des Werdenden festhalten, indem er die Trennung von Idee und Erscheinung überwinden will, scheint er damit die Idee selbst wieder in die Widersprüche verwickeln, scheint er sie mit all den Antinomien behaften zu müssen, zu deren Lösung sie ursprünglich von Platon bestimmt war. Aber eben hierin tritt nun eines der Grundmotive von Goethes Platonismus aufs schärfste hervor. Aus dem Widerstreit der sinnlichen Dinge war Platon in das Reich der reinen Begriffe geflüchtet, um in ihnen die Wahrheit des Seienden zu erblicken. Das Reich der *λόγοι*, der 'körperlosen Gestalten' vermochte allein gegen den Trug der Sinne und der Einbildungskraft Schutz zu bieten. Dem Künstler aber ist diese Wendung ins Intelligible, diese Flucht über die Gesamtheit der Erscheinungen hinaus versagt — denn ihm bleibt der Schein des Werdens, auch indem er ihn als solchen erkennt und weiß, noch „wahrer Schein", an dem er sich festhalten, zu dem er immer wieder zurückkehren muß, wenn er nicht seine eigene innere geistige Welt, die Welt des Bildens, zerstören will. Und indem er in dieser seiner eignen Welt beharrt, löst sich ihm hier zuletzt auch erst wahrhaft der Widerspruch, der unlöslich erschien, sobald man ihm von der rein theoretischen Seite her nahte. Goethe hat einmal gesagt, er wisse auf die Frage, wie Idee und Erfahrung am besten zu verbinden seien, nur die eine Antwort zu geben: praktisch![4]) In dem Zusammenhang, in welchem wir hier

[1]) Vorarbeiten zu einer Physiologie der Pflanzen; Naturw. Schr. VI, 297.
[2]) Vgl. Maximen 616.
[3]) Bedenken u. Ergebung, Naturw. Schr. XI, 57.
[4]) Zur Morphologie, Naturw. Schr. VI, 358.

stehen, können wir erst ganz erfassen, was diese Mahnung und dieses Losungswort im tieferen Sinne für ihn bedeutete. Es handelt sich hier nicht um irgend eine äußerliche banale Praxis des bloßen Tuns, sondern um die Praxis des reinen Schaffens. Der Begriff des 'Praktischen' umfaßt hier den Begriff des 'Poietischen' in seinem allgemeinsten Aristotelischen Sinne, der aber zugleich für Goethe die nächste Beziehung zu seiner besonderen Welt, zur Welt der Poesie in sich faßt. Wenn die ruhende Betrachtung, die passive Auffassung der Naturgestalten uns schließlich immer wieder in eine theoretische Antinomie verwickelt, — wenn der Gedanke, der den Versuch wagt, Simultanes und Successives in eins zu setzen, sich zuletzt 'in eine Art Wahnsinn' versetzt sieht — so fühlt der Künstler, der nicht von der gegebenen Welt der Gestaltungen, sondern vom Prozeß des Gestaltens selbst herkommt und der in diesem Prozeß lebt, diesen Widerstreit beschwichtigt. Die beiden Ansichten, zwischen denen der theoretische Gedanke in beständiger polarer Gegensätzlichkeit hin- und hergehen muß — die Ansicht, der Form als etwas, 'was in die Sinne fällt' und als ein anderes das nur 'durch den inneren Sinn erkannt werden kann' — lösen sich jetzt in eine einzige auf. Denn hier ist das Unbegreifliche getan: im Kunstwerk steht ein Sein vor uns, das rein der geistigen Schau, der inneren Tätigkeit des Bildens entstammt, die doch aus ihrem eigenen Gesetz und ihrer Notwendigkeit heraus die sinnliche Verkörperung fordert. Und so wird von hier — so wird vom Schaffen des Künstlers, nicht vom Geschaffenen der Natur aus erst ganz ersichtlich, was Goethe 'den Idealisten alter und neuer Zeit', was er insbesondere Platon und Plotin entgegenhält: daß eine geistige Form keineswegs verkürzt wird, wenn sie in der Erscheinung hervortritt, vorausgesetzt, daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung sei.[1]) Denn 'wir Menschen sind auf Ausdehnung und Bewegung angewiesen' — und diese menschliche Bedingtheit, in der doch zugleich der Urquell aller menschlichen Kraft liegt, tritt am bestimmtesten und prägnantesten im Künstler hervor. Der abstrakte Denker, der Metaphysiker mag die sinnliche Oberfläche der Erscheinungen verwerfen, um hinter sie zu den letzten Gründen des Seins zurückzudringen — der Künstler lebt nur in dieser begrenzten und geschlossenen Sphäre und er würde zugleich mit ihr sich selbst aufgeben. Das eben ist sein Schicksal und seine Bestimmung, daß er sein Leben an ein 'Bild des Lebens' wenden muß, daß er es in diesem Bilde erst wahrhaft besitzt. 'Die Kunst' — so sagt Goethe einmal in seinen Anmerkungen zu Diderot's Versuch über die Malerei — 'übernimmt nicht, mit der Natur in ihrer Breite und Tiefe' zu wetteifern, sie hält sich an die Oberfläche der natürlichen Erscheinungen; aber sie hat ihre eigene Tiefe, ihre eigene Gewalt; sie fixiert die höchsten Momente dieser oberflächlichen Erscheinungen, indem sie das Gesetzliche darin anerkennt.' Nirgends tritt vielleicht

---

[1]) Maximen 643; vgl. m. Aufs. über Goethes Pandora in 'Idee und Gestalt', Berlin 1921, S. 9 ff.

deutlicher als hier hervor, worin sich Goethe mit dem Platonismus begegnet — und worin er sich gleichwohl von ihm trennt. Er faßt auch das Schöne noch als Ausdruck des Wahren, des Gesetzlichen; er spricht es überall als seine Grundüberzeugung aus, daß in der Natur nichts schön sein könne, was nicht naturgesetzlich als wahr motiviert wäre. 'Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.'[1]) Aber es hat nichtsdestoweniger seine eigene innere, an nichts anderem meßbare und durch nichts anderes ersetzbare Wahrheit, die eben die Wahrheit des Bildes, die Wahrheit der höchsten Momente der Erscheinung ist. Eine solche Wahrheit des Bildes als solchen kennt der Platonismus nicht. Und deshalb muß der Künstler Platon als Philosoph, als Denker der Ideenlehre, die Kunst verwerfen, weil sie nicht von der Natur zur Idee, vom Abbild zum Urbild vordringt, sondern bei einem bloßen Abbild des Abbilds verweilt. So bleibt Platon zwar nicht, wie man behauptet hat, in seiner Erkenntnislehre, wohl aber in der Kunstlehre, in der Abbildtheorie gebunden: so legt er hier den Grund zu der Ansicht von der Kunst 'als Nachahmung der Natur', die Goethe bekämpft und der er seine eigene Auffassung des 'Stils' gegenübergestellt hat. Goethe ersetzt, in der Theorie der Naturwahrheit und in der der künstlerischen Wahrheit, den Nachahmungsbegriff durch den Symbolbegriff — als einzig echte Symbolik aber gilt ihm die, 'wo das Besondere das Allgemeinere repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig-augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.'[2])

Aber wie nun Goethe allgemein von sich bekannt hat, daß er sich, nach seiner Art, zu forschen, zu wissen und zu genießen, 'nur an Symbole halten dürfe'[3]) so hat er von dieser Seite her auch den Grund- und Kerngedanken des Platonismus am bestimmtesten ergriffen und ihn sich innerlich angeeignet. Zwei große unvergängliche und unvergeßliche Symbole hat Platon selbst zum Ausduck seiner Lehre geprägt. Sie stehen nahe beieinander an weithin sichtbarer Stelle: der Vergleich der Idee des Guten mit der Sonne und das Höhlengleichnis im Staat. Die Idee des Guten als jenseits des Seins entzieht sich jeder adaequaten Erkenntnis: nur im Gleichnis und Bild vermögen wir auf sie hinzudeuten. Sie ist im intelligiblen Reich, was die Sonne im Reich des Sichtbaren ist. Wie die Sonne nicht nur Bedingung und Quell der Sichtbarkeit für alle Dinge ist, sondern sie auch erzeugt und erhält, so ist auch das Gute zugleich als Seinsgrund und als Erkenntnisgrund zu denken, als Ursprung alles Seins und als Ursprung alles Wissens. So wie daher im Bereich des Sichtbaren das Auge und das Licht zwar sonnenhaft, beide aber nicht die Sonne selbst sind: so sind auch im reinen Gedankenreich Erkenntnis und Wahrheit zwar von der Art des Guten, nicht aber dieses selber; sondern noch höher als sie ist die Natur und die Beschaffenheit des Guten zu schätzen. Zu

[1]) Maximen 183; vgl. zu Eckermann 5. Juni 1825.
[2]) Maximen 314.
[3]) S. Naturwiss. Schr. VIII, 259.

diesem Höchsten des Seins wie des Wissens aber führt den Menschen keine Ekstase, keine unmittelbare Schau, sondern nur der allmähliche Aufstieg, der vom Sinnlichen, vom Gebiet des Glaubens und der bloßen Wahrscheinlichkeit, der *πίστις* und *εἰκασία* anhebt, — dann durch das Reich des Denkens und Schließens, das Reich der *διάνοια*, weiterführt, um schließlich, jenseits aller Bedingungen und Bedingtheiten des Denkens, in einem letzten Unbedingten, einem *ἀνυπόθετον* zu enden. Der sinnliche Mensch gleicht einem Menschen, der an Kopf und Füßen gefesselt in einer unterirdischen Höhle lebt, die nur einen einzigen, dem Licht geöffneten Eingang im Rücken des Gefesselten besitzt. Was er erblickt, ist nicht das Licht selbst, noch der Umriß der sichtbaren Gegenstände, sondern nur die Schatten dieser Gegenstände, die sich an der Hinterwand der Höhle abbilden. Wer indes zum reinen Denken, zur Sphäre der mathematischen Schlußfolgerung und des mathematischen Beweises gelangt ist, der ist damit zum ersten Mal ins eigentliche Gebiet des Sehens vorgedrungen: — aber noch sieht er nicht die Sonne selbst, sondern nur ihren Reflex in den Einzeldingen, die sie erleuchtet, noch erfaßt er nur das Sichtbare, aber nicht den Quell des Sehens. Erst wenn wir von der *διάνοια* zum *νοῦς*, von den bedingten hypothetischen Setzungen zum Letztbedingenden, von der Dianöetik zur Dialektik gelangen, ist auch diese letzte Schranke der Erkenntnis gefallen. 'Wenn nun einer entfesselt wäre und wenn man ihn in das Licht selbst zu sehen nötigte, würden ihm wohl die Augen schmerzen und er würde fliehen und zu jenem zurückkehren, was er anzusehen im Stande ist . . . Und zuerst würde er Schatten am leichtesten erkennen, hernach die Bilder der Menschen und der andern Dinge im Wasser, und dann erst sie selbst. Und ebenso was am Himmel ist und den Himmel selbst würde er am liebsten in der Nacht betrachten und in das Mond- und Sternenlicht sehn als bei Tage in die Sonne und in ihr Licht. . . Zuletzt aber denke ich, wird er auch die Sonne selbst, nicht Bilder von ihr im Wasser oder anderwärts, sondern sie selbst an ihrer eigenen Stelle anzusehn und zu betrachten im Stande sein' [1]).

Fast scheint es als habe diese Darstellung des Platonischen Staates zu jenen großen Motiven gehört, von denen Goethe selbst berichtet, daß sie sich ihm tief in den Sinn drückten und daß er sie Jahre und Jahrzehntelang lebendig und wirksam im Innern erhielt, bis sie einer immer reineren dichterischen Form entgegenreiften [2]). Eine erste Wirkung dieses Motivs begegnet uns, im Jahre 1808, in der Einleitung zum 'Entwurf einer Farbenlehre'. 'Das Auge hat sein Dasein dem Lichte zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hülfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seines Gleichen werde; und so bildet sich das Auge am Lichte für's Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete. Hierbei erinnern wir uns der alten jonischen Schule, welche mit so großer Bedeutsamkeit immer wiederholte, nur von Gleichem werde

[1]) Republ. 515. E. ff.; vgl. 504 D ff.

[2]) Naturw. Schr. XI, 60 s. auch die Bemerkung von Edmund O. v. Lippmann (Goethe-Jahrb. XV, 267 f.).

Gleiches erkannt, wie auch der Worte eines alten Mystikers, die wir in deutschen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Der alte Mystiker, auf den Goethe hier zurückweist, ist Plotin, dessen 'Enneaden' er kurz zuvor gelesen hatte und dessen er im Briefwechsel mit Zelter aus diesen Jahren oft unter dieser Bezeichnung gedenkt. Aber die Darstellung Plotins ist an dieser Stelle nur eine Umschreibung und Weiterführung der Platonischen. Unmittelbar zu dieser letzteren jedoch werden wir zurückgeführt, wenn wir das Platonische Urmotiv in seiner tiefsten und reifsten Ausprägung bei Goethe, zu Beginn des zweiten Teils des Faust, wiederfinden. Ich brauche an die allbekannte Stelle, an den herrlichen ersten Monolog Fausts nur zu erinnern; wie Faust, der aufgehenden Sonne zugewandt, ihr Bild reiner und reiner in sich aufzunehmen trachtet, wie er ihren Aufstieg weiter und weiter verfolgt, bis er, kaum daß sie hervorgetreten, sich fortwenden muß, vom Augenschmerz durchdrungen.

So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammen-Uebermaß, wir stehn betroffen;
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umschließt uns, welch ein Feuer!
Ist's Lieb, ist's Haß, die glühend uns umwinden?
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer.
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns im jugendlichsten Schleier.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann abertausend Ströme sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm ersprießend
Wölbt sich des bunten Bogens Wechsel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Hier ist jedes einzelne Motiv, das uns zuvor in gedanklicher Prägung entgegentrat, zum reinen künstlerischen Bilde, hier ist es Klang und Rhythmus geworden. Und doch tritt nunmehr auch das rein intellektuelle Moment in Goethes Stellung zum Platonismus nur um so klarer hervor. Wieder zeigt sich, daß der gleiche Weg, den Goethe und Platon zu gehen scheinen, doch nicht zum gleichen Ziele führt. Auch Platon kennt die Gefahr und den Schmerz, die dem menschlichen Auge

entstehen, wenn es unmittelbar in die Sonne und in ihr Flammen-Übermaß zu blicken sucht. Aber er fordert die Gewöhnung des Auges an dieses Übermaß. Ein sicherer Aufstieg, eine ἄνοδος und μέθοδος, eine 'Methode' soll uns vom Sinnlichen durch das Gebiet des mathematischen, des dianoietischen Wissens bis hinauf zur höchsten dialektischen Erkenntnis, zum Reich der reinen Wesenheiten, zur Idee des Guten als μέγιστον μάθημα leiten. Auch Faust, auch Goethe kennt und wagt diesen Weg — ins Unbetretene, nicht zu Betretende, den Weg zu den Müttern. Aber hier, wo er schon jenseit aller Grenzen der Menschheit zu stehen scheint, ergreift ihn doch wieder das tiefste, rein menschliche Gefühl: hier erfährt er, daß das Schaudern der Menschheit bestes Teil ist. Und so blickt er wieder zur Erde zurück: zu bergen sich in jugendlichstem Schleier. Dieser Schleier der Erde, in dem er sich nun geborgen weiß: es ist der gleiche, den Goethes Zueignung als den Schleier der Dichtung beschreibt, den er aus der Hand der Wahrheit empfängt. In der Kunst erst wird Goethe die wahre Ferne und die wahre Nähe zur Welt zu Teil. 'Man weicht der Welt — so sagt er einmal — nicht sicherer aus als durch die Kunst und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst'.[1]) Hier wo wir nicht mehr im Umkreis des Sinnlichen stehen und uns doch noch ganz in den Grenzen des Anschaulichen halten, ergreift Goethe das wahrhaft 'Ideelle'. 'Die Idee' — so heißt es in den Schriften zur Morphologie — 'ist in der Erfahrung nicht darzustellen, kaum nachzuweisen; wer sie nicht besitzt, wird sie in der Erscheinung nirgends gewahr; wer sie besitzt, gewöhnt sich leicht über die Erscheinung hinweg, weit darüber hinauszusehen und kehrt freilich nach einer solchen Diastole, um sich nicht zu verlieren, wieder an die Wirklichkeit zurück und verfährt wechselsweise wohl so sein ganzes Leben.'[2]) Das ist der Weg, den Goethe als Künstler wie als Forscher gegangen ist und den all seine theoretischen Begriffe nur zur umschreiben versuchen.

Am klarsten und bestimmtesten prägt sich diese Rückbeziehung in dem theoretischen Haupt- und Grundbegriff aus, den Goethe für die Naturforschung entdeckt hat: im Begriff des Urphänomens. Schon die Bildung des Wortes ist paradox, wenn man sie mit Platonischen Maßen mißt; denn innerhalb der Wandelbarkeit und der grenzenlosen Relativität der Erscheinung gibt es nach Platon nichts wahrhaft Ursprüngliches, sondern nur ein durch und durch Bedingtes und Vermitteltes. Um zum Ursprünglichen zu gelangen, müssen wir nach Platon 'eine andere Art von Ursache' aufsuchen; müssen wir die Dinge, die πράγματα verlassen und in den reinen Begriffen, in den Λόγοι die 'Wahrheit des Seienden' erfassen. Für Goethe hingegen bedeutet der Begriff des Urphaenomens eine letzte Synthese, weil in ihm zugleich ein Inhalt des Schauens und eine Grenze des Schauens bezeichnet ist. Vor einer solchen Grenze befällt uns freilich eine Art von Scheu bis zur Angst, —

[1]) Maximen 52.
[2]) Naturw. Schr. VI, 226.

vor welcher der sinnliche Mensch sich ins Erstaunen rettet, während der bloß reflektierende Mensch auch hier, wo jede Frage nach dem 'Warum' abgeschnitten ist, gemäß der Grundform seines Denkens noch eine Vermittlung und Ableitung versucht: 'der tätige Kuppler Verstand' ist gleich am Werke, um auf seine Weise wieder das Edelste mit dem Gemeinsten zu vermitteln. Der wahrhaft ideelle Mensch, der Künstler und Forscher aber fühlt sich hier erst wahrhaft geborgen. Ihn drängt es zu nichts anderem und Höherem mehr hinauf, sondern er genießt hier die eigentliche, die tiefste Ruhe des Schauens. Wie das Licht der Sonne im Regenbogen, so tritt jetzt das in seiner Einfalt Unbegreifliche in tausend und aber tausend mannigfaltigen Erscheinungen bei aller Veränderlichkeit unveränderlich hervor. 'Kann der Physiker zur Erkenntnis desjenigen gelangen, was wir ein Urphaenomen genannt haben, so ist er geborgen und der Philosoph mit ihm; er, denn er überzeugt sich, daß er an die Grenze seiner Wissenschaft gelangt sei, daß er sich auf der empirischen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren Stufen überschauen und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philosoph ist geborgen: denn er nimmt aus des Physikers Hand ein Letztes, das bei ihm nun ein Erstes wird.'[1])

Aber eben dies Verhältnis des 'Letzten' des Physikers und des 'Ersten' des Philosophen scheint uns nun wieder in einem neuen und tieferen Sinne von Goethe auf Platon zurückzuführen. Las nicht Goethe an derselben Stelle der 'Republik', die den Vergleich der Idee des Guten mit der Sonne enthält, die klassische, die grundlegende Erklärung, die Plato über das Verhältnis der Dialektik, der Philosophie zu den Einzelwissenschaften gibt? Diese, die Mathematik inbegriffen, gehen von bestimmten Voraussetzungen, von bestimmten 'Hypothesen' aus, von denen sie selbst keine weitere Rechenschaft zu geben vermögen und entwickeln diese Voraussetzungen in ihre Ableitungen und Folgerungen, indem sie sich dabei am Sinnlichen festhalten, sich der Bilder und Zeichen bedienen; — jene, die Dialektik, macht die Voraussetzungen nicht zu Anfängen, sondern sieht in ihnen wahrhaft nur Grundlagen, gleichsam als Sprungbrett und Anlauf, von denen aus sie, höher hinaufsteigend, zum letzten voraussetzungslosen Anfang zu gelangen strebt: hat sie aber diesen ergriffen, so steigt sie, indem sie sich an das hält, was mit diesem Anfang zusammenhängt, rückwärts wieder bis zum Ende zurück, — wobei sie sich jedoch nirgends des Sinnlich-Wahrnehmbaren bedient, sondern lediglich der Ideen an und für sich und auch bei ihnen, den reinen Ideen endet.[2]) So stellt auch Platon dem 'Aufstieg' den 'Abstieg' zur Seite: aber wieder zeigt sich hierbei freilich um so deutlicher der charakteristische Unterschied, daß bei ihm Aufstieg wie Abstieg dazu bestimmt sind, die Verhältnisse der reinen

---

[1]) Zur Farbenlehre, Didakt. Teil, Naturw. Schr. I, 287; vgl. VI, 221; IX, 195.

[2]) Republ. 510 B ff.

Ideen, nicht das Verhältnis der intelligiblen zur sinnlichen Welt zu verdeutlichen. Aber hat nicht — diese Frage muß sich dem Kenner Platons schon lange aufgedrängt haben — Platon selbst innerhalb seines Systems einen fundamentalen Begriff ausgeprägt, der eben dieses Verhältnis zum scharfen Ausdruck bringen sollte? Steht nicht neben dem Grundgedanken der 'Trennung' von Idee und Erscheinung der Gedanke der 'Teilhabe' — empfängt das Motiv des *χωρισμός* seine wahrhafte Gestalt und seinen prinzipiellen Sinn nicht erst durch das Motiv der *μέθεξις*, das zu ihm im Gegensatz, aber nichtsdestoweniger mit ihm in unlöslicher Wechselbeziehung steht? Und wenn dem so ist: wird dadurch nicht auch der Gegensatz überbrückt, der sich uns bisher zwischen der Platonischen und der Goethischen Grundansicht ergab? Ich kann hier nicht versuchen, diese Frage vollständig zu beantworten: denn dazu wäre erforderlich, das gesamte Problem der 'Teilhabe', — eines der schwierigsten in der geschichtlichen und systematischen Erforschung des Platonismus — aufzurollen. Hier mögen daher — indem ich für das Gesamtproblem der Methexis auf die ausgezeichneten Darlegungen von Ernst Hoffmann in seinem Aufsatz 'Methexis und Metaxy bei Platon'[1]) verweise — einige Andeutungen genügen. Die Teilhabe' der Erscheinung an der Idee, — die Tatsache etwa, daß nicht nur unser reines Denken über die Hypothesis, über den Urbegriff der 'Gleichheit' verfügt, sondern daß uns auch in der Wahrnehmung Gegenstände entgegentreten, die sich unter diesen Begriff subsumieren lassen, daß es 'gleiche Hölzer' und 'gleiche Steine' gibt, die auf die Idee der Gleichheit selbst hinweisen, ohne sie freilich jemals vollkommen zu erreichen — diese Teilhabe wäre nicht möglich, wenn nicht zwischen der Erscheinung und der Idee ein 'mittleres' Reich bestände, das beide mit einander verknüpft, so daß durch dasselbe das All erst wahrhaft 'zur Einheit zusammengebunden' wird. Ich gehe auf die subjektive Seite dieser Vermittlung, die sich in Platons Lehre von der Seele und in seiner Lehre vom Eros darstellt, nicht näher ein: es genügt für unsern Zweck, ihre objektive Seite ins Auge zu fassen. Hier aber ist es das Mathematische (*τὰ μαθηματικά*), das für Platon zwischen die Welt des Werdens und des Seins, zwischen die Welt der Vielheit und der Einheit tritt. Denn alles Mathematische, die Welt der reinen Gestalten, wie sie die Geometrie, und die Welt der Zahlen, wie sie die Arithmetik vor uns erstehen läßt, nimmt gleichmäßig an Einheit und Vielheit, an Begrenzung und Unbegrenztheit teil. Wie in der Geometrie der eine unbegrenzte, an sich gestaltlose Raum sich zu einer Mannigfaltigkeit fest gegen einander abgegrenzter Gestalten differenziert — so ist die Einheit, die sich zur Vielheit entfaltet und die Vielheit, die nichtsdestoweniger Einheit bleibt, das Prinzip aller Zahlbestimmung. Hier treten daher die beiden Enden des Seins, wie des Wissens zusammen; hier wird eine Erkenntnis möglich, die weder das Eine schlechthin, noch das Viele schlechthin, sondern die Bestimmung des Vielen durch das Eine zum Gegenstand hat. Zwischen die Grenze und

[1]) Sokrates 1919, S. 48.

das Unbegrenzte tritt das mittlere Gebiet des 'Wievielen', des ποσόν — das Reich der reinen Quantität. Und durch dasselbe wird nun auch die Natur in einem neuen Sinne der Idee erschlossen. Die Natur, die zuvor ausschließlich den Sinnen und somit dem Trug und Schein, der grenzenlosen Relativität und Unbestimmtheit der sinnlichen Wahrnehmung anzugehören schien, empfängt eine neue Bedeutung, indem sie uns als Objekt der Wissenschaft, der mathematischen Naturerkenntnis entgegentritt. Vom Phaedon führt der Weg zum Philebos und zum Timäos weiter. Jetzt fällt, durch das Medium der Mathematik, ein Abglanz der höchsten Idee, ein Abglanz des Guten auch auf die körperliche Welt. Sie hat am Guten Teil, sofern sie selbst nach festen zahlenmäßigen Gesetzen geordnet, sofern sie, wenngleich sinnlich, ein 'Kosmos' ist. So bilden die Gestirne in ihrem ewigen gesetzlichen Umschwung das Edelste und Vernünftigste unter allem Geschaffenen, — so sind sie die sichtbaren und gewordenen Götter, wie die Welt als Ganzes der Eine gewordene Gott ist[1]). Und das ist nun das höchste Gut, das uns die Sinne, das uns insbesondere ihr edelstes Werkzeug, das Auge, gewährt, daß sie uns des Anblicks dieses Gottes teilhaft machen und uns dadurch erst zur Wissenschaft, zur 'Philosophie' führen — des größten Gutes, das jemals dem sterblichen Geschlecht von den Göttern geschenkt wurde oder je geschenkt werden kann[2]). So wird die sichtbare Welt durch ihre Schönheit zum Göttlichen emporgehoben: aber all ihre sinnliche Schönheit beruht doch zuletzt auf nichts anderem, ja ist nichts anderes als ihre mathematische Schönheit. Weil dieser Kosmos durchgängig 'nach Gestalten und Zahlen' (εἴδεσι καὶ ἀριθμοῖς) geschaffen ist: darum hat er an der Schönheit Teil. Als Urbilder und Musterbilder aller Schönheit des Kosmos bleiben daher für Platon die fünf regulären Körper der Stereometrie stehen, die in seiner Schule zuerst entdeckt worden sind und nach denen er alles Sichtbare gebildet sein läßt. Wenn die frühere Naturphilosophie das Sein und das Werden der Natur zuletzt auf 'Elemente' zurückführte, die sie in ihrer unmittelbar sinnlichen, in ihrer sicht- und greifbaren Gestalt, als Wasser und Feuer, als Luft und Erde als gegeben und wirklich ansah, so konnte Platon, kraft seines Begriffs von Wissenschaft, kraft des neuen Erkenntnisideals, das er begründet hat, bei dieser Erklärung nicht stehen bleiben. 'Bis jetzt' — so heißt es im Timäos — 'hat noch niemand über den Ursprung von Feuer, Wasser, Luft und Erde Aufschluß gegeben; sondern wir sprechen von ihnen, als wüßte jedermann, was Feuer, Wasser u. s. f. ist, als den Anfängen des All und als seinen Elementen (στοιχεῖα), während jeder nur einigermaßen Verständige einsehen muß, daß sie nicht nur nicht den Buchstaben, sondern nicht einmal den Silben zu vergleichen sind ... Doch müssen wir der Sache durch genauere Bestimmung noch schärfer beikommen und fragen: gibt es ein Feuer an und für sich und verhält es sich so auch mit allem andern, was wir unserer Gewohnheit nach im einzelnen als an und für sich seiend bezeichnen? Oder kommt den Dingen, die wir mit Augen sehen oder die wir sonst durch irgend-

[1]) Timäos 92 B. [2]) Timäos 47 B.

welche körperliche Empfindung wahrnehmen, allein die eigentliche Wirklichkeit zu und gäbe es tatsächlich nichts anderes außerdem? Wäre es also eitel Blendwerk, wenn wir jedesmal eine rein gedankliche Gestalt für jedes Gegebene setzen, während es sich dabei in Wahrheit um nichts als einen bloßen Namen handelt? .. Hierüber gebe ich folgendermaßen meine Stimme ab: wenn Vernunft und wahre Meinung zwei verschiedene Erkenntnisarten sind, dann muß es an und für sich seiende, von uns nicht wahrnehmbare, sondern einzig im Denken zu erfassende Ideen geben'.[1]) Man sieht hier deutlich den Weg, den Platon gemäß seiner Grundanschauung geht. Von seinem Begriff der Vernunft- und Verstandeserkenntnis, von seinem Begriff der Dialektik und Dianoetik, bestimmt er die Elemente des natürlichen Seins auf völlig neue Weise: von ihm aus findet er, daß diese Elemente nicht in wahrnehmbaren Substanzen oder Qualitäten, sondern nur in reinen mathematischen Gestalten und in der Gesetzlichkeit mathematischer Proportionen gesucht werden dürfen. Und auf ihnen beruht auch all das, was wir die Schönheit der Körperwelt nennen: schön heißt uns ein Körper, wenn wir in seiner äußeren Erscheinung und seinem sichtbaren Umriß die inneren Maße, die zahlenmäßigen Bestimmungen gewahr werden, die ihm zu Grunde liegen. Denn alles Gute, — so betont der Timäos ausdrücklich — ist notwendig schön, was aber schön ist, ist nach Maßen geordnet: *πᾶν δὴ τὸ ἀγαθὸν καλόν, τὸ δὲ καλὸν οὐκ ἄμετρον.*[2]) Auch der Philebos, der in der Einteilung der Arten der Lust, zum ersten Male in der Geschichte des Denkens den Begriff des reinen aesthetischen Wohlgefallens fixiert, der als 'reine' Lust die Lust an schönen Farben und Gestalten, an Gerüchen und Tönen bezeichnet — auch er fügt sogleich hinzu, daß als Schönheit der Gestalt nicht das zu bestimmen sei, was wohl die meisten so benennen möchten, wie etwa die der lebenden Körper oder gewisser Gemälde. 'Sondern ich nenne etwas gerade, sagt der Logos, und etwas rund und aus diesen wiederum die Flächen und Körper, welche gedreht werden, die nach Regel und Winkelmaß bestimmt sind. Denn all dies ist nicht nur, wie anderes, in Bezug auf etwas schön, sondern es ist an und für sich und seiner Natur nach schön und gewährt eine ihm eigentümliche Lust, die mit dem Kitzel der Sinne nichts zu tun hat.'[3])

Wieder stehen wir hier an einem Punkt, wo Goethes und Platos Welt sich unmittelbar zu berühren scheinen — wo aber der Abstand zwischen beiden nichtsdestoweniger um so deutlicher wird. Auch für Goethe ist die Schönheit, ist die Kunst die eigentliche Vermittlung von Idee und Erscheinung. 'Die wahre Vermittlerin' — sagt er einmal — 'ist die Kunst: über Kunst sprechen, heißt die Vermittlerin vermitteln wollen'.[4]) Auch er spricht es aus, daß das Gesetz, das in die Erscheinung tritt, in der größten Freiheit, nach seinen eigensten Bedingungen, das objektiv Schöne hervorbringe.[5]) Und so ruht für ihn der

---

[1]) Timäos 48 B. ff, 51 C. ff. [2]) Timäos 87 C; vgl. bes. 53 E.
[3]) Philebos 51 C. [4]) Max. 413; vgl. 384. [5]) Max. 1346.

Stil des Künstlers auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greifbaren Gestalten zu erkennen. In äußerster Schärfe, bis zur Paradoxie einer rationalistischen Formulierung hebt er diesen Zusammenhang von Schönheit und Wahrheit hervor. Die Kunst ist ihm eine andere Natur, auch geheimnisvoll, aber verständlicher; denn sie entspringt aus dem Verstande.[1]) Aber dieser Goethische 'Verstand' ist nicht der Logos Platons. Er sucht nicht hinter der Erscheinung ihr mathematisches Gesetz — nicht hinter den sinnlichen Wahrnehmungsqualitäten, die wir als Luft oder Feuer, als Erde oder Wasser benennen, die festen stereometrischen Grundformen der Natur. Denn Zählen und Trennen lag nicht in Goethes Natur. Das Gesetz, das er sucht, soll sich von der Erscheinung selbst nicht trennen, sondern es soll diese in ihren höchsten Momenten festhalten und aussprechen: es soll noch an der Oberfläche der Erscheinungen eine neue und eigene Tiefe offenbaren. Wer diese Oberfläche zerstört, indem er an Stelle des in der Anschauung Gegebenen ein abstraktes mathematisches Gedankengebilde setzt, — der vermag auch diese Tiefe nicht zu fassen. So spricht auch Goethe es aus, daß das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, Wahrheitsliebe sei[2]) — aber s e i n e Wahrheit, die Wahrheit des Künstlers ist eine andere, als diejenige, die sich in der Form der objektivierenden Wissenschaft, in den reinen Zahlen der Arithmetik und in den reinen Gestalten der Geometrie darstellen und festhalten läßt[3]).

Und noch von einer anderen Seite her läßt sich schließlich das gleiche Grundverhältnis zwischen Platon und Goethe erfassen. Platon bleibt bei der starren Isolierung der einzelnen Ideen, wie sie in den Schriften seiner mittleren Periode gelehrt zu werden scheint, nicht stehen, sondern er schreitet — im Parmenides, im Sophistes, im Philebos — mit vollem kritischen Bewußtsein über sie hinaus. An die Stelle der Eleatischen Einheit, die in sich selbst beharrend jede Vielheit von sich ausschloß, tritt die innere Mannigfaltigkeit und Besonderung der Ideen — an die Stelle der Eleatischen 'Allstillstandslehre' tritt die Lehre, daß die B e w e g u n g ein notwendiges Moment im Aufbau und in der Erkenntnis der Welt der reinen Formen ist. Das Werden gewinnt einen neuen Sinn; denn es gehört nicht mehr ausschließlich dem Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung an, sondern ist in die Sphäre des Intelligiblen, des reinen Seins vorgedrungen. Die 'Genesis' bedeutet nicht mehr bloße Unbestimmtheit, sondern einen Weg zur Bestimmung: es gibt ein 'Werden zum Sein', eine *γένεσις εἰς οὐσίαν*. Jetzt erst erscheint auch die Vernunft, erscheint das Ideenreich nicht mehr als ein starr abgesondertes Gebiet, sondern erfüllt und beseelt die Totalität des Seins: von der Gemeinschaft der Ideen schreitet die Platonische Philosophie zum Gedanken der W e l t s e e l e weiter. 'Aber wie beim Zeus', — so heißt es im 'Sophistes' — 'wollen wir uns leichtlich überreden lassen,

---

[1]) Refl. 1105. [2]) Max. 382. [3]) Vgl. m. Aufsatz 'Goethe und die mathemat. Physik' in 'Idee und Gestalt', S. 27 ff.

daß in der Tat Bewegung und Leben und Seele dem wahrhaft Seienden gar nicht eigne? Daß es weder lebe noch denke, sondern hehr und heilig, jedoch der Vernunft bar, bewegungslos dastehe?' Und diese Frage wird, nachdem sie einmal erfaßt, ohne Einschränkung verneint. Die mathematische Ordnung des Kosmos zeigt, daß die höchste Weisheit in ihm herrscht: Weisheit aber und Vernunft können ohne Seele nicht bestehen. So wohnt denn in der Natur des Zeus, in der Natur des Weltalls, eine königliche Seele und eine königliche Vernunft vermöge der Kraft der ersten Ursache.[1]) Wie man sieht, ist es ein inneres systematisches Problem seiner Ideenlehre, von dem aus Platon zu seiner Lehre vom Leben, zur Beseelung der Welt fortschreitet. Schon im 'Phaedon' stellt Platon neben die anderen Ideen, neben die mathematischen und sittlichen Ideen, die Ideen des Geraden und Gleichen, des Gerechten und Schönen, die Idee des Lebens. Aber diese Idee dient hier nur der Vertiefung der Platonischen Seelenlehre, ist dagegen noch ohne unmittelbare Beziehung auf das Problem der Natur. Jetzt hingegen, nachdem Platons Denken im Phaedon, im Staat, im Theaetet seinen logischen Weg bis zu Ende durchmessen hat, kehrt er zu ihr kraft einer neuen Vermittlung zurück. An der Notwendigkeit, die Erkenntnis in ihrer Struktur und ihrer Gültigkeit zu begreifen, erfaßt Platon das Grund- und Urproblem des Urteils. Im Urteil löst sich der Schein einer starren Vereinzelung der 'Begriffe', der einzelnen *εἴδη*: in ihm wird deutlich, daß Wahrheit und somit Sein (*οὐσία*) niemals dem einzelnen Begriff als solchem, sondern nur der Verflechtung der Begriffe und ihrer Wechselbestimmung zukommt. Es muß eine solche Verflechtung der Begriffe, einen solchen Zusammenhang und eine solche Scheidung in ihnen geben, daß der eine notwendig den anderen setzt oder notwendig den anderen ausschließt, wenn anders das Sein erkannt werden soll: denn alles Erkennen ist selbst ein Tun und setzt nicht nur ein totes Bestimmtes, sondern ein aktives Bestimmen voraus.[2]) So ist es das logische Problem der Relation, das Problem der Beziehung und Verknüpfung der Begriffe im Urteil, aus dem sich für Platon eine neue Schätzung der Bewegung, des Werdens ergibt. Der logische Kosmos wird zum Schlüssel des physischen Kosmos: das Vernunftgesetz, das rein als solches in der Mathematik und in der Dialektik entdeckt worden war, findet sein konkretes Abbild und Widerspiel in der Vernunft des Alls. Von der formalen Zweckmäßigkeit in den Begriffen schreitet Platon zur inhaltlichen Zweckmäßigkeit des Geschehens fort. In der Tat: das eben charakterisiert für ihn den Dialektiker, daß er die Begriffsformen nicht isoliert, nicht als totes Aggregat nimmt, sondern daß ihm das Ganze der Begriffe ein wahrhaftes System, d. h. aber ein organisches Ganze ist. Hier steht für ihn nicht Teil an Teil, sondern hier gibt es natürliche Einschnitte und Gliederungen, die zu erfassen eben die Aufgabe und die Kunst der Dialektik ausmacht. Wie der Priester das Opfertier kunstgerecht zerlegt, indem er den Schnitt nicht nach Belieben, sondern jedesmal an dem gehörigen Gelenk

[1]) Sophistes 248 E ff; Philebos 30 C. [2]) Sophistes 249 A ff.



ansetzt: so muß auch der Dialektiker seine Teilungen nach der natürlichen Artikulation der Begriffe (κατ' ἄρθρα, ᾗ πέφυκε) vollziehen.[1]) Wir hören, wenn auch aus sehr mittelbaren antiken Berichten, wie Platon dies Verfahren der begrifflichen Einteilung, der διαίρεσις in seiner Schule, in der Akademie geübt hat und wie er hierbei auch auf das Problem der Gliederung der Naturformen, auf die biologischen Speziesbegriffe und ihre Unter- und Überordnung geführt worden ist. Aber wie er im Staat lehrt, daß die Astronomie, daß die Ordnung und der Lauf der Gestirne, nicht um ihrer selbst willen der Betrachtung wert sei, sondern nur, sofern sie uns 'Beispiele' für die mathematische Rechnung darbieten: — so ist ihm auch das gesamte Reich der Naturformen zuletzt nur ein einziges großes Beispiel, ein Paradigma, um an ihm die Verhältnisse der reinen Begriffsformen zu erfassen. An den sichtbaren Formen und ihrer Gliederung und Einteilung soll unser Blick geübt und geschärft werden, damit wir im Stande sind, zu jenen höchsten und schätzenswertesten Urgestalten alles Seins vorzudringen, von denen es für den Menschen kein handgreifliches Bild mehr gibt: 'denn das Unkörperliche, als das Größte und Schönste, wird nur im Begriff, im Logos und auf keine andere Weise deutlich erfaßt.'[2])

Auch hierin tritt der eigentliche, der prinzipielle geistige Unterschied zwischen Goethes und Platons Formbegriff aufs klarste heraus. Wo Platon von der Verknüpfung und Scheidung, der διαίρεσις und συναγωγή der Begriffe spricht, da spricht Goethe von der ewigen Systole und Diastole des Lebens, das sich in sich selbst trennt, um in immer neuen Zeugungen zu sich selbst zurückzukehren. Wo Plato ein logisches Urproblem sah — ein Grundverhältnis, 'das niemals aufhören wird, und das auch nicht etwa erst jetzt angefangen hat, sondern das die unsterbliche und nie alternde Bestimmung der Begriffe selbst in uns ist'[3]) — da ruht Goethe in der Anschauung der großen σύγκρισις und διάκρισις des organischen Geschehens. Einheit und Vielheit, die Platon als die beiden unentbehrlichen logischen Momente des Urteils erkennt, sieht er, gleich dem Ein- und Ausatmen, als Phasen ein und desselben Lebensprozesses an. In der Philosophie aber suchte, von ihr forderte er nichts anderes, als daß sie ihn in dieser großen Grundanschauung befestigen und bestätigen solle. 'Wie ich mich zur Philosophie verhalte' — so schreibt er in einem bekannten Briefe an Fr. Heinr. Jacobi — 'kannst Du leicht auch denken. Wenn sie sich vorzüglich aufs Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen . . .; wenn sie aber vereint, oder vielmehr, wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender σύγκρισις und διάκρισις wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist, dann ist sie mir willkommen.'[4]) Wenn also Platon von der σύγκρισις und διάκρισις der Begriffe zu der der Natur ge-

[1]) Phaidros 265 D ff., Politikos 259 D, 287 C.
[2]) Politikos 285 D, 286 A. [3]) Philebos 15 D.
[4]) An Fritz Jakobi, 23. Nov. 1801.

langte, so gilt für Goethe der umgekehrte Weg — wenn jener von der Idee ausgeht, um sie zuletzt in der Natur wiederzufinden, so ist ihm das Urphaenomen des Lebens das Erste und dasjenige, wodurch ihm alles Ideelle, alles Geistige erst faßbar, erst vermittelt wird. 'Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen; wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen. Dieses gilt von allen Phaenomenen der faßlichen Welt'.[1]) Diese Goethischen Sätze mögen auf den ersten Blick vielleicht rein Platonisch erscheinen: aber bei schärferer Betrachtung entdeckt man sogleich die entscheidende Differenz. Das 'unbegreifliche Leben', dessen Anschauung für Goethe das letzt Erreichbare ist, bildet einen bezeichnenden Kontrast zur Platonischen Welt- und Lebensidee, zum 'intelligiblen Lebendigen', zum *νοητὸν Ζῶον*, nach dessen Muster dieser sichtbare Kosmos gebildet ist. Denn dieses 'intelligible Lebendige' Platons enthält in sich die Vernunftideen von allem Lebendigen, ebenso wie diese unsere Welt uns selbst und alle sichtbaren Geschöpfe enthält, und ist daher selbst ein höchster, allumfassender Vernunftinhalt; es ist das Schönste und in jeder Hinsicht Vollendetste von allem Gedachten.[2]) Das Urphaenomen, bei dem Goethe sich bescheidet, ist bei Platon ein Höchstgedachtes und Höchsterkanntes: — ein Abschluß im Reich der Noumena.

Wir stehen damit am Ende unserer Betrachtung: wir glauben wenigstens in allgemeinen Umrissen aufgezeigt zu haben, was Goethes Grundanschauung mit derjenigen Platons verbindet und was beide von einander trennt. Mehr als ein solcher Umriß konnte hier nicht versucht werden; aber schon in ihm läßt sich, wie ich glaube, erkennen, wie hier über die Jahrhunderte hinweg zwei große geistige Welten einander berühren und wie andererseits doch bei aller Verwandtschaft in bestimmten objektiven Motiven zwei 'befugte Individuen' einander gegenüberstehen, deren jedes das Ganze der Welt- und Lebensprobleme auf eigene Weise empfindet und begreift. In solchen Verwandtschaften und in solchen Gegensätzen besitzt die Wahrheit erst ihr konkretes geschichtliches Leben. 'Es ist nicht immer nötig' — sagt Goethe einmal — 'daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Übereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt.' Wer die Geschichte geistig und wer das Geistige geschichtlich auffaßt, der vernimmt überall diesen ernst-freundlichen Glockenton — und er bildet für ihn einen tröstlichen Grundklang, der ihn in aller chaotischen Verworrenheit des äußeren Geschehens doch immer der inneren Harmonie der eigentlichen, der geistigen Weltgeschichte versichert.

Hamburg. Ernst Cassirer.

---

[1]) Versuch einer Witterungslehre, Naturw. Schr. XII, 74

[2]) Timäos 30 C/D



ΑΕΝΑΟΙ ΝΕΦΕΛΑΙ

Sokrates unterscheidet in der platonischen Apologie zwei Klassen von Anklägern, die jetzigen, deren Namen unter der Anklageschrift stehen, und dann eine Schar ungreifbarer Verleumder und Übelredner, die seit Dezennien in der Stille ihr Handwerk gegen ihn betreiben. Sie zu nennen ist er natürlich nicht im Stande *πλὴν εἴ τις κωμῳδοποιὸς τυγχάνει ὤν*[1]). Obgleich dies Sätzchen den Anschein erwecken will, daß die Komödiendichter nur einen Teil dieser Sorte von Feinden bilden, so nimmt er die Beispiele, die er von deren Anschuldigungen gibt ('es gebe da einen gelehrten Mann namens Sokrates, der sich auf die Dinge über der Erde so gut verstehe wie er alle unterirdischen Erscheinungen studiert habe und der die schwächere Sache zur stärkern mache') doch völlig nur aus der Komödie und zwar, wie nicht zu bezweifeln ist, ausschließlich aus den W o l k e n d e s A r i s t o p h a n e s[2]). Dies ist sehr gut zu begreifen, denn es standen Platon außer reger mündlicher Überlieferung nur diese Zeugnisse für die von ihm behauptete langjährige Wühlarbeit gegen Sokrates zur Verfügung. Er unternimmt dann im Folgenden zuerst die Verteidigung gegen diese anonymen Ankläger. Er formuliert ihre Angriffe noch einmal in streng juristischer Form nach dem Schema einer offiziellen Anklageurkunde, indem er ihnen folgenden Wortlaut verleiht[3]): *Σωκράτης ἀδικεῖ καὶ περιεργάζεται ζητῶν τά τε ὑπὸ γῆς καὶ οὐράνια καὶ τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιῶν καὶ ἄλλους ταὐτὰ ταῦτα διδάσκων.* . Das ist nichts anderes als eine Widerholung des oben Angeführten und gleicher Herkunft wie jenes. Das könnten wir ruhig auch von der einzigen Zutat, dem letzten Sätzchen vom Lehren dieser Dinge, vermuten; Platon bestätigt es, indem er diesmal ganz ausdrücklich hinzusetzt: 'Das habt Ihr ja selber gesehen in der Komödie des Aristophanes, wie sich dort ein gewisser Sokrates herumtrieb, der von sich sagte, er wandle in der Luft, und sonst allerlei dummes Zeug schwatzte'. All dies erklärt der sich verteidigende Sokrates natürlich für Unsinn: Niemand habe ihn je von solchen Dingen reden hören. Aber auch daran sei nichts wahres, 'wenn Ihr von Jemandem gehört habt, daß ich es unternehme, Menschen zu erziehen und mir dafür Geld bezahlen lasse'. Das geschehe von anderen wie Gorgias, Prodikos, Hippias, von ihm nicht. — Dies letztere, das Sichbezahlenlassen, kommt

---

1) 18 B ff.

2) So finden sich bei Aristophanes *φροντιστής* 102, 266 usw. vgl. auch *φροντιστήριον* 94 usw. *Τά τε μετέωρα φροντιστὴς καὶ τὰ ὑπὸ γῆς πάντα ἀνεζητηκώς* entspricht der Schülerszene 184 ff.; *τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιῶν* = 113, 884 sowie dem Dialog des *δίκαιος* und *ἄδικος λόγος.*

3) 19 B.

nun allerdings in den Wolken nicht vor, im Gegenteil 'ist es geradezu rührend und versöhnend zu lesen, wie Strepsiades, der es nicht anders weiß als daß genossener Unterricht bezahlt werden muß, Sokrates zweimal Honorar anbietet und beidemal abgewiesen wird'[1]. — Kurz vor Beendigung dieses Abschnittes widerholt Platon diese Vorwürfe noch einmal[2]; diesmal heißt es von den Leuten, die sich schämen, die wahren Motive ihrer Abneigung gegen ihn anzugeben *τὰ κατὰ πάντων τῶν φιλοσοφούντων πρόχειρα ταῦτα λέγουσιν*, nämlich *τὰ μετέωρα καὶ τὰ ὑπὸ γῆς* und *θ ε ο ὺ ς μ ὴ ν ο μ ί ζ ε ι ν* und *τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν*. Warum diese Erweiterung oder warum vielmehr vorher die Weglassung, da es doch nicht geleugnet werden kann, daß der Sokrates der Wolken *θεοὺς οὐ νομίζει*? Denn darunter ist natürlich nichts anderes zu verstehen als das, was in der wirklichen Anklage des Meletos folgendermaßen formuliert ist[3]: *θεοὺς οὓς ἡ πόλις νομίζει οὐ νομίζοντα, ἕτερα δὲ δαιμόνια καινά*. Gerade dies nachträgliche, gleichsam gleichgültige Einschieben in der vorderen Klägergruppe klärt über die Beweggründe auf: Sie sind rhetorischer Natur. Platon gliedert zwar seine Widerlegung der Angriffe gegen Sokrates in die genannten zwei Kategorien sicherlich nicht nur, um ein Gliederungsprinzip zu haben, sondern weil dem späteren Beurteiler die Wichtigkeit dieser langjährigen Angriffe immer deutlicher wurden. Trotzdem aber ging es nicht an, wäre es ermüdend gewesen, wenn in beiden Abteilungen die gleichen Vorwürfe gestanden hätten. So reduzierte Platon bewußt, um nicht zweimal das gleiche sagen zu müssen. An der unbetonten und unwichtigen Stelle 23 D läßt er dann so nebenbei einfließen, was zu jenen alten Anklagen unbedingt gehört, das *θεοὺς μὴ νομίζειν*, wie Platon seine 'Quelle', die Komödie oder geradezu die Aristophanischen Wolken lehren. Die Erkenntnis, daß rhetorische Gründe die Auswahl bestimmen, muß uns natürlich höcht vorsichtig machen in der Benutzung dieser Stelle. Denn benutzen möchten wir sie gerne, wenn es irgend wie möglich ist, für die Kenntnis der u r s p r ü n g l i c h e n G e s t a l t d e r W o l k e n d e s A r i s t o p h a n e s. Diese liegen uns bekanntlich nur in einer Überarbeitung[4] vor, die Anspielungen der Apologie können aber nur auf die ursprüngliche Fassung gehen, weil in ihrem Erscheinungsjahre die u n f e r t i g gebliebene Diaskeue des Stückes noch keineswegs an die Öffentlichkeit getreten sein konnte, da sie, soweit wir überhaupt von der literarischen Praxis jener Zeit etwas verstehen, nur als Nachlaßausgabe gedacht werden kann — diejenige des Thukydides ist in gleichem Geiste vorgenommen. Darum entdecken wir Doubletten

---

[1]) V. 245 u. 668; Zielinski, Die Gliederung der altattischen Komödie S. 45. Die Entschädigung in Naturalien — was es ist, wissen wir nicht, da in der jetzigen Fassung des Stückes das *τουτουί* (1146) nur mit dem gezeigten Gegenstand zusammen verstanden werden könnte — ist ein Geschenk, kein Honorar, wie schon der Ausdruck *ἐπιθαυμάζειν* 1147 zeigt.

[2]) 23 D.

[3]) 24 B.

[4]) Es läßt sich, wie es natürlich ist bei einem so oft behandelten Problem, nicht vermeiden, daß ich schon Gesagtes, hie und da sogar schon oft Gesagtes widerhole, bis ich zu den Dingen komme, die weiterführen sollen.

und stoßen auf nur ganz notdürftig verbundene Partien[1]). Außerdem weist das *ἑωρᾶτε* auf die aufgeführte, also die unüberarbeitete Komödie hin. Diese war aber damals so sicher in den Händen des Publikums, als sie später in denen der Gelehrten war, ja sogar in die Gesamtausgabe (des Aristophanes von Byzanz?) aufgenommen wurde[2]), nachdem sie eine Zeitlang durch die Ausgabe des Hinterlassenschaftsverwalters in den Hintergrund gedrängt war — Kallimachos war offenbar noch nicht recht orientiert über den Sachverhalt, Eratosthenes hingegen wußte von zwei Fassungen[3]). Daß Platon aber die erste Fassung publiziert vor sich haben konnte, ist um so eher anzunehmen, als auch der Autor ja absolut von der Ungerechtigkeit des Mißerfolges der ersten Wolken überzeugt war. Sicher suchte er auch den L e s e r; daß er daneben das Stück doch noch überarbeitete, ist bei der geringen Bedeutung des Lesepubliknms im Vergleich zur Wirkung einer Aufführung sehr begreiflich.

Trotz der Vorsicht, die wir uns vorgenommen haben, trotz der Überlegung, daß bei der Verteilung der Anklagen zwischen die realen und die unfaßbaren Ankläger (= die Komödie) die ersteren unveränderlich sind, die letzteren sich also anzupassen haben, müssen wir es doch als höchst seltsam bezeichnen, daß nun als Kernpunkt der wirklichen Anklage neben die Asebie tritt *τοὺς νέους διαφθείρειν*. Während Platon den Vorwurf der Gottlosigkeit als auch für die Wolken dominierendes Element durch seine nachträgliche heimliche Einfügung anerkennt, scheint er sich nicht mehr daran zu erinnern, daß die Wolken ganz eigentlich gipfeln in der eindrucksvollen Erkenntnis, daß der sokratische Unterricht den fürchterlichsten Einfluß auf die Sittlichkeit hat, denn Pheidippides wird sichtbar für aller Augen durch den Unterricht des Sokrates zum *πατραλοίας*, ja stellt sogar in Aussicht, mit der gleichen Kaltblütigkeit auch *μητραλοίας* zu werden.

Es ist nun leicht begreiflich, daß man diese seltsame Tatsache mit der Umarbeitung in Zusammenhang brachte, daß man aus dem Schweigen Platons Schlüsse auf die Urwolken zog. Nun ist freilich

---

Dies muß um so eher der Fall sein als nur in wenigen Punkten ein Resultat allgemein anerkannt ist. Gerade die vorzüglichen Beobachtungen Zielinskis werden leider wegen gewisser Übertreibungen nicht ernst genug genommen, obgleich sie die Komödie erhellten wie dies selten von einem Buche geschehen ist. Ich verzichte darauf, im Einzelnen Übereinstimmung und Widerspruch jeweils festzustellen. Die wirklich fördernden Arbeiten über das Wolkenproblem sind: F. V. Fritzsche De fabulis ab Aristophane retractatis (Rostocker Universitätsschrift 1849), H. Köchly, Akad. Vorträge und Reden I 1859 S. 414, F. Bücheler, Über Aristophanes' Wolken (Jahrb. f. Phil. 83, 1861 S. 657 = Kl. Schr. I S. 288), Th. Zielinski, die Gliederung der altattischen Komödie 1885, G. Schwandke, De Aristophanis nubibus prioribus Diss. phil. Hal. XIV, 1901; vgl. die Einleitungen der deutschen Ausgabe von Teuffel (1867; Teuffel-Kähler 1887) und Kock (1852, 1894[4]); als neuestes K. Kunst, Studien zur griechisch-römischen Komödie Wien 1919.

[1]) Doubletten: z. B. 723ff. und 731ff.; soz. unverbunden ist die Szene des *δίκαιος* und *ἄδικος λόγος*.

[2]) So sagt der Anhang der 6. Hypothesis deutlich: *Τοῦτο ταὐτόν ἐστιν τῷ προτέρῳ* = dem in der Ausgabe vorausgehenden Drama, wie Schwandke richtig erkannt hat (S. 121).

[3]) Scholion zu Wolken 552.

die Beweiskraft dieses einzigen zeitgenössischen Zeugnisses — wenn wir von Aristophanes selber absehen — durch die Erkenntnis seiner rhetorischen Konstruiertheit stark eingeschränkt werden. Hingegen wollen wir auf eine davon nicht betroffene Tatsache hinweisen, die für uns im Verlaufe der Untersuchung wichtig werden kann, daß unter den, wie wir sahen, aus der Komödie bezogenen Vorwürfen auch die Honorierung des Unterrichts figuriert.

Nach dieser Vorbereitung können wir an die Wolken selber herantreten. Lassen wir die wenigen Grammatikerzeugnisse, ja die eigenen Angaben des Aristophanes bei Seite und merken wir uns aus ihnen und der modernen Beurteilung der Zeitanspielungen des Dichters bloß die Tatsache, daß unser Stück in irgend einem Maße umgearbeitet ist, in der neuen Form eine Aufführung aber nie erlebt hat[1]), daß vielmehr diese Umarbeitung, die sich in verschiedenen Stadien abgespielt hat, nie vollendet wurde und daß darum ein Zusammenklingen der Teile nicht erwartet werden kann. Leider sind aber nur aus den frühesten Phasen der Überarbeitung chronologische Fixierungen möglich, indem sich sicher sagen läßt, daß die eigentliche Parabase einige Zeit nach der Aufführung des Marikas des Eupolis, also nach 421, die Epirrhemata spätestens Anfangs 422 gedichtet wurden. Anderseits kann man vermuten, daß der Dichter zur Zeit, wo er die Parabase dichtete, die Absicht hatte, dem Stücke einen andern Schluß zu geben, denn wenn auch das *εἰσῆξε δᾷδας ἔχουσα*[2]) nicht ganz sich deckt mit dem, was am Schlusse passiert, so läßt sich doch dies Prahlen nicht vereinen mit der Tatsache dieser letzten Szene — kurz, *δῆλον οὖν, ὅτι κατὰ πολλοὺς τοὺς χρόνους διεσκεύασε τὸ δρᾶμα*[3]).

Die Überarbeitung ist aber doch weit fortgeschritten; direkte inhaltliche Anstöße sind selten. Mit Ausnahme weniger Stellen in der zweiten Hälfte kann selbst ein sorgfältiger Leser das Drama zu Ende lesen ohne sehr anzustoßen. Dazu kommt, daß wir allen Grund haben, der Komödie und speziell der alten Komödie gegenüber mit dem Einräumen von Freiheiten recht weit zu gehen — Erfahrungen, wie wir sie mit den Demen des Eupolis oder den Epitrepontes des Menander gemacht haben, mahnen zur höchsten Vorsicht. 'Aristophanes schrieb eben nicht, damit wir seine verlorenen Stücke rekonstruieren'[4]). Es ist von vornherein als ein undurchführbares Unterfangen abzulehnen, sozusagen Vers für Vers auf die erste oder zweite Fassung zu verteilen, wie dies Bücheler oder gar Schwandke taten; ein Herausarbeiten des Grundsätzlichen muß genügen.

Am leichtesten ist der Zugang von der formalen Seite. Jedermann muß ohne weiteres ein starkes Abweichen von den traditionellen Formen der Komödie auffallen und zwar ein Abweichen, das durchaus

[1]) 6. Hypothesis und Scholion zu Vers 552.
[2]) V. 543; alles spricht dafür, daß die Schlußszene beiden Fassungen angehört, also die Lösung nicht durch Zuweisung an eine der beiden Dramen erfolgen kann.
[3]) Scholion zu Vers 591.
[4]) Wilamowitz, Sitzb. berl. Akad. 1911 S. 470.

nicht sachlich begründet ist. Ganz abgesehen von Kleinigkeiten, wie, daß wir 1115—1130 eine völlig alleinstehende Serie trochäischer Langverse lesen, die durchaus nur eines der Epirrhemata einer Parabase oder Nebenparabase sein können [1]), daß ferner der Agon des *δίκαιος* und *ἄδικος λόγος* nur ganz provisorisch mit seiner Umgebung verbunden ist u. a. m., ist für den Gesamtbau Folgendes zu bemerken. In der überwiegenden Mehrzahl der aristophanischen Komödien liegt die Parabase n a c h jener traditionell gebauten Syzygie, die wir seit Zielinski Agon nennen; nur in dreien, den Rittern, Wolken und Fröschen ist sie vor ihm. Es ist außerdem keine Frage (Zielinski hat dies auch bei aller unrichtigen Beurteilung der Entstehung der Komödie völlig richtig erkannt), daß der Agon von dem Dichter, der ihn geschaffen hat, bewußt geschaffen hat, für die Teile v o r der Parabase geschaffen wurde. Im ersten Drama, worin Aristophanes von dieser Regel abweicht, den Rittern, läßt er doch vor der Parabase eine rudimentäre Form des Agons (sog. Nebenagon) als Ersatz stehen. In den Fröschen, zwanzig Jahre später, ist die Tradition nicht mehr so stark, so daß er auf eine solche Andeutung verzichtet. Diese ursprüngliche Verteilung hatte (neben der genetischen) auch ihre sachliche Berechtigung: Bis zur Parabase geht im Allgemeinen die Handlung in flottem Tempo vorwärts, nach der selben läßt sich eigentlich von einer Handlung kaum mehr sprechen; es lösen sich jetzt jene Possenszenen des Volksspieles sozusagen ohne Zusammenhang ab; den Schluß bildet der ganz undramatische Komos. Anders ist dies in den Rittern und Fröschen. In beiden Stücken geht die Handlung durch das ganze Drama. Sie baut sich auf einem Widerstreit zweier Personen auf, der nicht nur den ersten Teil, wie in den andern Dramen (anstatt zweier Personen können es auch eine Person und der Chor sein), sondern das Ganze beherrscht. Natürlich ist für solche Stücke die Stellung von Parabase und Agon willkürlich, ja es wird von selbst sich ergeben, daß der Agon für die entscheidende Auseinandersetzung aufgespart wird und dadurch weit gegen den Schluß hin zu stehen kommt. Dies stimmt vollkommen für die Ritter und die Frösche. Bei den Wolken liegt, wie gesagt, die gleiche Formverschiebung vor; ja nicht nur das, wir haben sogar neben dem der Parabase nachfolgenden Agon (*δίκαιος* und *ἄδικος λόγος*) noch einen zweiten (Neben-) Agon (Strepsiades-Pheidippides) direkt vor der sich überstürzenden Schlußszene. Beide Agone sind umso merkwürdiger als sie mit der Haupthandlung wenig zu tun haben, der erste garnichts, der zweite enthält das, was sonst als eine Prügelszene in Trimetern geschrieben ist — der Dichter hat offenbar seine Gründe gehabt, dieser Szene ein ungewöhnliches Gewicht zu verleihen.

Für diese Verstöße gegen die geheiligten Formen ist es bei unserm Stücke unmöglich, aus dem Inhalt eine Begründung zu geben. Die Wolken sind, wie die gewöhnlichen Komödien, durchaus in zwei

[1]) Leider läßt sich dies nicht scheiden, da auch in Nebenparabasen der durch die Maske ausgedrückte individuelle Charakter des Chores hie und da noch betont wird z. B. in den Vögeln.



Teile geteilt, der Unterricht und dann seine verschiedenen Folgen. Ganz unnötigerweise wird der erste Teil durch die Parabase entzweigeschnitten, der Agon fällt scheinbar in den zweiten. Doch wird man sofort einwenden, daß hier eben ein Spezialfall vorliege, indem die Fabel notwendigerweise — wie ja die Komiker nie starr sich aus Traditionsgründen den Erfordernissen des jeweiligen Stoffes verschlossen — eine Änderung des Schemas habe herbeiführen müssen, denn die fortschreitende Handlung (was also sonst dem ersten Teil entspricht) sei hier viel verwickelter als dies normaler Weise der Fall sei, ja eigentlich sei sie geradezu gegen sonst verdoppelt, indem der Unterricht ja nacheinander an zwei verschiedenen Personen durchgeführt werden müsse, wobei das eindrucksvollste Teilstück, der Agon, wie es ganz natürlich zu sein scheine, der zweiten dieser Schulszenenfolgen zugewiesen werde. Damit sind wir doch wieder zu inhaltlichen, zu stofflichen Fragen gekommen. Es läßt sich nämlich bei der Feststellung, daß diese gewaltigen Abweichungen vom traditionellen Schema aus den Bedürfnissen der Fabel entstanden seien, das Gefühl doch nicht ganz zurückdrängen, daß diese Fabel ihrerseits doch eine sehr anfechtbare Entwicklung hat, eine durchaus gebrochene Linie aufweist. Darum muß es befremden, daß sie die Widerstandskraft gehabt haben soll, die Formtradition in so hohem Grade zu knicken. Die Komödie hat freilich in der Durchführung ihrer Fabel eine fast unbeschränkte Freiheit, aber an welches Stück des Aristophanes immer wir denken, immer liegt eine e i n f a c h e Entwicklung vor, sich kreuzende Entwicklungen, Änderungen und Überraschungen in der Sympathiezuteilung liegen ihnen fern. Sie hat es darin auch gar nicht so schwer. Kann doch ohne weiteres die siegreiche Partei, mag sie auch noch so wenig wählerisch in ihren Mitteln gewesen sein, durch die vis comica in genialer Psychologielosigkeit und Inkonsequenz der Ethopoiie zur guten, aristokratischen, altväterischen, können doch die Verführten, Geblendeten, Neutralen, sei es der Chor, seien es Hypokriten, ohne Reue und ohne Motivierung zu Vertretern und Anhängern des Guten werden. Ganz anders hier in den Wolken. Strepsiades ist, von seinen Gläubigern gehetzt, nachdem ein kurzer Versuch, den Sohn zum Besuch des Phrontisterions zu bestimmen, mißlungen ist, selbst Schüler des Sokrates geworden, um von ihm zu lernen, wie er sich seiner Schulden entledigen könnte. An dem ihm erteilten Unterricht wird die sophistische Methode ausführlich illustriert und karikiert, harmlos karikiert, indem abgesehen von starken Verstößen gegen die religiösen Gefühle der Allgemeinheit durchaus nur die wirklichen Interessen der damaligen Wissenschaft und Rhetorik, natürlich in einer entstellenden Auswahl, vorgeführt werden. Plötzlich wird Strepsiades als unfähig mit Schimpf und Schande aus der Schule gewiesen; plötzlich, sagte ich, weil Strepsiades sich zwar allem Naturwissenschaftlichen gegenüber sehr spröde verhalten hatte (wie denn kein aristophanischer 'Held' — wir werden noch sehen warum — reine Intelligenz aufweist), aber dank seiner dreisten Schlauheit hat er im praktischen Unterricht eben noch ausgezeichnete Zensuren erhalten — da genügt e i n e dumme Antwort, den Sokrates in maßlosen Zorn zu

versetzen: Er unterwirft Strepsiades einem kurzen Verhör über früher behandelten Unterrichtsstoff; dieser versagt völlig, obgleich er bald nachher einem Gläubiger gegenüber in der gleichen Sache gar wohl Bescheid weiß. Darauf bringt es Strepsiades durch wenige Worte doch dazu, daß Pheidippides, der Sohn, sich an seine Stelle dem Unterricht des Sokrates ausliefert. Die von ihm als Reklame der Sokratesschule angehörte Streitszene des *ἄδικος* und *δίκαιος λόγος*, die mit dem Siege des letztern, dem Siege eines niedrigen Macht- und Utilitätsprinzipes über sittliche Grundsätze endet, bestärkt den Vater in dieser Gesinnung[1]). Den neuen Unterricht erleben wir nicht mit — bald wird der Sohn als völlig ausgebildet dem glücklichen Vater wieder übergeben. Kaum hat er ihn im Hause, so verjagt er (s e l b e r, nicht durch den Sohn) zwei der Gläubiger mit Hohn und Spott — der Sohn soll dann (diese Erklärung darf nicht verschwiegen werden) die jetzt natürlich drohenden Prozesse gewinnen. Mit Recht ist aber darauf hingewiesen worden, daß diese rationalistische, von Aristophanes selber schon gegebene Deutung nicht der wahren Stimmung entspricht: In den Augen des Zuschauers ist Strepsiades, der seine Gegner von der Bühne prügelt, absoluter Sieger; an die auf dieser Welt üblichen Folgen solcher Hybris denkt man nicht; der hinter der Bühne als Rückversicherung wirkende Pheidippides ist bedeutungslos und unnötig. Nötig wird er erst für die letzte Szene, die Strafe. Mit Berufung auf den sokratischen Unterricht prügelt der Sohn ruhigen Gewissens seinen Vater und verteidigt überlegen dies sein Tun im Nebenagon. In wenigen Strichen wird noch die Empörung des Vaters gezeichnet, die zur Inbrandsetzung der Denkbude führt.

Es ist nun ohne weiteres klar, daß dieser Bruch in der gradlinigen Entwicklung der Handlung, d. h. das plötzliche Eintreten des Pheidippides für Strepsiades n u r d e n e i n e n S i n n haben kann, dem Strepsiades (und dem Publikum) das Schandbare seines Tuns klar zu machen, den Strepsiades zu bestrafen. Das Eigenartige ist also, daß der 'Held' am Schlusse nicht den Weg findet, zu einem makellosen Vertreter der guten Sache zu werden, sondern daß e r b e s t r a f t w e r d e n muß, wozu es natürlich noch eine dritte Macht, den Sohn, braucht. Das ist so auffallend, so wider alle komische Tradition, daß wir schon auf Grund dieser in der Hauptsache formellen Analyse zur Überzeugung kommen werden, daß dieser Schluß und was damit zusammenhängt, also auch der Unterricht des Pheidippides, diese eigenartige Doublette, aus der Überarbeitung zu erklären sei.

Doch bevor wir hier weitergehen, müssen wir die antiken Angaben über diese Überarbeitung uns rasch vergegenwärtigen. Es kommt eigentlich nur die sechste Hypothesis in Betracht[2]); was die Scholien in dieser

---

[1]) Damit ist eine der vom Dichter nebeneinander gestellten flüchtigen Versuche widergegeben, diese mit dem übrigen nicht verbundene Szene in den Zusammenhang einzufügen.

[2]) Die sehr sorgfältige Behandlung der 6. Hypothesis in den oben angeführten Abhandlungen (dazu noch W. Teuffel, Über die 6. Hypothesis zu den Wolken des Aristophanes, Rh. M. 1856 S. 214ff.) erlaubt es mir, mich ganz kurz zu fassen.

Frage anmerken, erweckt durchaus den Verdacht, auf reiner Spekulation zu beruhen. So ist der Verfasser dieser sechsten Hypothesis der einzige uns bekannte Philologe, der sicher beide Fassungen verglichen hat, allerdings nicht der einzige Benutzer der ersten Wolken, wie uns die Fragmente bezeugen. Dieser vorzügliche Mann, der sogar die Ehrlichkeit hat, was er erschließt, als erschlossen und nicht als überliefert hinzustellen, sagt nun ausdrücklich, daß keine Partie ganz frei von Verbesserungen (*διόρϑωσις*) geblieben sei, die in Streichungen und Zusätzen sowie in Änderungen in Bezug auf die Anordnung und die *διαλλαγὴ τῶν προσώπων* bestünden, wobei das letztgenannte nur das bedeuten kann, daß gewisse Verse andern Personen als dies früher der Fall war, in den Mund gelegt seien. Die hauptsächlichsten Teile aber, in denen eine richtige Umarbeitung (*διασκευή*) stattgefunden, seien etwa Folgende: *αὐτίκα ἡ μὲν παράβασις τοῦ χοροῦ ἤμειπται, καὶ ὅπου ὁ δίκαιος λόγος πρὸς τὸν ἄδικον λαλεῖ καὶ τελευταῖον ὅπου καίεται ἡ διατριβὴ Σωκράτους.* 'In erster Linie sei einmal die Parabase umgearbeitet und die Partie, wo der *δίκαιος λόγος* mit dem *ἄδικος* spricht und schließlich (?) die Stelle, wo das Haus des Sokrates angezündet wird'. *ἤμειπται*, das kein fester grammatikalischer Terminus ist, heißt durchaus nicht 'ist neu, ist eine andere'[1]), sondern nur 'ist verwandelt', wobei die Stärke dieser Verwandlung nur innerhalb des Begriffes *διασκευή*, über eine *διόρϑωσις* hinaus gehend, liegen muß. Von der Parabase können wir aus dem Texte ohne weiteres konstatieren, daß hier das *ἤμειπται* eine vollständige Erneuerung, die sogar zu einem Wechsel des Metrums geführt hat, bedeutet. Beim eigentlichen Schlusse, d. h. der Szene *ὅπου καίεται ἡ διατριβὴ Σωκράτους* sehen wir allerdings garnichts, was uns einladen würde, ihn für neu zu halten abgesehen von seiner Plötzlichkeit und der Unvorbereitetheit, aus der die Bestrafung der Bösen noch so rasch herbeigeführt wird. Also erkennen wir daraus, daß wir die Angaben der Hypothesis nicht zu eng fassen dürfen. Was den Agon betrifft, dessen Isoliertheit wir ja schon hervorhoben, werden wir dem Grammatiker ohne weiteres Glauben schenken. Spricht nun aber — dies ist jetzt die wichtigste Frage — etwa dieser Satz gegen unsere Vermutung, daß in den früheren Wolken die Unterweisung des Pheidippides und die Bestrafung des Strepsiades durch seinen Sohn gefehlt haben? Diese Annahme deckt sich mit der Mitteilung der Hypothesis auf alle Fälle für den Agon des *δίκαιος* und *ἄδικος λόγος*. Nicht weniger als der Agon wird aber auch der Nebenagon, die Streitszene zwischen Strepsiades und Pheidippides, durch sie elimniert. Davon steht aber in der Grammatikerstelle nichts. Aber abgesehen davon, daß die Hypothesis nur ausgewählte Beispiele (*τοιαῦτα*) geben will, sahen wir schon vorhin, daß der vage Ausdruck *ὅπου καίεται ἡ διατριβὴ Σωκράτους* die angrenzenden Szenen, also vor allem den Nebenagon, in sich schließen könnte; es wird dies weiter unten für uns noch ersichtlicher werden. Auf alle Fälle darf man also aus der sechsten Hypothesis kein Argument g e g e n unsere Annahme holen.

---

[1]) Teuffel-Kähler S. 31.

Bei dieser Gelegenheit sei gleich ein zweites äußeres Zeugnis besprochen, daß gegen die von uns angenommene Hypothese verwendet worden ist[1]). In der Parabase der an den Lenäen des folgenden Jahres 422 aufgeführten Wespen (1037 ff.) glauben die Scholien zu dieser Stelle eine Erwähnung der Wolken zu finden. Wäre das der Fall, so müßte der Vers 1039 *οἳ τοὺς πατέρας τ' ἦγχον νύκτωρ καὶ τοὺς πάππους ἀπέπνιγον* auf den Nebenagon bezogen werden. Aber die Gesamtheit jener Verse kann unmöglich auf die Wolken bezogen werden[2]). Bergk[3]) hat da schon das absolut Richtige gesehen. Die zwei *πέρυσιν* sind, wenn man nicht wegen des Abstandes auch dies leugnen will, höchstens als Ungeschicklichkeit zu bezeichnen. Viel wichtiger ist Vers 1043; er sagt vorher, daß er zuerst Kleon allein, dann letztes Jahr mit ihm zusammen jene nächtlichen Alpgeister *οἳ . . . ἀπέπνιγον* — Wer sie sind, wissen wir nicht genau — angegriffen habe. Obgleich Ihr, fährt er nun fort, diesen (den Dichter) als einen solchen Kämpen wider das Böse kennen gelernt habt (natürlich in den genannten Fällen), ließt Ihr ihn doch letztes Jahr durchfallen (eben bei der Aufführung der Wolken). Also kann jenes Stück mit den bösen Geistern nicht identisch sein mit den Wolken; was für eines das gewesen ist, wissen wir nicht genau, das ist für uns auch gleichgültig.

Nachdem wir uns somit überzeugt haben, daß kein äußeres Zeugnis unserer Annahme im Wege stehe und überhaupt, was an direkter Überlieferung uns zu Hilfe kommen kann, kennen gelernt haben, können wir uns wieder der Betrachtung des Stückes selber zuwenden. Die Frage, warum Aristophanes in dieser Art und Weise seine Wolken umgearbeitet hat, sei einstweilen ganz bei Seite gelassen. Es sei nur noch einmal festgestellt, daß durch die Beseitigung der Rolle, die Pheidippides im zweiten Teile unseres Stückes spielt, der formell anstößige 'Nebenagon' sowie der durch seine Stellung auffallende Agon wegfällt, und daß auch für die inhaltliche Beurteilung jene gebrochene Linienführung dadurch beseitigt ist, wenn wir auch noch gar nicht wissen, was wir an die jetzt leeren Stellen zu setzen haben. Es sei ferner nochmals festgestellt, daß offenbar die Einführung einer Bestrafung des Strepsiades das eigentliche Ziel der Diaskeue war und daß alles andere durch diesen Hauptgesichtspunkt bestimmt ist. So ist schon widerholt bemerkt worden, daß in der Stellung zu Sokrates eine wesentliche Verschärfung gegenüber der ersten Fassung eingetreten sei; man[4]) brachte dies (und zwar waren es Freunde wie Gegner der von uns vertretenen Idee, die dies taten) mit der wirklichen Sokratesfrage in Zusammenhang

---

[1]) Ein paar weitere wie Zitierung von Stellen des Nebenagons und einer Szene, die unserer Vermutung unbedingt zum Opfer fallen müßte, aus den *Νεφέλαι α*, (Frgm. 378 K = Schol. Plat. 465 B) resp. den *πρότεραι Νεφέλαι* (Athen. IV, 171 c) erledigen sich von selbst, da eine solche Anführung eines in der vielgelesenen Komödie erhaltenen Versstückes aus einer nur dem Kenner bekannten den Stempel des Irrtums oder der Wichtigtuerei an sich trägt.

[2]) Wie Wilamowitz neuerdings es haben will (Berl. Sitzb. 1911 S. 468) unter Aufgabe seines frühern Standpunktes (z. B. Hermes 22 S. 222 Anm 2).

[3]) bei Meineke Fr. C. Gr. II, 2 S. 1113 ff.

[4]) Kock S. 34; besonders drastisch Zielinski S. 44.

und glaubte eine Entwicklung feststellen zu können, die von dem harmlosen Sokrates, der τά τε ὑπὸ γῆς καὶ οὐράνια ζητεῖ und τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖ, zu dem Jugendverführer geht, der er in der Anklage des Meletos ist. Bei dieser Gelegenheit dürfen wir an die Worte der platonischen Apologie erinnern, von denen wir ausgegangen sind — sie decken sich jetzt (bis auf den e i n e n Punkt der Honorierung) mit dem Inhalte der von uns angenommenen Urwolken. Aber auch diese veränderte Einstellung zu Sokrates läßt sich restlos durch die Absicht des Dichters begreiflich machen, eine Bestrafung des Strepsiades durch Pheidippides herbeizuführen. Jetzt ging es nicht mehr an, Sokrates als einen ziemlich harmlosen Sonderling, einen Wolkengucker und Spintisierer, der freilich zur rechten Zeit auch recht geschickt auf seinen Vorteil zu schauen weiß (z. B. Vers 174), darzustellen, jetzt war nicht mehr der aus lächerlichem Wissensdurst sich abhärtende, auf allen Lebensgenuß verzichtende Sokrates am Platz, jetzt mußte an die Stelle des Prodikos und Hippias ein Kerl wie Thrasymachos aus Platons Staat treten, der Übermensch und Rechtsverdreher; jetzt mußte der sophistische ἥττων λόγος zum ἄδικος λόγος werden. Jetzt erst kommt jene wirklich feindselige Stimmung, jener demagogische Zug hinein, während das Sokratesbild vorher das sicher schon stereotype Philosophenbild war, begegnen wir ihm doch wieder bei Eupolis[1]: Σωκράτης, ὁ πτωχὸς ἀδολέσχης, ὃς τἄλλα μὲν πεφρόντικεν, ὁπόθεν δὲ καταφαγεῖν ἔχοι τούτου κατημέληκεν. Ameipsias brachte den gleichen Sokrates[2] in seinem Konnos gleichzeitig mit den Wolken auf die Bühne. Das Bild ist ziemlich älter; so sahen die Philosophen schon in Kratins Panoptai aus; dessen Hippon glich sicherlich auf ein Haar dem Sokrates des Eupolis oder der Urwolken. Und ebenso lebte diese Prägung weiter; zart angetönt im platonischen Protagoras, plump und einfältig dann in den Philosophenporträten der Rhetorik bis hinein ins ausgehende Altertum. Aber jetzt mußte Pheidippides im Phrontisterion das Schlimmste lernen, falls er als Werkzeug der Strafe an seinem Vater dienen sollte; der sokratische Unterricht mußte eine Verbrecherschule sein. Wir haben also allen Grund, zwar durchaus auf diese Anzeichen veränderter Gesinnung gegen Sokrates aufzumerken, aber bei ihrer Beurteilung doch stets das wichtigere Ziel, dem auch sie dienen, im Auge zu behalten.

Die veränderte Einstellung zu Sokrates macht sich nun nicht eigentlich in direkter Charakterisierung des Philosophen und seiner Lehren bemerkbar — das hätte allzustarke Retouchen gebraucht, eine völlige Umarbeitung nötig gemacht. So bleibt Sokrates in der ersten Hälfte der gutmütige Ideologe, aber in i n d i r e k t e r Weise wird sein unheilvoller Einfluß im zweiten Teil gezeichnet durch die Tat des Pheidippides und den Agon des δίκαιος und ἄδικος λόγος. Dadurch wird uns plötzlich auch verständlich, warum der Dichter diese Szene eingeführt hat. Es mußte diese äußerliche und etwas brutale Charakterisierung die Begründung zu Pheidippides' Verruchtheit abgeben (wie denn dieser auch 1327ff. geradezu das Auftreten des ἄδικος λόγος 909ff. imitiert); den

[1]) Frgm. 352 K. [2]) wie Frgm. 9 K. zeigt.



Schulszenen der früheren Handlung ließ sich dies unmöglich aufzwingen. Aristophanes war zu bequem oder, sagen wir besser, es widerstand seiner Künstlernatur zu sehr, alle jene unerreichbar komischen Szenen aus Sokrates' Denkbude umzuarbeiten; so mußte er im Agon des *δίκαιος* und *ἄδικος λόγος* gleichsam eine zweite Exposition zu der neueingeführten Handlung geben. Er wählte hiefür das primitive, äußerliche Motiv des Kampfes der personifizierten Prinzipien, das er in seinem frühesten Drama, den Daitales, verwendet hatte. So wird wohl kaum mehr bezweifelt werden können, daß der Agon in seiner jetzigen Form der Diaskeue angehöre; man könnte aber daran denken, daß der jetzige Agon die Umarbeitung eines ähnlichen Agons vor der Parabase, ja auch vor Beginn des Unterrichts des Strepsiades (als eine Art Propagandaaufführung der Schule) gewesen sei, natürlich mehr im Sinne des *ἥττων* und *κρείττων* als des *δίκαιος* und *ἄδικος λόγος*, denn nach der platonischen Apologie muß das *τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν* eine wichtige Rolle gespielt haben. Das ist aber auch ohne diesen Zweikampf der Fall: Die ganze zweite Hälfte, vor allem die Besiegung der Gläubiger, ist ja eine Illustration dieser sophistischen Tätigkeit. Anderseits spricht aber alles[1]) gegen eine solche des reifen Aristophanes unwürdige, ja geradezu unnötige Szene in den ersten Wolken, ist sich der Dichter ja zur Zeit, wo er das Stück definitiv liegen ließ, über die Bedeutung der beiden *λόγοι* und ihre Rolle im Stücke noch gar nicht klar geworden. Die Angaben darüber widersprechen sich aufs stärkste sowohl im Detail als in der Hauptfrage, ob die *λόγοι* selber oder wenigstens der *ἥττων λόγος* Lehrmeister des Jünglings werden sollen oder ob der Erfolg des *ἥττων λόγος* nur Garantie für die Güte der sokratischen Schule bieten solle.

Nachdem auf diese Weise die beiden Agone beseitigt sind, bleiben außer denjenigen Partien, die mit den zwei genannten ohne weiteres fallen, und dem Schlusse in der zweiten Hälfte nach der Entlassung des Strepsiades, die ja, ohne daß sie sich dort so gewaltsam vollzogen hätte, den Wendepunkt in der frühern Komödie gebildet haben muß, — es bleiben hier noch drei Szenen übrig, über deren Zugehörigkeit wir uns auszusprechen haben, nämlich die beiden Gläubigerszenen und die

[1]) Allerdings darf dabei die vielbehandelte Stelle in der Parabase 528ff. nicht verwendet werden, denn, man kann sie drehen, wie man will, von einer Verwandtschaft zwischen den Daitales und den neuen Wolken steht nichts da. Sie sagt nur: Seitdem meine Daitales (dafür steht jene charakteristische Szene, der Agon des *σώφρων* und *καταπύγων*) Euch gefielen, d. h. seit meinem Debut habe ich festes Vertrauen zu Euerem Kunstverständnis (wörtlich: sind mir feste Unterpfänder des bei Euch herrschenden Verständnisses). Nun kommt auch diese Komödie und sucht nach klugen Zuschauern, wie Elektra nach ihrem Bruder. Sie wird nämlich wenn sie sie sieht, sogar des Bruders Locke erkennen. Wen sucht die Komödie? Der Dichter sagt es ausdrücklich: die ihm von früher her vertrauten klugen Zuhörer. Daran ist nicht zu rütteln. Nicht eine andere Komödie ist parallel dem Orestes, sondern — die Zuhörer. So kann das Bild eben nichts anderes bedeuten als: Wenn nur noch eine Spur vom guten früheren Publikum da ist, so wird die Komödie sie entdecken; darin ist sie ebenso scharfsinnig wie Elektra, die an der Locke ihren Bruder erkannte.



Aussprache zwischen Strepsiades und Pheidippides nach der Heimkehr des ersteren. Die Gläubigerszenen nun sind geradezu als das Gerippe der Urwolken zu bezeichnen. In ihnen haben wir zwei jener absolut notwendigen Possenszenen, in denen Strepsiades das von ihm Gelernte nun praktisch anwendet, zwei Possenszenen, in denen Strepsiades durch seine neuen Fertigkeiten wie der Kasperli über alle Widersacher triumphiert. Hier ist nur Weniges als neu zu betrachten: höchstens ist die Unausgeführtheit gewisser Witze verdächtig wie desjenigen mit der *ἕνη καὶ νέα*. Diese beiden Szenen sind natürlich nicht die einzigen gewesen; nach der Analogie der andern Stücke müßten wir mindestens vier erwarten, wovon das vierte freilich zugleich das Schlußstück gewesen sein kann. Vielleicht können wir hinsichtlich dieser andern Szenen doch noch weiter kommen. Die beiden Gläubigerszenen weisen auf den Prolog zurück: In den Versen 21 ff. werden dort die beiden, Pasias und Amynias, bereits genannt. Damit wird einmal der Prolog und damit die Figur des Pheidippides (mit anderen Konturen) für die Urwolken gesichert: Vater und Sohn hier wie in den Wespen. Es ist von vornherein wahrscheinlich, daß der Sohn nicht nur Prologfigur war, sondern daß er auch nachher eine Rolle spielte, wenn der Vater vollständig verrückt aus der Denkbude zurückkehrt. Damit kommen wir auf die Szene 814 ff.; nur die auffallend oberflächlichen Worte, welche die doch so wichtige, kaum eine Erfüllung versprechende Aufforderung an Pheidippides enthalten, sich ebenfalls dem sokratischen Unterrichte zu unterziehen, sind zu streichen. Alles andere paßt vorzüglich in die frühere Komödie. Es ist die erste Szene des zweiten Aktes, die Szene vielleicht nach der Parabase. Das Bild der sokratischen Schule ist dasjenige, das wir für die erste Fassung in Anspruch nehmen müssen; wir hören davon, daß Himation und Sandalen dem Strepsiades gestohlen worden seien — von letzteren ist in unserm Stücke nicht mehr die Rede. Der Sohn spielt in dieser Szene durchaus die Rolle des Bdelykleon; er ist freilich nicht so wichtig wie dieser und nicht so eindeutig, da er ja anderseits gerade durch seine Lebensführung (die allerdings diejenige der jungen politischen Freunde des Aristophanes sein mag, also dem Dichter durchaus entschuldbar ist) die Schuldenlast und dadurch wieder den verzweifelten Eintritt des Vaters in die Schule verursachte.

Also nach der Parabase diese Vorbereitungsszene, dann die beiden Gläubigerszenen; eine weitere wollten wir erschließen, ließen uns aber durch andere Fragen noch etwas von diesem Ziele abbringen. Es war vorhin die Rede von der Erwähnung der beiden Gläubiger im Prolog. Zuerst fällt der Name des Pasias; nachdem der Vater seine verzweifelten Glossen zu diesem Teil seiner Verpflichtungen gemacht, hört man den Pheidippides im Schlafe von seinen Pferden reden. Wieder spricht der Vater von seinen Leiden; der Name des zweiten Gläubigers Amynias fällt; wieder ertönt die Stimme des Schlafenden. Darauf klagt Strepsiades weiter: 'Ich habe Prozesse verloren und Enechyrasia droht mir; so laut klagt er, daß Pheidippides erwacht; er stellt den Vater zur Rede, warum er die Nacht durchwache. Strepsiades gibt die Antwort:

37 *δάκνει μέ τις δήμαρχος ἐκ τῶν στρωμάτων.*

Jetzt schläft der Sohn wieder ein; ein neues Thema beginnt in Strepsiades' Monolog. Ganz deutlich hängt der Vers 37 mit dem vorhergehenden, wo von den verlorenen Prozessen und der Enechyrasia die Rede war, zusammen und der Demarch hat erstaunlicherweise offenbar mit Pfändung auch bei privaten Forderungen etwas zu tun, vielleicht, wie der Scholiast zu der Stelle meint, durch seine Begleitung das Betreten des zu pfändenden Grundstückes zu ermöglichen[1]). Wenn wir so eine dritte Gruppe parallel zu den beiden Gläubigern bekommen, welche durch den Demarchen repräsentiert ist, liegt da der Schluß so ferne, daß dies auf eine dritte Szene hinweist, in der den beiden privaten Gläubigern der Vertreter des Staates folgt und nicht minder den Rückzug vor der rücksichtslosen Dialektik und den drohenden Prügeln des Strepsiades antreten muß als seine Vorgänger? Wie das vor sich ging, wissen wir nicht; vielleicht hatte hier der Scherz mit der *ἕνῃ καὶ νέᾳ*, der jetzt als überzählige Nebensache der Aussprache mit Pasias zugewiesen ist, seine Stätte. Freilich hatte Strepsiades dies von seinem aus dem Phrontisterion zurückkehrenden Sohne gehört (1188ff.), was ja für das alte Stück unmöglich wäre. Es ist aber wahrscheinlich, daß die dort behandelten Dinge Erbstücke der jetzt eliminierten Abschnitte der alten Komödie sind — *μετεσχημάτισται ἐν τῇ τῶν προσώπων διαλλαγῇ.* Die Geschichte mit der *ἕνῃ καὶ νέᾳ* wäre ja nun für einen Beamten besonders geeignet.

Das ist es, was wir einstweilen vom zweiten Teil erraten können; die Betrachtung des Schlusses muß auf später verschoben werden. Zuerst haben wir uns mit der ersten Hälfte zu beschäftigen. Den Kernpunkt unserer Untersuchung, die wiederum nicht ins Detail einzutreten wagt, muß das Chorlied 804ff. bilden.

ἆρ' αἰσθάνει πλεῖστα δι' ἡμᾶς ἀγάθ' αὐτίχ' ἕξων
μόνας θεῶν; ὡς
ἕτοιμος ὅδ' ἐστὶν ἅπαντα δρᾶν,
ὅσ' ἂν κελεύῃς.
σὺ δ' ἀνδρὸς ἐκπεπληγμένου καὶ φανερῶς ἐπηρμένου
γνοὺς ἀπολάψεις, ὅ τι πλεῖστον δύνασαι
ταχέως· φιλεῖ γάρ πως τὰ τοιαῦθ' ἑτέρᾳ τρέπεσθαι.

Es ist ganz evident, daß diese Verse niemals für die Stelle, wo sie jetzt stehen, geschrieben worden sind, und daß auch ihr Responsionslied 700ff. (es fehlen diesem übrigens die zwei letzten Verse; diese paßten offenbar nicht in die neue Fassung) sei es als Ode wie jetzt, sei es als Antode recht gut in den Zusammenhang des früheren Stückes paßt. Überhaupt ist die Situation, die in unserm Liede vorausgesetzt wird, eine wesentlich andere als die der jetzigen Wolken. Der Strepsiades, von dem es redet, ist nicht derjenige, der von vornherein alles zu tun entschlossen ist, wenn er nur lernen kann, um seine Schulden los zu werden; dieser Strepsiades muß erkämpft werden oder vielmehr ist jetzt erkämpft. Offenbar hat man sich um seine Erwerbung bemüht und zwar deutlich deshalb, weil jeder Schüler etwas einträgt.

[1]) vgl. Lipsius, das attische Recht und Rechtsverfahren S. 950 Anm. 33.

Sokrates soll seinen Göttinnen dankbar sein, daß sie ihm zur Anwerbung dieses Schülers verholfen haben. Aber der Chor fürchtet, dieser willige Zustand des Schülers könnte nicht lange dauern; rasch soll Sokrates ihn ausnutzen — wenn sich dies bewahrheiten sollte? Doch lassen wir dies einstweilen und stellen bloß fest, daß diese Stimmung wieder ausgezeichnet zu den letzten Teilen der epirrhematischen Partie der Parodos 411 ff. paßt, die wie eine Vorstufe zu unserm Liede aussehen. Dort bekennt sich Strepsiades als überzeugt; er werde von nun an die religiösen Ideen des Sokrates teilen. Er wird daraufhin aufgefordert, seine Wünsche zu äußern. Er tut dies, wie wenn er es in unserem Texte nicht andauernd von Anfang an getan hätte und wird darauf von den Wolken zu gläubiger Hingabe an die *πρόσπολοι* (Sokrates und die Seinen) ermahnt. 'Das will ich tun, denn ich muß', so antwortet darauf etwa Strepsiades, 'alles will ich erdulden an Strapazen, *τύπτειν, πεινῆν, διψῆν* usw.' Der seltsame Eindruck dieser Szene und das Gefühl, wie nahe sie dem Liede 804 ff. stehen, wird aber noch verstärkt, wenn wir die Verse am Anfange dieser Aussprache 411 ff. — in der Fassung der Urwolken lesen. Diese haben wir nämlich bei Diogenes Laertius[1]) erhalten, an Sokrates, nicht wie jetzt an Strepsiades gerichtet:

ὦ τῆς μεγάλης ἐπιθυμήσας σοφίας, ἄνθρωπε, δικαίως,
ὡς εὐδαίμων παρ' Ἀθηναίοις καὶ τοῖς Ἕλλησι διάξεις.
εἶ γὰρ μνήμων usw.

Zielinski hat, so sehr er auch im Einzelnen die Grenze des Erkennbaren überschritten haben mag, doch die Stimmung dieser Szene völlig richtig erkannt: Es ist Agonstimmung. Es ist freilich nur e i n Agonist wie in den Acharnern und den Vögeln und der Chor gehört zur gleichen Partei wie das böse Prinzip, wie in den Wespen, soweit eben nicht jeder Chor neutrale Momente hat; ferner soll eine Drittperson wie in den Fröschen überzeugt werden. Das ist einzeln nichts neues, singulär nur in der Vereinigung dieser drei Abweichungen — aber durchaus möglich und vorstellbar. Natürlich bedingt dies Änderungen in den Szenen vorher und nachher. Anstößige Stellen sind genug da; aber kaum wird sich über das Einzelne je Sicheres sagen lassen. Kehren wir zum Allgemeinen zurück.

Das Bild des Sokrates und der Sokratiker ist, wie wir oben gesehen haben, nicht so bösartig; direkt werden sie ja auch in der Bearbeitung nicht ins Gemeine entstellt; an dessen Stelle charakterisiert sie dann der *ἄδικος λόγος* viel kompromittierender als je eine direkte Charakteristik es hätte tun können. Aber lächerlich sind sie von Anfang an, denn sie sind ungriechische Leute mit ihrem Stubenhocken und ihrem unmäßigen Bildungsdrang; sie sind, wie später die Kyniker und die Mönche, auch Charlatane; ungewaschen und ungepflegt, dann wieder gierig und gaunerhaft. Natürlich sind sie auch gefährlich, indem sie den *ἥττων λόγος* zum *κρείττων* machen und Gottesleugner sind — aber all' dies wird nicht so tragisch genommen. Das ist freilich klar, daß sie ihre Prügel kriegen müssen *πολλῶν ἕνεκα, μάλιστα τοὺς θεοὺς*

[1]) II, 27.

ὡς ἠδίκουν, wie Hermes am Ende unseres Dramas und wohl auch des alten sagt. Die Überschlauen sollen dem Strepsiades erliegen wie der Teufel dem Kasperli. Niemand hat dann Mitleid mit ihnen, denn so sollen Menschen nicht sein wie diese. Ein Zug ergänzt das Bild, den wir bis jetzt nur leise angetönt haben. In all' ihrer Kargheit und Enthaltsamkeit haben sie's doch energisch aufs Stehlen und Profitieren abgesehen; sie lassen sich auch für ihre geistige Arbeit bezahlen, ein Vorwurf, über den sich die bürgerliche Gesellschaft Athens noch jahrzehntelang nicht beruhigen sollte. Die Stellen:

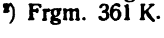
98 *οὗτοι διδάσκουσ', ἀργύριον ἤν τις διδῷ, λέγοντα νικᾶν καὶ δίκαια κἄδικα,*

179 stiehlt er, nach der prahlenden Erzählung des Schülers, in geschicktester Weise irgend etwas

876 *καίτοι γε ταλάντου τοῦτ' ἔμαθεν Ὑπέρβολος*

(1146 ist jetzt nicht verständlich.) Viel bezeichnender als alles ist aber das schon besprochene Chorlied: 'Leck' jetzt an ihm, solange er willig ist', viel bezeichnender auch die Tatsache, daß Strepsiades im Phrontisterion Mantel und Sandalen zurücklassen muß[1]), was so nebenbei mitgeteilt wird. Da müssen wir es nun als geradezu unbegreiflich bezeichnen, daß Aristophanes dieses dankbare Motiv nicht benutzt hat; wir müssen es als um so unbegreiflicher bezeichnen, als die Diebischkeit ja durchaus zu dem stereotypen Bild der Philosophen gehört. So fehlt es durchaus auch nicht im Sokratesbild des Eupolis. Dieser läßt den Sokrates beim Vortrage eines Scholions den Wanderbecher, den der jeweilige Sänger in der Hand hat, stehlen[2]). Und wenn uns nun gar noch wieder einfällt, daß ja Platon in der Apologie unter den hauptsächlichen Vorwürfen gegen Sokrates aus der früheren Zeit, eben denen, die ihren Ausgangspunkt in der Komödienpolemik haben, das Sichbezahlenlassen anführt, so werden wir zu dem Schlusse kommen müssen, daß nur eine aus der Umarbeitung hervorgehende Nötigung dazu führen konnte, daß wir in unsern Wolken nur noch so nebenbei etwas davon lesen. Aus dem Inhalte des Motivs läßt sich nun aber nichts entnehmen, was seiner Übernahme in die neue Handlung hätte im Wege stehen sollen. Es gibt nur e i n e Erklärung, nämlich die, daß dieses Motiv in der alten Komödie in kompositioneller Hinsicht eine wichtige, ja geradezu zentrale Rolle spielte, daß es im Bau des Stückes eine wohlgefügte Stellung einnahm, so daß die durch den Umbau herbeigeführte Zerstörung des Bauganzen es mit sich reißen mußte. Für eine solche Aufgabe bleibt aber keine andere Stelle übrig als diejenige, die wir noch unbesetzt gelassen haben, der Schluß. Nicht der absolute Schluß

[1]) 856 ff. werden sie im Gespräche mit Pheidippides als verloren erwähnt; vorher (und nachher 1498) war nur vom Mantel die Rede (497). Nebenbei bemerkt ist es ganz gut möglich, daß die ganze Szene 707 ff., die ja in der Entlassung des Strepsiades gipfelt, viel Neues hätte, setzt sie doch am Anfang das Himation voraus. Dann wären die zwei Fassungen am Anfang 723—730 und 731 ff. nur zwei verschiedene, nebeneinander gestellte Entwürfe — ein Zeichen, wie wenig weit man kommt, wenn man auf diese Weise zu einer Scheidung des Alten und des Neuen kommen will.


[2]) Frgm. 361 K.



ist damit gemeint, aber die letzte entscheidende Szene, wo das Gute triumphiert und das Böse unterliegt – die Strafe und der κῶμος, die würden nach dieser Szene noch immer bleiben.

Wenn wir unter den Möglichkeiten Umschau halten, das Bezahlungsmotiv in solcher Weise hervorstechen zu lassen, so werden wir als wahrscheinlichster Lösung bei dem uralten Komödienmotiv des betrogenen Betrügers stehen bleiben: Sokrates will sein ausbedungenes Honorar, dessen Bezahlung wahrscheinlich auf den Zeitpunkt nach Abfertigung der Gläubiger abgemacht ist; da wendet der gelehrige Schüler das Erlernte gegen den Meister selbst — mit Schimpf und Schande und einer Tracht Prügel muß er abziehen. Auf welche Weise er erledigt wird, läßt sich nicht mehr erraten; aber auf alle Fälle paßt die erhaltene Schlußszene mit dem Anzünden des Hauses jetzt erst zum Ganzen, wenn sie vor sich eine langsam vorbereitende, diese Steigerung verlangende Szene hatte. Schwandke hat erstmals auf die seltsamen Unstimmigkeiten zwischen den einleitenden (neuen) Worten und der eigentlichen Handlung beim Anzünden des Hauses hingewiesen. Das garantiert ihr Alter, nicht minder die Worte des Strepsiades (1506/07):

τί γὰρ μαθόντες τοὺς θεοὺς ὑβρίζετε,
καὶ τῆς σελήνης ἐσκοπεῖσθε τὴν ἕδραν;

die schon zitierten Worte des Hermes, die Erwähnung der Kleiderunterschlagung, die Anspielung auf die erste Szene mit Sokrates mit dem durch Platon bezeugten ἀεροβατῶ (1503); anderseits fällt von der Jugendverführung kein Wort, die doch die Ursache zum wutentbrannten Angriff des Strepsiades ist. Aus der vorausgehenden Szene mag das Wort stammen:

κείσεσθον ὥσπερ πηνίω βινουμένω[1]).

Wem es gilt, ist fraglich; Strepsiades und Pheidippides oder Sokrates und Chairephon, obgleich die Vermutung sehr schwach begründet ist, daß letzterer in den alten Wolken stärker hervorgetreten sei, weil sein Name zu 1505 in den Codices (übrigens RV haben ihn nicht) eine müssige Zutat ist ähnlich den Namen Demosthenes und Nikias in den Rittern.

Wenn wir so in der Brandszene die unmittelbare Fortsetzuug der vorhergehenden Zankszene sehen, verstehen wir es jetzt gut, daß der Verfasser der sechsten Hypothesis, ausgehend von der ersten Fassung sagen konnte: ἠμείωται ὅπου καίεται ἡ διατριβὴ Σωκράτους; denn dort war die Prügelszene, die dann in der neuen Fassung ersetzt wurde durch den Nebenagon, wirklich nur ein Teil des Ganzen, ὅπου καίεται ἡ διατριβὴ Σωκράτους.

Doch kehren wir zu der postulierten Hauptszene zurück. Es ist ein uraltes Thema, das wir für sie voraussetzen, der Stoff vom betrogenen Lehrmeister des Betruges. Wie es für den Kasperli und sein Publikum höchste Wonne ist, den Teufel, der in mancher Aufführung dem Kasperli einmal Macht verliehen, durch diese Macht zu strafen, so

[1]) Frgm. 377 K.



hat dieses Motiv sicher auch in irgendwelcher Form die alte Possenbühne beherrscht. Die einfache Gestalt desselben können wir begreiflicherweise nicht mehr auffinden; aber schon bei Epicharm sehen wir eine Spielform desselben in jener Komödie, die als Musterbeispiel für den *αὐξανόμενος λόγος* angeführt zu werden pflegt und deren Inhalt wir aus dem Berliner Theätetkommentar jetzt sicher kennen, nachdem wir ihn vorher nur erraten mußten: [*Ἐπίχαρμος*] *ἐκωμῴδησεν αὐτὸ* (eben den *αὐξανόμενος λόγος*) *ἐπὶ τοῦ ἀπαιτουμένου συμβολὰς καὶ ἀρνουμένου τοῦ αὐτοῦ εἶναι διὰ τὸ τὰ μὲν προσγεγενῆσθαι, τὰ δὲ ἀπεληλυθέναι, ἐπεὶ δὲ ὁ ἀπαιτῶν ἐτύπτησεν αὐτὸν καὶ ἐνεκαλεῖτο, πάλιν κἀκείνου φάσκοντος ἕτερον μὲν εἶναι τὸν τετυπτηκότα, ἕτερον δὲ τὸν ἐγκαλούμενον*[1]). Natürlich war dieses Schwankthema wie geschaffen für rhetorischen Unterricht. Wer *τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖ*, dem geschieht es nur recht, wenn seine gerechten Ansprüche in gleicher Weise zuschanden werden. So bemächtigte sich denn auch die Anekdote gleich der 'Erfinder' der Rhetorik und läßt den Teisias das Betrogene-Betrügerschicksal durch seinen geistigen Erben Korax erleben[2]). Es ist ja möglich, daß wir darin auch einen Niederschlag einer sizilianischen Possenszene vor uns haben, aber wissen können wir darüber nichts. Wir lernen diese Geschichte erst kennen, als sie in die rhetorischen Lehrbücher übergegangen war — neben ihr zirkulierte eine ganz ähnliche über Protagoras und Euathlos. Diese ist entstanden, weil Euathlos als undankbarer Schüler des Protagoras historisch war[3]); älter ist sicher die andere; die Protagorasanekdote soll man ja nicht auch auf der Bühne suchen. Auf die attische Bühne gehörte der Stoff überhaupt nicht, wie — wir werden gleich davon sprechen — Aristophanes am eigenen Leibe erfahren mußte.

Es kann nicht unbemerkt bleiben, daß jetzt in der rekonstruierten Gestalt die Wolkenkomödie formell durchaus den andern aristophanischen Komödien entspricht; jetzt geht die Handlung gradlinig fort bis an die entscheidende Stelle, wo die immer nötige, immer gleiche Umbiegung kommt; die Stelle ist die, wo die dorische Posse in den attischen Komos übergeht — ich meine unter Komos nicht nur den Abzug des Chores und der Schauspieler in den allerletzten Versen, sondern jene Partien überhaupt, wo allmählich das Belehrende, Moralische, Tendenziöse die Oberhand gewinnt. Dieser Übergang kann je nach der Handlung an verschiedenen Orten stattfinden, gerade nach der Parabase oder erst ganz gegen Ende. Auf alle Fälle müssen einmal alle Elemente, die nicht gerade urbös gewesen sind, geeinigt werden zum unisonen Komos, sie müssen ihre moralische Individualität ablegen und mit den andern für das Gute einstehen. Das ist oft sehr schwierig; aber durch die Genialität der komischen Laune werden die kühnsten Biegungen entschuldigt, verstanden, ja überhaupt kaum bemerkt. Der Dichter ist sich darüber klar, daß die Sympathien des Publikums bei allen denen sind,

---

[1]) Diels Vorsokratiker, Epicharm zu 2 B.

[2]) Die Stellen siehe z. B. bei Westermann, Gesch. d. gr. Beredsamkeit S. 38 Anm. 2.

[3]) Aristoteles Frgm 67.

die nicht geradezu das böse Prinzip des Stückes repräsentieren, mag ihr Benehmen, mögen ihre Mittel auch noch so anfechtbare gewesen sein, mögen sie selber auch noch so anrüchig sein — eine Sympathie aber, die jemandem aus Abscheu gegen einen andern zugeflogen ist, kann sich ohne Schwierigkeit in eine solche für ihn entwickeln. Alle Spieler können diese Wandlung mitmachen müssen; oft ist es der Chor, wenn er am Anfang dem bösen Prinzip aus Verblendung hingegeben ist wie in den Acharnen, den Wespen, den Vögeln; oft ist es ein wichtiger Einzelspieler, meistens die Hauptrolle wie der Wursthändler, wie Strepsiades, wie Dionysios, ja eigentlich ist während der Handlung keine Rolle so makellos wie sie es für den Komos sein muß, wo alle Individualität aufhört.

Das liegt begründet tief im Wesen dieses Zwitterdinges, der alten Komödie. Die Figuren, namentlich der 'Held' der urgriechischen Posse, ist an und für sich amoralisch; er trägt so gut wie seine volkstümlichen Vettern in moderner Zeit die Spuren dämonischer Herkunft noch an sich. Er ist nicht gut, sondern stark, mächtig, schlau, ja er verfügt oft über übernatürliche Kräfte; er ist aber vegetativ, gefräßig, frech, lasziv. Er hat wohl die Lacher auf seiner Seite, nicht aber unser moralisches Gefühl. Im Gegensatz dazu ist der Komos ethischer Natur wie überhaupt die *ἰαμβικὴ ἰδέα.* Hier predigt der Dichter, hier gibt er seiner Meinung unumwunden Ausdruck, hier scheut er vor keiner Schelte, keinem Tadel wenn etwas seiner Weltanschauung, der traditionellen Weltanschauung der uns bekannten Komödie, widerspricht. Der Geist beider Elemente sucht nun die Herrschaft zu bekommen; in der älteren Form der aristophanischen Komödie ist unbedingt der Tendenzgeist des Komos Sieger. Er gibt der Komödie jenen eigenartigen Einschlag, der sie zu einem Einmaligen in der Weltliteratur macht. Kratin mag der Auspräger dieser sittlichen Richtung sein, die oft den Gedanken nahe legt, ob nicht der Dichter der 20er Jahre, der Bekämpfer Kleons, sozusagen ein festes Programm gehabt habe, wie er es in der Parabase der Wespen haben möchte. Eine solche Auslegung ginge natürlich zu weit, denn auf alle Fälle ist der andere Gedanke, der Possengedanke, auch da; er ist sogar stark da und schafft, für uns Rationalisten, in sozusagen jeder Komödie bei seinem Zusammenstoß mit dem Komos einen schweren Mangel an folgerichtiger Entwicklung. Das Verständnis hierfür ist das wichtigste überhaupt, um das Wesen der aristophanischen Komödie zu erfassen. Erst wenn man als selbstverständlich hinnimmt, daß der Wursthändler, der Überochlokrat, am Schlusse das konservative Programm des Dichters vertritt, wenn man deshalb nicht nach der Mitarbeit des Eupolis ruft und nicht daraus die verwegensten Schlüsse auf die Entstehung der Ritter zieht[1]), erst wenn man in dieser Wandlung nur eine durch die Eigenart der Handlung besonders ausgesprochene Parallele zu den Gesinnungswandlungen eines Philokleon und eines Dionysios sieht, dann erst weiß man, was eine alte Komödie ist.

[1]) Vgl. z. B. B. Keil, Gött. Nachr. 1912 und zuletzt K. Kunst a. a. O.; einzig richtig urteilt in aller Kürze über die ganze Streitfrage Pohlenz, Hermes 1912 S. 313.

So sind die Ritter geradezu ein Musterbeispiel, zu welchen Verirrungen man kommen kann, wenn man die Diskrepanzen in der Charakterausprägung zu Theorien über die Entstehung einer Komödie verwendet. Nicht anders ist es bei den Wolken. Es ist längst bemerkt worden, daß der Chor seine Stellung wesentlich ändert. Das ist aber selbstverständlich. Es ist selbstverständlich, daß die Wolken, die Vertreter spintisierenden Philosophierens, anders werden müssen, wenn sie, sozusagen unter Ablegung ihrer Maske — wie sie dies ja in der genetisch und faktisch nahe stehenden Parabase wirklich tun — als die Stimmführer bürgerlicher Vernunft Stellung nehmen zu dem Treiben der Philosophen. Aber auch Strepsiades' Wandlung sollte jetzt verstanden werden. Bis zur Abrechnungsszene ist er der reine, charakterlose Hanswurst, ja er ist es noch z. T. im Verlauf derselben. Aber während er, noch als Possenspieler, auch mit dem verkörperten bösen Prinzip unseres Stückes, mit Sokrates, abrechnet, geht die innere Wandlung nicht eigentlich des Strepsiades, aber des ganzen Charakters des Dramas vor sich; jetzt stehen nicht mehr einander gegenüber der überlegene, dämonische Kasperl und der betrogene Teufel, jetzt wird aus ihnen der Gute und der Böse; jetzt sind mit einem Schlage Strepsiades und Pheidippides einer Meinung und der Chor wird ihrer Gesinnung ebenso energisch beitreten als er früher den Sokrates gepriesen. Im Komos ist es nicht mehr der Chor der Wolken oder der Vögel oder der Wespen, jetzt sind es attische Männer, die, wie dies in der Chorlyrik üblich ist, den subjektiven, persönlichen Gedanken ihres Dichters Stimme verleihen, so wie sie das im alten Einzugslied der attischen Urkomödie, in der *Παράβασις*, immer zu tun pflegten.

Vielleicht werden wir jetzt auch ahnen können, warum die alten Wolken durchfielen. Wenn wir nicht auf eine Beantwortung dieser überneugierigen Frage überhaupt verzichten wollen, da uns ja die Konkurrenzstücke, sogar die berühmte Pytine Kratins eigentlich unbekannt sind, so müssen wir vorerst einmal bekennen, daß keine der bisher geäußerten Vermutungen viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, weder diejenigen, die die Sokratik zu mild, noch diejenigen, die sie zu scharf angefaßt glauben. Es kann sich ja überhaupt nicht um ein rein inhaltliches Stellungnehmen handeln, sonst wäre die ganze reaktionäre Tendenz der Komödie überhaupt unmöglich gewesen und die bittere Verspottung des Kleon, der doch nach Sphakteria sicher die überwiegende Mehrheit des Publikums hinter sich hatte, hätte unmöglich mit dem Siegespreise gekrönt werden können. Ebensowenig können aber in Anbetracht der Zusammensetzung der Zuhörerschaft, die nach den eigenen Äußerungen des Aristophanes einen entscheidenden Einfluß auf das Urteil der *κριταί* hatte, rein ästhetische Gesichtspunkte vorgewaltet haben. Aber die Forderung des naiven Zuschauers mag gewesen sein, daß die traditionellen Formen, die edle vertraute Gesinnung zwar gewahrt werde, aber innerhalb derselben jede Rolle die ihrem Tun entsprechende Schlußbehandlung erfahre, soweit die oben angeführten Wandlungen eben nicht sozusagen organisch aus den Sympathien der vorangehenden Handlung hervorwachsen. Damit wurde aber gerade die Überbrückung

der schwierigen Kluft zwischen dem possenhaften und dem anklagendkomastischen Element zum eigentlichen Maßstab des Erfolges gemacht.

Wir können in diesem Einzelfall uns auf Aristophanes selber berufen, denn er wird wohl gewußt haben, was er an seinem Stück zu ändern hatte. Er erklärte durch die Art seiner Änderung, den Grundfehler seiner ersten Wolken darin zu sehen, daß nur die Sokratiker gestraft würden, Strepsiades aber triumphierend aus der Sache hervorgehen sollte, denn Strepsiades war gewissermaßen schlimmer als der Wursthändler, richtete sich doch sein Kampf, seine Niedertracht nicht gegen das Böse, so daß sie dadurch geadelt würde, vielmehr kühlte er, völlig infiziert vom bösen Prinzip, sein Mütchen an braven, unschuldigen Bürgern, Stützen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung — jenseits von Gut und Böse wie der Kasperli. Das attische Publikum schaute der Komödie aber nicht mit dem Kinderauge zu, das der Kasperli fordert; es verlangte, durch die Tradition erzogen, etwas anderes vom Komos als die Sizilianer und die italischen Griechen von ihren Phlyaken. So können wir vielleicht sagen, daß die Wolken recht eigentlich an dem Vorwiegen des Possenhaften gescheitert sind, daß sie durchfielen, weil der Dichter einen Stoff wählte, der für die Verbindung mit dem Komos nicht geeignet war; die verfehlte Stoffwahl erledigte sie. Der Dichter versuchte den Stoff in der zweiten Fassung zu korrigieren; er mußte, um dies zu tun, solche Verstöße gegen die formale Tradition und die natürlich erwachsenen Grundsätze der alten Komödie begehen, daß ihm offenbar selber seine Arbeit verleidete und er sie unvollendet liegen ließ.

Zürich. E. Howald.

Vorhomerische Lyrik

In der Presbeia der Ilias erzählt der alte Phoinix dem grollenden Achilleus zum Beweise von der Möglichkeit einer Umstimmung grollender Helden eine Geschichte (ἔργον), ein Geschehnis aus grauer Vorzeit, dessen er selber sich genau erinnere: 'Einmal kämpften Aitoler und Kureten um Kalydon, die Aitoler verteidigten die Stadt, die Kureten waren die Angreifer. 'Ihnen' — den Aitolern — hatte Unheil Artemis gestiftet, weil ihr allein Oineus zu opfern unterlassen hatte: sie schickte einen wilden Keiler, der dann Oineus' Wein- und Obstgarten von Grund aus zerstörte; erst mit einem Aufgebot von Jägern aus vielen Städten und ihrer Meute gelang es Meleager das Tier zur Strecke zu bringen, nicht ohne Verlust an Menschenleben. Nun erregte die Göttin um Haut und Kopf des Ebers Streit zwischen den Aitolern und den Kureten, — die also zu den erwähnten Hilfsvölkern gehörten. Solange nun Meleager mitkämpfte, erging es den Kureten übel: nicht wagten sie, außerhalb der Mauern stand zu halten, — wir sind also erst noch in der Stadt der Kureten, der Name bleibt ungenannt. Plötzlich faßt Meleagern ein Groll gegen seine Mutter — warum? —, er bleibt, vom Kampfe fern, ruhig

zu Hause bei seiner Gattin Kleopatre. (Die war eine Tochter der Marpessa und des Ides, des stärksten der Männer; hatte er doch gewagt, gegen Apollon den Bogen zu spannen wegen seines jungen Weibes, — eben jener Marpessa.) 'Ihr' — der Tochter — gaben Vater und Mutter den Namen Alkyone — Eisvogel, Klagevögelchen, 'Herzeloyde' würden wir sagen — in Erinnerung an das in der Zeit, da Appollon 'sie' — die Mutter — raubte, erfahrene Herzeleid. Bei 'ihr' also — dem Klagevögelchen — ruhte Meleager in seinem Groll über die uns bisher unbekannten Flüche der Mutter, die in Tränen den Erdboden schlagend Hades und Persephoneia anrief, ihrem Sohne Meleager den Tod zu geben, weil er ihr einen Bruder getötet hatte — einen Kureten versteht sich, im Kampfe vor der Kuretenstadt. Und Erinys hörte die Verfluchung. Nun gab es Getümmel und Geschoßhagel um die Türme. Aelteste und Priester kamen zu Meleager, versprachen ihm ein Landgut schönsten Bodens bei 'Kalydon' — endlich! Der alte Vater Oineus pochte an der Tür des Gemaches, die Brüder kamen und die stolze Mutter: Meleager ward nur trotziger. Als aber die Geschosse nun auch auf sein Dach fielen, und Kureten schon die Türme erklommen, schilderte ihm sein Weib die Folgen einer Eroberung: brennende Häuser, verschleppte Kinder und Frauen. Da wappnete sich Meleager und befreite die Stadt.'

Die Erzählung hat viel Kopfschütteln erregt, und da doch grade das *I* in einem Grade wie sonst fast nur noch das *Ω* eine überaus feine Hand verrät, sogar von gestörter Ueberlieferung gesprochen. Nur einer hat ihr einen besonderen Reiz abgewonnen, Erich Bethe, in dem schönen Einleitungskapitel seines Iliasbuches (14—50). Angeregt durch den Vorgang zweier Germanisten, Ker und Heusler — man vermißt den Namen des Dänen Axel Olrik — ist er innerhalb des großen Epos den Spuren eines liedartigen Erzählungsstiles nachgegangen und hat solche hier, wie sonst mehrfach, namentlich auch im Anfange der Menis, zu finden geglaubt in der Kürze und Raschheit der fortschreitenden Erzählung, die nur die Hauptpunkte heraushebe, in der Knappheit der Schilderungen, der Häufigkeit der Reden und der Seltenheit der Gleichnisse. Alles wohl zutreffend. Aber schon in Erinnerung an die Urteile des Aristoteles (poest. c. 8. 23. 24) und Horazens (ars 141 ff.) hätte der gelehrte und phantasiereiche Forscher wohl noch einige Schritte weitergehen dürfen.

Vorab zwei kleine Einschränkungen! Die Meleagergeschichte steht in einem Buche, das, wie in dieser Mischung nur noch das *Ψ*, eine Vereinigung darstellt von hochaltertümlichen Anschauungen mit einer höchst fortgeschrittenen Kunst der Seelendarstellung. In der Presbeia steht neben der unerhört grausamen Rachsucht der Göttin die Verfluchung Meleagers durch die eigne Mutter wegen eines in offner Feldschlacht getöteten Bruders der Mutter. Der fromme Urheber der Glaukossepisode im *Z* würde einen Zweikampf jedenfalls vermieden haben. Den Tragiker (Phrynichos in den 'Frauen von Pleuron') mochte die ungeheure Spannung reizen im Gemüte der erst haßerfüllten, dann über ihrem eignen Werk zusammenbrechenden Mutter (Umkehrung sozusagen des Orestesmotivs). Bakchylides (V) hat es nur zu einer rührenden Erzählung vom Schick-

sal Meleagers gebracht. In der Presbeia wirkt die furchtbare Verfluchung zunächst in der Lähmung der Kampfeslust des Helden und bringt so ein ganzes Volk in Gefahr, — nicht zu ungemischter Freude der Mutter, wenn man ihres Bittganges gedenkt (584) —; im Sinne des Urhebers der Erzählung mußte der Fluch unbedingt auch den Tod Meleagers zur Folge haben, nicht so unmittelbar, wie nach der andern, bei Phrynichos und Bakchylides vorliegender Fassung mit dem 'sympathetischen' Holzscheit, aber doch endlich, und Apollon, der mit seiner Schwester auf der Kuretenseite stand, auch wohl der ihm entrißnen Marpessa gedenken mochte, übernahm die Ausführung, wie wir aus 'Hesiod' (fr. 135) und der Minyas (Paus. X 31, 3) erfahren. Nicht anders ragen im *Ψ*, aus grauer Vorzeit stammend, wenn auch nur noch halbverstanden (Rohde Psyche I 21), grauenvolle Bestattungsriten hinein in eine Erzählungsweise feinster ionischer, um nicht zu sagen attischer Psychologie. Für diese auch uns heute noch im Innersten ergreifende Erzählung mit ihrem Doppelantlitz, darin unsrer Iphigenie vergleichbar, hat Bethe (350) leider kaum ein Wort übrig, 'Nebendichtung', an die Menis angelehnt, das ist alles, während Rohde (Psyche I 16) und Wilamowitz (Il. u. Hom. 107 ff.) schon die Kürze und Sprunghaftigkeit der Darstellung bemerkt haben. Aber mag auch die Bestattung des Patroklos mit ihrem grausigen Ritus, den Menschenopfern und der Schlachtung von Pferden und Hunden, — den Tieren aus Hekates 'wilder Jagd' (Stengel Gr. Opferbr. 160) —, nicht notwendig Teil eines alten Menisgedichts gewesen sein: wenn ein solches Aufgebot von Mitteln zur Versöhnung der Seele eines Abgeschiedenen mit den sonst im Epos vorwaltenden Anschauungen doch schlechthin unvereinbar ist, so drängt sich wohl jedem der Gedanke auf, hier lag eine alte Dichtung zugrunde, die dem Epiker zu 'einem letzten Fortissimo' verwendbar scheinen mochte (Rohde Psyche I 18 – 20).

Doch das sind fast durchweg rein stoffliche Erwägungen. Die Darstellungsweise in der Meleagererzählung des *I* läßt sich gar nicht so schlechtweg als kurz bezeichnen: wie der Eber in dem Obstgarten haust, ist mit sichtlichem Behagen ausgemalt (539—43), und der Exkurs über Eltern und melancholischen Beinamen der Kleopatre mutet zunächst an wie entsprungen lediglich einer unbezwinglichen Lust zu fabulieren, bis man etwa auf den Gedanken kommt, er möchte hier mit bewußter Kunst eingeflochten sein, um auf die von 'Klagevögelchen' herbeigeführte Wendung vorzubereiten. Aber die wirklich augenfällige Kürze — wie gern würde der Epiker verweilt haben bei dem Bittgang der Aeltesten und Priester, bei den Reden von Vater und Mutter! — mußte hier schon die einfachste Oekonomie dem Erzähler zur Pflicht machen; war doch die Meleagererzählung nur wie ein Schulbeispiel aus dem 'Alten Testament', und die Rede des Phoinix ohnehin schon lang genug.

Indessen: die Kürze ist gar nicht das Einzige und nicht das Wichtigste, wodurch sich die Erzählung von dem sonst im Epos herrschenden Stil abhebt; das ist, wie unsre Nacherzählung wohl ohne weiteres ergeben hat, weit mehr ein ganz eignes Hin und Her und ein namentlich bei dem Zerwürfnis zwischen Mutter und Sohn auffallendes Vor- und

Zurückgreifen der Vortragsweise erklärbar nur aus einer nicht ganz gelungnen Umstilisierung einer lyrischen Vorlage.

Auch die von Bethe nicht unpassend zur Charakteristik des Liedstils, freilich eines ausgebildeten reifster Kunst, herangezognen Gedichte, Pindars Argonauten (Pyth. IV), Bakchylides Meleager (V) und 'Athenerkinder' (XVII), lehren bei genauerer Betrachtung noch etwas mehr als man aus Bethes Analysen (S. 18) erfährt. Für die Argonautenerzählung in der kaum etwas andres episch stilisiert ist, als das kurze Idyll im Hause Aisons (120—34), darf ich wohl auf die freilich notgedrungen unausgeführten Andeutungen meines Pythienkommentars verweisen (S. 38, anderes im Register). Den Ἠΐθεοι sei indes hier ein kurzes Wort gewidmet wegen einer etwas abfälligen Beurteilung ihrer Erzählungsweise (Paul Maas Neue Responsionfr. II 9[1], diese Zeitschr. 1921, 19[1]) insbesondere auch wegen des noch immer schwankenden Urteils über das Verhalten des Minos gegen den 'Taucher' (87. 121). Was tut der König, als Theseus wider Erwarten den Sprung doch gewagt hat? Befiehlt er mit dem Winde (κατ' οὖρον) weiter zu fahren und also den kecken Knaben seinem Schicksal zu überlassen? Oder will er halten lassen (ἴσχεν)? Und als Theseus mit seinen Trophäen emportaucht, ist Minos da voll Aergers, wie Bethe meint (S. 19), ähnlich Jebb (S. 389), oder innerlich erleichtert, von schwerer 'Sorge' befreit? Ich denke, hier hat zur Ehrenrettung des grade den Keern doch verehrungswürdigen Königs bereits Maas (S. 10) alles Nötige gesagt. Aber was machen wir nun mit κατ' οὖρον ἴσχεν? Sollen wir mit Festa κάτουρον lesen? ein neugeschaffnes Wort und ein gequälter Gedanke: 'das bisher mit dem Winde fahrende Schiff'! παρ' οὖρον ἴσχεν ist zu lesen, 'rudernd' versteht sich: einem Schreiber ist dafür das formelhafte, aus den drei Tragikern belegte κατ' οὖρον in die Feder geflossen. Aber nun die Erzählung: lang ist sie ja nicht, aber so ganz eben vorwärts schreitet sie wirklich nicht. Auf Theseus herausfordernde Vorhaltung spricht Minos mit kaum verhaltenem Grimm: 'Allmächtiger Zeus, so wahr ich dein Sohn bin, sende mir zum Zeichen einen Blitz!' Und dann mit einer raschen Wendung: 'Bist aber du auch — eines Gottes, meint er — Poseidons Sohn, so bringe mir diesen Ring wieder herauf aus der Tiefe des Meeres, sogleich wirst du erfahren, ob der Donnrer meine Bitte erhört.' Und es erfolgt der Blitz, und die Arme zum Himmel ausgebreitet wiederholt Minos seine Aufforderung, mit dem höhnenden Zusatz: 'dein Vater Poseidon wird dir gewiß helfen!' Warum folgt der Blitz des Zeus nicht unmittelbar auf das kräftige Gebet? Warum erst nach der Forderung des Sprunges in die Tiefe und einen zuversichtlichen Hinweis auf die Gewißheit der Erhörung? Und nun muß gar die Aufforderung wiederholt werden! Das ist in der Tat nicht glatt hinströmende Erzählung, es ist ein unruhiges Auf- und Abwogen, und das nicht etwa aus Ungeschick, sondern gewollt: damit, daß der Blitz der unerhörten Forderung erst folgt, scheint er auch sie und ihre böse Absicht zu sanktionieren und geeignet den edlen Jüngling einzuschüchtern, wie er den stolzen König zu seiner höhnenden Rede ermutigt. Um so schlichter und

großartiger wirkt nach dieser Unruhe das wortlose Tun des jungen Helden [1]).

Ebenso weist auch der Anfang der 'Menis' noch andre Züge auf als die Kürze, schon in dem einen Wort *οὐλομένην*, aus dem ja ein *ὄλοιο* herausklingt, wie aus *ὀνήμενος* (*εἴθε οἱ αὐτῷ Ζεὺς ἀγαθὸν τελέσειεν ὅ τι φρεσὶ ᾗσι μενοινᾷ* β 33) ein *ὄναιο*. Kündigt sich doch damit in ungewohnter Weise eine lebhaft innere Anteilnahme des Erzählers an, wie nach einer feinen Bemerkung Bethes in dem 'O weh!' am Schlusse unseres Volksliedes von den zwei Königskindern. Hindeutungen auf den (meist unglücklichen) Ausgang sind an sich dem Epos freilich auch bei rhapsodischem Vortrag und im großen Buchepos willkommen — *κακοῦ δ' ἄρα οἱ πέλεν ἀρχή* heißt es Λ 604 lange vor Patroklos Tode —; aber sehen wir uns die ersten Verse der Menis einmal etwas genauer an auf die Reihenfolge, in der sie uns mit den einzelnen Hergängen bekannt machen. 'Singe mir den Zorn des Peliden, den verwünschten, mit seinen furchtbaren Folgen, von Zeus gewollt, seit der Atreussohn und Achill sich entzweiten (1.). Welcher Gott war Urheber des Zwistes? Apollon (2.), wegen der Schmähung seines Priesters (3.). Der bat (4.) um Freigabe seiner (5.) gefangnen Tochter, Agamemnon aber wies ihn unsanft ab (= 3.). Auf sein Gebet sandte der erzürnte Gott eine Pest (= 2.). Kalchas forderte Auslieferung der Tochter des Priesters, der empörte und von Achill gereizte König hielt sich schadlos an der Speerbraut Achills.' Das war die Vorgeschichte vom Zorn des Peliden, diesmal aber nicht ein leicht beschwingtes Hin und Her, sondern ein Schritt für Schritt rückgreifendes Aufrollen. Den letzten (5.) Schritt in die Vorgeschichte, die Erbeutung der Chryseïs, ausführlicher zu gegestalten hat der kluge Dichter sich aufgespart bis zu dem Bericht Achills an seine (freilich schon wissende) Mutter. Daß wir uns vor Troia befinden, erfahren wir beiläufig in der Ansprache des Priesters (15.). Wie anders mit seinen trocknen, in Wahrheit freilich utopischen Orts-

---

[1]) Ich benutze die Gelegenheit, um einer früheren Aeußerung (Phil. Woch. 1921, 804) entgegen, mit Wilamowitz (Gr. Versk. 301 [3]) von der lockenden Verbesserung *λινο-* zur Ueberlieferung *χαλκοθώρακα* (14) zurückzukehren, wobei ich das Trochaikon vor der von mir angenommenen Periodenklausel für ebenso fein berechnet halte, wie 65 und 131 vor der Klausel der Epodos. Die Gliederung der Perioden in X XII: XII [IX] X und X X XIV XIV Metren scheint mir ganz festzustehen. Die von mir angesetzte Neunerperiode bietet (z. B. 18) mit ihrem Schlußsatz *δίνησεν ὄμ-|μα, καρδίαν | τέ οἱ σχέτ-λιον ἄμυξεν ἄλγος*, in dem Baccheus *τέ οἱ σχετ-* widerum einen wirksamen Klauselvorklang und rettet zugleich, manchem gewiß erwünscht, die Quantität *δίνησεν* (= *δίνηνιο* 107). Ob die mit *χαλκο-θώρακα* einmal (37/38) nicht ganz stimmende Kongruenz (*λόπλο-*)*κοι κάλυμμα* etwa durch ⟨*προ*⟩-*κάλυμμα* zu heben wäre? Das Wort bezeichnet Aisch. Ag. 691 einen feingesponnenen (*λεπτόπηνον*) Vorhang des Lectus genialis, warum sollt es nicht (*χρύσεον*) golddurchwirkt auch einen Kopfschmuck oder einen Brautschleier bezeichnen können? Wenn meine Notizen mich nicht täuschen, so hat schon frühe, ohne freilich Beachtung zu finden, Richards so ergänzen wollen, dessen ganz ähnliche Ergänzung V 8 *δεῦρ'⟨ἐπ-⟩αἰθερῶν* (Haplographie, *ΕΥΡ ΕΠ*) mir sehr einleuchtend ist. Sonst möcht ich über das weitschichtige Thema der Responsionsfreiheiten, über die uns P. Maas manches zu denken gegeben hat, mein letztes Wort hier noch ungesprochen lassen.

und Zeitangaben, wie *νῆσός τις Συρίη*, das Märchen, das in seinem Stil immer der Prosaerzählung näher stand, als dem gesungnen und getanzten Liede.

Von der in volksmäßiger Lyrik überall beliebten katechetischen Erzählungsweise: 'Was zog sie von ihrem Finger?' 'Was nahm sie von ihrem Haupte?', dann dramatisch im Präsens: 'Was rennt das Volk?' 'Wer reitet so spät?', überaus zart nachklingend in Suleikas: 'Was bedeutet die Bewegung?', nicht veredelt in Heines: 'Ich weiß nicht, was soll es bedeuten', stammend ohne Zweifel aus alten Frage- und Antwortliedern, von denen ein später Nachklang uns in dem dialogischen Theseuslied des Bakchylides (XVIII *K*) erhalten ist, von dieser allmählich zur Selbstanrede des Erzählers gewordnen Form ein Beispiel, hier wie gelegentlich öfters noch in der Ilias gekleidet in eine Anrede an die Muse, findet sich gleich im Anfang der Menis: *τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν κτλ*, und begegnet uns ja auch im Pindar mehr als einmal. Das ist denn auch der Aufmerksamkeit Bethes nicht entgangen.

Aber wichtiger als all diese vereinzelt laut werdenden Anklänge an lyrische Erzählungsweise ist noch etwas ganz andres.

Ilias und Odyssee gehn nach dem schon berührten Wort Horazens sofort *in medias res.* Die Ilias beginnt, und endet eigentlich auch, mit einem Zwischenfall im letzten der zehn Kriegsjahre, die Erzählung von der Heimkehr des Odysseus setzt nach zehnjährigen Irrfahrten ein bei der vorletzten Station auf der Insel der Nymphe Kalypso. Ein nicht geringer Teil also in beiden Epen, bei weitem das Meiste in der Odyssee wird rückgreifend nachgeholt. So zeigen beide Epen, auf das Ganze gesehen, nicht den Gang einer den Faden der Ereignisse gradlinig abwickelnden Erzählung, vielmehr stellen sie sich in wesentlichen Zügen dar als eine von innen her, wie auf immer erneute Fragen einer sagendurstigen Hörerschaft geschehene Ausweitung je einer einzigen, ursprünglich für den Vortrag durch einen singenden und tanzenden Chor bestimmten abgerundeten Ballade. Grade diese in der ganzen Struktur noch erkennbare Entstehung macht den großen Unterschied aus zwischen den beiden nun schon Jahrtausende überdauernden Epen und den von Aristoteles und Horaz getadelten, früh verschollnen, von denen uns heute freilich nur die Kyprien einigermaßen greifbar sind, wo nach dem vermutlich nur etwas übertreibenden Zeugnis Horazens die Erzählung vom troischen Kriege begann mit dem Ei der Leda oder der Nemesis, also mit der Geburt der Helene.

Doch sehen wir einmal ab von der Odyssee, wo die Dinge sich komplizieren durch Vereinigung eines märchenhaften Irrfahrtenmotivs wunderbarer, aus dämonischen Tiefen stammenden Gefährdungen und ebenso wunderbarer Rettungen mit dem gewiß auch uralten, bist heute beliebten Novellenmotiv des aus langer Abwesenheit zu der gereuen oder ungetreuen Gattin heimkehrenden Kriegers, so haben wir vor uns in der Presbeia die noch manche Züge ihrer lyrischen Vorlage be wahrende epische Umdichtung wenigstens des Anfangs einer Meleagerballade und erschließen nicht minder sicher eine unsrer Ilias zugrunde-

liegende Ballade von der Menis des Peleiaden Achilleus. Die Meleagerballade muß, wie wir sahn, mit dem Tode des Helden geendet haben. Das Lied vom Zorn Achills war zu Ende, als die ungeheure, echt äolische Leidenschaft sich entladen hatte in der Tötung des größten Troerhelden und in der Schleifung seines Leichnams. Für den Tod Achills, notwendig in einer biographischen Achilleïs, war in der Menisballade kein Raum, vollends nicht von der Hand Apollons: wie sollte der Gott dem Beschützer seines Priesters zürnen?

Gradezu für die Vorlage der Ilias möchte die Meleagererzählung Georg Finsler halten (Hom. I² 41. II² 96), umgekehrt Meleagers Groll und die Belagerung von Kalydon, weil davon sonst die Ueberlieferung nichts wisse, für einen zum Zweck der Ueberredung in der Ilias erst hinzugedichteten Zug Carl Robert (Gr. Heldens. I 91 [4]), zwei Männer, denen man ungern widerspricht. Aber gegen Robert ist doch geltend zu machen, daß das Fluchmotiv wohl der Heldensage besser ansteht, während das 'Zauberholz' eher der Märchenwelt angehört. Mit dem langsam wirkenden Fluch allein vertrug sich auch der Groll des Helden und das Aufgeben des Grolls in der Sorge um das geliebte Weib, ein feiner Zug, dem Aufgeben des Grolls im Schmerz über den Verlust des Freundes wohl ebenbürtig: derlei erfindet man nicht ad hoc. Wir werden also gut tun, beide Meniserzählungen neben einander bestehen zu lassen und brauchen uns um die Priorität der einen oder der andern den Kopf nicht zu zerbrechen [1]).

Daß unsre Ilias selber je wäre gesungen worden, hat seit Theod. Bergks wunderlicher Entgleisung (Gr. Litt.-Gesch. I 436 ff.) wohl niemand mehr angenommen. Die carmina Iliaca hat ihr Urheber schon selbst ad absurdum geführt, als er mit dem Gedanken Ernst machte. Aber es gibt in der Tat einige Stellen, wo Köchly Recht behält mit seinen Vierzeilern. Das sind in den *Ὅρκοι* die jedesmal vierzeiligen Gebete, zwei von der Menge gesprochen oder einem aus der Menge, zwei von Menelaos, die ersten beiden höchst feierlich, das erste religionsgeschichtlich wertvoll mit seiner Opfersymbolik, *ὧδέ σφ' ἐγκέφαλος χαμάδις ῥέοι, ὡς ὅδε οἶνος*. In zweimal zwei Zeilen betet (*Η* 202—5), die Menge bei dem Zweikampf des Aias und Hektor kurz vorher (179—80) in einem Zweizeiler, allemal mit *Ζεῦ πάτερ*. Auf die viermal drei Zeilen in der Totenklage Hekabes und die kehrzeilenartigen Weherufe der Menge (*Ω* 721—46—60—76) hat Rud. Westphal hingewiesen (Prolegg. z. Aisch. Trag. 1869, 15). Weiter solchen Hexametergruppen nachzugehn und sich an Gruppen zu 5, 6 und mehr Hexametern zu freuen, hat wenig Wert. An alte erzählende Zweizeiler zu glauben, als an eine Vorstufe stichisch wiederholter Hexameter, geben uns ein Recht die zweizeilig

---

[1]) Nebenbei: Gern wüßte man, ob Pindars Dithyrambos Kerberos, dessen hinreißenden Anfang vor kurzem uns Oxyrhynchos beschert hat, auch seine Meleagererzählung enthalten habe (fr. 249 a): gewiß wird er auch sie, wie seine Pelopserzählung (Olymp. I) *ἀντία προτέρων* gestaltet haben, also wie dort gegen Bakchylides (fr. 42), so hier gegen dessen überaus alberne Anknüpfung einer Werbung des Herakles um eine nur hypothetische Schwester Meleagers.

angeordneten Sechsheber des Alkaios und der Sappho; jüngstes Beispiel auf dem Oxyrh.-pap. 1233, die Zeilenpaare, wie erwartet, durch Paragraphos geschieden, das Lied des Alkaios, *Τί ἔ[λπεάι, ὤ?] Μελάνιππε*. Das würden nun vielleicht keine Chorlieder sein; aber warum sollte nicht Achilleus (im *I*) sein Heldenlied in solchen Zeilenpaaren sogar selber gedichtet haben, sagen wir autobiographische Erinnerungen an Lesbos, Lyrnessos, Chryse usw., oder altthessalische *κλέε' ἀνδρῶν*? Korinnas 'Großmuttergeschichten' mit ihren endlos aneinandergereihten Ströphchen mögen sich dazu verhalten, wie die *σχοινοτένεια ἀοιδά* der ausgeleierten Dithyrambik vor Lasos zu der Frühzeit der Dionysoslieder. Doch das sind am Ende Phantasien, über die man nicht streitet.

Wichtiger ist, auch allgemein bekannt, daß 'Homer' selber ausdrücklich Vertrautheit mit lyrischem Vortrage bekundet. Da singen bei ihm zur Laute nicht nur in anspruchsloser Hausmusik einzelne Helden, so, außer Achill, im *Γ* Paris, dieser wohl Lieder weniger kriegerischen Inhalts (*κίθαρις τά τε δῶρ' Ἀφροδίτης*), schwerlich im Wechselgesange mit Achilleus — an sich sonst keine üble Vorstellung — Patroklos: *ἐναντίος ἧστο σιωπῇ δέγμενος, Αἰακίδην, ὁπότε λήξειεν ἀείδων* sagt doch bei unbefangner Interpretation nur, daß er wartet — womit doch? mit dem Brechen des Schweigens — bis das — übrigens, wie man zwischen den Zeilen lesen mag, vielleicht gar nicht sehr kurze Lied ganz zu End ist! Das Lied des Demodokos von Ares und Aphrodite (*ϑ* 256 ff.) war ein Tanzlied: das die Tanzschilderung, den Sänger in der Mitte (262), und die Nacherzählung des gesungnen Liedes verbindende *αὐτὰρ ὁ φορμίζων* (266) bietet kein Hindernis, weder in der Partikel *αὐτάρ* (*B* 465) noch in dem Nacheinander der Erzählung gleichzeitiger Vorgänge. Ferner gibt es: Päane in der Chryseïsepisode, einer zwar jüngeren, aber doch nicht ganz jungen, auch keineswegs törichten Eindichtung (Hinrichs Herm. 17), Jungfernchöre zu Ehren Apollons, Letos und der Artemis mit Heldensage (Apollonhymn. 149 ff.), das Winzerlied auf dem Schilde des Achill endlich, von fern angedeutet auch rituelle Kriegstänze (*H* 241, *N* 637, *Π* 617 m. Schol.), natürlich die nicht sehr zahmen, unter dem Namen Pyrrhiche bekannten Tänze im blutroten Kriegsmantel. Also: *ϑρῆνοι ὑπορχήματα ὕμνοι, παιᾶνες ἐγκώμια ἐπινίκια*, kurz eine ausgebreitete religiöse und heroische Chorlyrik, die in Asien mit dem Aufblühen der Rhapsodik abstarb, im westlichen Mutterland aber volkstümlich ununterbrochen fortlebte.

Der seelische und auch der künstlerische Wert schon dieser frühsten Gestaltungen ergibt sich aus dem Einfluß, den sie, wie nachgewiesen, im Einzelnen und in der Struktur des Ganzen auf das klassische Epos ausgeübt hat. Die Lebenskraft aber dieser breit und tief im Leben wurzelnden Lyrik bewährte sich, gehoben vor allem durch lesbische Musik, bereichert durch große Erlebnisse, geadelt durch große Meister, insbesondere Pindar und die attischen Tragiker, bis ans Ende griechischen Geisteslebens, und ist bis heute nicht ganz erloschen.

Charlottenburg. Otto Schroeder.



Textkritische Studien zu Tacitus

Unter den Fehlerquellen, auf die wir in den Handschriften des Tacitus stoßen, steht in erster Reihe die lautliche Angleichung einer Wortform an ein vorhergehendes oder folgendes Wort. Ich könnte diese Beobachtung mit vielen Hunderten von Beispielen stützen, begnüge mich aber mit einer sehr beschränkten Auswahl. Dabei bezeichne ich mit einem Stern diejenigen Fälle, in denen der Schreiber der Handschrift während des Schreibens seinen Fehler berichtigt und die echte Lesung seiner Vorlage entsprechend hergestellt hat. Die Zeilen zähle ich in meinen Zitaten nach den Kapiteln; in meiner Neubearbeitung der Halmschen Ausgabe sind die Zeilen leider — ich habe das nicht hindern können — nach den Seiten gezählt.

1. Angleichung der Endung einer Wortform an die Endung des unmittelbar vorangehenden Wortes: Ann. I 60, 8 *pedes eques classes* (st. *classis*), * 62, 6 *praesentibus doloribus* (st. *doloris*) *socius.* * III 38, 2 *Caesium Cordium* (st. *Cordum*), vgl. *XIII 32, 4. XV 49, 4 und 65, 1. H. I 42, 7; Ann. VI 48, 5 *ludibria et pericularia* (st. *pericula*), XII 26, 7 *officia in ludibria* (st. *ludibrium*) *vertebat*, 64, 4 *et sus fetum ediditum* (st. *edidit*, vgl. XVI 20, 6 *deditum* st. *dedit*), XIII 54, 18 *earum gentium legum* (st. *legatis*), * 57, 1 *eadem aestatem* (st. *aestate*), XIV 34, 1 *cum vexillariis vicesimariis* (st. *vicesimanis*), * H. I 79, 9 *mirum dictum* (st. *dictu*), vgl. II 39, 13. * 41, 10. 76, 5; III 70, 23 *cuius nimius ardor* (st. *nimio ardori*) *inparem esse modestiam suam*, Germ. 40, 1 *paucitas nobilitas* (st. *nobilitat*), 46, 24 *ut incompertum in medium* (st. *in medio*) *relinquam*, Agr. 14, 7 *ut haberet instrumenta servitutis et regis* (st. *reges*). Ein nicht ganz sicheres Beispiel ist Ann. XIII 25, 12 *quia via* (st. *vim*) *temptantem;* doch ist die andere Lesart *quia vi attemptantem* bedenklich, weil Tacitus das Verbum *attemptare* nicht gebraucht. Ein sicheres Beispiel ist dagegen noch Ann. IV 57, 8 *locis occultantis* (st. *occultantem*) und zu vergleichen mit Germ. 2, 11 *originem gentis conditorisque* (st. *conditoremque*), wobei die Voraussetzung ist, daß vorher *ei*, nicht *et* die richtige Lesart ist. Ann. XIII 45. 4 habe ich *Poppaei Sabini consularis et triumphali decore praefulgentis* geschrieben, während man bisher *consulari* schrieb, indem ich annehme, daß das überlieferte *triumphalis* durch Angleichung an *consularis* entstanden ist. Vgl. Agr. 44, 9 *consulari ac triumphalibus ornamentis praedito.* H. II 17, 4 *faciles occupantibus et melioribus incuriosos* hat vielleicht Groslotius, der *melioribus* in *meliorum* änderte, das Richtige gesehen, weil für den Dativ bei *incuriosus* nur noch Ann. XIV

38, 7 *serendis frugibus incuriosos* angeführt werden kann. Dann wäre *melioribus* durch Angleichung an *occupantibus* entstanden.

2. Angleichung der Endung einer Wortform an die Endung eines nicht unmittelbar vorhergehenden Wortes. Der Abstand beträgt weniger als eine Zeile H. I 46, 10 *manipulis pars* st. *manipuli sparsa* nach *pars*, II 1, 19 *victoris* st. *victoriam* nach *victoris*, * 66, 18 *colonibus* st. *coloniae* nach *ignibus*, * III 47, 8 *manu* (*mama*) st. *fama* nach *manus*. Der Abstand beträgt eine Zeile oder wenig mehr H. I 37, 18 *in castris* st. *castra* nach *in castris*, III 19, 13 *quatiuntur* st. *quatiunt* nach *spernuntur*, * 60, 2 *aquilas* st. *aquilae* nach *Carsulas*. 71, 18 *depulerint* st. *depellunt* nach *iniecerint*, vorausgesetzt, daß *famam* in *fama dum* zu ändern ist, wie II 32, 25 in *fama cum;* zu *dum* vgl. II 21, 5; Germ. 20, 12 *et in animum* st. *et animum* nach *et in accipiendis*, Agr. 4, 8 *honestatis* B st. *honestarum* nach *castitatis*, Dial. 16, 2 *movistis* st. *movisti* nach *recessistis*, 32, 23 *arbitratur* st. *arbitror cur* nach *discatur*. Der Abstand beträgt 2, 3 oder 4 Zeilen * XIII 8, 10 *pars* st. *par* nach *pars*, 9, 20 *addidit* st. *addi* nach *iussit*, XIV 30, 3 *facies* st. *faces* nach *acies*, XV 38, 19 *repperiebantur* st. *reperiebant* nach *circumveniebantur*, *H. I 90, 4 *pridie* die Hdschr. b st. *pridem* nach *pridie*, III 34, 1 *Cremonam* st. *Cremonae* nach *Cremonam*, * IV 8, 7 *principis* st. *principatu* nach *principis*. Zweifelhaft bleibt, ob das schwer verderbte *ab re* Ann. XIV 26, 4 auf *abire* Z. 3, 50, 5 *Neronum* st. *Neroni* auf *honorum*, H. IV 62, 13 *inhora* st. *inhonora* auf *hora* Z. 10, Dial. 18,2 *eandem* st. *eam* auf *eorundem* 17, 30, 18, 29 *venias* st. *veniam* auf *interroges* Z. 28 zurückgeführt werden darf.

3. Angleichung der Endung einer Wortform an die Endung des unmittelbar folgenden Wortes. Ich gebe auch hier nur eine Auswahl von Beispielen. Ann. I 44, 20 *donaria* (st. *dona*) *militaria*, 70, 12 *nox* (st. *non*) *vox*, II 82, 18 *templores* (st. *templorum*) *fores*, III 43, 4 *nobilissimarum* (st. *nobilissimam*) *Galliarum subolem*, * IV 6, 22 *modestia* (st. *modesta*) *servitia*, * 8, 8 *victu* (st. *victo*) *gemitu*, 22, 2 *Aproniem* (st. *Aproniam*) *coniugem*, 35, 10 *rependunt* (st. *rependit*) *nec deerunt*, * 46, 15 *impedituum* (st. *impeditum*) *arduum*, VI 14, 8 *sanus* (st. *sane*) *repertus*, wo man bisher *sane is* geschrieben hat, vgl. H. III 66, 7 *sanem* (st. *sane*) *senem;* VI 40, 1 *Quintius* (st. *Quintus*) *Plautius*, vgl. H. I 79, 25 *Fulvius* (st. *Fulvus*) *Aurelius;* * XII 14, 7 *peteres* (st. *petere*) *reges*, 36, 4 *insulas* (st. *insulam;* denn Irland kann hier unmöglich mitverstanden werden) *et proximas provincias*, XIII 6, 12 *multarum* (st. *multa*) *rerum experientia*, vgl. VI 48, 10 *post tantam rerum experientiam* XIV 36, 13 *multa proeliorum experientia;* XIII 9, 1 *ad Vologaesem* (st. *Vologaesen*) *regem*, vgl. *fratrem Tyridatem* (st. *Tiridaten*) XIII 34, 11 und *eodem Cerialem* (st. *Cerialis*) H. V 14, 4; XIII 13, 12 *intempestatem* (st. *intempestivam*) *severitatem*, 31, 6 *ceterae* (st. *ceterum*) *coloniae*, vgl. Germ. 25, 1 wo Ed. Wolff mit Recht *ceteris servis* in *ceterum servis* verwandelt hat, XIV 20, 1 *Nerone quarto* (st. *quartum*) *Cornelio Cosso consulibus*, wo man *quarto* vergeblich verteidigt hat, 64, 2 *vita* (st. *vitae*) *exempta*, da der Sprachgebrauch des Tacitus den Dativ verlangt, XV 29, 13 *sublati* (st. *sublatum*) *capiti diadema*, wo die Korruptel den Dativ schützt, XVI 14, 22 *monitus* (st. *monito*) *prius Anteio*, 18, 8 *consulem* (st. *consul*) *vigentem se* . . .

ostendit. H. I 2, 1 *opibus* (statt?) nach *opus* vor *casibus*, * 20, 14 *evigilius* (st. *e vigilibus*) *Julius Fronto*, 22, 1 *non erat Othonis* (st. *Othoni.* wenn Pichena Recht hat) *mollis . . . animus*, II 42, 13 *cladibus* (st. *gladiis*) *et securibus*, 43, 12 *Varenus* (st. *Varus*) *Alfenus*, * 82, 5 *adiri* (st. *adire*) *hortari*, * 98, 7 *suo mestati* (st. *suomet astu*) *occultati*, * III 3, 4 *ceterum* (st. *ceteri*) *unum*, vgl. oben Ann. XIII 31, 6; III 13, 3 *secretorum* (st. *secretum*) *castrorum*, 42, 5 *Appenninis* (st. *Appennini*) *iugis*, obwohl sich *Appenninus* als Adjektiv gebraucht vielleicht ertragen läßt, V 20, 8 *pluris* (st. *pluribus*) *nuntiis*, Dial. 27, 5 *miratus* (st. *minus*) *iratus*. In diese Reihe gehört vielleicht auch H. II 7, 2, wenn man *bello civium* statt der vulgata *bello civili* schreibt; denn so erklärt sich die Korruptel von *bello* in *bellum*, vgl. dieselbe Verderbnis * H. III 53, 11 in den Worten *casum Cremonae bello inputandum* und IV 4, 9 *de bello civium*. Am Schlusse von Ann. XI habe ich ⟨*et*⟩ *tristia multis* geschrieben in der Annahme, daß zuerst *tristia* in *tristitia* verwandelt wurde, wie dasselbe H. I 3, 9 und 27, 2 geschehen ist, vgl. * III 38, 24 *reddendam pro intempestiva laetitia maestitiam* (st. *maestam*) *et funebrem noctem*, darauf die Endung von *tristitia* dem folgenden *multis* angeglichen wurde. Vgl. die zwiefache Wandlung, durch die *suspiciens* Ann. XIII 55, 15 zu *spiciens* (wie *suspicio* zu *spicio* H. I 80, 7. 81, 6. IV 19, 20) und dann (nach *inde*) zu *despiciens* wurde; dasselbe Verhältnis ist * H. I 45, 13 zwischen *exitio* — *exilio* — *auxilio*. — Die Endung ist dem Anlaut des folgenden Wortes angeglichen * H. II 12, 16 *caedis* (st. *caesi*) *disiectique*, vgl. umgekehrt * Ann. IV 29, 1 *Tuberonem neminat* (st. *nominat*) und XII 24, 3 *roario* st. *boario* nach *foro*.

4. Angleichung der Endung einer Wortform an die Endung eines später folgenden Wortes. Germ. 4, 1 *opinionibus* (st. *opinioni*) vielleicht angeglichen an *omnibus* Z. 5, 39, 4 *numinis* (st. *omnes*) im Anschluß an *numinis* Z. 6, 45, 10 *omniumque* (st. *omnique*) angeschlossen an *omnium* Z. 14. Diese drei Stellen dürfen freilich nicht als sichere Beispiele der Angleichung gelten, auch nicht Ann. XIV 26, 14 *pars* (*ma*)*nipulique* (st. *Pharasmani Polemonique*), mo *pars* in kurzem Abstande vorausgeht (vgl. *pars aliam* H. I 50, 11 st. *Pharsaliam*, wo *pars* vier Zeilen vorher steht), aber *manipuli* erst gegen Ende des folgenden Kapitels genannt werden. Mit größerer Sicherheit darf man eine Angleichung annehmen * Ann. XII 45, 5 *adversaturum* st. *adversatum* vor *iturum* Z. 6, * 47, 5 *mox* st. *mos* vor *mox* Z. 7, * XIII 14, 6, wo die auffallende Verwandlung von *Pallas ne* in *Pallasque* sich dadurch erklärt, daß das Auge des Schreibenden in *paresque*, das in der nächsten Zeile folgt, hineingeriet, 52, 6, wo Halm vielleicht richtig *poscebantque* konjiziert hat, da das überlieferte *poscebatque* nicht bloß durch *circumsteterat*, sondern auch durch das nachfolgende *postulabat* veranlaßt sein kann; H. III 59, 13 *Flaviano* st. *Flavio*, da sogleich *Domitiano* folgt, Dial. 25, 18 *differant* st. *differunt* vor *consentiant*.

5. Aber nicht bloß die Endung einer Wortform, sondern auch Anlaut und Inlaut sind oft an ein benachbartes Wort angeglichen worden, und zwar an ein unmittelbar vorhergehendes: Ann. III 24, 1 *adenim* st. *etenim* nach *adversa*, XI 20, 5 *beatos quosdam* (st. *quondam*)

duces Romanos, XII 39, 1 *cohortes expeditas exposuit* (st. *opposuit*), XIII 57, 12 *cuncta victa* (st. *viva*), XV 35, 9 *vincti abrectique* (st. *abreptique*), vgl. H. I 56, 7 *abrecti* (st. *abrepti*) *vinctique*; * H. II 2, 4 *nullum ex eo expedimentum* (st. *impedimentum*), 21, 5 *faces et flandes* (st. *glandes*), III 74, 14 *confossum conlaceratumque* (st. *laceratumque*), IV 40, 15 *laude cauruit* (st. *caruit*), vgl. 46, 20 *pauri* (st. *pari*) *causa*; oder an ein in geringer Entfernung vorangehendes Wort: Ann. III 28, 2 *delecta* st. *delicta* nach *delectus*, VI 1, 14 *retinuerent* st. *retinerent* nach *abnuentis*, 32, 10 *instituta Parthorum insumit* st. *sumit*, vgl. XIII 53, 13 *inferret instudiaque* st. *studiaque*, H. II 81, 3 *opibus ingens et inservientium* (st. *servientium*) *regum ditissimus*, * III 10, 5 *visi inprocul* (st. *procul*) nach *in adversa fronte*, 21, 8 *in alaevo* (st. *a laevo*) nach *in ipso . . . aggere*; ferner * Ann. XII 68, 1 *vocataque* st. *votaque* nach *vocabatur*, XIII 57, 8 *arentem* st. *ardentem* nach *arescente unda*, XV 3, 3 *compositius cuncta confestinantius* st. *quam festinantius*. H. I 49, 10 *magnis* st. *magis* nach *magnae spes*, * II 19, 10 *extendens* st. *ostendens* nach *exprobrans* und vor *exploratoribus*. * 41, 19 *clamantium* st. *vocantium* nach *clamor*, III 55, 9 *dimittere* st. *remittere* nach *dilargiri*, 66, 13 *captium* (st. *captivum*) *et captis diebus* st. *casibus dubiis*, * IV 29, 4 *perspicuam* st. *conspicuam* nach *per tenebras*, Dial. 19, 9 *imperitissimarum* st. *impeditissimarum* nach *imperitus*; oder an ein um ein, zwei oder drei Zeilen vorangehendes Wort: Ann. VI 11, 1 *praefectis* st. *profectis* nach *praefectus urbi* 10, 16; XII 63, 4 *Grecorum* st. *caecorum* nach *Graeci* Z. 2; 65, 10 *meritum* st. *metum* nach *meritum* Z. 7; XIV 26, 11 *perobsi* st. *perosi* nach *obses* Z. 8; 53, 8 *octavus* st. *abavus* nach *octavus* Z. 5 (freilich kann, was 53, 8 in der Hdschr. steht, auch *atavus* gelesen werden), * XV 34, 7 *a Vatinio celebre*, wo ich *a Vatinio Celere* vermutet habe, weil das *b* in *celebre* gestrichen zu sein scheint und *celebrans*[1]) zwei Zeilen vorher, *celebres* 33, 4 steht, 36, 11 *auditurus* st. *aditurus* nach *audire*, 44, 25 *circulo* st. *curriculo* nach *circense ludicrum*, XVI 9, 3 *senatus* st. *senectus* nach *senatus* Z. 1; 10, 14 *inplexa* st. *inpexa* nach *amplexa*; * H. I 57, 2 *proximo* st. *postero*, das von erster Hand am Rande steht, nach *proxima* Z. 1; II 70, 19, wo ich *tam propinquae mortis* (st. *sortis*) vermutet habe und *sors* (*fors*) zwei Zeilen vorher steht, V 22, 15 *nave* st. *noctem* nach *navem* Z. 14; Germ. 6, 22 *consilium* ein Teil der Hdschr. st. *concilium* nach *consilii* Z. 20; 12, 6 *supplicia* die Hdschr. b (st. *flagitia*) nach *supplicii* Z. 4; Agr. 3, 17 *senectutis* AB st. *servitutis* nach *senectutem* Z. 15; 11, 7 *habitasse* A st. *occupasse* nach *habitantium* Z. 4; 19, 16 *ludere* AB st. *luere* nach *ludibrium* Z. 15; Dial. 12, 5 *sedit* st. *secedit* ein Teil der Hdschr. nach *sedente* Z. 4. Der Ausdruck *ceteris terrore inrumpentium exterritis* Ann. XIV 8, 11 muß auffallen, weil entweder *terrore* oder *exterritis* durch den Einfluß des folgenden, bzw. des vorangehenden Wortes verderbt zu sein scheint; aber einen Aenderungsvorschlag wage ich nicht. Eine besondere Erörterung verlangt H. III 76, 6. Hier ist von den Flavianern Claudius Apollinaris und Claudius Julianus

[1]) Statt dieses unlogischen part. praes. erwartet man das Perfekt *celebravit*; doch vgl. H. II 4, 7 *pauca in praesens et solita respondens petito secreto futura aperit.*

die Rede, die Tarracina besetzt hatten. Die Truppen des ersteren bestanden aus *remiges*, die des Julianus aus *gladiatores*. Beide Arten von Truppen waren minderwertig, auch die Führer taugten nicht. Es heißt von ihnen, sie seien *gladiatorum magis quam ducum similes* gewesen. An diesem Ausdruck nehme ich Anstoß, erstens weil die Führer nur zu der einen Gruppe ihrer Leute in Gegensatz gestellt werden, zweitens aber und hauptsächlich, weil zwischen *gladiatores* und *duces* ein Gegensatz nicht besteht; denn den Gegensatz zu *duces* bilden die *gregarii milites*, s. Nipperdey zu Ann. I 21. Daher vermute ich, daß Tacitus *gregariorum magis quam ducum similes* geschrieben hat und daß *gladiatorum* dem Schreiber der Hdschr. durch die Erinnerung an *gladiatoribus*, das er soeben geschrieben hatte, in die Feder gekommen ist. Tacitus will sagen: die Führer unterschieden sich kaum von gemeinen Soldaten; so sehr fehlte es ihnen an Pflichtbewußtsein.

H. IV 49, 3 finden wir das Adjektiv *anxius*; es kehrt gegen Ende des Kapitels wider. Es liegt mir fern zu behaupten, daß der Schreiber, als er *anxio edicto* schrieb, an jenes *anxius* Z. 3 gedacht habe; aber hinweisen möchte ich darauf, daß die Angabe, der Erlaß Pisos habe Furcht oder Besorgnis verraten, weder zu *increpitis* noch zu den Worten *ne qua motus novi causa vel forte oreretur* paßt. Man erwartet ein Adjektiv wie *acri, acerrimo, acerbo, atroci*, vgl. Ann. II 59, 9 *acerrime increpuit*, ähnlich XIV 48, 14, II 87, 5 *acerbe increpuit*, H. I 53, 12 *atrocibus edictis*, vgl. Ann. XI 13, 2 *severis edictis increpuit*.

Dial. 27, 1 hat Tacitus *parce* ('laß das gut sein'), *inquit Maternus* geschrieben. Daraus wurde, indem der letzte Buchstabe von *eloquentia* wiederholt wurde, in unsern Hdschr. teils *Aparte*, teils *Aperte*, teils *Apparate*. Das letztere ist eine Widerholung von *appareat* in der vorhergehenden Zeile, nur sind die drei letzten Buchstaben umgestellt. Vgl. die Varianten zu 33, 25, wo *paratiorem* in *paratum, parate, perate, aperte* korrumpiert ist.

Seltsam ist Germ. 13, 4 die Variante *pater*] *ipsi* E. Wie konnte *pater* in *ipsi* verderbt werden? Das Rätsel löst sich, wenn man bemerkt, daß 12, 9 die Worte *ipsi qui vindicatur vel propinquis eius* stehen. In diese Stelle geriet der Schreiber von E hinein, verführt durch die Worte *vel propinqui*, die 13, 4 auf *pater* folgen. So trat *ipsi* an die Stelle von *pater*.

Oft ist Anlaut oder Inlaut an ein folgendes Wort angeglichen worden, und zwar an ein unmittelbar folgendes: Ann. IV 37, 11 *omnia ficta* (st. *facta*) *dictaque eius*, *H. I 52, 12 *procusa* (st. *profusa*) *cupidine*, *63, 3 *rapente* (st. *raptis*) *repente armis*, II 3, 1 *verianus* (st. *Aeriam*) vor *vetus*. 83, 12 *Lucaniaeque inlitora* (st. *litora*) *infestis classibus peterentur*, *III 23, 7 *elateque* (st. *lateque*) *cladem intulisset*, 54, 18 *Adgrestis* (st. *Agrestis*) *ad Vitellium remeavit*. V 20, 14 *inrumpere* (st. *rumpere*) *inchoatum pontem*. Agr. 4, 3 *Juli* (st. *illi*) *Julius Graecinus*. Oder an ein in kurzem Abstand folgendes Wort: Ann. XV 2, 9 *in absitium* (st. *exitium*) *sui abrumpunt*, H. III 44, 2 *ad* (st. *a*) *prima Adiutrice*, *46, 15 *provinciam* (st. *pro consule*) *eam provinciam . . . tenuerat*; oder an ein nach ein bis drei Zeilen folgendes Wort: Ann. XII 69, 9 *consultatur* (st. *consalutatur*,

es folgt *patrum consulta*, XIV 54, 14 *respondere* st. *reposcere*, es folgt *respondit*[1]); Germ. 37, 19 die Hdschr. b *absperculerunt* st. *abstulerunt*, es folgt *perculerunt*. Wahrscheinlich liegt trotz des großen Abstandes eine Angleichung auch H. I 84, 19 *perstringimus* (st. *praestringimus*) verglichen mit *perstringendos* 85, 1 (derselbe Fehler Ann. XIV 54, 10) vor, und sicher H. II 16, 5 *iuravere* st. *iuvare* verglichen mit *iuravere* Z. 11. Unsicher ist die Angleichung von *potentiae prompte* (st. *properum*) XII 44, 11 an *potuerint, prompte* (st. *prompta*) 45, 2.

6. Besonders stelle ich die Eigennamen, die durch den Blick auf einen benachbarten Namen oder auf ein anderes nahe stehendes Wort entstellt worden sind. Ann. II 30, 2 und 3 hat der Mediceus *Livius* st. *Vibius*, vielleicht im Anschluß an *Libo* Z. 4 und 6. III 11, 4 hat Borghesi ohne paläographische Schwierigkeit *P. Vinicium* aus *fulnicium* hergestellt; aber zur Entstehung der Korruptel hat wohl auch der Name *Fulcinius Trio* 10, 1 beigetragen. IV 68, 6 (und 71, 3) hat die Hdschr. *Latinius* (st. *Lucanius*) vor *Latiaris*, VI 10, 6 *Atticus* st. *Flaccus* vor *Curtium Atticum* Z. 9; * XI 8, 3 *Pharasmagnis* st. *Pharasmanis* vor *magnis* Z. 8; XII 47, 1 *faramistus* (st. *Radamistus*) in Erinnerung an den Namen *Pharasmanes* 46, 12; 64, 1 *Masilinio* st. *M. Asinio* vor *Macilio* (st. *M'. Acilio*), 64, 11 *domitiale* (st. *Domitia Lepida*) vielleicht in Erinnerung an *fatale* Z. 9; XIV 4, 14 *Baulos* st. *Baias* nach *Baulos* Z. 7 (die Aenderung ist nur von Pfitzner bestritten worden), XV 66, 4, wo der Name *Scaevinus* in *Scaeninus* entstellt und dieses in Erinnerung an *Faenium Rufum* Z. 2 von erster Hand in *Faeninus* verwandelt ist. * H. I 20, 13 *Antonius Tauro* (st. *Taurus*) vor *Antonius Naso*, III 6, 11 *Sebonianae* st. *Sebosianae* wo der Schreiber an den Personennamen *Scribonianus* (II 75) gedacht zu haben scheint, wie er XII 63, 7, als er *vis piscium Inmeta pontum* (st. *inmensa Pontum*) *erumpens* schrieb, an den Namen der Stadt *Metapontum* dachte, und XI 18, 14 an das Substantiv *sagitta*, als er *in armis sagittabantur* (st. *agitabantur*) schrieb, vgl. * XV 9, 5 *auctas sagit* (st. *agit*), wo zwei Zeilen später *sagittarum* folgt; H. III 8, 9 *praetiam* (st. *Raetiam*) nach *pretium* Z. 8 (es bedarf also nicht der Konjektur *iter per Raetiam*, um sich mit dem verstärkten Anlaut abzufinden), * 21, 2 *egremonensibus* (st. *e Cremonensibus*) nach *aegre* Z. 1; IV 79, 20 *classibus* st. *Classicus* nach *classe* Z. 14 und *classem* Z. 17; V 21, 8 *Germani* st. *Veraci* nach *Germani* Z. 6, ein seltsames Versehen, Germ. 28, 10 *a Boiis* st. *ab Osis* nach *Boii* Z. 7;* Dial. 35, 4 *Claudio* die Handschriftengruppe X st. *Crasso* vor *cl(a)udere*. Besonders merkwürdig ist H. II 53, 1 die Entstellung des Wortes *iurgium* in den Eigennamen *Virgenium*, der aus Kap. 51, 2 und 4 hier eingedrungen ist.

---

[1]) In dem selben Kapitel Z. 1 habe ich mit Weidner *tu . . . ego* statt *et . . . et ego* (voran geht *posset*) geschrieben. Das selbe gegensätzliche Asyndeton nach *uterque* finde ich Agr. 26, 11 *utroque exercitu certante, his, ut tulisse opem, illis, ne eguisse auxilio viderentur*. — Ann. IV 33, 16 hat Pichena *exitu* in *exitii* verbessert. Der selbe Fehler begegnet I 27, 10. — H. IV 77, 17 hat Lipsius *praedixerim* in *redisse in* verbessert. Zu der Verwechslung von *prae* und *re* vgl. *praesumpsere* H. III 9, 22 st. *rescripsere* und * Ann. XIV 57, 20 *prelatum* st. *relatum*.



7. Die bisher gesammelten Stellen sind Beispiele lautlicher Angleichung. Viel seltener ist die grammatische Angleichung. Ann. I 56, 12 *tramiserit* st. *tramiserat* nach *trucidatum sit*, V 4, 2 *meditationis* st. *meditationes* vor *eius*. wie *XI 8, 11 *dominationis* st. *dominationem* vor *eius*, XV 50, 19 *ipsius sermonis* st. *sermone*. H. I 35, 6 *linguae ferocis* st. *feroces*.

8. Irrtümliche Widerholungen sind häufig. Beispiele sind Ann. II 81, 6 *vocans*, IV 49, 11 *eque* nach *aeque* Z. 9, wie Novák nicht ohne Grund vermutet, *XII 24, 8 *deforumque*: *de* ist von erster Hand gestrichen; es könnte aus einer Widerholung von *inde* Z. 6 entstanden sein; XV 66, 2 *accensis quoque* st. *accensis* nach *militaris quoque* Z. 1; H. I 31, 2 *nonnullo* st. *nullo* nach *non aspernata* Z. 1; *H. I 77, 1 *civi(tates)* nach *civitates* in der vorhergehenden Zeile; II 4, 19 *labor* nach *labor* Z. 18; die Emendation ist unsicher, *22, 13 *fama*, IV 17, 22 *nuper* nach *nuper* Z. 19 nach Prammers probabler Vermutung, 53, 9 *aquatrimis* st. *aqua* nach *patrimis matrimisque*, V 3, 9 *credentes praesentes* (st. *praesentes*) nach *crederent* Z. 8; Germ. 37, 24 ist *inde* (nach *pulsi*), an dessen Stelle auch *nam* überliefert ist, verdächtig als wiederholt aus Z. 22; Agr. 44, 11 *non contigerant* st. *contigerant* nach *non gaudebat*, wie vielleicht Germ. 15, 1 *non multum* st. *multum* nach *non ineunt*; Dial. 5, 13 *apud eos* vermutlich irrtümlich wiederholt aus Z. 4 und deshalb zu streichen, nicht aber, wie John will, in *apud vos* zu ändern; 17, 25 *a Divo quoque Augusto* könnte *quoque* aus Z. 23 *nostris quoque actionibus interesse* widerholt sein. 35, 1 hat Haupt die Hand des Tacitus hergestellt: *deducuntur in scholas istorum*; überliefert ist *deducuntur in se in* (*seni*, *sem*; *scenam* in b ist offenbar Konjektur und hat keinen urkundlichen Wert) *scholasticorum*. Daß von den drei Silben *in se in* entweder die beiden ersten oder die beiden letzten zu tilgen sind, bezweifelt niemand; aber über den Ursprung der beiden überschüssigen Silben hat sich bisher noch keiner geäußert. Ich denke, es liegt eine Widerholung der beiden ersten Silben von *insecuti* 34, 36 vor, vergleichbar der Widerholung der beiden ersten Silben von *civitates* H. I 77, 1, s. oben, und der der ersten Silbe von *praedae* I 67, 1.

Ob der Eingang des Ann. VI 6 erwähnten Briefes des Tiberius an den Senat wirklich so gelautet hat wie Tacitus und Sueton übereinstimmend angeben, kann ich mir nicht vorstellen. Die dritte der Fragen, auf die der Kaiser keine Antwort weiß, kann wohl kaum gelautet haben 'oder was ich überhaupt nicht schreiben soll'. Man könnte sich 'was ich nicht schreiben soll' gefallen lassen, aber der Zusatz von *omnino* legt den Gedanken nahe, daß gemeint ist 'oder ob ich überhaupt schreiben soll'. Aber ich sehe keinen Weg, auf welchem dieser Gedanke ohne gewaltsame Aenderungen hergestellt werden kann.

Unter den Beispielen der Widerholung ganzer Satzteile oder Zeilen ist die Widerkehr der Worte *neque vos inpunitos patiantur*, die am Ende des Kapitels H. IV 77 stehen, am Schlusse des Buches ihrem Ursprunge nach völlig rätselhaft. Auch der Anlaß der Widerholung der Worte *diffideret enimvero* Ann. XV 55, 14 aus Z. 13 ist nicht sichtbar. *Ann. XV 53, 4 sind die Worte *laetitia spectaculi. ordinem insidiis composuerant*

zweimal hinter einander geschrieben; die Veranlassung zu dem Versehen gab das mit der Endung von *composuerant* gleichlautende *erant*. Die Worte *multa cum strage* H. III 27, 14 sind in Verbindung mit *prosternerent*, das dem selben Wortstamm wie *strages* angehört, auffallend; sie könnten aus 22, 20 oder IV 27, 5, wo wir den Ausdruck widerfinden, interpoliert sein. Eine zu kühne Vermutung wäre, die Worte auf eine Entstellung der vorhergehenden und hier irrtümlich widerholten Worte *soluta compage* zurückzuführen. Das schwierige *quae pergerent* Ann. I 28, 4 hat John mit *quo pergeret* 27, 7 in Verbindung gebracht. Streicht man es als Widerholung, so muß *praesentia* als Subjekt zu *cessura* gedacht werden. Agr. 6, 15 wäre *idem praeturae silentium* eine durchaus genügende Fassung des Gedankens. Die dazwischen stehenden Worte *certior et* hat niemand überzeugend emendiert; ihre Herleitung aus einer Widerholung von *inertia* ist auch wenig einleuchtend.

H. I 63 wird von dem Zuge des Fabius Valens durch die gallischen Gaue berichtet. Wir lesen hier, daß die durch die Behandlung der Mediomatriker erschreckten civitates *cum magistratibus et precibus* ihm entgegenzogen. Solche Verbindungen ungleichartiger Begriffe sind bei Tacitus bekanntlich nicht selten; aber die uns hier zugemutete Gleichstellung von Beamten und Bitten ist doch erheblich kühner als z. B. *per tenebras et inscitiam ceterorum* H. I 54, 11, *per iram ac tenebras* III 22, 6 oder *cum terrore et armatorum catervis* II 88, 19. Das empfanden auch Wex und Cornelissen: der eine hat *principibus*, der andere *proceribus* an die Stelle von *precibus* zu setzen empfohlen. Aber die *principes* oder *proceres* können nicht wohl neben den *magistratus* genannt werden; denn die *magistratus* sind die alleinigen Vertreter und Wortführer der Gemeinden, wie aus H. I 66, 17 und Ann. III 2, 2 hervorgeht. Diese Erwägung hat mich zu der Vermutung geführt, daß *precibus* Z. 9 aus Z. 6 irrtümlich widerholt, *et* interpoliert und beides zu streichen ist.

H. I 27, 16 schreibt man nach Faernus *clamore et gaudiis* st. *clamore et gladiis*. Zur Stütze dieser Konjektur kann man sich auf II 70 *clamore et gaudio* und IV 49 *gaudio clamoribusque* berufen, obwohl man statt des Plurals *gaudiis* lieber den Singular sähe. Einen anderen Weg der Emendation hat Ritter gewählt; der *et gladiis* tilgte. Es könnte nämlich *gladiis* eine Glosse zu *mucronibus* Z. 14 sein, herrührend von einem Leser, der bemerkt hatte, daß Tacitus bald *strictis mucronibus*, bald *strictis gladiis* ohne Unterschied der Bedeutung sagt, s. II 36, 3. 41, 11. Das *et* wäre dann interpoliert wie in der eben besprochenen Stelle H. I 63, 9.

Eine Analogie zu dieser Stelle bietet vielleicht der Schluß von Ann. III 55, wo *verum haec nobis maiores certamina ex honesto maneant* überliefert ist. Man hat dem konstruktionslosen *maiores* durch Einschiebung einer Präposition aufgeholfen, Mitscherlich hat es gestrichen. In der Tat kann es eine Glosse zu *priores* Z. 20 sein; jedenfalls ist an dem Satze *verum haec nobis certamina ex honesto maneant* nichts zu tadeln.

In ähnlicher Weise ist vielleicht *mortem* H. II 94, 12, das man vergeblich überzeugend zu emendieren versucht hat, als Glosse zu *supplicium* Z. 9 zu streichen, und V 17, 9 mag Eussner das Richtige

gesehen haben, der *paludes* als Glosse zu *campos madentes* tilgte und *noxias* in *noxios* änderte. — Ann. XIII 35, 3 ist *Romanorum* wahrscheinlich ein fremder Zusatz zu *militum* Z. 1 und ebenso H. IV 22, 16 neben *armatorum* kaum zu dulden; H. IV 44, 8 ist *Octavium Sabinum Sagittam* st. *Octavium Sagittam* vielleicht zu dem anklingenden Namen des vorher und nachher öfters genannten *Flavius Sabinus* in Beziehung zu setzen. — H. III 53, 15 lautet die vulgata *qui Daciam interim composuerint*. Das ist schwerlich richtig; denn nicht Dacien, sondern Moesien war beruhigt worden. Danach müßte man wohl *Asiam* — so hat die Hdschr., nicht *Daciam* — mit Purser in *Moesiam* ändern. Dann aber kann nicht *illis Moesiae pacem, sibi salutem securitatemque Italiae cordi fuisse* folgen; wenigstens wäre *provinciae* ein korrekterer Gegensatz zu *Italiae* als *Moesiae*. Das ursprüngliche *provinciae* wäre also durch die Glosse *Moesiae* verdrängt worden. — H. V 6, 13 ist der Ausdruck so gestaltet, daß die Identität des *lacus Asphaltites* mit dem eben genannten *tertius lacus* nicht erkennbar ist. Um es deutlich zu machen, daß nicht von einem vierten See die Rede ist, würde *is* genügen, und vielleicht ist dieses Pronomen durch die Glosse *lacus* verdrängt worden.

Ann. XII 57, 3 hat Nipperdey unwiderleglich bewiesen, daß in dem Ausdruck *haud satis depressi ad lacus ima vel media* die zwei letzten Worte unverständlich sind und nicht von Tacitus herrühren können. Die Frage, auf welche Weise sie in den Text geraten sein mögen, hat er nicht berührt. Man findet die Antwort in Kap. 56. Hier wird erzählt, daß der Kampfplatz der auf dem *lacus Fucinus* zum *navale proelium* versammelten Drei- und Vierruderer ringsum von Flößen umgeben wurde, die von Prätorianern mit schwerem Geschütz besetzt waren, *ne vaga effugia forent*. Dann folgen die Worte *reliqua lacus classiarii tectis navibus optinebant*. Da die Ortsbezeichnung *reliqua lacus* einen Gegensatz zu den einen Kranz bildenden Flößen bildet, so kann darunter nur die Mitte des Sees verstanden werden, wie es sich ja schon an sich von selber versteht, daß die Mitte des Sees der Kampfplatz war. Wäre also *media lacus* statt *reliqua lacus* überliefert, so würde dies der Situation durchaus entsprechen. Unter diesen Umständen liegt die Vermutung nahe, daß ein Leser die Worte *vel media* als Erklärung zu *reliqua* an den Rand geschrieben hat. Seine Deutung war richtig; die Worte aber gerieten 57, 3 in den Text. Den Anlaß zu der Verschiebung bot die Aehnlichkeit des Ausdrucks *lacus ima* mit *reliqua lacus*.

In der selben Weise ist vielleicht Ann. XV 63, 2 zu heilen. Die Worte *paululum adversus praesentem fortitudinem mollitus* erklärt Greef 'im Widerspruch mit der gegenwärtigen Festigkeit ein wenig weich gestimmt', als wenn gesagt würde, daß die *fortitudo* dem in den Tod gehenden Seneca nicht dauernd, sondern nur in dem gegenwärtigen Augenblick eigen gewesen sei. Das entspricht nicht dem die ganze Szene beherrschenden Idealbilde des Stoikers. Man hat *fortitudinem* in *formidinem* geändert, und ich selbst habe *formidine* vorgeschlagen. Aber von einer Furcht Senecas ist hier nicht die Rede; sie wird erst Z. 8 erwähnt, wo ich *amore* in *timore* geändert habe, um der Tautologie zwischen *amore* und *sibi unice dilectam* zu entgehen. Vielleicht ist *forti-*

tudinem eine Glosse zu *firmitudinem* 62, 7 und an der späteren Stelle in den Text geraten. Auf diesen Gedanken bin ich durch XIV 49, 17 geführt worden, wo eine alte, aber nicht die erste Hand über die zweite Silbe von *firmitudine ti* geschrieben hat, womit nur *fortitudine* gemeint sein kann. Streichen wir also XV 63, 2 *fortitudinem*, so heißt *paululum adversus praesentem mollitus* 'ein wenig weich gestimmt angesichts der gegenwärtigen' (Gattin). Tacitus will sagen: wenn die Frau nicht anwesend gewesen wäre, so wäre die feste Stimmung des Stoikers, wie sie Kap. 62 geschildert wird, nicht durch eine menschliche Regung unterbrochen worden.

9. Oft finden wir in den Hdschr. ein einzelnes Wort (oder eine Silbe) oder zwei Wörter z w e i m a l g e s c h r i e b e n, das erste Mal vorweggenommen an der unrichtigen Stelle, das zweite Mal an der richtigen Stelle. Dies gilt für *Ann. V 9, 6 *puerilimo verbere moneri*, XIII 5, 3 *ne designatis quidem quaestoribus* (*quidem* folgt Z. 4), XV 49, 6 *Plautiusque Lateranus consul designatus* (Z. 9 *Lateranum consulem designatum*), 62, 10 *quam matrem* vor *quam ut*, wobei *post* verloren ging, wie IV 47, 2, *bonarum* H. I 16, 23, wo das Versehen aus dem Gleichklang zwischen *utilissimus* und *brevissimus* entsprang, *quem per quos* *H. IV 40, 22 vor *quem quisque*, wo der Gleichklang von *faceret* und *nosceret* die Ursache des Versehens war, 58, 3 *hostium*, das Z. 5 folgt, Agr. 16, 5, wo die Lesart von E *in barbaris ingenlis* (st. *in barbaris*), wie A. Schöne erkannt hat, aus *in* und dem folgenden *genus* entstanden ist, 32, 13 *circum trepidos* st. *trepidos* vor *circumspectantes* Z. 14; 35, 12 *ne* [*simul*] *in frontem simul et latera*, Dial. 31, 4 *in iis artibus* st. *iis artibus* vor *in quibus* Z. 5. H. II 18, 7 ist ein ganzes Satzglied aus 19, 7 *laudari providentia ducis* in der Form *providentiam ducis laudari* vorweggenommen; der Fehler entsprang daraus, daß den beiden Stellen die Worte *centurionibus tribunisque* gemeinsam sind.

Ann. I 59, 13 habe ich *sacerdotium* [*hominum*] zu *sortem hominum* 61, 4 in Beziehung gesetzt, IV 50, 11 [*properum finem*] zu 58, 7, H. III 24, 3 *cur* [*rari*] zu *rariore* 25, 3. Die Vermutung einer Vorwegnahme ist in diesen drei Fällen bei der großen Entfernung unsicher. Auch daß Dial. 31, 33 *liberaliter* (st. *libare*) auf *aliter* 32, 2. 3. 10 zurückgeführt werden darf, ist ungewiß, ebenso ob *regulae* 21, 18 aus vorweggenommenem *redolent* Z. 19 entstanden ist. Das fehlerhafte *Apollinis Clarii simulacrum* Ann. XII 22, 4, wo ich *simulacrum* in *oraculum* zu ändern vorgeschlagen habe — vgl. II 54, 10 *Clarii Apollinis oraculo* — zu XII 24, 4 *tauri simulacrum* in Beziehung zu setzen war wohl auch gewagt. Eher darf man glauben, daß Germ. 6, 20, wo die Hdschr. b *fortitudinis* korrigiert in *formidinis* bietet, der Fehler durch den Blick auf *fortitudinis* 7, 9 veranlaßt worden ist. Dunkel ist der letzte Teil der Rede des Curtius Montanus H. IV 42, die mit den Worten schließt: 'Der beste Tag nach einem schlechten Herrscher ist der erste.' An einem solchen Tage nämlich ist die Erinnerung an das verflossene Regiment noch frisch und der Ruf nach Bestrafung seiner *ministri* und *delatores* energisch und allgemein. Aber allmählich verklingt dieser Ruf, die anfangs so lauten Vertreter der Rache werden kleinlaut und ver-

schwinden im Hintergrund, während die von den Werkzeugen der Tyrannei gegebenen Beispiele in ihrer Wirksamkeit jene überleben und die neue Generation zum Streben nach Macht und Reichtum locken: *diutius durant exempla quam ultores*. Die Aenderung von *ultores* in *mores* könnte durch das zwei Zeilen später folgende *more* herbeigeführt worden sein. Diese Vermutung ist nicht gerade überzeugend, aber immerhin ein Versuch den dunklen Sinn des Satzes zu erhellen.

10. Zuweilen fehlt in den Hdschr. ein Wort, dessen Auslassung mit dem, was vorangeht oder folgt, in ursächlichem Zusammenhang zu stehen scheint. Ann. XIV 7, 12 vermutet Halm ⟨*ut*⟩ *respiceret Burrum*. *quasi sciscitaretur* usw. Der Med. hat *ac siscitaretur*, die vulgata ist *ac sciscitaretur*. Halms Vorschlag ist vortrefflich; denn wenn gemeint wäre, daß Seneca die Frage offen ausgesprochen habe, so wäre die Angabe, daß er seinen Blick auf Burrus richtete, zu umständlich und geradezu überflüssig. Die Frage war eine stumme, sie lag in dem Blicke und wurde von Burrus verstanden. Es bietet sich jedoch noch ein anderes Heilmittel: in dieser lückenhaften Stelle, in der *ut* zweimal fehlt, könnte *perinde* ausgelassen sein — es folgt *imperande* (st. *imperanda*) —, so daß sich ergibt *perinde ac si sciscitaretur* 'gerade als ob er fragen wollte'. — H. I 11, 9 fehlt, wie es scheint, *provinciae* vor *procuratoribus*; das Wort folgt zwei Zeilen später. H. II 21, 16 fehlt *operibus* nach *perfringendis*; voran geht *parandis operibus*; außerdem ist Zeilenwechsel zwischen *perfringendis* und *obruendisque*. — II 57, 6 fehlt *exercitu*; es folgt Z. 9: Dial. 28, 3 habe ich mit Traube geschrieben *ignotas, sed aperiam* statt des überlieferten *ignotas etiam*, indem ich annehme, daß die vier ersten Buchstaben von *aperiam* als vermeintlicher Eigenname, weil konstruktionslos, ausgelassen worden sind. Der Name des *Aper* fehlt auch 25, 33; zu *aperiam* vgl. 16, 5. — Ann. II 49, 8 lesen wir *Spei aedes a Germanico sacratur*; die Hdschr. hat *in* statt *a*. Daß *a* in *in* verderbt sein sollte, ist kaum glaublich und ebenso unwahrscheinlich, daß Tacitus den Ort, wo der von Germanicus geweihte Tempel stand, nicht sollte genannt haben, während er doch bei allen andern Heiligtümern, die er in diesem Kapitel nennt, die Ortsangabe nicht unterlassen hat. Ich vermute daher *Spei aedes in* ⟨*eodem foro a*⟩ *Germanico sacratur*. Voran geht *eodemque in loco*, es folgt *eodem bello*.

XII 12, 10 schlug ich vor *monet Meherdaten* ⟨*mentes*⟩ *barbarorum impetu acres cunctatione languescere*, weil in *impetus* das *s* von erster Hand gestrichen ist. Ich vergleiche jetzt H. II 32, 15 *multa bella impetu valida per taedia et moras evanuisse*. — XIV 32, 4 vermute ich jetzt, indem ich Schädels Konjektur mit der meinigen kombiniere, *adesse exitium exter*⟨*nis noctur*⟩*nosque fremitus in curia eorum auditos*, weil *eorum* ohne vorangehendes *externis* beziehungslos wäre. — H. II 61, 7 könnte nach *cohortibus* ein Zahlwort, *duabus* oder *tribus*, ausgefallen sein, wie 49, 8 *duobus* nach *pugionibus* ausgefallen ist. IV 12 extr. hat Brotier *doctus* nach *perrumpere* eingefügt. Man könnte *doctus* auch an die Stelle von *delectus* setzen; denn was hier von den batavischen Reitern erzählt wird, gilt doch von allen, nicht bloß von ausgewählten Reitern. Zu *doctus* mit dem Infinitiv und zu dem kausalen Ablativ *studio* vgl. Ann. I

16, 11 *miscere coetus histrionali studio doctus.* — Wenn H. IV 33, 18 *Romanis* ausgefallen ist, so wird es mit größerer Wahrscheinlichkeit nach *animos* als nach *error* eingefügt. — Germ. 38, 9 ist, wie Gudeman erkannt hat, der Ausdruck *apud Suebos* (st. *Suebi*) . . . *retro sequuntur* unlateinisch. Man darf an eine Lücke denken, die nach dem Muster von 31, 2 *apud Chattos in consensum vertit* und mit hinzugefügtem *nam* auszufüllen ist. — Verstümmelte Wörter sind Ann. XIII 13, 5 *nece* st. *Senecae* nach *seque*, vielleicht auch H. III 38, 1 *nota* st. *notabilis*, vgl. den gleichartigen Kapitelanfang *Notabile iurgium fuit quo* usw. II 53, 1; IV 55, 6 *iactabat* st. *coniectabatur*, wenn man Ann. XII 49, 10 *ne ceteri quoque ex Paeligno coniectarentur* zum Vergleich heranzieht, so daß die Stelle lautet *ipse e maioribus suis hostis populi Romani quam socius coniectabatur* 'er selbst galt nach dem Muster seiner Vorfahren als Feind, nicht als Bundesgenosse Roms'. Zu der Einfügung von *con* vgl. Madvigs Herstellung von *pater comparatur* aus *praeparatur* Ann. IV 28, 5. — Wenn man Germ. 46, 5 *ceterum* st. *procerum* schreibt, indem man *pro* als Dittographie der zweiten Silbe von *torpor* faßt und *cerum* zu *ceterum* erweitert, so geht man der mißlichen Annahme aus dem Wege, daß hier nur von den *proceres* der genannten Völkerschaften und nicht von diesen überhaupt die Rede ist.

11. Von Doppellesarten, die in den kleinen Schriften häufiger sind als in den großen Werken, erwähne ich hier nur eine: H. III 39, 7, wo im Texte *fidei obstinatio*, am Rande von erster Hand *alii fides obstinata* steht. Madvig erkannte, daß in diesem Satze nicht angegeben wird, welche Eigenschaft Blaesus besaß, sondern welche ihm neben der *claritas natalium* und der *elegantia morum* zum Verderben wurde; er änderte daher *fuit* in *obfuit*. Aber *obfuit* ist ein zu schwacher Ausdruck, da es sich um den Verlust des Lebens handelt; es wird *exitio* einzuschieben sein. Das spricht für *fidei obstinatio* als echte Lesart, weil *exitio* nach *obstinatio* leicht ausfallen konnte.

12. Am Rande stand Ann. XVI 22, 19 *re*; es sollte *religiones* aus *legiones* herstellen (vgl. zu diesem Fehler Ann. III 43, 7 *religionariis* — st. *legionariis — armis*). Der Schreiber verband *re* irrtümlich mit *spernit*, und zwar nicht mit dem vor *legiones* stehenden *spernit*, sondern mit dem Z. 16 vorangehenden. So entstand die handschriftliche Lesung *prospera principis respernit*. XVI 24, 8 ist *quo dubie non venit* aus *quod ubi non evenit* dadurch entstanden, daß das in der Vorlage am Rande oder über der Zeile stehende *e* an falscher Stelle eingefügt wurde. Derselbe Fall liegt H. III 52, 10 vor, wo, wie Fisher gezeigt hat, das am Rande der Vorlage stehende *e* mit *disserens* zu *edisserens* vereinigt wurde, während es dazu bestimmt war, *ventu* in *eventu* zu verbessern. H. II 59, 6 hat der Med. *breve auditu vi*; der Schreiber hat nicht erkannt, daß *vi* die Korrektur der zweiten Silbe von *breve* war. H. IV 83, 27 hatte die Vorlage *patris* mit übergeschriebenem *ui*. Daraus machte der Schreiber *patris sui* in Anlehnung an das folgende *regis sui*; Tacitus hat, wie Niemeyer gesehen hat, *patrui* (nicht *patrui sui*, wie C. Heraeus vorschlug) geschrieben. III 25, 21 ist kein Zweifel, daß *trucidant spoliant* die echte Lesart ist; doch verlangt das überlieferte *trucidati* eine Er-

klärung. Ich bemerke nur, daß *trucidati* so aussieht, als gehöre es zu Z. 15 *precabatur placatos ⟨trucidati⟩ patris manes.* Ebenso ist *doctores sapientiae* IV 5, 8 untadelhaft; der Ausdruck kehrt Ann. XIV 16, 7 und 59, 6 wider. Aber der Med. hat *sapientium* und dies würde sich passend nach *plerique* Z. 6 einfügen lassen, wodurch ein Gedanke entsteht, den wir I 49, 15 *ut, quod segnitia erat, sapientia vocaretur* und Agr. 6, 15 *quibus inertia pro sapientia fuit* widerfinden.

13. Umgestellt hat Acidalius H. I 79, 3 *ad* und Z. 7 *aut*, beides mit Recht; dies gilt auch für *nisi* Ann. I 26, 10, *inter* XI 8, 6, *quoque* 13, 8, *tum* XIII 50, 10, *tamen* XIV 12, 26. Agr. 37, 15 habe ich das in E nach *adpropinquaverunt* überlieferte *nam* vor *postquam* gestellt. Dial. 2, 6 steht *utrosque* in den Hdschr. an falscher Stelle, H. II 93, 9 hat Gerber *confusus* vor *insuper* gestellt, Nipperdey das Ann. XV 74, 1 überschüssige *decreta* nach 72, 9 versetzt. Zu diesen wohl begründeten Umstellungen einzelner Wörter füge ich noch ein paar in das selbe Gebiet fallende kühnere Vorschläge. H. III 45, 10 heißt es *pro adultero libido reginae et saevitia.* Wessen *saevitia* ist gemeint? Und wie soll man sich die *saevitia* neben der *libido reginae* als Motiv der Parteinahme für den *adulter* denken? Soll man *et saevitia* als Interpolation ausscheiden oder etwa *et servitia* schreiben? Oder ist *et saevitia* nach *luxus* Z. 8 zu stellen? Denn diese beiden Arten der Ausschreitung vereinigen sich leicht in dem Charakter einer vom Glücke begünstigten Person; s. Ann. XI 10 *dein praevaluit Gotarzes potitusque regiam per saevitiam ac luxum adegit Parthos* etc., vgl. XIII 30, 5 *luxuria saevitiaque.* — Ann. XI 30, 3 könnte man mit Umstellung von *idem* schreiben *simul Cleopatram, qua opperiens adstabat, an idem comperisset, interrogat.* Mit *idem* wäre dann gemeint *nupsisse Messalinam Silio.* Man findet *opperiri* öfters absolut gesetzt in dem Sinne von 'sich bereit halten', s. lex. Tac. S. 1027 a. Ann. XIII 41, 16 läßt sich das von Nipperdey gegen Lipsius Emendation erhobene Bedenken erledigen, wenn man *repente*, das doch auf jeden Fall umgestellt werden muß, nach *nam* stellt und es auf beide nachfolgende Satzglieder bezieht: 'denn plötzlich war das ganze Gebiet außerhalb bis zu den Gebäuden hin hell von der Sonne beschienen, während der Raum innerhalb der Mauern so von einer schwarzen Wolke bedeckt wurde' usw. Ann. XV 22, 8 hat der Med. *effigies usque* (vulg. *effigiesque*); daher meine Vermutung *effigiesque* in *eo Neronis usque ad informe aes liquefacta.* — Umstellung von Satzteilen: Ann. XIV 44, 10 hat Nipperdey die Worte *si pereundum sit* nach *servis* (*servi*) und vor *ni* (st. *si*) *prodant* gestellt; H. III 41, 13 müssen die Worte *paucis . . . comitantibus*, wie Acidalius erkannt hat, vor *flexit* stehen. Umstellung von Silben: Ann. XII 64, 7 *elidi* st. *aedili*, XIII 37, 13 *ritidati* st. *Tiridati*; von Buchstaben *Ann. XIII 21, 20 *potentiae* st. *potiente*, H. II 31, 3 *fraglantissimae* st. *flagrantissimae* und derselbe Fehler II 46, 7; II 49, 2 *voluntatem* st. *volutantem*, II 59, 4 *Mauretianam* st. *Mauretaniam*, IV 47, 7 *etiam* st. *et ima*, IV 39, 3 *et tito* st. *Tettio* (*Titus* war 38, 1 genannt) und I 79, 25 *et titius* st. *Tettius* (vielleicht ist auch Ann. XI 35, 13 *et Titium* in *Tettium* zu ändern), H. II 14, 17 *quietem* st. *equitem*, IV 81, 3 *celis est* st. *caelestis.* *Ann. I 39, 16 war der librarius im Begriff *aliquam* st. *aqui-*

am zu schreiben und *XIV 64, 9 das eben geschriebene *pavore* an Stelle von *vapore* zu widerholen, als er sein Versehen erkannte. — Falsche Verbindungen, bzw. Trennungen von Wörtern: Ann. I 53, 12 *necis* st. *nec is* (*necem* geht Z. 8 voraus), H. III 72, 6 *ars erat* st. *arserat*, IV 1, 16 *ac res* st. *acres* und ebenso *ac rem* st. *acrem* XV 68, 15, *Actum* st. *Ac tum* XIV 4, 11, *molestam* st. *moles tam* H. II 21, 9, *rex erat* st. *rexerat* H. III 57, 11, *ubi os* st. *Ubios* IV 18, 9. Widerholt ist *at* mit dem folgenden Wort zusammengewachsen: *Atromae* steht Ann. I 46, 1 und IV 52, 1; XII 19, 1 sogar *ate* und in der nächsten Zeile *unones* st. *At Eunones*; Ann. I 35, 16 *Atille* st. *At ille* und XV 57, 3 *Atillam* st. *At illam*. Die letztere Stelle ist deshalb besonders merkwürdig, weil der Schreiber hier *Atillam* als Eigennamen faßte, indem er sich an *atillam* erinnerte, das er vier Zeilen vorher geschrieben hatte und das man nach XV 71, 26 in *Aciliam* verbessert hat. Dieser Fehler war vermutlich schon der Vorlage des Mediceus eigen.

14. Das sicherste Beispiel einer Vertauschung ist H. I 18, 7, wo, wie Ferrettus gesehen hat, die Ablative *more* und *exemplo* ihre Plätze wechseln müssen, vgl. I 15, 9 *exemplo Divi Augusti* und I 38, 13 *more . . . militiae*. Andere Beispiele der Vertauschung sind Ann. VI 4, 6 *noxiam conscientiae* st. *noxae conscientiam*, *XII 14, 4 *ad fides hostem* st. *ad fidem hostes*, XIII 16, 4 *explorabatur . . . omitteret* st. *explorabat . . . omitteretur*, H. III 63, 5 *adsisterat . . . substitere* st. *adstiterat . . . subsistere*, IV 13, 1 *Julius Paulus et Claudius Civilis* st. *Julius Civilis et Claudius Paulus*, IV 65, 15 *in vetustatem consuetudine* st. *vetustate in consuetudinem*, 80, 3. 5 *addomitiano . . . avespasianum* st. *a Domitiano . . . ad Vespasianum* (wahrscheinlich stand *ad* am Rande als Verbesserung von *a* und wurde dann an falscher Stelle eingesetzt), *81, 25 *mendacium pretio* st. *mendacio pretium*, Germ. 28, 21 *collati* E st. *collocati* verglichen mit *collocationibus*, wie ein Teil der Hdschr. 29, 6 st. *collationibus* hat, 30, 7 *romanis* C st. *rationis* verglichen mit *ratione* 30, 11 in b[2]c st. *Romanae*, Agr. 33, 2 *cantu fremituque* A B st. *fremitu cantuque*, Dial. 6, 16 *assurgendi consistendique* E st. *consurgendi assistendique*, 33, 5 *scientiae* st. *inscientiae* verglichen mit *inscientia* st. *scientia* X E Z. 10. H. III 73, 18 läßt sich *contecti* in der überlieferten Wortfolge nicht halten; Nipperdey änderte es daher in *protecti*. Man könnte auch *contecti* und *abditi* die Plätze tauschen lassen und schreiben: *alii fide clientium abditi et* (*aut*?) *inter sarcinas contecti*. Dial. 28, 19 würde der Gedanke an Reiz gewinnen und die Umständlichkeit der Ausdrucksweise besser motiviert sein, wenn man *factu* st. *dictu* und *dictu* st. *factu* schriebe: *coram qua neque dicere fas erat quod turpe factu neque facere quod inhonestum dictu videretur*. Mancher wird freilich diesen Vorschlag für ein Spiel erklären und vielleicht über meine Behandlung von Ann. I 79, wozu ich nun übergehe, ähnlich urteilen. Hier heißt es, es müßten auch in Betracht gezogen werden die *religiones sociorum, qui sacra et lucos et aras patriis amnibus dicaverint*. Es sind die Kulte gemeint, welche die Bewohner des Stromgebietes des Tiber den heimischen Flüssen, die einen dem Clanis, die andern dem Nar usw. gewidmet haben. Daß diese Bewohner nicht *socii* genannt werden können, wird

man nach Nipperdeys Ausführungen wohl allgemein zugeben, aber andrerseits auch seinem Vorschlag *sociorum* in *maiorum* zu ändern (wie auch Ritters Aenderung in *eorum*) die Zustimmung versagen. Die Kulte sind eingerichtet von den Anwohnern der Flüsse; diese heißen *accolae* Ann. II 6 und VI 37, 5, wo von Waal und Euphrat die Rede ist, vgl. H. I 51 *pars Galliarum, quae Rhenum accolit*. Somit wäre *accolarum* ein passender Ersatz für *sociorum*. Nun folgt aber eben dieses Wort alsbald: *quin ipsum Tiberim nolle prorsus accolis fluviis orbatum minore gloria fluere*: 'ja der Tiber selbst wolle ganz und gar nicht seiner Nebenflüsse beraubt minder stattlich dahinströmen'. Ich weiß nicht, ob sonst das, was wir Nebenflüsse nennen, mit *accolae fluvii* bezeichnet wird; jedenfalls ist ein Unterschied zwischen 'Nebenflüssen' und 'benachbarten Flüssen'; denn den letzteren fehlt der Begriff der Zugehörigkeit zu dem selben Stromsystem. Aus solchen Erwägungen ist mein Vorschlag entsprungen Z. 13 *sociorum* in *accolarum* und Z. 15 *accolis* in *sociis* zu verwandeln. Ein Vergleich der 'verbündeten Flüsse' (d. i. der Nebenflüsse) mit den *socii* eines römischen Heeres liegt nahe: wie ein solches Heer minder stattlich einherschreitet, wenn es nur aus dem Stamm, den Legionen, besteht und der *alae* und *cohortes sociorum* beraubt ist, so würde auch der Tiber, wenn er auf seine eigenen Wassermassen beschränkt wird und seine Nebenflüsse abgelenkt werden, weniger stattlich dahinströmen. Wie ist nun aber die von mir vermutete Vertauschung in der Hdschr. zustande gekommen? Auf diese Frage weiß ich, wie ich gestehe, keine Antwort.

15. Wo ein offenbar korrumpiertes Wort bisher allen Emendationsversuchen getrotzt hat, tut man gut es auszuscheiden, wenn sich im Falle der Ausscheidung ein befriedigender Gedanke ergibt. Dies gilt z. B. für das Ann. XIV 7, 7 nach *Seneca* überlieferte nicht bloß an dieser Stelle, sondern an sich unmögliche *expergens*, nach dessen Ausscheidung wir lesen: 'wenn nicht Burrus und Seneca einen Rat wüßten. Diese hatte er nämlich sogleich kommen lassen; eingeweiht waren sie vermutlich schon vorher'. Dabei ist nur *ignaros* in *gnaros* geändert; die selbe Aenderung ist H. I 75, 7 und IV 29, 12 notwendig; der umgekehrte Fall liegt Ann. II 42, 13 vor. — Ann. XV 74, 15 wird Halms Ergänzung *sed ipse prohibuit, ne interpretatione* durch das folgende *sui* empfohlen, da dieses voraussetzt, daß Neros Dazwischentreten vorher erwähnt worden ist; aber was zwischen *omen* und *sui* in der Hdschr. steht, *dolum* oder vielmehr *adolum* (aus einer Dittographie von *adomen* entstanden?) würde ich lieber tilgen als in *malum* oder *dirum* ändern. Auch möchte ich statt des nichtssagenden *quorundam* lieber *ini* 〉 *quorum clam* vorschlagen. H. II 95, 14 wird nichts vermißt, wenn man *magna et* streicht; woher aber diese Worte stammen, ist schwer zu sagen. Ebenso steht es mit *commissior* H. III 5, 10; denn *fidei patientior* genügt dem Zusammenhange vollkommen. Die Sueben waren ausdauernder in der Treue als die Sarmaten. Dial. 11, 9 hat John *in Neronem* getilgt. Man könnte an eine Dittographie von *improbam* denken. XIV 18, 11 hat der Med. *ne probata* statt *Nero probata* und XIII 3, 17 *Ne pro* statt *Nero*.

Verzeichnis der Stellen, zu denen in vorstehendem Aufsatz neue Emendationsvorschläge enthalten oder Korruptelen vermutet sind.

Berlin. Georg Andresen.

Die Invektive gegen Cicero, ein echtes Stück Sallust.

Orationes Sallustii in honorem historiarum leguntur: dieses ungünstige Urteil des Cassius Severus bei Seneca controv. III praef. 8 (p. 207 Müller) bezieht sich, wie O. Ribbeck, Rh. Mus. 46 (1891) S. 333, erweist, auf die von Sallust selbst gehaltenen Reden, die unabhängig von seinen historischen Werken veröffentlicht und gelesen wurden. Ein Fragment aus einer solchen Rede hat neulich Ed. Hauler, Wien. Stud. 40 (1918) S. 174, bei Nachprüfung des Ambrosianischen Frontopalimpsestes entdeckt. Aus Fronto (p. 123 N.) erfahren wir auch, daß Sallust für den Besieger der Parther P. Ventidius Bassus im Jahre 38 eine Rede verfaßt hat. Hierher rechne ich auch die offenen Briefe an Cäsar, zwei politische Broschüren, deren Echtheit neuerdings als erwiesen gilt[1]; die erste, zeitlich jüngere Schrift (vom Frühjahr 46) haben die Alten von Varro bis Gellius[2]) als Rede behandelt. Besonders scheint mir des Cassius Severus Urteil zuzutreffen auf die unter Sallusts Namen überlieferte *Invectiva in M. Tullium,* die bereits Quintilian, ein feiner Literaturkenner, als echt sallustisch zitiert[3]).

Das Wesentliche über die Abfassungszeit und Situation des Pamphletes hat R. Reitzenstein, Hermes 33 (1898) S. 87 gesagt. Sein scharfsinniger Aufsatz kann zur Einführung in das Problem ebenso empfohlen werden, wie ich vor den willkürlichen Konstruktionen von Ed. Schwartz (ebd. S. 101), die soviel Unheil angerichtet haben, warnen möchte. Durch die zunächst bestrickende Pisohypothese bin ich selbst seiner Zeit in die Opposition getrieben worden, um schließlich mich mit dem Krompromiß zufrieden zu geben, daß das Produkt zwar in der Rhetorenschule der augusteischen Zeit entstanden, aber von einem Manne verfaßt sei, der — ein Erzdemokrat — noch das Parteigetriebe der ausgehenden Republik erlebt habe[4]). Inzwischen habe ich mich überzeugt, daß dieser 'Erzdemokrat' kein anderer als Sallust selber ist, derselbe

---

[1]) Vgl. jetzt O. Gebhardt, Sallust als politischer Publizist während des Bürgerkrieges. Diss. Halle a. S. 1920, und die neue Ausgabe: C. Sallusti Crispi epistulae ad Caesarem senem de republica, rec. A. Kurfeß. Leipzig (Teubner) 1921.

[2]) Siehe unten S. 71 Anm. 3.

[3]) IV 1, 68; IX 3, 89; XI 1, 24: an dieser Stelle freilich ohne Nennung Sallusts, doch wird der berüchtigte Cicerovers mit der Parodie *linguae* statt *laudi* angeführt, die nur aus der Invektive stammen kann. S. unten S. 71 Anm. 1. Vgl. meine Ausgabe: Leipzig (Teubner) 1914.

[4]) Vgl. Sokrates 2 (1914) S. 517. So auch A. Rosenberg, Einl. u. Quellenk. z. röm. Gesch. Berlin 1921. S. 72.

Sallust, der in den Jahren 49 und 46 seine Feder in den Dienst der Publizistik Cäsars gestellt hat.

Das einzig stichhaltige Bedenken, das gegen die Abfassung des Pamphlets im Jahre 54 vorgebracht wurde, ist der Hinweis darauf, daß der Autor das im Jahre 58 niedergebrannte Haus des Redners als noch stehend denke: § 2 *cum in ea domo habitares, quae P. Crassi fuit*[1]. Aber das Haus war doch wieder aufgebaut worden und von Cicero bewohnt; dem Verfasser kommt es nur darauf an, daß dieses Haus früher einem Crassus gehört hat; ob in seinem jetzigen oder veränderten Zustande, ist ihm gleichgültig[2]. — In dem pathetisch sein sollenden Anfang *ubi querar* etc. mit seinen vollkommen abfallenden ἐλέου εἰσβολή[3]) sieht Petzold (Diss. Leipzig 1911 S. 31) mit Recht eine beabsichtigte Verspottung Ciceros, wie überhaupt die Rede reich an Anspielungen auf Cicerostellen[4] ist, die es bisher erschwert haben, Sallust auch stilistisch als Verfasser zu ermitteln. Was endlich die angeblich nur einem Griechen verständliche Bosheit (§ 2 *at scilicet istam immoderatam eloquentiam apud M. Pisonem non pudicitiae iactura perdidicisti?*) anlangt, so habe ich an anderer Stelle auf Cic. in Pis. 68 ff. verwiesen; so naiv waren denn doch die Römer nicht[5].

Gegen R. Wirtz (Diss. Bonn 1910), der die Invektive zwar für echt sallustisch hält, aber glaubt, sie sei erst im Jahre 43 verfaßt, spricht § 2, wo Ciceros Gattin Terentia in übelster Weise geschmäht wird. Kann jemand im Ernst glauben, daß Sallust, der doch bekanntlich in späteren Jahren Terentia nach ihrer Scheidung von Cicero geheiratet hat[6], von seiner eigenen Gattin geschrieben hätte: *uxor sacrilega ac periuriis delibuta?* Freilich die richtige Erklärung zu dieser schwierigen Stelle hat Wirtz (S. 48) gegeben: 'Wir haben eine Anspielung auf das Wunderzeichen, mit dem Terentia den Konsul in der Nacht vom 4. zum 5. Dezember zur Entschlossenheit zu treiben suchte; tatsächlich kann man die Erdichtung eines solchen als Sacrileg gegen die Vesta auffassen.' Das braucht aber nicht aus *de consiliis* zu stammen, die erst nach Ciceros Tod veröffentlicht worden sind, sondern kann auch aus Ciceros früheren Gedichten *de consulatu* und *de temporibus* stammen.

---

[1] Chr. G. Herzog (Progr. Gera 1833 ff.) faßt *habitares* als Impf. de conatu 'da du wohnen konntest', das aufs engste mit *comparasti* zusammenhänge; *videlicet* — *sit* sei Parenthese. — Reitzenstein hält (S. 96) den Text für korrupt und fügt *cur* vor *comparasti* ein.

[2] Vgl. Funaioli in Pauly-Wissowas Realenzykl. 2. Reihe I 2 Sp. 1934.

[3] Zienlinski, Cic. im Wandel der Jahrh.[3] S. 282.

[4] Vgl. meine Ausgabe. Besonders zahlreich sind die Parallelen aus den Verrinen; besonders bezeichnend scheinen mir die Anspielungen auf den gerade im Jahre 54 geschriebenen offenen Brief Ciceros an P. Lentulus (ad fam. I 9) zu sein. Vgl. Phil. Wochenschr. 1922 (erscheint demnächst).

[5] Reitzenstein verweist a. a. O. S. 96 A. 1 auf pro Caelio 6: *sunt enim ista maledicta pervulgata in omnes, quorum in adulescentia forma et species fuit liberalis.*

[6] Seneca, de matr. bei Hieronym. adv. Jovin. I 48: (*Terentia*) *nupsit Sallustio inimico eius*; dazu Reitzenstein a. a. O. S. 94. — Daß Sallust damals (43) bereits mit Terentia verheiratet war, schließe ich daraus, daß sie in der Catilinarischen Verschwörung überhaupt nicht erwähnt wird.

Fällt doch gerade die Abfassung bzw. Fertigstellung des letztgenannten Epos in das Jahr 54. Auch scheint es mir nicht Zufall zu sein, daß Jwei Verse, der eine sogar parodiert, in dem Pamphlet zitiert werden.

Das alles scheint mir darauf hinzudeuten, daß die Invektive im zahre 54 verfaßt ist. Die politische Gesinnung scheint durchaus der des jungen Sallust zu entsprechen, dem der Schwätzer Cicero von Anfang an ein Greuel war. Durch dessen politische Schwenkung im Jahre 54 [1]), nicht zuletzt durch seine Selbstverherrlichung in den genannten Epen gereizt, scheint er zur Feder gegriffen zu haben. Für die Zeit seines Volkstribunats (52) wird uns die Feindschaft mit Cicero anläßlich des Miloprozesses ausdrücklich bezeugt von Asconius zur Miloniana (S. 38 Kießling-Schöll): *inter primos et Qu. Pompeius et C. Sallustius et T. Munatius Plancus tribuni plebis inimicissimas contiones de Milone habebant, invidiosas etiam de Cicerone, quod Milonem tanto studio defenderet.*

Was die meisten bewog, die Autorschaft Sallusts zu bezweifeln, war die Sprache des Pamphlets. Nun strotzt freilich das Ganze von Anspielungen auf Cicerostellen — auch ohne die Philippicae sind sie zahlreich genug [2]), trotzdem lassen sich nicht unwesentliche Parallelen aus Sallust beibringen:

Inv.	Sall.
1, 1 *Graviter et iniquo animo maledicta tua paterer, M. Tulli, si te scirem iudicio magis quam morbo* [3]) *animi petulantia ista uti. sed cum in te neque modum neque modestiam* [4]) *ullam animadverto* [5]), *respondebo tibi, ut, si quam male dicendo voluptatem cepisti, eam male audiendo amittas.*	Jug. 31, 21 *vos hominibus sceleratis sumis ignoscere . . . aequo animo paterer, ni misericordia in perniciem casura esset.* — Ep. ad Caes. I 2, 4 *cetera multitudo volgi more magis quam iudicio.* — Cat. 11, 4 *neque modum neque modestiam victores habere.* 38, 4 *neque illis modestia neque modus . . . erat.* Jug. 41, 9 *sine modo modestiaque.* — [Plaut. Pseud. 1173 *contumeliam si dicis, audies.*]
Ubi querar, quos implorem, p. c., diripi rem publicam atque audacissimo cuique esse praedae? apud populum Romanum? qui ita largitionibus corruptus est, ut se ipse ac fortunas suas venales habeat. an apud vos,	Jug. 14, 17 *quo accedam aut quos appellem? nationesne an reges?* — 31, 16 *quodsi tam vos libertatis curam haberetis, quam illi ad dominationem accensi sunt, profecto neque respublica sicuti nunc vastaretur, et bene-*

[1]) Vgl. den offenen Brief an Lentulus vom Jahre 54 (ad fam. I 9): 'Man braucht die diplomatisch gedämpfte Sprache dieses Briefes nur in den erregten oder gehässigen Ton politischer Reden und politischen Klatsches zu übertragen, um Voraussetzungen und Zeit der Invektive zu erkennen; damals trifft jedes Wort und ist vollberechtigter, schneidender Hohn; für jede andere Zeit sind diese Sätze unpassend und unmöglich.' (Reitzenstein a. a. O. S. 91.)

[2]) Siehe S. 67 Anmerkung 4.

[3]) Vgl. Cato orat. fr. XL, 1 (p. 57, 29 Jord.) *morbus loquendi.*

[4]) Der Ausdruck scheint der Volkssprache anzugehören, wie weiter unten *absque*, das sich bei Plautus findet und in Ciceros Briefen: vgl. ad Att. I 9, 1 *absque argumento ac sententia.*

[5]) Zu *cum* mit Ind. statt Coni. vgl. Cat. 20, 12. Vielleicht läßt sich das *cum* temporal fassen: 'jetzt, wo ich sehe' (Gegensatz zum Irrealis des Anfangs).

Inv.	Sall.
p. c.? quorum auctoritas turpissimo cuique et sceleratissimo ludibrio est.	*ficia vostra penes optumos, non audacissumos forent.* — 31, 10 *incedunt . . . pars triumphos suos ostentantes, proinde quasi ea honori, non praedae habeant.* — 31, 25 *hosti acerrumo prodita senatus auctoritos, proditum imperium vostrum est; domi militiaeque res p. venalis fuit.* (Cat. 10, 4 *omnia venalia habere.*)
(p. 2, 6) *ac non reperticius*[1]) *ac paulo ante insitus huic urbi civis.*	Ep. ad. Caes. II 11, 3 *cetera multitudo pleraque insiticia sit.* Cat. 31, 7 *M. Tullius, inquilinus civis urbis Romae.*
1, 2 (p. 2, 8) *facta tua ac dicta obscura sunt. at scilicet istam immoderatam eloquentiam.*	Jug. 64, 5 *neque facto ullo neque dicto abstinuisse* Hist. I 44, 5. — Ep. ad Caes. II 3, 7 *animus immoderatus.*
(p. 2, 10) *quod alicui collibuisset.*	Cat. 51, 9 *quae victoribus collibuissent.*
2, 3 (p. 3, 10) *civitatis incommodum in gloriam suam ponit*[2]).	Hist. I 55, 19 *facta in gloria numeret* (Jug. 61, 2 *conlocare in provinciam*).
(p. 4, 1) *res p. disiecta*[3]).	Cat. 61, 3. Jug. 50, 6. 53, 3.
(p. 4, 7) *is erat calumniae proximus*[4]).	Cat. 14, 3 *ii . . . Catilinae proxumi erant.*
(p. 4, 9) *denique de eo tibi compertum erat.*	Cat. 30, 4 (Cicero) *satis compertum habebat* (Cat. 14, 2. 22, 3).
(p. 4, 14) *opulentiam istam ex sauguine et miseriis civium parasti*[5]).	Zum Ausdruck vgl. Cat. 52, 22. 6, 3. 4, 1. 51, 20.
3, 4 (p. 5, 4) *removetur a vero.*	Hist. I 6 *me movit a vero* (Jug. 16, 1. 29, 2. 30, 2).
3, 5 (p. 5, 8) *cuius nulla pars corporis a turpitudine vocat, lingua vana, manus rapacissimae, gula immensa, pedes fugaces: quae honeste nominari non possunt, inhonestissima.*	Ep. ad Caes. II 9, 2 *quoius nullum membrum a flagitio aut facinore vacat, lingua vana, manus cruentae, pedes fugaces: quae honeste nominari nequeunt, inhonestissima.* — Jug. 31, 12 *homines sceleratissumi, cruentis manibus, immani avaritia, nocentissumi et idem superbissumi, quibus fides decus pietas, postremo honesta atque inhonesta omnia quaestui sunt.*
(p. 6, 6) *omnia iudicia, omnes leges in tua libidine erant.*	Jug. 31, 20 *leges iura iudicia penes paucos.* Hist. I 55, 13 *leges iudicia . . . penes unum.*
(p. 6, 8) *omnium nostrum vitae necisque potestatem ad te unum revocaveras.*	Jug. 14, 23 *cuius vitae necisque potestas ex opibus alienis pendet.*
(p. 6, 9) *atque parum quod impune fecisti.*	Jug. 31, 9 *haec talia facinora impune suscepisse. parum habuere.* 22 *parum est impune male fecisse.* 26 *impune quae lubet facere.*

---

1) Zum Ausdruck vgl. Jug. 31, 29 *dediticius;* 44, 5 *advecticius.*
2) Vgl. Demosth. Kranzrede 138: οὐ τιθέναι ταῦτα εἰς ἀκριβῆ μνήμην.
3) Demosth. Phil. I 15 διασπᾶν.
4) Demosth. Kranzr. 234 ἐγγὺς ὢν τοῦ πράγματος.
5) Zur Sache vgl. Aeschin. in Ctes. 173: πλεῖστον δ' ἐκ τῆς πολιτείας εἰληφὼς ἀργύριον ἐλάχιστον περιεποιήσατο καὶ τὸ κεφάλαιον, τὸν βίον οὐκ ἐκ τῶν ἰδίων προσόδων πορίζεται, ἀλλ' ἐκ τῶν ἰδίων κινδύνων.

Inv.	Sall.
(p. 6, 10) *neque licet oblivisci his servitutis suae.*	Jug. 31, 20 *servitutem quidem quis vostrum recusare audebat?*
(p. 6, 10) *aures nostras odio tuo onerabis.*	Jug. 12, 3 *quem ... promissis onerat.*
(p. 7, 3) *quasi ... inter te Sullamque dictatorem praeter nomen imperii quicquam interfuerit.*	Cat. 51, 34 *neque prius finis iugulandi fuit, quam Sulla omnis suos divitiis explevit. atque ego haec non in M. Tullio ... vereor.*
4, 7 (p. 7, 5) *insolentia.*	Jug. 40, 5. 4, 2. Cat. 22, 4.
(p. 7, 5) *Romule Arpinas.*	Hist. I 55, 5 *scaevus iste Romulus.*
(p. 7, 12) *cui in civitate*[1]) *insidias fecisti, ancillaris.*	Cat. 32, 3 *semper in civitate, quibus opes nullae sunt, bonis invident.* (Hist. I 55, 22 *ancilla turpis.*)

Das ist freilich nicht sehr viel, was sich als sallustisches Gut erweisen läßt, aber dieses Wenige ist bei einer so kurzen Rede eines Autors, der nicht seinen eigenen Stil schreiben, sondern Cicero kopieren will, nicht zu unterschätzen. Für Sallust scheinen mir auch die glänzenden Antithesen, besonders am Schluß zu sprechen.

Doch ist das Schriftstück, wie sich aus dem Gesagten schon ergibt, keine wirklich gehaltene Rede, sondern ein politisches Pamphlet, ein Flugblatt, das durch seine Kürze besonders wirksam ist. An ein Exzerpt kann ich nicht glauben. Das Ganze ist aus einem Guß und teilt sich, wie Reitzenstein (S. 95 f.) richtig gesehen hat, in zwei Teile, die sich selbst in einzelnen Wendungen entsprechen. Daß aber zwischen beiden Teilen eine Verbindungsbrücke besteht, habe ich an anderer Stelle dargelegt[2]). Nach der Einleitung ist vor *ubi querar* m. E. ebenfalls kein Ausfall anzunehmen. Mit ironischem Pathos legt der Verfasser jetzt los. Daß endlich Ciceros Verbannung mit keinem Wort erwähnt wird, hat, wie Reitzenstein richtig bemerkt, darin seinen Grund, daß der Verfasser 'sich wohl hütete, auf irgend etwas einzugehen, was an die Freveltaten der Gegner Ciceros erinnern oder Mitleid und Sympathie für diesen erwecken konnte'.

Sallust hat im Jahre 54 aus unbekannten Gründen — auch wissen wir nicht, ob aus eigenem Antrieb oder auf Anraten anderer — dieses Pamphlet verfaßt, natürlich ohne seinen Namen darunter zu setzen. Wie solche anonymen Schriftstücke verbreitet und, wo es nötig war, dementiert wurden, erfahren wir aus Cic. ad Att. III 12, 1: *Percussisti autem*

---

[1]) Gerade dieser Ausdruck (= *inter cives*), den Reitzenstein (a. a. O. S. 88 Anm. 2) so eigentümlich findet, ist m. E. sallustisch. Vgl. Cat. 5, 8 *incitabant ... corrupti civitatis mores, quos pessuma ... mala ... vexabant,* wo *quos* sich nur auf *civitatis* = *civium* beziehen kann; ähnlich 16, 1 f. *iuventutem ... mala facinora edocebat. ex illis* (auf *iuventus* = *iuvenes* bezogen) *testes signatoresque falsos commendare.* Jug. 95, 1 *cum magno equitatu in castra venerat, quos uti ... cogeret Romae relictus erat*; bes. auch Cat. 23, 1 *in ea coniuratione* (= inter coniuratos) *fuit Q. Curius;* dazu 43, 1 *cetera multitudo coniurationis.* [Plaut. Most 1125 *nunc ego de sodalitate* (= de sodalibus) *solus sum orator datus*]. Vgl. L. Constans, De Sermone Sallustiano (Paris 1880) S. 18; Fighiera, La lingua e la gramm. di Sall. S. 98ff.

[2]) Vgl. Mnemosyne XLI (1913) S. 145 ff. Zu Lebzeiten Ciceros und Crassus saß der Hieb noch mehr als nach deren Tod, vgl. ad fam. I 9.

me etiam de oratione prolata: cui vulneri, ut scribis, medere, si potes. scripsi equidem olim ei iratus, quod ille prior scripserat, sed ita compresseram, ut numquam emanaturam putarem. quomodo exciderit, nescio; sed quia numquam accidit, ut cum eo verbo uno concertarem, et quia scripta mihi videtur neglegentius quam ceterae, puto posse probari non esse meam: id, si putas me posse sanari, cures velim; sin plane perii, minus laboro[1]).

Zu der Invectiva in M. Tullium ist auch die Gegeninvektive erhalten, als deren Verfasser nach dem Zeugnis des Diomedes[2]) Didius gilt. Sie beginnt mit den Worten: *Ea demum magna voluptas est, C. Sallusti, aequalem ac parem verbis vitam agere*[3]) und setzt den Skandalprozeß voraus, in dem Sallust nach Ablauf seiner Statthalterschaft verwickelt und in dem er nur durch persönliches Eingreifen Cäsars freigesprochen wurde; doch trotz Freispruchs war Sallust politisch und gesellschaftlich kompromittiert. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Cicero sich persönlich an dem Sturz seines Feindes beteiligt und durch eine im Senat gehaltene Rede für das Pamphlet vom Jahre 54 sich gerächt hat. 'Es wäre geradezu unbegreiflich', meint O. Gebhardt, 'wenn Cicero die überaus günstige Gelegenheit, seinem Widersacher vernichtend zu treffen, hätte unbenützt vorübergehen lassen, er, der so gern seine Wut an den verhaßten Handlangern Cäsars ausließ, da es gefährlich war, den noch verhaßteren Meister selbst anzugreifen'[4]).

Aber Sallust ist dem Vorkämpfer der verrotteten Nobilität die Antwort nicht schuldig geblieben. In seinem 'Catilina' läßt er es, wie man längst erkannt hat[5]), an versteckten Bosheiten und Nadelstichen nicht fehlen. Den dröhnenden Anfang der ersten Catilinaria läßt er ausgerechnet den Catilina also parodieren: *Quae quo usque tandem patiemini, fortissimi viri?* (20, 9). Die Verhöhnung des diplomatischen Schlagwortes Ciceros *haec ego omnia comperi* (in Cat. I 10), die sich schon in der Invektive (§ 3) fand[6]), findet sich auch Cat. 29, 1: *neque exercitus Manli quantus aut quo consilio foret, satis compertum habe-*

---

[1]) Dafür, daß die Invektive gegen Ciceros Selbstverherrlichung in seinen Gedichten gerichtet ist, spricht auch Quint XI 1, 24: *In carminibus utinam pepercisset* (scil Cicero), *quae non desierunt carpere maligni: 'cedant arma togae, concedat laurea linguae'* [= inv. 6] *et 'o fortunatam natam me consule Romam'* [= inv 5] *et Jovem illum, a quo in concilium deorum advocatur* [= inv 3 und 7], *et Minervam, quae artes cum edocuit* [= inv. 7] — *quae sibi ille secutus quadam Graecorum exempla permiserat.*

[2]) Keil, Gramm. Lat. I p. 387, 6: *sed Didius ait de Sallustio 'comesto patrimonio'.*

[3]) In diesen Worten und ebenso in 1, 3 *illam* (sc. vitam) *non ex oratione, sed ex moribus suis spectare debetis* sieht O Gebhardt a. a. O. S. 17 Anm. 2 eine Anspielung auf die zur Zeit der betr. Senatssitzung gerade aktuelle 'Rede' des Jahres 46 (= ep. ad Caes. sen. I, vgl. Gellius XVII 18, zuerst von Ed. Norden beigebracht bei Ed Meyer, Caesars Monarchie etc. S. 582, 2).

[4]) Cic in Pis. 30, 75: *dixisti me cum iis confligere, quos despicerem, non attingere eos, qui plus possent, quibus iratus esse deberem.*

[5]) Vgl. Ed. Schwartz, Hermes 32 (1897) S. 586.

[6]) Siehe oben S. 69.

bat[1]). Endlich wissen wir aus Ciceros Korrespondenz, daß M. Brutus in seinem 'Cato' dem auf den Ehrentitel *pater patriae* stolzen Konsularen kein besseres Prädikat zubilligte als *optimus consul*[2]), und Sallust hat nichts Eiligeres zu tun, als das in seiner Monographie zu verwerten: Cat. 43, 1 *belliqve gravissumi invidiam optumo consuli imponeret*[3]). Ja, Sallusts Catilina ist, wie Ed. Schwartz (a. a. O. S. 576 ff.) nachzuweisen sucht, von der ersten bis zur letzten Zeile planmäßig darauf angelegt, Cicero, seine Person und seine Darstellung zu vernichten. Dafür nur ein Beispiel!

Das scheinbare Lob des ersten Catilinaria (die übrigens bei Sallust durch Verschiebung der Catilinarierversammlung bei Laeca in der Luft hängt): *orationem habuit luculentam atque utilem rei publicae* (31, 6) wird ins richtige Licht gesetzt durch die im folgenden geschilderte Abreise Catilinas zum Insurgentenheer und besonders durch den Exkurs über die damalige Lage des Staates, die die denkbar gefährlichste für Rom war, bei der es nur eines kleinen Erfolges seitens des Catilina bedurft hätte, um die entsetzlichste Revolution hervorzurufen. Der Leser soll zwischen den Zeilen lesen: 'Diese gefahrvolle Lage hat kein anderer als Cicero durch seine "prachtvolle" Rede verschuldet, durch die er Catilina gezwungen hat, die Hauptstadt zu verlassen; die Rede hat tatsächlich dem Staat genützt, aber Ciceros Schuld war das nicht: es hätte auch ganz anders kommen können.'

Im übrigen tritt Cicero, der Held des 5. Dezember, völlig in den Hintergrund. Cicero wird nirgends direkt charakterisiert, daher auch nirgends direkt redend eingeführt. Der Konsul des Jahres 63 bekommt in der Tat nur eine 'kümmerliche Statistenrolle', während der designierte Volkstribun Cato auf dem Höhepunkt der Catilinatragödie eine Glanzrolle erhalten hat. Je mehr sich Sallust mit meisterhafter Taktik einer offenen Schmähung, die parteiisch erscheinen könnte, enthält, 'um so sicherer wird mit kaltblütiger, grausamer Berechnung der Ruhmeskranz des redebegabten Konsuls Blatt für Blatt zerpflückt'.

Charlottenburg. A. Kurfeß.

---

[1]) O. Gebhardt (a. a. O. S. 20 Anm. 1) weist darauf hin, daß Cicero Atticus gegenüber unverhohlen seine Entrüstung aussprach, daß Brutus in seiner Lobschrift auf Cato ihm, dem Helden des 5. Dez., nur die dürftige Rolle eines Berichterstatters und Gefolgsmannes Catos zuerkannt habe: Cic. ad Att. XII 21, 1 (vom 17. März 45): *me autem hic laudat, quod rettulerim, non quod patefecerim.* Vgl. Sall. Cat. 50, 3 *consul . . . convocato senatu refert, quid de eis fieri placeat.*

[2]) ad Att. XII 21, 1 *hic autem se etiam tribuere multum mihi putet, quod scripserit optimum consulem. quis enim ieiunius dixit inimicus?*

[3]) Daraus glaubt O. Gebhardt a. a. O. schließen zu dürfen, daß Sallust damit keinen Toten habe treffen können, daß also der Catilina noch zu Lebzeiten Ciceros erschienen sei, etwa im Jahre 43, als Cicero als Vorkämpfer der Nobilität auf dem Höhepunkt seiner Macht stand.

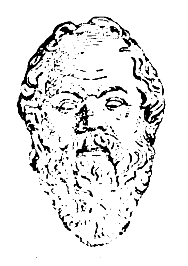
Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

SOKRATES
ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN
ABTEILUNG: JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS

JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

HERAUSGEGEBEN
VON
ERNST HOFFMANN

ACHTUNDVIERZIGSTER JAHRGANG
HEFT 2



BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1922

INHALT

JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

Ciceros Briefe
1920—21

In diesem Jahr haben sich die Gelehrten besonders an die Verbesserung bzw. Erklärung schwieriger Stellen gewagt:

1. L. Gurlitt, Tulliana. Philologus LXXVI (1920) S. 293—330.

I. Ep. ad Att.: a) V 4, 1 *sed tua profectio spem meam debilitat ac ne illum quidem labora, quod inopia cogimur eo contenti esse . . . . adduci ut* (= wie) *nostra⟨e⟩* (= Tulliae) *possit et tuis* (deiner Frau und Schwester) . . . . *me absente res habebit mirationem* („Da ich nicht zu Hause bin, so wird die Sache [Besuch des Serv. Sulpicius] in der Gesellschaft Aufsehen erregen."). *Nam* (besser *iam*) *posset* etc. „Jetzt könnte etwas Probables mit Servius erreicht werden" usw. — b) V 11, 6 *tu praefectis excusationes, quas voles, deferto.* — c) V 11, 7 *nam illam μοναρχίαν* (sc. Caesaris) *exc. ne acc.* — d) VII 7 1 für *putato: φιλικὸν* bzw. *perusitatum.* — e) VIII 11, 4 *aestate aut alterius aut utriusque imman⟨ibus⟩ copiis.* — f) X 12a, 4 (7) *modo aliquod ἦθος sit ἀκριβολόγον* ('sparsam'). — g) X 13, 3 *habes κέλητα ἄοκνον* ('ein rüstiges Segelboot'). — h) X 17, 1 *scripta epistula* (als ich einen Brief dem Hortensius [dem die Küstenbewachung oblag] geschrieben hatte) *velle me* (sc. *habere*) *celeta* (= *κέλητα*) *eius . . . Deinde epistula lecta cumulatissime κέλητα.* Vgl. weiter unten: *quin etiam etiam navi eius me et ipso convectore usurum puto.* — i) XI 6, 2 . . . *Quos* (sc. lictores) *ego Non.* (5. Nov.) *paulisper . . in turbam conieci . . . ne quis . . . fieret; recipio: tempore me domi tenere ad oppidum et quonam iis placeret* etc. — k) XI 9, 1 *die iam* ist verdorben aus ⟨a . .⟩ *d. IV non* (der Brief ist geschrieben *a. d. III. Non. Jan.*). — l) XI 14, 3 *te a. d. V Idus* (vgl Att. XI 17 a, 3) *tamen . . . . potes venire, pervelim. Jam extr. concl. Ibi facile est quale sit illius γραφαῖς existimare* („was es mit dem Briefe des Cäsar auf sich hat"). [Ähnlich ad fam. X 2, 5 statt *et potius — et patriam* oder *πόλιν*, statt *gravare γράφειν*]. m) X 17a, 1 (= 17, 1) *itaque ἡματίαν* ('bei Tage') . . . *remissurus. pr. Id.* Nun beginnt 17a: *Quod ad modum consolantis scripsisti P*(omponiam?) *tantum de me scripsisse,* ⟨respondeas ei quaeso⟩, *quae tu ipse intellegis responderi posse* oder *quae* tu *ipse intellegis responderi posse respondeas.* — n) XI 7, 6 ist *te* verdorben aus *T*(ulliam). Ebend. § 5 ist zu lesen: *sed totum ἦθος B. sust.* etc. — o) XI 23, 3 *audimus enim testaturi eludi: generum; ne nostrum potissimum ἦθος* (sc. sequeretur) *vel tabulas novas* (sc. promulgare): „Wir haben nämlich gehört, als wir

wegen des Testaments bei Gericht waren, man mache den Witz, mein Schwiegersohn betreibe sogar Tilgung der alten Schuldbücher, um nur ja nicht meine politische Gesinnung zu befolgen," d. h. um ganz von mir, seinem Gläubiger, loszukommen und damit auch von Tullia. — p) XII 44, 3: *Solet omnino* (sc. Philotimus) *esse φιλομαθής* — q) XIII 19, 5: *eiusque partes.* — r) XIII 25, 3 fin. ... *tam ἐν παρέργῳ. Ne Tironi quidem* etc. — s) XIII 40, 2 *ad quem, ut audio, pater hodie ἀπάξεται ἀφρονοῦντα, mirum quam inimicus ibat, ut ego obiurgarem.* — t) XIII 42, 3 *eatur μία ἔξοδος* (od. *μιᾶς ἐξόδου*)[1]. — u) XIV 14, 1 *de Φαιάκων more.* — v) XV 4, 1 ... *et leniorem. laudo* (= bravo!) ... *cui* ist zu halten, dann *ista* statt *ita*. Hinter *videtur* Punkt. Dann beginnt die Periode: *Si quidem* .... Weiter unten: *rides ἄπορον? Doleo non* etc. „Du verlachst mich Planlosen? Mich schmerzt" usw. — w) XV 15, 1 *item* (ebenso § *id*) = *ιδ'* = 14 (= SH XIV). x) XV 17, 1 *ego de itinere nisi explicato* (sc. sestertio) *λ'* (= 300000 Sest.) *nihil cogito.*

II. Ep. ad Qu. fr.: a) I 2, 13. Es ist nichts zu ändern: *maiora ista erunt* („du wirst es noch ärger treiben") — *meae obiurgationes fuerunt amoris plenissimae* (worin der Vorwurf liegt, als hätten es die des Marcus an brüderlicher Liebe mangeln lassen) — *quae sunt nonnulla sed tamen mediocria et parva potius* (*quae* begibt sich also auf Verfehlungen, die hier nicht genannt werden; Quintus behauptet, daß solche Dinge (*quae*) zwar vorgekommen seien, daß sie aber geringfügig wären, jedenfalls nicht derart, daß Marcus von ihnen ein großes Aufhebens machen sollte). — b) II 3, 5 für *ist ei* ist *Stati*⟨um⟩ zu lesen. — c) II 5, 1 (= 4, 3) *ἀμφιλαφίαν αὐθαίμονος illam* („die brüderliche Fülle"). — d) II 9 (8), 2 *sicut εἰδέναι ἃ ἔζησας, n. e. d. ἔδρασας.* „Ich sehe, wie du aufgestöhnt hast, gleichsam in der Einsicht dessen, was du erlebt hast, denn niemals will ich sagen, was du getan (= verfehlt) hast." — e) II 9, 3 *habemus hanc philosophiam non ἀλύπητοι, sed ἀπάρακτοι* ⟨ira?⟩. — f) II 14, 1 *ἀναπληρώσεις* (mit Tucker). — g) III 1, 7: statt *quasi* lies *ὄψει.* Vorher ist zu schreiben: *de sc*⟨aenicorum⟩ *epulis* oder de sc. (= senatus consulto), *de epistulis* etc.

2. W. Baehrens, Zu Cic. ad Att. V 4, 1. Phil. WS. 1921 S. 838.

Mit Unrecht schreibt Gurlitt (oben Ia) *nostra*⟨*e*⟩; es ist nichts zu ändern: „Ich fürchte, daß es sogar (*et*) deiner Frau und Schwester schwer fallen wird, Wege zu finden, die Tullia von den Vorteilen dieser Ehe zu überzeugen."

3. J. Mesk, Zu Ciceros Briefen an Atticus. Phil. WS. 1921 S. 933ff.

a) XII 44, 3. *Solet omnino* (sc. Philotimus) *esse fumi μαστήρ* („Sensationsjäger"). — b) XIII 40, 2 *ad quem, ut audio, pater hodie ἀπάξας ἀκρομανής. Mirum* etc. „Wie ich höre, ist ihm heute sein Vater entgegen, er brach in hellem Zorn auf." Danach würde sich *ibat* auf die Absicht des Quintus beziehen, dem Sohne entgegen zu reisen, die bei der Unterredung der Brüder im Tusculanum zur Sprache kam.

---

[1]) K. Rupprecht schlägt in einem Zusatz (a. a. O. S. 330) vor: *eatur. μιᾶς ὁδοῦ videbimus te igitur.*

Quintus war damals so erbittert, daß ihm Marcus Vorstellungen machte (*ut ego obiurgarem*), ohne Erfolg, wie sich aus obiger Stelle ergäbe. Marcus würde nämlich die Nachricht erhalten haben, daß Quintus am Tage, an dem der vorliegende Brief geschrieben wurde, seine Reise noch immer in höchst gereizter Stimmung angetreten habe. — c) XIII 42, 3 edatur *μία σκόρδου* (sc. *γαλγίς*) „eine Knoblauchzehe will ich essen,“ d. h. einen Aufzug will ich mitmachen, mehr nicht. — d) XV 4, 1 *rides ἄτοπον? doleo non* etc. „Du lachst über den Widerspruch? Ich bedaure nur, daß nicht ich dies (deine Wünsche) durch meine Ausdauer, Umsicht, meinen Einfluß (beim Senat) durchsetzen konnte.

4. T. Frank, Tulliana: 1. Triumviris, ad Att. XVI 11, 1. 2. The Date of the Vatinian law. 3. Falsum, ad Att. I 16, 10. 4. Curtius Postumus. 5. Aristotle, Cic. Qu. fr. II 8, 3. 6. Philodemus, ad Att. XII 6, 2 Amer. Journ. of Phil. XLI (1920) p. 275—282 (Klotz, Phil. WS. 1921 S. 1083).

Att. XVI 11, 1 ist *illis III viris* auf die drei Gatten der Fulvia zu beziehen. Im Gegensatz zu Sage (ebend. 1918 p. 367ff.) läßt er mit Mommsen die lex Vatinia bald nach dem 1. März 59 datiert sein [vgl. unten Nr 10]. Att. I 16, 10 ist statt *falsum* — *salsum* zu schreiben. Zu Qu. fr. II 8, 3 macht er drei Vorschläge: ab *Στάγειρα* oder *a Gadara Syro* oder *a barone Syro*, von denen keiner befriedigt. Der in Ciceros Briefen öfters erwähnte Amtsanwärter Curtius Postumius ist nicht, wie Dessau (Hermes 1911 S. 613) geglaubt hat, der Bankier Rabirius Postumus, sondern M. Curtius Postumus, für den Cicero (ad Qu. fr. II 13, 3. III 1, 10) im J. 54 sich um das Militärtribunat bemüht hat. Att. XII 6, 2 deutet er: amo enim *πάντα Φιλόδημον*.

5. H. J. Rose, Some Difficulties in the Letters of Cicero. The Class. Review XXXIV (1920) p. 21ff.

Behandelt sind ad Att. X 12a, 2 (= 12, 5), XV 11, 2; XVI 1,5; ad fam. XII 17.

6. S. E. Bassett, *Ὕστερον πρότερον Ὁμηρικῶς* (Cic. Att. I 16, 1). Harvard Stud. in Class. Phil. XXXI (1920) p. 39—62. (Vgl. Sitzler, Phil. WS. 1921 S. 730f.).

B. glaubt, Cicero spiele auf die Art und Weise an, wie Homer seine Personen häufig auf mehrere an sie gestellte Fragen antworten lasse, nämlich so, daß von den letzten ausgegangen und dann erst auf die früheren eingegangen wurde. Schon die alten Homererklärer haben darauf aufmerksam gemacht; doch sie gebrauchten dafür nicht den Ausdruck *ὕστερον πρότερον*, den nur Römer anwenden. Wie soll also Cicero dazu gekommen sein, diesen Terminus für die von den Grammatikern anders genannte Sache zu verändern?

7. Hans Philipp, Emendationes geographicae. Phil. WS. 1921 S. 647. Qu. fr. II 5, 3 ist zu lesen: *⟨Sca⟩labrone*.

8. Th. Stangl, Besprechung von Laurand, Manuel etc. Phil. WS. 1921 S. 80. St. kommt ausführlich auf Qu. fr. II 9 (11) 3 zu sprechen und glaubt, es sei eine Verneinung ausgefallen, und zwar *non* vor multis oder besser vor *multae tamen artis* (?).

9. A. Kurfess, Sitzungsb. des Phil Vereins zu Berlin (Jb. 47 [1921] S. 138) sucht Att. XII 5, 3 das überlieferte *scripsi* zu verteidigen. [Statt der „historische" ist der „Historiker" Fannius zu lesen!]

10. G. Ipsen, Zum V. Buch der Epistulae ad familiares. Janus I (S. 51–54).

11. A. G. Peskett, Cic. ep. ad fam. IX 20, 2. Class. Rev. 32 (1918) S. 31.

Von größeren Abhandlungen ist zu erwähnen:

12. R. Laqueur, Cäsars gallische Statthalterschaft und der Ausbruch des Bürgerkrieges. II. III. Neue Jahrb. 47 (1921) S. 233 bis 250.

Hatte der erste Teil (45, 241 ff.) den Anfang der Statthalterschaft behandelt, so handelt der zweite für uns wichtigste Teil das Ende von Cäsars Statthalterschaft, das, wie Ciceros Briefe erweisen, der erste März 50 ist; der entscheidende Termin der Lex Vatinia ist der 1. März 55 (nicht 54). Der dritte Teil erörtert die Rechtsfrage zwischen Cäsar und dem Senat, die beide einen entgegengesetzten Standpunkt einnahmen (vgl. Cic. Att. XII 3, 4. Caes. b. c. I 9).

Von ausländischer Literatur ist zu verzeichnen:

13 T. R Holmes, Cicero's *Παλινῳδία* and Questions thereworth connected. The Class. Quat. XIV (1920) S 39–45.

14. E. T. Sage, Cicero's use of the *Senatus consultum*. Ebd. S. 200 ff.

15 T. Frank, Cicero and the *Poetae novi* Am. Journ. of Phil. XL, (1919) S. 396–415

16. M. V. Rost, A visit to Cicero's Tusculanum. The Class. Phil. XVI, 1, (1920). Vgl. Phil. WS. 1922 S. 187.

17. T. Peterson, Cicero, a biography. Berkeley 1920. Vgl. Phil. WS. 1922 S. 225 ff. (A. Klotz).

Sprachliches Material bringt bei:

18. H. Blase, Zum Konjunktiv im Lateinischen: 2. Der Konjunktiv im bedingenden Satze. Glotta XI (314) [vgl. Jb. 46 (1920) S. 75].

Die für alle Hauptformen des Bedingungssatzes beigebrachten Parataxen verbieten es, in dem Konjunktiv des bedingenden Satzes eine ursprünglich dem *utinam* — Satz entsprechenden Wunschsatz zu sehen. Es kann also der Optativ, der ja zu der großen Klasse von Konjunktiven gehört, die wir als Jussivus bezeichnen können, nicht die ursprüngliche Form sein, wie Kroll, Glotta VII 117 ff., angenommen hatte. [Vgl. Jb. 44 (1918) S. 168 f.]

Zum Schluß sei noch hingewiesen auf:

19. Th. Birt, Römische Charakterköpfe. 4. Aufl. Leipzig (Quelle & Meyer).

Am Schluß sind jetzt Anmerkungen beigegeben; über Ciceros Briefe S. 334–338 (zu Pompejus, Cäsar Mark Anton).

20. W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung. 2. Aufl. hg. von P. Groebe. 5. Bd.: Pomponii, Porcii, Tullii. 3. Teil (Schluß des Bandes). Leipzig 1919, Bornträger.

21. A. Rosenberg, Einleitung und Quellenkunde zur römischen Geschichte. Berlin 1921, Weidmann.

Für uns kommen zwei Abschnitte in Betracht, die zur Einführung in das Problem sich empfehlen: (21.) „Ciceros Briefe: Entstehung der Sammlungen" (S. 75–81) mit Angabe der Ausgaben und der wichtigsten Literatur am Schluß [ich vermisse die musterhafte Ausgabe von Sjögren] und (22.) „Der historische Wert der ciceronischen Briefsammlung" (S. 82–84), der 'nicht zum mindesten darin liegt, daß in ihr so ziemlich alle politischen Größen jener Zeit zu Wort kommen'.

22. F. Aly, Ausgewählte Briefe Ciceros und seiner Zeitgenossen. Anmerkungen für den Schulgebrauch. 3. Aufl. Berlin 1922, Weidmann. 61. S.

Nachtrag (1922)

Diese „Anmerkungen", im übrigen nur ein anastatischer Neudruck, bieten fast ausschließlich grammatische und stilistische Hilfen. Auf das Sachliche verzichtet er fast ganz, vielleicht deshalb, weil er die historische Übersicht und die die einzelnen Briefe verbindenden Zusammenhänge im Textband (8. Aufl. 1913) vorweg genommen hat. Und doch liegt gerade auf sachlichem Gebiet die Schwierigkeit für das Verständnis so manchen Briefes. Die Kritik von Th. Schiche [Jb. 25 (1899) S. 320f] war wirklich berechtigt. Viel scheint sich nicht geändert zu haben, da die neue Auflage im Vergleich zur ersten nur ein Plus von zwei Seiten aufweist.

23. J. Ziehen, Textkritische Bemerkungen zu den Briefen Ciceros. Phil. WS 1922 S. 499–504.

Z. macht folgende Vorschläge:

1. ad Att. I 13, 1: *Accedit eo, quod mihi non utilis qui usque* (statt *ut quisque*) *in Epirum proficiscitur.*
2. ad Att. II 18 (Schluß): *ego vel cum pereo* (statt *egove cuperem*).
3. ad Att. VIII 3, 2 *non fiat ullus* (statt *non futurus*). *non . . . ullus* = 'bedeutungslos', 'vernichtet', 'abgetan'.
4. ad fam. VI 5, 213: *queat. Adde eam spem* (statt *Quare ad eam sp.*).
5. ad fam. XVI 23, 1 *da legam, quid egerit.*
6. ad Att. XV 13: *venisse M. Scaptium eumque nequire palam ad se tamen clam venturum esse.*
7. ad fam. I 1, 2. *Marcellinum tibi esse iratum vis* (statt *scis*).
8. ad Att. X 18, 1: *nam illa Hortensiana omnia facere infitias ituri* (oder *infitiaturi*) *et homo nequissimus* etc.
9. ad Att. XV 8 *ridebatur* (statt *videbatur*). *Solet* (statt *Sed*).
10. ad Att. XV 11, 2 *velle enses se* (statt *velle esse*) *dixerat.*

Charlottenburg. A. Kurfess.

Ciceros Reden

Ciceros Rede über das Imperium des Cn. Pompeius. Für den Schul- und Privatgebrauch erklärt von Friedrich Richter und Alfred Eberhard. Sechste Auflage, bearbeitet von A. Kurfess. 8. 104 S. Leipzig 1919. B. G. Teubner.

Die Einleitung wurde vielfach verbessert und um zwei Abschnitte (Überlieferung der Pompeiana, Klauselgesetz) erweitert, die besser in den Anhang gesetzt worden wären. Nikomedes, der Bithynien den Römern vermachte, soll „gegen E. 74" gestorben sein. Wegen des vielen andern, das in diesem Jahre geschah, muß sein Tod doch wohl mit Ferrero 75 angesetzt werden. Stark umgearbeitet und erweitert ist das Kapitel über Ciceros politische Entwicklung bis 66 v. Chr.; hier werden einige Vorurteile gegen Cicero zerstreut.

Im Texte der Rede finden sich 72 Abweichungen von der 5. Auflage. Der Kommentar ist vielfach umgearbeitet und muß von den Verfassern der eigentlichen Schulausgaben gründlich geprüft werden. § 11 verbinde man *lumen exstinctum* ohne Komma. § 13 *ceteros in provincias]*. Die Lesung *ceteras* scheint mir einen Widerspruch zwischen Vordersatz und Nachsatz zu ergeben. — 15. *cum hostium copiae non longe absunt . . . pecua relinquuntur]*. Wenn feindliche Truppen in der Nähe stehen (während längerer Zeit), läßt man ab vom Vieh, d. h. man behält lieber sein Geld als es in der Viehwirtschaft anzulegen (zur Produktion von Fleisch, Wolle, Milch, Butter, Käse, zumal in den Sennhütten der Bergweiden), so daß wenige junge Tiere aufgezogen, wenige zur Sömmerung auf den Weiden angemeldet werden. K. meint: „so läßt man das Vieh zurück, d. h. das Vieh wird sich selbst überlassen und steht führerlos auf den Triften". — 31. *exterae gentes]*. K. liest nach H *terrae, gentes* „den Küstenländern werden die Binnenländern gegenübergestellt". Aber des Pompeius Macht reichte nicht weiter als 75 km vom Meere (Vell. 2, 31). — 32. *numquam a Brundisio]a* steht des besseren Klanges wegen, wie 34 *tamen a me* st. *tamen mihi*, 57 *anne* st. *an* vor *p*. — 50 *is erat adigendus]*. Fünf Kürzen nacheinander sind unschön (besser in einem Wort 21 *domicilia*).

Druckfehler: § 19 *id bellus*. — § 57 S. 88 tilge man die dritte Zeile und man setze dafür: *ac postulanti. Utrum ille, qui postulat ad tantum bellum lega*. — 58. Man lese: *Cn. Pompeio socius*, ebenso zu 65 *libidines*: *conferte huius libidines cum illius* (Marcelli) *continentia*.

M. Tulli Ciceronis scripta. Vol. VII, 586 S. 8 (Fasc. 21—25). Vol. VIII, 492 S. (Fasc. 26—29), herausgegeben von Alfred Klotz und Fritz Schöll. Leipzig, B. G. Teubner, 1914—1918.

Die Hefte 21—28 umfassen die Reden seit der Rückkehr aus der Verbannung, das letzte Heft Titel und Bruchstücke verlorener Reden. Heft 25a bringt zum siebenten, Heft 29a zum achten Band Vorreden über die Überlieferungsgeschichte und die wichtigste Literatur und knappe Indices. Vor jeder Rede steht eine Zusammenstellung des handschriftlichen Materiales. Eigene Argumente der Herausgeber, wie C. F. W. Müller sie bietet, fehlen; dagegen finden sich vor manchen Reden Argumenta und Testimonia von Scholiasten und alten Autoren. Der Hauptwert der Ausgabe liegt in dem unter jeder Textseite stehenden Apparat, der viel Mühe kostete und der Textkritik große Dienste leistet. Verderbte Stellen sind oft ungeheilt abgedruckt, mit einem Kreuz oder Zeichen der Lücke versehen; der Apparat bietet dann meistens Heilungsvorschläge. Während andere Ausgaben, die durch die gesamte Überlieferung des Altertums am besten beglaubigte Schreibweise durchführen, ergibt hier der Grundsatz, daß an jeder Stelle die hier am besten überlieferte Schreibung der Handschriften aufzunehmen sei, eine mittelalterliche und inkonsequente Orthographie. So schreibt Klotz de har. resp. 47 *coniuncxisse;* dagegen hat er pro Cael. 55 *fincxisse* und hat Schöll Phil. 2, 18 *decocxisse* geändert. Dazu empfinde ich die übertriebene Sparsamkeit und die rhetorischen Eigenheiten in der Setzung von Kommata unangenehm, namentlich aber die zahlreichen Druckfehler im Texte, welche das Vertrauen auf die unbedingte Zuverlässigkeit des wertvollen Apparates schwächen.

Fasc. 21. Orationes, cum senatui gratias egit, cum populo gratias egit, de domo sua, de haruspicum responsis. Recognovit A. Klotz. 1915. 158 S. M. 1,40.

Über die handschriftlichen Grundlagen und den Text der vier Reden post reditum hat Klotz 1913 im Rhein. Museum (LXVIII S. 477 bis 514) gehandelt. Zu dem, was ich darüber JB 1913 S. 284—286 bemerkte, füge ich nur weniges bei.

Or. in senatu. 8 ut vero *init* magistratum]. Man setze *iniit*. P bietet *inid*, das aus *iniit* verschrieben ist. — 9. *quod ante* in re publica *non* fuerat . . . manere potuisset]. Bleiben konnte nur, was war; *non* ist als unlogisch zu tilgen. — 14 ist *beluus* wohl richtig (statt *belua*), aber *litteras* (statt *litteris*) *studere* billige ich nicht. — 27. nequis ulla ratione rem inpediret; qui *id* impedisset]. Das in GE zugesetzte *id* ist grammatisch unrichtig und stilistisch unschön.

Ad Quirites. § 1 ist der Punkt hinter *deficeret*, wofür Klotz *deferveret* vermutet, unerträglich, ebenso § 3 *fili* als Nom. Plur. und § 7 das Perfekt *subit* neben *rediit*. — § 18 [cum] agente P. Lentulo]. Man schreibe *consule agente*, damit die folgenden Worte *ceteris magistratibus* klar werden. — 18 *ipsa reduxit* ist eine heroische Klausel. Nach einer Notiz auf S. 571 soll man hier der Klausel wegen *redduxit* schreiben, ebenso § 14 und 15 *redduceret*. — 20. Warum Klotz *si* (statt

cum) *careret patria* schrieb, verstehe ich nicht. — § 21. Marius *nihil nisi de inimicis ulciscendis agebat, ego de ipsis inimicis tantum quantum mihi res publica permittit cogitabo*] . Selbst gegenüber den Feinden will Cicero nur mit gesetzlichen Mitteln auf Vergeltung sinnen (de har. resp. § 7). Klotz meint, *ipsis* passe nicht zu *inimicis*, und schreibt mit Zielinski und Peterson *amicis*.

De domo. In der Stelle aus Quintilian *eius dubitari potest eius* soll es heißen: *de iure dubitari*, § 4 *ad hos transferas quos* (statt *quod*), 17 *fuga* statt *fruga*, 24 *abs-tulit*, 56 *sus-tinere*, 66 *daturum* st. *daturus* und *qui* st. *quid*, 84 *praeteriit* statt *praeterit*, 87 *redii* st. *redi*, 89 ut vim *adferant* (st. *adferunt*), 113 *maiora* st. *maiore*, 115 illam domum, 138 *caerimoniae*, 145 *caerimoniis*. 66 nach *dimicare* soll ein Komma stehen statt des Punktes.

§ 1 ist die unhaltbare Überlieferung *religionibus sapienter interpretando rem publicam conservarent* beibehalten, § 11 *propter varietatem* (Wandelbarkeit) *venditorum*. — 17 rem publicam . . . in id discrimen *quod* vocabatur non esse venturam]. Die Ausgaben boten nach G[1] *quo*, F. Schöll vermutete *in quod*. Klotz meint, *in* stehe *ἀπὸ κοινοῦ*, was mir allzu hart scheint statt *in quod discrimen vocabatur*. Ebenso soll § 18 *periculi non solum fame, sed etiam a caede* das *a ἀπὸ κοινοῦ* stehen; man lese: *a fame, a caedibus*. Auch zu de prov. cons. 1 *cum* ⟨*in*⟩*universam rem publicam, tum etiam erga meam salutem* bemerkt Klotz: *nisi forte erga ἀπὸ κοινοῦ positum*, und pro Balbo 56 *saepe ad alienos homines, saepe ad infimos* hat er das erste *ad* nach P weggelassen.

68 me consuluisse rei publicae, cessisse tempestati, amiciorem vobis ceterisque civibus quam mihi *extitisse* P[c]] *extitisse* ist Korrektur zu *acta est expetisse;* jedoch ist *acta est* in P von erster Hand getilgt. Es fehlt also nichts. Klotz schreibt im Text: ⟨extitisse nec aliam rem quam de qua⟩ acta est expetisse. Ich kann zu *acta est* kein anderes Subjekt finden als *tempestas* und ich vermag die Bedeutung dieser Worte nicht zu erfassen.

76 ist *emendanda* wohl aus *exoptanda* verderbt (vgl. in Pis. 32, p. Planc. 43). — 77 ubi tu te popularem, *nisi* cum populo ⟨vim⟩ fecisti; potes dicere?] *nisi* scheint verderbt zu sein aus *qui nihil*. Er hat nie den *populus*, die Centuriatcomitien, zusammengerufen (79, 86, 89). — 80 rerum iudicata⟨rum auctoritas⟩. In dem überlieferten *res tum iudicata* steckt wohl *decretum iudicum*. — 81 auctorem amplexaris] Statt *auctoritatem* verbesserte Matthias richtiger *auctorem eum*. — 87 fratre tuo altero consule reducente, altero praetore *petente*]. Über diese Stelle habe ich JB 1912 S. 355 gehandelt und *petente* P, *ducente* G, *dicente* V durch *tacente* ersetzt (man denke: *qui tacet, consentire videtur*). Q. Metellus Nepos, Konsul 57, war ein Vetter des P. Clodius. Klotz verwechselt ihn mit seinem 59 v. Chr. verstorbenen (nach § 26 *fratricida* von Clodius vergifteten) Bruder Q. Metellus Celer, indem er bemerkt: Q. Metello Clodiae coniuge. — 116 *sua virtute egentem* paßt nicht recht in den Zusammenhang, eher *sua vanitate egentem*. —

131 *ille in curia* ⟨*Concordiam*⟩. Man füge *posuit* hinzu. — 137 ab aequitum nota doloris bonorum omnium ... incideris]. Clodius hatte am Platze von Ciceros Haus nach § 132 ein *novum delubrum* errichtet, dort nach § 112 die *dea* Libertas aufgestellt, dieser einen Altar errichtet (§ 140) und auf ihn eine die Optimaten kränkende Notiz einhauen lassen. Statt *incidere in* c. acc. oder abl. findet sich dichterisch und nachklassisch *incidere* mit Dativ. Ich vermute: *araeque turpem notam* (einen schnöden Tadel).

De harusp. resp. § 39 tilge man bei *subito* das *o*. § 23 ist *simpuio* aufgenommen nach P[1] statt *simpuvio* oder *simpulo*, 24 und 37 *adit*, das man mißverstehen kann, statt *adiit*, 42 *redit* P[1] und *frudaret* P statt *rediit*, *fraudaret* (vgl. de domo 90 *clausis* GMV, *clusis*P), 47 *coniuncxisse*, 49 *inperi* (sonst *imperii*, *imperi*), 54 *reccidat*. — 45 extr. scheint mir *videritis* P[1] richtig. — 50. Einige Optimaten begünstigten den Clodius *ne causam diceret* P. Diese Worte sind klar. Klotz schreibt mit GE: *ne meam causam diceret*. Das soll wohl heißen: daß er sich nicht wegen meiner Behandlung verantworten müßte. Es bedeutet aber: *ne* (*causam*) *pro me diceret*, daß er mich nicht verteidigte.

Fasc. 22. S. 159—250. Oratio pro P. Sestio. Recogn. A. Klotz. 1915. M. — 70. Man berichtige: 24 *nudum* (statt *nutum*), 47 in ipsa re gerenda, 68 *dissentiente*, 86 iudicium bonorum, omnia pericula, 90 *accusas* (st. *accussas*), 95 *idoneos*, 110 com-esset, 111 nescio, plura (nicht Punkt!), 122 *universo*, 144 *repressorem*.

Der Apparat ist reichlich; in großer Zahl sind die Konjekturen der Neueren zusammengetragen; auch finden sich manche sprachliche Erörterungen. Der gebotene Text befriedigt mich weniger. Oft ist ein kaum entbehrliches *est* zugesetzt, wie in andern Ausgaben, oft nicht, bald eine Konjektur aufgenommen (z. B. 89 *abiceret* statt *adfligeret*), bald eine notwendige Korrektur unterlassen. So stehen § 5 *haec* (statt *hae*) . . . *laudes* und 14 *poterint* (statt *poterunt*) unerträgliche Schreibfehler von P im Texte. — Arg verschrieben ist in P die Stelle § 7 *maximis praeteritas esse sediis*. Klotz vermutet: *maximis praeterea beneficiis*. Ich glaube richtig zu lesen: *maximis verae caritatis exemplis*, durch die größten Beweise einer wahren Hochschätzung. — § 72 ist in P ein *t* ausgefallen. Klotz liest: *non ille Serranus ab aratro*. *sed ex deserto Gavi Oleli rure* (nach Halm). Aber im P steht *olaeliore*. Es ist die Rede von *Gavius Ola*. Im Gegensatz zu Serranus besaß er kein gutes Ackerland, sondern nur sandigen und wenig fruchtbaren Strandboden, der sich nicht zum Ackerbau, nur zu Wald und Weide eignete, wie das Laurentinum des jüngeren Plinius (Epist. 2, 17). In *liore* steckt *litore*, Gegensatz zu *aratro*. Cicero macht eine Anspielung auf die sprichwörtliche Redensart *litus arare*, einen unfruchtbaren Boden bearbeiten, sich erfolglos bemühen (Verg. Aen. 4, 212. Ov. Trist. 5, 4, 48; Her. 5, 116).

§ 10. Cicero nennt das Dekret des Gemeinderates von Capua *vicem officii praesentis*, den Ersatz für eine persönliche Diensterweisung. Alle Änderungen sind verfehlt, so *vocem*, wie Klotz und andere schreiben. — 12. *Italiae callis]*. Dies ist wohl verschrieben aus *Etruriae vallis*,

wie das nachfolgende *totius Italiae* zeigt. — 13. Nach *relinquamus* setze man eine Interpunktion. — 18 in Scyllaeo illo aeris alieni tamquam in fretu]. Für diese Worte finde ich keine Erklärung. Mit Recht fehlt *tamquam* und das erste *in* in den Cicerohandschriften. Nun werden die Schulden des Gabinius als eine Wogenbrandung zwischen Scylla und Charybdis bezeichnet und das Vorgebirge Scyllaeum (gegenüber Messana) kommt nicht in Betracht. — 19. Statt *labi* ist *labei* nach der 5. Dekl. vorgezogen, sodann *derit* statt *deerit*, wie p. Balbo 4 *desse* nach G[1] statt *deesse*. — 21. hominum *opinione* nobilitate ipsa . . . commendatus] *opinioni* P[c] fort. recte. — 22. falsa opinione *errore* hominum ab adulescentia commendatus]. Statt *errore* vermute ich *amori*.

§ 28 equites Romanos vero daturos illius diei poenas, quo] *quo* schreibt man nach Ascensius, weil *illius* eine Erklärung verlangt; Klotz setzt *qui* nach P. Die Ritter heißen konsequent *equites Romani*; Klotz läßt *Romanos* weg, weil es bei Gellius 9, 14, 6 fehlt. Dieser fand in einzelnen Cicerohandschriften *illius dies*, indem sich das schließende *s* der andern Wörter auch auf *diei* verirrt hatte; Klotz druckt *dies*. — Er hat § 28 *dixet* aufgenommen nach Schol. Bob. statt *dixisset*, ebenso § 102 mit Mähly (Hss. *dixit*, Schol. B *dixisset*). — § 48 behält Klotz *Erecthei*; § 50 *ad infimorum ac tenuissimorum hominum Minturnis misericordiam confrugisse, inde* klammert er *Minturnis* ein, so daß *inde* haltlos ist. Das Wort ist aber zum Verständnis des Gedankens notwendig, und die Änderung *Minturnensium* (Lambin, Halm, Peterson) bedenklich. Cicero will sicherlich nicht die Bewohner von Minturnä insgesamt als *homines infimi* bezeichnen, sondern nur die Fischer, zu denen Mavius floh, die Pächter (*coloni* p. Planc. 26) und die Fannia, quae Marium in domum suam custodiendum Minturnis deductum ope quantacumque potuit adiuvit (Val. Max. 8, 2, 3). — 69 qui, cum in senatu]. Das die Satzkonstruktion störende *qui* ist zu tilgen. — 82 *citius quam vellem]*. Dies wird gestützt durch *grato quodam scelere*. Klotz schreibt nach Bake *vellent*, was mir nicht sinngemäß scheint. — 91 ⟨*ut*⟩ *moenibus* (nach Raun) stimmt zu Halms Erklärung. — 92 Horum utro uti *nolimus*, alterost utendum]. Klotz meint: *nolimus fortasse* indicativus est (vgl. Phil. 8, 4 V) und behält es bei. — 93 *bellum inferre quiescentibus, ut eorum]*. *Quiescentibus* ist substantiviertes Masculin. Klotz meint: quiescunt enim gazae nec repugnant; eorum ad *Syriae* respicit. — 102. Statt *te 'id* setze man *'te id*. — 112 [ut illam]. Ich vermute: *futuram*. — 113. *vementer*]. Bei Cicero ist *vehementer* überliefert, beim Schol. B. *vaementer*, indem das *a* aus EH verlesen ist. — 122. *exulare sinite]*. Klotz behält *sinite* als alte Indikativform für *sinitis*. — 127. *sine iis captivis*]. Klotz setzt dafür: *invitis Carthaginiensibus*.

Fasc. 23. S. 251—332. Orationes in P. Vatinium, pro M. Caelio. Recognovit A. Klotz. 1915. M. —.70.

Was ich zu Petersons Ausgabe der Rede gegen Vatinius JB. 1912 S. 350 bemerkte, gilt auch für diese. In den Testimonia lese man: morosa homini . . . fortunam qu*am;* § 26 corrupti *iudici* setze man *indicii*. § 14 steht nach P *succeperis*, aber 19 *susciperet*, 28 *suscepta*. — § 33. *cum clarissimis viris causam tuam esse coniunctam* wird gestützt

durch 30 *quod tibi commune cum summis viris esse videatur*. Klotz folgt Madvig: *cum clarissimi viri causa*. — Am Schlusse von § 36 fehlt ein Fragezeichen. — § 8 forum maestum, muta curia]. Auf dem Forum ging es bei den Gerichtsverhandlungen still zu, da Cicero nicht zu hören war; im Senat wurde oft lebhaft verhandelt (in senatu 25, p. Sest. 73). Man schreibe mit Schol. Bob. *forum mutum fuit, maesta curia* (vgl. in sen. 6, in Pis. 32). — 25 duo nefarios patriae proditores] *duo* scheint 'beide' zu bedeuten, *duos* 'zwei'. Klotz bemerkt zu dieser Stelle S. 43 (in Pis. 44): debebam ex Schol. B *duos* recipere; aber *duo* klingt hier besser.

Für den Text der Rede pro M. Caelio war wichtig die Feststellung der Lesungen der älteren Handschrift von Cluny durch A. C. Clark (1905), teils aus den Excerpten des Politian, teils aus den Marginalien des Cod. Paris 17749 (nicht 17479). Dazu ist nun für §§ 26—75 ein Papyrus gekommen. Klotz hat das handschriftliche Material und die neuere Literatur zu dieser Rede sorgfältig zusammengestellt und mit großem Scharfsinn und einer erstaunlichen Gelehrsamkeit durchgearbeitet, so daß der umfangreiche Apparat auch viele Stellen erklärt. So ergaben sich zahlreiche Abweichungen vom Texte der neuesten Ausgaben, von Clark (1905) und I. van Wageningen (1908).

§ 9 quod aetas]. Man setze *quoad*. — 19 fore testem senatorem, qui se pontificiis comitiis pulsatum a Caelio diceret]. Es ist mir nicht wahrscheinlich, daß dies der sonst von Cicero (z. B. in Vat. 24) mit Achtung behandelte Konsular, Triumphalis und Pontifex C. Curio sei. Dieser wäre nicht einfach als Senator bezeichnet und mit solcher Geringschätzung besprochen worden. Da aber nur ein Senator Zeugnis ablegen will, so ist dies doch wohl der bekannte Freund des P. Clodius Q. Fuvius Calenus (Phil. 8, 16). — 25 ne . . . oratio ad animos vestros sensim ac leviter accideret]. Das heißt, daß die Rede nur allmählich und nur schwach vernommen werde. Clark schreibt besser: *leniter accederet*, daß sie allmählich und sanft in die Herzen eindringe. — § 33 ist *succenseat* aufgenommen, obwohl der Papyrus *suscenseat* bietet, 74 *abit* statt *abiit* (P[1] *habiit*). Man schreibe § 27 *frustra*, 30 *vacationem*, 36 *plurimum*, 54 *dissimulandum*.

Fasc. 24. S. 333—470. Orationes de provinciis consularibus, pro L. Cornelio Balbo, in Pisonem. Recognovit A. Klotz. 1916. *M.* 1,40.

De prov. cons. § 9 steht *in Suria . . . cum turannis*, § 15 *Syriae gentibus et tyrannis*. — 34 ist *vinclis* (nach Zielinski) eingesetzt statt *vinculis* und *revirdescent* statt *revirescent* (vgl. Phil. 7, 1) mit Havet nach P[1] (wo doch in der nächsten Zeile *fidelicitati* steht statt *felicitati*), 42 *arbitrarem* nach P für *arbitrarer*. — 22. utinam etiam L. Lucullus . . . ille desiderat]. Madvig las wohl richtig: *illic adsideret*. Klotz hält *illic* für unpassend und setzt eine Lücke an. — 45 eius non solum tribunatus ⟨ratus⟩, sed etiam perniciosissimae res . . . iure latae videbuntur?]. Bei Klotz fehlt *ratus;* er meint, hier sei aus *iure latae ἀπὸ κοινοῦ* ein ähnlicher Begriff zu denken. — § 18. Über Ti. Gracchus war auf Liv. 38, 57, 4 zu verweisen.

Pro Balbo. In dieser Rede ist manches sachlich schwer verständlich und sprachlich ungewöhnlich, wodurch viele Verderbnisse enststanden. — § 12 ist das Citat über Xenocrates nicht verständlich, da *iuraret* vor *omnia* fehlt und *dicendae* vor *sententiae*. — § 27 nach *inperitissime* fehlt *dictum*, 36 setze man *conservanto*, 37 *communiter*. § 11 steht *audi* als Perfekt (für *audii*), 16 *extinxet* nach P statt *exstinxisset*. — § 15 steht im Text *excellat*, wie pro Planc. 60; Klotz zweifelt jedoch, ob nicht *excelleat* GE vorzuziehen sei, und in Pis. 94 hat er *excellent* (nach E) als Präsens aufgenommen statt *excellunt*. — Die Bewohner von Iguvium heißen § 46, 47 *Iguinates*.

§ 16 cuius igitur audita virtus dubitationi locum non daret, huius ⟨visa⟩ atque perspecta optrectatorum voce laedetur?]. Ich finde es hart, daß *huius* von *virtus* abhängen soll, und vermisse ein Substantiv. Vielleicht ist *atque* aus *aequitas* entstanden, und war der Satz symmetrisch gebaut. Die Verleihung des römischen Bürgerrechtes an Balbus war ein Akt des Billigkeitsgefühles. — 33 *a* capitis consecratione]. Wenn auch Klotz das *a* rechtfertigt, möchte ich es doch durch *id* ersetzen, um in dem Satz ein Wort zu haben, unter dem man das Gaditanum foedus verstehen kann. — 41 re denique multo ante Gadibus inaudita, fore ⟨ut⟩ huic ab illo periculum crearetur ××× gravissima *autem* in istum civem suum Gaditani senatus consulta fecerunt]. Die Annahme einer Lücke ist unbegründet; *autem* ist zu tilgen oder durch *statim* zu ersetzen. Statt *inaudita* (von *inaudire*) würde ich *audita* vorziehen. Der Inf. Fut. Pass. *creatum iri* ist durch *fore ut* umschrieben; *huic* ist der Angeklagte, *illo* der Ankläger. Klotz meint, nach *fore* fehle etwas; *huic* und *illo* seien unklar.

Den Text der Rede in Pisonem hat Klotz gegenüber den Ausgaben von Müller und Clark vielfach verbessert; der Apparat ist umfänglich und lehrreich. § 38 steht *redit*, 44 *perit* statt *rediit*, *periit*, 43 *Menturnensium*, 89 *Beroam*. Statt *ecquis*, *ecquid* ist das überlieferte *etquis*, *etquid* aufgenommen. — 12 egere *foris esse* Gabinium]. Klotz schreibt mit Madvig *sordidissime*; mir scheint *durissime* näher zu liegen. — § 15 vos adiuvistis]. Statt dieses Wort für interpoliert zu erklären, vermute ich *vos adflixistis* (nämlich *patriam*), vgl. *res publica adflicta* p. Sest. 1 u. 5, ad Att. VIII, 11 C und D 6. Die Überlieferung *interire patriam* ist wohl richtig; vgl. § 18 *interitum rei publicae*. — § 1 steht nach E *putridi dentes*, § 19 nach T *putidae carnis*, während E *putridae* bietet; man schreibe auch § 1 *putidi*. — § 32. quae meus discessus rei publicae vulnera inflixit]. Das kann nicht die Meinung des Piso sein; der Konj. *inflixerit* (nach Bake) erscheint mir als fehlerhaft. — 44 ex ea te imperatore]. Bake stellte her: ex ea *a* te, entsprechend *ab altero*. Seltsam meint Klotz: rectius Cicero ablativo absoluto solum tempus significat. — 46 *furialibus taedis* V bezeichnet Fackeln, die denen der Furien ähnlich sind. Hier war *furiarum* aufzunehmen. — 54 Marcium, quorum]. Nach meinem Dafürhalten sollte man umstellen: *Marcium adventu isto tuo domi fuisse otiosum, quorum tu legatorum... afuisses*, so daß *quorum* sich auf L. Flaccus und Q. Marcius bezieht. — § 61 schreibt Klotz nach V richtig: *in campo Martiali* (auf dem Mons

Caelius), nicht *Martio*. — 64 videre equites Romani non possunt] sie können es nicht ertragen, dich zu sehen (vgl. de domo 65; Sest. 106). Dazu wurde die Erklärung *nolunt* gesetzt; V bietet *nolunt non possunt*. Klotz hat *nolunt* aufgenommen. Ich verstehe nicht wie daraus *non possunt* entstehen konnte. — 69 nihil *expiscatus est]*. Klotz erklärt: exquisivit funditus cognovit. — 70 contra *senatorem]* nicht *imperatorem*: Da Philodemus mit dem jungen Piso (§ 68) zu verkehren begann, war dieser noch nicht *imperator*. — 98 [te] indemnatum videri]. Daß *te* getilgt werde, damit *indemnatum* den Nachdruck erhalte, scheint nicht nötig.

Fasc. 25 S. 471—586. Orationes pro Cn. Plancio, pro Rabirio Postumo. Recogn. A. Klotz. Oratio pro Scauro; recogn. F. Schoell. 1916. M. 1,20.

Pro Plancio. § 24 summisi *me* et supplicavi] *me* ist bei Klotz ausgefallen. § 62 hat sich *eminus* T in den Text verirrt statt *emimus*. — § 2. me . . . salvum *videre* voluerunt]. Klotz behält *videre* gegen den Sprachgebrauch, weil durch die Weglassung eine heroische Klausel entsteht; auch wünschte man den heimkehrenden Cicero zu sehen. — § 7. tu *man* dignitatis iudicem putas esse populum?] Statt *man* vermute ich *comitiis*, bei den Wahlen (vgl. § 9 non enim comitiis iudicat semper populus). — § 14 nihil iam est quod populo supplicetur, nihil quod diribitio, nihil quod supplicatio magistratuum, renuntiatio suffragiorum expectetur]. Statt *supplicatio* wäre *precatio* üblicher. Der die Wahl leitende Magistrat begann die Verkündigung des Ergebnisses *more institutoque maiorum* mit einem Gebet (Mur. 1). Die Änderungen der Herausgeber scheinen mir unbegründet. — § 33. Der letzte Satz wird von Nohl mit Recht als Frage aufgefaßt. Ebenso ist 88 *esset igitur pugnandum cum consulibus* als Frage zu bezeichnen (hätte ich . . . sollen?). — § 45 ist *respectent* (zurückerwarten) beibehalten gegenüber *exspectent* (Lambin). — 49 omnium, *ut*, ne si]. Bei Klotz steht *et* statt *ut* (irrtümlich?). — 50 quin omnis ad te conversura fuerit multitudo]. Klotz hält die Hinzufügung eines *se* nicht für nötig. — 63. Statt *putabis* setze man *putat*. — Cicero sagt zum Ankläger L. Cassius: *Facile patior . . . id te accusantem tamdiu dicere, quod ego defensor sine periculo possim confiteri*. Diesen klaren und schön gebauten Satz hat Klotz verwirrt, indem er aus E *defensori* aufnahm. Er erklärt: *si Plancium ego accusarem ac tu defenderes*. Dieser Erklärung widerspricht *possim* (statt *possem*), und sie verträgt sich nicht mit den folgender Worten *atqui . . . confiteor*, wo Cicero wirklich gesteht. — 65 me *e* provincia decedere]. Klotz beseitigt den lästigen Hiat, indem er mit Freund *de* schreibt (E mea e). — 71. Man trenne: *et quemquam*. — 75. Quo usque ista dicis]. Klotz schreibt besser *dices*. — 89. Man lese: ob illam⟨virtutem⟩.

Pro Scauro. § 3 liest Schöll nach T: *quis invenitur . . . qui se ipsum morte multavit* (vulg. *ipse morte multavit*). — § 13 sollte nach *commoti* kein Punkt stehen, da das Vorhergehende von *obliviscendum* abhängt. — 29 steht *peiurio* (für *periurio*), 33 *suscessor* T und *parvagata*.

Pro Rabirio Postumo. Den Text dieser Rede hat Klotz 1915 im Rhein. Mus. S. 611—621 besprochen (vgl. JB. 1917 S. 127). —

§ 19 steht zuerst *reduceret*, dann der Klausel wegen *redduceret*; § 29 *non ut* hat sich ein zweites *non* eingeschlichen. § 32 lese man *etiamne;* § 41 sollte das Komma vor statt hinter *incredibilis* stehen. § 28 kann man lesen: hoc enim nomine utitur *quaestor aerarii*. An sechs Stellen kann ein lesbarer Text nicht hergestellt werden.

Fasc. 26. S. 1—66. Oratio pro T. Annio Milone. Recognovit A. Klotz. 1914. M. —,60.

Praefatio Q. Asconi Pediani. 3, 31. Die Wahl eines Interrex war *ostalores*, eine *usitata res*, nicht eine *stata res*. 4, 28 *recepit* soll hier für *se recepit* stehen. — 4, 40. Die Fulvia hatte die Leiche ihres Mannes entblößt und, wie es ihre Pflicht war (vgl. Plato, Phaedo 63 extr.), mit warmem Wasser (*calda*) gewaschen, so daß man die Wunden besser sah. Statt *caldatum* schreibt Klotz *cruentatum*. — 7, 26 abreptos et perductos ... per duos menses]. Es fehlt nichts; *per duos* ist Korrektur zu *perductos* und dieses zu tilgen. Pro Milone. Über den Text dieser Rede handelte Klotz im Rhein. Mus. 1915 S. 368—79 (vgl. JB. 1917 S. 126). — § 13 de eius interitu quis potest credere, senatum iudicium novum constituendum putasse?] Man entferne das rhetorische Komma, ebenso 39 nach *plebei*. — § 14 nisi vero aut ille dies, quo T. Gracchus est caesus, aut ille, quo Gaius, aut (ille, quo) arma Saturnini, etiamsi e re publica, oppressa sunt, rem publicam tamen non vulnerarunt]. Die Hanschriften haben nach *Saturnini* ein unbegreifliches *non*. Klotz setzt es in den Text, als ob *arma* Subjekt zu *vulnerarunt* sei, und meint, *non* sei wohl ex vulgari usu loquendi wiederholt. — § 16. *domui* suae ... *domi* suae]. Auch an erster Stelle bieten HE *domi*; *domui* in TW ist fehlerhaft. — 30. Haec *sicut* exposui, ita gesta sunt]. So bieten die Cicerohandschriften. Klotz schreibt *si ut* nach der Überlieferung bei Quintilian und Schol. Bob., womit Cicero seine eigene Erzählung unpassend anzweifelt. — 53 ist nach *cogitandum est* ein Fragezeichen zu setzen. 79 steht *vivos, mortuos*, besser 90 *vivus, mortuus*. Gut ist 90 *esset ausurus* (ET *ausus*), seltsam 104 *o — di immortales — fortem* ... *virum*, so daß *o* zum Accus. gehört. § 32 lese man *illi* statt *ille*, 48 *efflantem*, 49 *insidioso*, 55 *et* (nicht *aut*) *ancillarum greges*, 77 *cunctam*.

Fasc. 27. S. 67—119. Orationes pro M. Marcello, pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro. Recognovit A. Klotz. M. —,50. Editio minor, 36 S. M. —.30.

Der Text der drei Reden an Cäsar ist mit großer Sorgfalt festgestellt, die Auswahl der Lesarten aus den drei Klassen der Handschriften gut getroffen. Man lese Marc. 13 *sus—ceptam*, Lig. 3 *quo audito*, 24 *voluntas conventus* (ohne Komma), Deiot. 10 *alienigena*, 31 *Scaurumque*. — Marc. 26. Berühmt wird man durch Verdienste *vel in suos civis vel in patriam*. Cäsar hat viele Gegner begnadigt und soll nun im Vaterland eine feste Ordnung begründen. Klotz meint: recte in *y* vocem *civis* omissam esse pro certo habeo. neque enim recte inter se opponuntur *sui cives* et *patria*, rectissime autem *sui* et *patria*. Mir ist *sui* ganz unklar; der Gegensatz der „Bürger" und der Staatsordnung findet sich schon § 25: omnium salutem civium cunctamque rem publicam.

Über den Text der Rede für Ligarius hat Fr. Schöll 1900 im Rhein. Museum gehandelt (vgl. JB. 1901 S. 217—219). Nicht gut scheint mir *tum* (statt *antea* oder *iam*) Lig. 3 *qui tum praetor Africam optinuerat*. Billigung verdient Lig. 16 *utetur* (statt *utitur*), zweifelhaft ist 21 *excusari* und der Plural *agebant*.

Fasc. 28. S. 121—390. Orationes in M. Antonium Philippicae XIV. Recognovit F. Schoell. 1916. M. 2.

Fritz Schöll, Über die Haupthandschrift von Ciceros Philippiken nebst Bemerkungen zu Stellen dieser Reden. Heidelberg 1918, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. gr. 8. 34 S. M. 1,25.

Schöll konnte für seine Ausgabe dieser Reden den Vaticanus Basilicanus V nicht selbst einsehen. Dagegen verschaffte ihm der Präfekt der Vaticanischen Bibliothek eine vorzügliche Schwarz-Weiß-Photographie der Handschrift, auf der auch die Rasuren und Korrekturen deutlich hervortreten. Aus diesem Hilfsmittel konnte Schöll im Apparat der Ausgabe manche Ergänzungen und Verbesserungen der bisherigen Angaben über V bieten.

In dem Heft der Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie erörtert er die kritischen Zeichen, die in V vorkommen, die vielen Abkürzungen, die Schwankungen und Fehler in der Orthographie. Dann handelt er über 56 Stellen im einzelnen.

Der Apparat der Ausgabe ist allzu knapp. Einige brauchbare Emendationen sind nicht erwähnt, wie 1, 3 *de quo* Stangl; 2, 75 *quid ⟨dic⟩es* Busche, 77 *illius* statt *illim* (Nohl, Laubmann), und manche Schreibfehler von V verunzieren den Text, statt daß sie in den Apparat verwiesen wären, wie 5, 36 *censeo*[*r*].

Im Text ist 2, 44 *te* vor *inspiciamus* ausgefallen. 2, 60 steht *meque e* statt *meque a*. 4, 15 steht *Catileinam* nach V; sonst ist *Catilina* durchgeführt, obwohl V auch 2, 1 *Catillina* und 4, 15 *Catulinae* (Hundsfleisch) bietet. 5, 20 Mylasis neben 6, 13 *Mylassis* entspricht dem Schwanken der griechischen Autoren. Druckfehler sind wohl: 1, 35 maioris tuos; 2, 3 pudicitae; 3, 7 honor*i*s und 5, 13 homin*i*s als Acc. Plur.; 4, 13 maior*i*s als Nom. Plur.; 4, 15 (ebenso 13, 10 und 14, 10) la*c*trocinium; 5, 30 c*e*nsensu; 7, 21 frequentissim*ei*; 9, 14 exstinguntur; 14, 20 *nomine* statt *nomini;* 14, 38 maior*i* als Abl. Das Perfekt *redit* korrigiert Schöll zu *rediit* (10, 22; 13, 19, 27). Nicht verständliche Kommata stehen 2, 64, 67 und 5, 7.

1, 13 fuerit ille Brutus]. Schöll setzt: ille *L.* Brutus. — 1, 15 setze man *metus* statt *metu*, wie Schöll S. XLIV berichtigt. — 1, 21 legem manere V, daß das Gesetz bestehen bleibe, scheint mir besser als was Schöll vermutet: legem emanare. — 1, 35 sine quo nec beatus nec clarus nec *unctus* quisquam esse omni *potestate*]. Schöll vermutet: *omni potest parte;* vielleicht verdient *pote⟨st tempe⟩state* (in jedem politischen Sturme; cf. de domo 68, p. Sest. 139) den Vorzug. *unctus* ist verschrieben aus dem häufigen *sanctus*, unantastbar (cf. 2, 60 ut vestris legionibus sanctus essem, 103 sanctissimi viri).

2, 9 audaciae tuae, quem]. Ich ziehe *quam* V vor. — 11 p. aut Clodius V]. Schöll liest: *ac* P. *Clodius*. — 30 utrum illi . . . homicidinae ne

sint an vindices libertatis]*ne* ist schlecht bezeugt und kaum richtig. — 63 veniamus ad splendidiora]. Schöll entscheidet sich für *splendida.* Doch findet sich die heroische Klausel bei Cicero zuweilen, und die Ironie wird durch den Komparativ klarer. — 68 rostra spolia]. In V steht *rostran*, das *n* ist wohl aus *et* verlesen. — 85 escendis]. Klotz VII, p. 8 empfiehlt *ascendis.* — Gut ist 86 *ut serviremus* (Röhl) statt *ut servires*, wie die nachfolgenden Worte zeigen. — 91 omen [n]omne]. Die Form *nomne* steht in keiner Handschrift und nimmt sich im Text übel aus. — 102 steht *praestrinxti* nach Nonius statt *perstrinxisti.* — 106 liest Schöll (nach F. W. Schmidt): sed *comminus* inter omnes constabat; aber die Bestimmung „sogleich, sofort" widerspricht dem Imperfekt *constabat* und paßt nicht zu diesem Verbum. — 114 *cum esse Romae regem licebat* scheint mir das getilgte *regem* durchaus notwendig. — 115 schreibt Schöll *hac num⟨mum compil⟩atione*, 118 mit D: *Respice, quaeso, aliquando rem publicam, M. Antoni.*

3, 26 M. Antonius]. Der Index bemerkt: nomen corruptum videtur. Aber dieser Mann wird auch S. 10, 2 als Ankläger des Milo genannt; denn nach Mil. 40 kann dort nicht der spätere Triumvir M. Antonius gemeint sein. — 3, 38 senati populique]. D senatus. Da in dem Antrag fünfmal der Gen. *senatus* steht, halte ich *senati* für einen Fehler in V. Gleich urteile ich 4, 1 *spem recuperandae libertatis* über die Auslassung des Wortes *libertatis.* Auf diesem ruht der Nachdruck, wie der nächste Satz und der Schluß der Rede *ad spem libertatis exarsimus* zeigen. — 4, 8 ist *defenderit* aufzunehmen. — 5, 5 ist Stangl's Verbesserung *Cotylam ante* nicht erwähnt; gegenüber *iam* erwartet man eine Zeitbestimmung. — 5, 6 ist wahrscheinlich *diripiendae urbis* zu lesen. — 5, 8 Nach *tempestas* (scil. *fuit*) darf nicht ein Punkt stehen, da der Folgesatz mit *ut* anzuknüpfen ist. — 5, 39 *adduci*[*re*]? Dies ist irreführend. In V steht *addecere*, die Vulgata ist *adducere* (Subjekt *id*).

6, 5 ille se flumine Rubicone, ⟨ille⟩ ducentis milibus etc. Man wiederhole: *ille se.* — 14. L. Antonius erhielt eine Statue als Patron der *tribuni militares*, qui in exercitu Caesaris *duobus* fuerunt. Statt *duobus* schrieb Garatoni *bis*, und Sternkopf erklärt: „Sie wurden wie Magistrate jedesmal für ein Jahr gewählt." Darnach wären Tribune gemeint, die mindestens zwei Jahre bei Cäsar gedient hatten. Denselben Sinn will wohl Schöll erreichen, indem er *⟨stipendiis⟩duobus* schreibt. Cicero denkt kaum hieran. Er sagt: *multi fuerunt multis in legionibus per tot annos.* Ich ergänze *bellis*, in beiden Kriegen, dem bellum Gallicum und dem b. civile.

7, 3 schreibt Schöll: partis patrocinium ⟨bonae⟩, kaum richtig, da eher *partium optimarum* stehen würde. Ursinus schrieb richtig *pacis patrocinium*; denn in der ganzen Rede bekämpft Cicero einen Friedensschluß mit Antonius.

11, 13 wurde *exui aere alieno*, sich seiner Schulden entledigen, in V verderbt zu *exercere alieno.* Die geringeren Handschriften bieten: *exire aere alieno.* Schöll schreibt unverständlich: *exercire aere alieno.* Man würde doch erwarten: *exsarcire aes alienum*, seine Schulden gut

machen (vgl. Ter. Heaut. 143, Q. Cic. de pet. cons. 45). Weil hier die Gläubiger mitreden, steht nicht das Aktiv *exuere aes alienum.*

12, 14 quod di omen averterit V. Schöll liest mit alten Ausgaben *averterint.* Ich glaube, daß *averterit* aus *avertant* verschrieben sei (wie l n bieten; vgl. 13, 7 und 41; 14, 26). — 23 setzt Schöll nach Andeutungen in Scholien ⟨*mulio*⟩ *ille.*

13, 30 quid reliquos clarissimos viros [com]memorem? Ich sehe nicht ein, warum das Simplex *memorem* hier besser sei. — 34 si modo possit]. Die Lesung in l *si domi esse possit* scheint mir richtig; nur dazu paßte der folgende Satz. — 36 difficile est credere . . . putare]. Da *putare* durch Priscian gesichert ist, wurde *credere* von Madvig u. a. mit Recht getilgt. — 41 Caesari . . . Caesarem]. Da zuerst Octavian gemeint ist, dann aber der Diktator, sollte man aus mehreren Handschriften *patrem Caesarem* aufnehmen. — 47 haec . . . partes]. Man setze *hae.* — Die Schlußworte der 14. Rede *si illi vixissent* (nach Cod. Oxon.) *qui morte vicerunt* sind fehlerhaft; es müßte *viverent* heißen.

S. 390. Es gab auch eine 15., 16., 17. Philippica. L. Simon „Eine unbekannte Philippica" (Jahrbuch. für klass. Altertum 1911, S. 412 bis 417) vermutete, daß zwischen V und VI wohl eine Rede ausgefallen sei. Am 4. Jan. 43 hielt Cicero im Senat eine Rede, deren Inhalt Appian C. c. 3, 52—53 in Oratio recta wiedergibt. Sie war zu kurz, um eine eigene Nummer im Corpus der Philippischen Reden zu bilden. Nach der Senatssitzung erstattete Cicero in der 6. Philippica dem Volke Bericht über den Senatsbeschluß; er stellt ihn als verfehlt dar, ungefähr so, wie er ihn im Senat bekämpft hatte. Schöll sagt darüber (S. XXXIV): L. Simon tam debilibus usus est argumentis, ut refutatione non egeat.

Fasc. 29. S. 391—493. Orationum deperditarum fragmenta. Recognovit F. Schoell. 1917. M. 1,40.

Schöll stellt hier mit großer Gelehrsamkeit zunächst A. die Nachrichten und Fragmente für 19 verlorene Reden zusammen. In dem Citat aus Quintilian zu Corn. I, 29 *quo quidque accusator modo dixerit* fehlt *modo.* In toga cand. 19 sollte vor 9 stehen, wie die Notiz des Asconius zu 9 zeigt. 15—18 sind ein zusammenhängendes Stück und sollten nur eine Nummer tragen.

Es folgen B. Incertarum orationum fragmenta. Nr. 5 *ne illa quidem testimonia recito, quae dicta sunt de HS $\overline{DC}$* findet man in der Cluentiana § 99. Nr. 25 gehört offenbar zur Rede für M. Tullius.

Daran schließen sich C. Tituli orationum deperditarum cum testimoniis. Das Wort *deperditarum* ist so zu verstehen, daß diese Reden von Cicero vorgetragen, aber niemals schriftlich ausgearbeitet wurden. Die Zeugnisse sind hauptsächlich aus Ciceros Briefen und Reden, aus Asconius und Quintilian genommen. Die einzelnen Titel wären besser chronologisch als alphabetisch aufgeführt worden. Das Verzeichnis ist nicht vollständig. So fehlt die Rede im Stadtrat zu Syrakus (70 v. Chr., Verr. 4, 10) eine Rede de Sullae bonis 66 v. Chr. (Cornel. 1, 34), eine Rede in einer Kapitalsache für A. Gabinius vor dessen Prätur (16 v. Chr.; ad Quir. 11), eine Rede im Senat am 4. Jan. 43.

Pro Bestia, S. 474. Hier war zu sagen, daß Cicero nicht bloß eine Rede für L. Bestia hielt, sondern sechs. L. Sempronius Atratinus, der Ankläger des M. Caelius, war der Sohn dieses Bestia, wie Münzer im Hermes (XLIV, 135) festgestellt hat, und die Worte pro Cael. 7 *meum erga te parentemque tuum beneficium* beziehen sich auf diese erste Verteidigung des Bestia. Darauf beziehe ich auch die an Laterensis gerichteten Worte pro Planc. 83: te idcirco in ludos causam conicere noluisse, ne ego mea consuetudine aliquid de tensis misericordiae causa dicerem, quod in aliis aedilibus ante fecissem. Caelius erneuerte die Anklage (p. Cael. 15, 56, 76), und Cicero verteidigte den Bestia noch fünfmal; bei der sechsten Verteidigung wurde Bestia verurteilt (Phil. 11, 11).

S. 476. Wohl mit Recht nimmt Schöll an, daß Cicero den Catilina niemals verteidigte. Nun bedarf aber die Stelle de prov. cons. 24 einer Erklärung, wo Cicero von den Verschwörern sagt: cum partim mihi illorum familiares, partim etiam me defendente capitis indiciis essent liberati. Welcher der Verschworenen war von Cicero verteidigt worden? Unter den von Sallust c. 17 aufgezählten Männern kann nur C. Cornelius in Frage kommen, der am Morgen des 7. Nov. 63 mit Vargunteius zusammen Cicero in seinem Hause ermorden wollte. Es scheint, daß dies der frühere Volkstribun war. Er wurde als Verschwörer verurteilt (pro Sulla 6) und verschwand aus der Öffentlichkeit. So tadelte denn Vatinius (in Vat. 5) Cicero wegen der Verteidigung des Cornelius.

In Gabinium S. 477 und pro Gabinio S. 485 waren zusammenzufassen und seine Verteidigung in der causa capitis vorauszuschicken.

S. 484. Schöll meint S. XLIII, er hätte eine Rede in Ser. Naevium anführen sollen. Doch gab es eine solche eigentlich nicht; sie war bloß ein Stück der Rede pro Titinia. Statt *sc. Cottae* setze man *sc. C. Curio.* Cotta hatte vor Cicero für Titinia gesprochen.

S. 493. Der Scholiasta Bobiensis kannte eine Rede Ciceros 'si eum P. Clodius legibus interrogasset'. Cicero hatte 58 v. Chr. erwartet, daß Clodius ihn vor den Tributcomitien anklagen werde (vgl. de domo 56f.) und für diesen Fall eine Verteidigungsrede für sich ausgearbeitet. Da er dann aber ohne eine gerichtliche Verhandlung verbannt wurde, blieb diese Rede geheim; aber in den vier Reden nach der Rückkehr schöpfte Cicero viele Angaben und Gedanken aus ihr. Weil sie also nie gehalten und durch die Behandlung der andern Reden genügend aufgeklärt wurde, ersparte sich der Schol. Bob. die Mühe, sie zu kommentieren. Er sagt: quae oratio videtur post mortem eius inventa. Stangl verstand richtig, die Rede sei von Tiro in Ciceros Nachlaß vorgefunden worden. Schöll meint: immo a rhetore, sie sei von einem Rhetor erfunden worden.

Fasc. 29a. S. I—XLIV und 495—516. Voluminis VIII praefatio. index. Confecerunt A. Klotz et Fr. Schoell 1918 M. 1,20.

Klotz handelt hier (im Januar 1914) über die Überlieferung der Miloniana durch die Cicerohandschriften, Asconius, Quintilian, Gellius und die Scholia Bob., darauf über die drei Klassen der Codices zu den drei Reden an Cäsar. — Schöll gibt Nachträge zu den Testimonia und dem Verzeichnis der Ausgaben und Erklärungsschriften

und berichtigt einige Stellen im Text der Philippicae und der Fragmenta und in dem Apparat dazu. Weitaus die beste aller Handschriften der Philippischen Reden ist der Vaticanus H 25 aus dem 9. Jahrhundert, der oft verglichen wurde (von Faerno, Muret, Garatoni, Bursian, Ströbel u. a.). V schließt bei XI, 22 *virum;* doch sind bei XI, 17 ein Stück aus XII (12—23) und der Anfang von XIII (bis 10) eingeschoben. — Neben V steht ein Dutzend geringere Handschriften zur Verfügung, D (= Codices deteriores oder decurtati). Schöll führt sie der Reihe nach vor und erörtert ihre Verwandtschaft und Benutzung. Sodann gibt er Auskunft über die vorhandenen Fragmentensammlungen zu Cicero und die Besonderheiten der seinigen und fügt Erörterungen zu einzelnen Fragmenten bei.

A. C. Clark, The descent of Manuscripts. 8. XVI und 464 S. Oxford 1918.

Der unermüdlich tätige Lateinprofessor in Oxford, Herausgeber Ciceronischer Reden und des Asconius, faßt hier die Ergebnisse langjähriger Forschungen zusammen. In einer dem Studium der alten Handschriften (Hss.) wenig günstigen Zeit hat er eine erstaunliche Gelehrsamkeit und mühevolle Arbeit darauf verwendet, die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Hss. alter Schriftsteller, römischer, griechischer und patristischer, methodisch festzustellen, so auch der Hss. zu Ciceros Reden, auf die ich mich beschränke.

Clark geht aus von den Auslassungen. Pro Cael. 27 qui [in hortis fuerit, qui] unguenta sumpserit (nach Donat) fehlen die eingeklammerten Worte in den Hss. zu Cicero, indem ein Abschreiber des Archetypus nach dem ersten *qui* irrtümlich beim zweiten weiter fuhr. Für solche kleinere oder größere Auslassungen zwischen gleichen Wörtern bringt C. im Verlaufe der Untersuchungen viele Beispiele. Fast ebenso leicht wurde beim mechanischen Abschreiben eine Zeile übersprungen. Im Harl. 2687 fehlen Verr. V, 168 die Worte crucem tolleretur. Sed quid ego plura de Gavio? quasi tu Gavio tum fueris. Diese Worte füllen im Lag. 29 eine Zeile aus. Aus diesem also stammt erstere Hs. Clark zeigt, daß W, die von Wrampelmeyer verglichene Hs. 205 in Wolfenbüttel, aus Σ, dem Parisinus 14749 (vgl. JB. 1906, S. 215), oder einer Abschrift von Σ stammt. In 10 Fällen fehlen in W volle Zeilen aus Σ, und in vier von diesen ist ein Wort zerschnitten. In 33 Fällen ging der Kopist von einem Punkt in die folgende Zeile über. 43 mal also läßt W Zeilen aus Σ weg. Daneben finden sich andere Auslassungen, von denen einzelne vielleicht Zeilen der Zwischenhandschrift entsprechen. — Im Lag. 24 fehlen de lege agr. 2, 86 die Worte: altera Roma quaeretur. In id oppidum homines nefarii rem publicam vestram, welche im Lag. 39 eine Zeile bilden. Dieser war also hier die Vorlage zu Lag. 24. Aber in Pis. 1 wurden im Lag. 24 von erster Hand die Worte ausgelassen: mentis est, hic in fraudem homines impulit, hic eos quibus est ignotus. Diese füllen eine Zeile im Lag. 13, der also hier Vorlage zu Lag. 24 war.

Die Hss. sind teils in langen Zeilen geschrieben (mit 60—86 Buchstaben), teils in Spalten. So ist *P*, der Parisinus 7794 (9. Jahrhundert)

in zwei Spalten geschrieben mit 36—43 Zeilen, durchschnittlich mit 34 Buchstaben in der Zeile. Er enthält neue Reden Ciceros, post reditum, pro Sestio, Caelio, Balbo, in Vatinium, de provinciis consularibus. Halm meinte, G (der Gemblacensis 5345), E (Erfurtensis) und H (Harleianus 4927) seien aus Pab geleitet. Aber A. Klotz (vgl. JB. 1912, S. 353) fand, daß GE eine selbständige Überlieferung darstellen. Clark versteht dies so, daß aus dem Archetypus zu P neben diesem eine zweite Abschrift gemacht wurde und GE aus dieser stammen. In dieser Vorlage standen pro Cael. 38 folgende fünf Zeilen (zu 20—23 Buchstaben): filii causa est expeditis / sima. quid enim esset in quo / se non facile defenderet? / nihil iam in istam mulie / rem dico., sed si esset aliqua. Davon hat G[1] die drei ersten, E die drei letzten Zeilen ausgelassen. In GE sind 20 Worte aus har. resp. 46 in § 50 versetzt, aber in P nicht. Daß GE, wenn auch nicht aus P, aus einem gemeinsamen Archetypus stammen, ergibt sich aus einer Blätterverschiebung. Pro Cael. 17 accommodavistis bis 27 convivium (138 Zeilen bei Klotz) stehen in P GE (130 Zeilen später) nach 36 timiditatem. Klotz bemerkt: apparet in archetypo duos quaterniones locum mutasse; Clark nimmt ebenso eine transpositio foliorum an. In H ist die Ordnung nicht gestört.

Kap. V handelt von den Palimpsesten zu Cicero. C = Vat. 5751 aus dem 4. Jahrh., zu de re publica (S. 124—138), hat zwei Spalten mit Zeilen von 8—13 Buchstaben und 15 Zeilen auf der Seite. Eine Spalte hat 135—174 Buchstaben, eine Seite 289—340, durchschnittlich 305 Buchstaben, wie Clark durch Zählung der Buchstaben auf 20 ausgewählten Seiten ausrechnet. — I, der bei einem Brande vernichtete Turiner Palimpsest enthielt einzelne von Peyron zusammengestellte Blätter aus dem 4. Jahrhundert mit Fragmenten aus 11 Reden. Sie waren in zwei Kolumnen geschrieben mit 21 Zeilen zu 18 Buchstaben, doch das letzte Blatt in Zeilen zu 37 Buchstaben. Dieses bot gekürzte Stücke aus den Briefen an Furtanius und Trebianus (VI, 9, 10); Clark hat es abgedruckt und besonders erörtert. — *A*, der Ambrosianus aus dem 5. Jahrhundert, ist in drei Spalten geschrieben, mit 24 Zeilen auf der Seite und durchschnittlich 12 Buchstaben in der Zeile. Er enthält Stücke aus den Reden für Scaurus und Tullius, die aus derselben Hs. genommen sind, dann für Flaccus und Caelius.

Wichtig ist der Palimpsest zu den Verrinen, *V* (= Vaticanus 2077) aus dem 4. Jahrhundert, in zwei Spalten geschrieben, mit 20 Zeilen auf der Seite und 18—19 Buchstaben in der Zeile. Er besteht aus 101 Blättern; manche Seiten sind aber nicht mehr lesbar und einige sind vom Schreiber leer gelassen. Für Verr. I—III bieten die Stücke in V eine gute Überlieferung. Die lange Partie Verr. IV, 19 *navem* bis V, 70 *maxime* fehlt in V gänzlich. Für die übrigen Teile von Verr. IV und V gaben Meusel (1876), Nohl (1885) und Emil Thomas (1894) dem Text von R (= Regius Parisinus 7774 A) den Vorzug vor den Lesungen in V. Peterson (in seiner Ausgabe, 1907) achtet auch hier V für ebenbürtig. Aus den Fehlern in V weist Clark nach, daß seine Vorlage 9—12 Buchstaben in der Zeile und 20 oder 21 Zeilen auf der Seite hatte.

R, im 9. Jahrh., in karolingischer Zeit geschrieben, in zwei Kolumnen mit 21 Zeilen auf der Seite und 21—24 Buchstaben in der Zeile, enthält Verr. IV (bis 151 *dies*) und V (mit Auslassung von 162 *se* bis 171 *civitatis*). Im Anfang sind 200 Blätter verloren gegangen, welche Raum boten für die fünf ersten Reden im Prozeß gegen Verres.

S (= Parisinus 7775) aus dem 13. Jahrhundert bietet außer Verr. IV und V noch I, 90 Dolabellae bis 111 singulari. Er ist abgeschrieben aus R vor seiner Verstümmelung oder einer Hs. von gleichem Ursprung. Aus S aber stammt *D* (= Paris. 7823) aus dem 15. Jahrhundert, wichtig für die Divinatio, Actio I und Verr. I—III. Für Verr. II und III kommt dazu *O* (= Lag. 42), in welchem diese zwei Reden aus einer besseren Quelle genommen sind als die andern. Einige Stücke von Verr. II finden sich auch in *C*, dem Cluniacensis in Holkham aus dem 9. Jahrhundert, geschrieben in zwei Kolumnen zu 24 oder 25 Zeilen mit 24—27 Buchstaben, nämlich §§ 1—30, 112—17, 157—83 (vgl. JB. 1906, S. 220).

Sämtliche sieben Verrinische Reden finden sich vor in p (= Parisinus 7776), einer Hs. aus dem 11. Jahrhundert mit 27 Langzeilen zu durchschnittlich 62 Buchstaben auf einer Seite. I, 130 hat p allein die Worte *sic abusus est* gerettet. Die Vorlage war zuweilen unslesbar und der Schreiber ließ dann Raum frei. Eine zweite Hand p^2 hat diese Stellen bis auf vier ausgefüllt und am Rande 32 Zusätze gemacht, welche Clark aufzählt. II, 61 bieten die Hss. und Ausgaben *amplam* statt *ansam* (Handhabe); p^2 setzt *occasionem* hinzu und Clark nimmt dies an, wohl mit Unrecht. Die Vorlage zu p scheint Zeilen zu 34—37 Buchstaben gehabt zu haben. IV, 52 fehlt die Zeile *scuta si quando conquiruntur a privatis*. Dann folgen 384 Buchstaben des Textes (= 11 Zeilen). Dann fehlt wieder eine Zeile der Vorlage: *obscurissime per magistratum solebant*. Eine Liste von 68 Stellen mit verschiedener Wortstellung in den Hss., eine zweite von 51 Stellen mit Auslassungen in einem Teil der Hss., eine dritte von 22 Stellen mit verschiedenen Fehlern ergeben keinen sichern Schluß über die Verwandtschaft des V zu den andern Hss.

Das lange Kap. VI (S. 162—211) ist den Hss. zu den Philippischen Reden gewidmet. Über die Haupths. V (= Vaticanus) habe ich schon oben bei Erwähnung der Abhandlung von Fritz Schöll († 1919) gesprochen. Die Blätter I—VIII sind im 8. Jahrhundert in halbuncialen Buchstaben geschrieben worden, in drei Spalten mit 30 Zeilen zu 17—18 Buchstaben auf der Seite, so daß die Seite 1441 bis 1730, der gesamte Abschnitt mit Auflösung der Abkürzungen 25147 Buchstaben zählt. Er enthält in Pis. 32 tamen bis 74 hoc. Dann sind vier Quaternionen verschwunden. Die Blätter 9—80, erst im 9. Jahrhundert in karolingischen Minuskeln geschrieben, enthalten pro Flacco 39—54, pro Fonteio 11—49 und Phil. I—XIII, 10. Die Schrift wird fortwährend enger; auf Blatt 37 stehen 1625 Buchstaben (18 in der Zeile), auf Blatt 62 aber 1878, auf Blatt 80 gar 2239 (25 per Zeile). Der Schreiber verstand den Inhalt nicht, schrieb Fehler getreulich ab und machte neue dazu; verschiedene Hände besserten

später nach. Die Vorlage U, aus der V stammt, war geschrieben in drei Kolumnen zu 30 Zeilen mit 16—19 Buchstaben. Infolge einer Blätterverschiebung in U sind Phil. XI, 17 zwischen vir und tutem zwei spätere Abschnitte eingesetzt: a) XII, 12 sumus — 23 corpo (5828 Buchstaben = 8 Seiten zu 26 Zeilen), b) XIII, 1—10 acerbam (5826 Buchstaben). Der Abschnitt XI, 22 fortissimum bis XII, 12 pos fehlt.

Alle übrigen Hss. der Philippischen Reden. die man als D (= deteriores) zusammenfaßt, haben drei Lücken: II, 93—96 (1423 Buchstaben), V, 31—VI, 18 (= zwei Bogen), X, 8—10 (1419 Buchstaben). Sie flossen aus derselben Quelle Q, wie V, worüber namentlich Paul Lutz gehandelt hat (vgl. JB. 1908, S. 276). Q hatte Zeilen mit 26—32 Buchstaben. Daraus stammen wohl die nur in V² erhaltenen Worte I, 30 *urbe incendio et caedis metu liberata.* Eine solche Zeile bildet V, 53 Garatonis Ergänzung *auctoritatem secuti libertatem p. r.* Aus Q stammte P als gemeinsamer Archetypus von V und D. Zwischen P und V aber nimmt Clark noch zwei oder mehr Zwischenglieder U mit drei Kolumnen an, ebenso zwischen P und D eine Hs. mit Zeilen von 19—22 Buchstaben. Ein Schreiber von U ließ Phil. VII, 6 zehn Zeilen von P aus (te usus . . . dico sed); sie wurden dann bei § 11 nachgetragen und stehen dort in V zwischen *quod* und *erat.*

Phil. II, 94 empfiehlt Clark (S. 191) die Lesung: impetrarat, apud mortuum ... computarat pecuniam (ohne imperarat). — II, 110 liest er: pulvinaria noluisti (ohne *contaminari*, das ich für notwendig halte). — V, 30 stellt er her: sumus, adfui ipse, cum. — VII, 4 ist zu schreiben: me quidem. semper, uti scitis, adversatum (nicht *adversarium,* das Clark behält).

Mit Phil. XIII, 10 *acerbam* endet V. Von hier an kommt namentlich die Hs. von Tegernsee (in München) zur Geltung, geschrieben im 11. Jahrhundert in Zeilen mit 75—80 Buchstaben mit einigen Auslassungen. Sie schließt bei XIV, 25 *avertit.*

C, der Cluniacensis in Holkham, enthält auch Stücke aus den Reden gegen Catilina, für Ligarius und für Deiotarus. Clark berechnet S. 239, daß ursprünglich wohl auch die Rede für Marcellus darin gestanden habe. Er nimmt diese Reden im Kap. IX zusammen mit denen für Fonteius, Flaccus, Cluentius, Murena, Milo. — Für die Cluentiana ist die Hauptquelle der Laurentianus M aus dem 11. Jahrhundert, mit langen Zeilen zu 70 Buchstaben. Er hat vier große Lücken (102 causa — 107 quaerunt, 127 corrupto — 132 standum, 149 dicenda est — 154 tunc, 176 quendam — 182 virorum honestissi) und bricht bei 192 *rebus* ab. Seine Vorlage hatte 35 Zeilen auf der Seite und 54—56 Buchstaben in der Zeile. — S. 304 erwähnt Clark p. Murena 67 *si mercede conducti obviam candidatis issent.* Einige Hss. bieten *mercede corrupti.* Clark meint, daß kein Particip nötig sei; er tilgte *conducti* schon 1905 in seiner Ausgabe. Dies ist mir nicht verständlich; wir müssen doch ein Subjekt (geworbene Leute) haben. Die Änderung con—rup—ti lag nahe

Für die Rede pro Milone sind bedeutsam B, die Excerpte des Bartolommeo da Montepulciano im Laur. LIV, 5, und Σ, Randnotizen im Paris. 14749. Beide stammen, wie Clark 1905 erwiesen hat, aus einer alten Hs. von Cluny. Mit *BΣ* stimmt meistens der Harleianus 2682 überein. Alle drei haben §§ 18—37 eine Lücke. Dazu kommen fünf Blätter des Turiner Palimpsests (§§ 29—32, 34—36, 72—75, 86—88, 92—95), der Erfurtensis und Tegernseensis. Alle Hss. haben im Anfang von § 34 eine Lücke, und nur der Palimpsest enthält die Worte *fuerit . . . solutam.* 300 Buchstaben sind verloren.

Sämtliche Hss. der Reden gegen Catilina und an Caesar stammen nach Clark aus einem gemeinsamen Archetypus mit 17 Zeilen zu 9—13 Buchstaben, also 175—182 Buchstaben in der Spalte. Eine solche ausgefallene Zeile stellt Cat. IV, 14 Putsches Ergänzung *omnium generum* dar. Eine andere fügt Clark IV, 13 hinzu: necatum, *e re p. necatos*, da die Berechtigung der Tötung angedeutet werden müsse, was Sternkopf ablehnt. Aus diesem Urkodex stammte eine Hs. mit Zeilen von 21—23 Buchstaben, aus welcher der Clem. 498 und der Vossianus abgeschrieben wurden, und eine andere mit Zeilen von 37—39 Buchstaben, welche die Vorlage zum Ambrosianus 29 war.

War eine Hs. fertig geschrieben, so wurde sie meistens von einem Korrektor mit der Vorlage oder einer anerkannten Hs. verglichen. Dieser tilgte Dittographien und stellte Auslassungen fest. Die fehlenden Worte fügte er am Rande bei und brachte wohl im Texte ein Auslassungszeichen an. Die Kap. II u. III handeln von diesen Omission marks und den Marginalia, die teils vom Schreiber einer Hs. aus der Vorlage übernommen oder neu angebracht teils von späterer Hand hinzugefügt wurden. — In den Schlußkapiteln überträgt Clark seine arithmetische Methode auf die Hss. einiger philosophischer Schriften Ciceros, auf die Hss. des Asconius und Plato und den Parisinus 2934 des Demosthenes.

Clark hat viele Hss. zu Cicero selbst verglichen; er hat in diesem Buche reiche und zuverlässige Sammlungen der Lesarten zusammengetragen; er zeigt, wie man sich aus den Fehlern einer Hs. ein Bild von ihrem Archetypus machen und die verwandten Hss. herausfinden könne. Er hat sich um die Feststellung des Cicerotextes große Verdienste erworben, wenn seine Ansichten auch nicht immer überzeugend sind.

Die neuen Auflagen, die bloß ein verändertes Titelblatt haben (wie die Ausgaben von H. Nohl bei G. Freytag), übergehe ich. Dagegen sei noch lobend erwähnt:

Desiderii Erasmi Roterodami Dialogus Ciceronianus. Ad fidem Editionis Basiliensis anni MDXL edidit Jo. Carolus Schönberger. Pars prior: textum continens. Augustae Vindelicorum. Literarisches Institut von Dr. M. Huttler M. Seitz. 1919.

Burgdorf bei Bern Franz Luterbacher.



Ciceros rhetorische Schriften

Der vorliegende Bericht, der ursprünglich die Jahre 1910—191 enthalten sollte im Anschluß an den im Jahre 1909 erschienenen Jahres bericht über die Jahre 1905—1909 von G. Ammon (in den Jahresberichten über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft), war im Herbst des Jahres 1918 druckreif fertiggestellt. Er enthielt folgende Abschnitte: A. Allgemeines (Quellenfragen), B. Die einzelnen Schriften, C. Theorie und Praxis (Rhetorik, Stil, Rhythmus), D. Ciceros rhetorische Schriften in der Schule, E. Fortwirken der rhetorischen Schriften Ciceros. Infolge der Ungunst der Verhältnisse konnte er nicht gedruckt werden. Inzwischen erschien (1919) Ammons weiterer Bericht über die Jahre 1909—1917 (Burs. Jb. 179, S. 1—162), der in folgende Kapitel eingeteilt ist: I. Benachbarte Berichte und zusammenfassende Darstellungen, II. Überlieferungsgeschichte und Handschriftenfrage, III. Die sieben Schriften, IVa. Einzelne Fragen (über Rhetorik), IVb. Prosarhythmus[1]), V. Quellen, VI. Cicero und seine Zeitgenossen, VII. Fortleben der rhetorischen Schriften Ciceros[2]), VIII. Ihre Bedeutung für die Gegenwart. Nach längerem Bedenken habe ich mich entschlossen, nur die Abschnitte B und D mit den entsprechenden Ergänzungen (bis 1921) zu veröffentlchen, da diese auch die philologische Kleinarbeit und die Bedürfnisse der Schule berücksichtigen, so daß der Bericht in der kurzen Fassung manchen eine erwünschte Ergänzung zu dem Ammons sein wird[3]).

Zur Einführung diene neben Schanz, Gesch. der röm. Lit. I 2[3] (München 1909, S. 292—312) und W. S. Teuffels Gesch. der röm. Lit. I[6] (neu bearb. von W. Kroll, Leipzig und Berlin 1916. §§ 162, 177a, 181, 182), sowie Ed. Norden, Die antike Kunstprosa I[3] (Leipzig und Berlin 1915 S. 212—233, dazu Nachträge S. 15f.) — die lesenswerte, populär gehaltene Abhandlung von W. Kroll, Cicero und die Rhetorik (Neue Jahrb. XI [1903] S. 681ff.); die wissenschaftliche Grundlage zu

---

1) Als Ergänzung dazu: A. W. de Groot, De numero oratorio Latino. Groningen 1919 (angezeigt von G. Ammon, Berl. Phil. WS. 1920 Nr. 11). Derselbe stellt eine größere Arbeit über die Geschichte des lat. Prosarhythmus in Aussicht (vgl. Phil. WS. 1921 S. 504).

2) Inzwischen ist erschienen die für die Analyse im einzelnen (ohne freilich die Quellenfrage entscheiden zu wollen) wie für die Textkritik wichtige Abhandlung von W. Kroll, Quintilianstudien. Rhein. Mus. 73, 3 (1920) S. 243—272.

3) Rhetorik, Rhythmus u. ä. sind jeweils in Luterbachers Bericht über Ciceros Reden berücksichtigt worden.

diesem auf der Philologenversammlung zu Halle gehaltenen Vortrag bildet eine Untersuchung im Rhein. Mus. LVIII 552—597. Zu dem Besten, was über Rhetorik geschrieben worden ist, gehört: Jo. Stroux, De Theophrasti virtutibus dicendi (Leipzig 1912). Diese durch scharfe Quellenanalyse und Interpretation ausgezeichnete Arbeit wirft manches für Ciceros rhetorische Schriften, besonders den Brutus, ab; am Schluß findet sich eine treffende Beurteilung des Rhetors Cicero.

Was die Überlieferung der rhetorischen Schriften anlangt, so kannte man bis zum Jahre 1422 die drei Bücher de oratore und den Orator nur lückenhaft, vom Brutus hatte man überhaupt keine Ahnung. Da entdeckte man in Lodi, als Bischof Gerardus Landriani nach Privilegien suchen ließ, in einer Truhe eine Handschrift, die so altertümlich geschrieben war, daß man sie an den Gelehrten Gasparinus Bargizza, der sich schon Jahre lang mit der Überlieferung der rhetorischen Schriften abgab, weitergab, um sie zu entziffern. Dieser codex Laudensis, der spätestens 1428 wieder verschollen ist, enthielt vollständig die drei Bücher de oratore, den Orator, Brutus, de inventione und den Auctor ad Herennium. Es gilt also für die Textkritik den codex Laudensis zu rekonstruieren; das ist der eine Zweig der Überlieferung. Dazu kommen die codices mutili die ebenfalls auf gute Überlieferung zurückgehen können. Die Schwierigkeit besteht nun darin festzustellen, was Gasparinus aus den codices mutili in seine Abschrift des Laudensis aufgenommen und was er selbst an Vermutungen hinzugefügt hat[1]).

Übrigens muß die Reihenfolge der rhetorischen Schriften in dem Codex L auffallen — die übrigen rhetorischen Schriften haben eine Sonderüberlieferung, die Topica sind sogar im Corpus der philosophischen Schriften überliefert —; davon hat gehandelt

Th. Stangl. Wie alt ist die unchronologische Reihenfolge der oratorischen Bücher Ciceros? B. Phil. WS. 1914 S. 315—320.

St. weist nach, daß die Reihenfolge der oratorischen Bücher jünger ist als Hieronymus, bei dem wir folgende Reihenfolge finden (adv. Ruf. I 16, tom. II 471 Voll.): ad Herennium, De inventione, De oratore, Orator. Im Pseudasconius lesen wir: De oratore, Orator, Brutus.

Gesamtausgaben

Über die Ausgabe von Friedrich, Leipzig 1891, hat Stangl (B. Phil. WS. 33 (1913) S. 105ff.) den Stab gebrochen. Viel besser, aber gleichfalls unzulänglich ist die Oxforder Ausgabe: M. Tulli Ciceronis Rhetorica. Recognovit brevique adnotatione critica in-

---

[1]) Dieses Problem behandelt in mustergültiger Weise Joh. Stroux in dem soeben erschienenen Buche, das als kritischer Kommentar zu seiner demnächst erscheinenden Ausgabe anzusehen ist: 'Handschriftliche Studien zu Cicero de oratore. Die Rekonstruktion der Handschrift von Lodi.' Leipzig 1921, Teubner.



struxit A. J. Wilkins. Tom. I libros de oratore tres continens. Oxonii 1901. Tom. II: Brutus orator, de optimo genere oratorum, partitiones oratoriae, topica. Oxonii 1903 (Clarendon Press). Eine den Ansprüchen der Wissenschaft genügende kritische Handausgabe ist zur Zeit bei Teubner in Leipzig in Vorbereitung, von der bereits ein Bändchen erschienen ist. Die Bearbeitung der rhetorischen Schriften ist folgendermaßen verteilt: I 1 Rhetorica ad Herennium. Rec. Marx; I 2 Rhetorici libri sive de inventione. Rec. Stroebel (bereits erschienen) II 3 De oratore. Rec. Stroux; II 4 Brutus. Rec. Reis; III 5 Orator. Rec. Reis. III 6 De optimo genere oratorum, partitiones et topica. Rec. Stroux. — Bis zum Erscheinen dieser Ausgabe bleibt für den Orator die Textausgabe von Heerdegen (Leipzig 1884) die wichtigste. An kritischen Einzelausgaben seien ferner empfohlen die von Stangl: Orator, Leipzig 1885; Brutus, Leipzig 1886, die beide einen kurzen kritischen Apparat unter dem Text bieten; leider hat dessen Ausgabe von De oratore (Leipzig 1893) keinen kritischen Apparat. Stangl zeigt überall ein gesundes Urteil für die Textgestaltung. Für De optimo genere oratorum haben wir eine kritische Einzelausgabe in dem Programm von E. Hedicke (Sorau 1889).

Die einzelnen Schriften

I. Auctor ad Herrennium

Von dieser Schrift haben wir eine glänzende Ausgabe:

Incerti auctoris de oratione dicendi ad C. Herennium libri IV. Edidit Fridericus Marx. Lipsiae 1894, in aedibus Teubneri. Die Prolegomena (S. 1—184) unterrichten mit größter Ausführlichkeit über die einschlägigen Fragen. Dann folgte (S. 185—377) Text mit ausführlichem Apparat und den Testimonia, endlich die Indices, besonders ein ausführlicher Index Verborum (S. 387—554). Möge die kritische Handausgabe nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Dazu haben wir eine geschmackvolle Übersetzung, die nach Möglichkeit Fremdwörter vermeidet:

Vier Bücher an C. Herennius über die Redekunst. Ins Deutsche übertragen von Karl Kuchtner. München, Ed. Pohl, 1911. 156 S.

Vergl. bes. Bogoska, Über die Rhetorik an Herennius. Pauly Wissowa, Real.-Enc. IV 1608ff.

P. Wendland, Quaestiones Rhetoricae. Universitätsprogramm. Göttingen 1914. 22 S.

Der auctor ad Herennium behandelt zu Anfang des 4. Buches (§§ 1—10), wo er zu der Lehre vom Sprachgebrauch übergeht, die Verwendung des Beispiels. Diese Erörterung stellt sich als eine Einlage in die Techne dar; sagt doch der Verfasser selbst: *in superioribus libris nihil neque ante rem neque praeter rem locuti sumus.*

Ausgehend von der Behauptung des Verfassers, er benütze *praeter consuetudinem Graecorum* nur eigene Beispiele (§ 1), gibt zunächst

Wendland einen historischen Überblick über Praxis und Theorie der Verwendung des rhetorischen Beispiels bei den Griechen. Die ältere Generation, Korax, Gorgias, Antiphon bis herunter auf Isocrates, operiert durchweg mit selbstgemachten Beispielen. Dagegen Aristoteles, der als Philosoph zuerst auf die psychologische Wirkung der Redekunst hinweist, stellt als Grundsatz auf: Die rhetorischen Beispiele sind den Klassikeren, Dichtern sowie Prosaikern zu entnehmen. Diese peripatetische Richtung hat die ganze hellenistische Zeit bis zum Ende des ersten Jahrh. v. Chr. beherrscht (vgl. Demetrius *περὶ ἑρμηνείας*, den auctor *περὶ ὕψους*, Cicero und Dionys von Halicarnass).

Nach diesem historischen Überblick wendet sich W. der Interpretation von IV 1—10 zu. § 1—3 werden drei Argumente der Gegner, die zur Veranschaulichung ihrer Lehre Beispiele aus den Klassikern nehmen wollen, aufgezählt und dann widerlegt (§ 4—7 m). Demgegenüber entwickelt er eine Theorie vom selbst gemachten Beispiel: Bei der Auswahl des Beispiels ist vor allem zu tadeln, daß sie vielen Autoren, nicht einem entnommen werden; aber sie brauchen ja gar nicht von außen her geholt zu werden, sondern müssen vom Rhetor selbst gebildet werden (§ 7m—8 und 9, 10). Die scharfsinnige Quellenanalyse ergibt folgendes Resultat (S. 19):

„Jam vero patet doctorem eius adulescentuli, qui ad dictata magistri scholastica haec commentaria conscripsit, ut orti graecae quam exprimit aliunde inseruit illam de vitiosa argumentatione portem [II 31—46, cf. Marx p. 126ff.], ita commentationen illam de recta exemplorum ratione alii auctori, non technographo quam exprimit debere. graecus enim ille rhetor, qui [saec. II, cf. p. 12] de ratione exemplorum disputavit, antiquum illum usum et sophisticum et Anaximenem exempla gignendi retinebat et commendabat, neque dubium est, qui fuerint hellenistica aetate, qui hoc in genere inveniendi aliquid praestarent. contra doctor latinus, cum artem graecam, in qua aliena exempla ponebantur, latine verteret et ad hanc accomodare vellet alius auctoris contraria de exemplis praecepta novandi studio ductus, necessario in summas difficultates incurrit, unde nata est illa omissis nominibus simulandi et peculandi ratio."

Zum Schluß dieser interessanten und vielseitigen Abhandlung (S. 20—22) handelt W. noch von der pseudolukianischen Laudatio Demosthenis, die auf die neugefundenen Dialogfragmente (Freiburger Papyri hg. von W. Alg, Sitzgsb. der Heidelb. Ak. 1914, II 25ff.) einiges Licht werfen. Nach Wendlands Ansicht sind beide fingierte Gespräche ohne jeglichen historischen Wert, und zwar scheinen die Freiburger Dialoge von einem Rhetor ebenfalls des 2. Jahrh. v. Chr. zu stammen.

J. Tolkiehn, Zu den Dichterzitaten in der Rhetorik des Cornificius. Berl. Philol. WS. 1917, Sp. 825—830.

T. tritt gegenüber Marx (Ausgabe S. 132) für die Echtheit einiger Dichterzitate ein, die er einer nochmaligen Prüfung unterzieht. III 21, 34 *Iam domu⟨m i⟩tionem reges Atridae parant.* Wegen seiner äußeren Form kann der szenische Ursprung dieses Verses nicht beanstandet werden. — Die II 26, 42 angeführten Worte des Aiax hat Marx Pacuvius zuge-

schrieben. Die ῥῆσις des Aiax führt uns auf ein Stück, das den Streit um die Waffen des Achill zum Gegenstande hatte; das könnte auch aus Accius stammen. Darum Ribbeck mit Recht: ex incertis fabulis. — II 24, 38: über die dort zitierten Verse hat Marx das Verdammungsurteil gefällt. Jedenfalls gehören sie nach T. der römischen Literatur an und sind keine Erfindung eines Rhetors. Marx gibt Ribbeck (Röm. Frag. S. 188) Recht, wenn er die ersten vier Verse dem Cresphontes des Ennius zuschreibt; nur ist die Form *Cressipontem* (Wilamowitz schreibt *Ctesiphontem*) unmöglich; es ist der griech. Acc. *Cresphonten* zu lesen. Freilich das Urteil von Marx, der jene Verse als *satis frigidi* bezeichnet, bleibt bestehen. Aber auch „bei dem von den römischen Dichtern bevorzugten griechischen Muster Euripides ist nicht immer alles von erster Güte" (vgl. Luc. Müller, Enn. S. 289).

An textkritischen Bemerkungen sind zu erwähnen:

Th. Stangl, Zum auctor ad Herennium IV 55, 68. WS. f. kl. Phil. 1912 S. 886f.

Für das verderbte *stans* erwartet man einen Begriff wie *min(it)ans. imminens, urgens, trux* (Heinr. Jordan). Das führt St. auf die Vermutung: ... *evolat e templo Jovis: ⟨in⟩stans oculis ardentibus.* Vgl. Lucret. de r. n. I 62 ff.

Th. Stangl, Berl. Phil. WS. 1914 S. 1244, verteidigt IV 34 *non ipse facere statim coepi;* wie εὐθὺς ἀπ' ἀρχῆς ἀρξάμενοι demosthenisch ist (35, 27), so wird hier das Aorist-Ersatzverbum *coepi* durch *statim* verstärkt (vgl. Landgraf zur Rosciana § 26).

Ed. Fränkel, Glotta VIII 57, stellt IV 41, 51 *postero die* her trotz der Überlieferung *postera* im Herbipolitanus.

Th. Birt, Verlag und Schriftstellereinnahmen im Altertum. Rhein. Mus. N. F. 72. 2. Heft (1918) S. 312f.

Der Schulbetrieb setzt Schulbücher voraus, die natürlich massenhaft gekauft werden; das gilt besonders für die Lehrbücher des Rhetorenunterrichts, die dem Verfasser viel Geld einbrachten. Vgl. ad Herenn. I, 1: *non enim spe quaestus aut gloria* (*gloriae* [?] erwartet Birt) *commoti venimus ad scribendum, quem ad modum ceteri, sed ut industria nostra tuae morum geramus voluntati.* „Der Verfasser sieht sich genötigt zu beteuern, daß er sein Werk nicht *spe quaestus* schreibe; der Verdacht lag offenbar nahe, daß er es wie Plautus mache. Aber die andern Verfasser von Lehrbüchern machten es so; denn Cornificius (?!) schreibt *quem ad modum ceteri.* Der Durchschnitt rechnete dabei also auf Erwerb. Das beweist das *ceteri.*"

II. De inventione

Ed. Ströbel, Tulliana. Sprachliche und textkritische Bemerkungen zu Ciceros Jugendwerk De inventione. Programm des K. Luitpoldgymnasiums in München für das Studienjahr 1907/8. München, J. B. Lindl, 1908.

Rhetorici libri duo qui vocantur de inventione. Recognovit Eduardus Stroebel. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1915 (M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia vol. I, facs. 2).

Diese Ausgabe ist eine Musterleistung deutschen Gelehrtenfleißes. Ströbel hat sich Zeit seines Lebens mit Ciceros rhetorischen Schriften befaßt. Ihnen galt schon seine Dissertation „De Ciceronis de oratore librorum codicibus mutilis antiquioribus" (Erlangen 1883 = Act. sem. phil. Erl. III, 1). Ihr folgten eine Anzahl weiterer Arbeiten. Als Vorgänger Georg Ammons schrieb er für Bursians Jahresberichte den Bericht über die Literatur zu Ciceros rhetorischen Schriften aus den Jahren 1881—1893 (**80** [1894] S. 166—206 und **84** [1895] S. 319—367). Über die ältesten Handschriften zu Ciceros Jugendwerk. De inventione handelte er im Philologus 45 S. 469—508. Das oben genannte Programm endlich bildet die Prolegomena zu der vorliegenden Ausgabe, die als schlechthin musterhaft bezeichnet werden muß.

Nachdem St. im Programm kurz über die Handschriftenfrage und den Rhythmus, ein für die Feststellung des Textes mit Vorsicht zu gebrauchendes Hilfsmittel, gehandelt hat (S. 3—6), geht er im ersten Teil (S. 6—27) in einer sehr beachtenswerten Abhandlung ausführlich auf die „Charakteristik des jugendlichen Cicero und seiner Schreibweise" ein; der zweite Teil (S. 27—47) bringt „Einzelne sprachliche und textkritische Bemerkungen" (S. 27—47) zu mehr als 100 Stellen der Schrift. n der Tat eine gründliche Vorarbeit.

Die Ausgabe selbst orientiert in der Praefatio über die Überlieferung (vgl. oben S. 97): I. Codices mutili (Y), II. codices integri (I), III. Testimonia veterum. Die Hauptvertreter der älteren Überlieferung (Y), die alle aus dem 9./10. Jahrhundert stammen, sind 1. ein cod. Herbipolitanus (H), 2. ein cod. Parisinus (P), 3. ein cod. Sangallensis (S), 4. ein cod. Leidensis Vossianus (L), 5. ein cod. Corbeiensis oder Petropolitanus (R), der aber de inventione nicht vollständig enthält. Diese ältere und bessere Überlieferung zerfällt wieder in zwei Gruppen: HS und PL (R). Aber ihr Archetypus war bereits fehlerhaft und muß den Abschreibern von HP, da er anscheinend infolge zahlreicher Kompendien schwer lesbar war, große Schwierigkeiten bereitet haben. Darum hat auch die Gruppe der jüngeren, vollständigen Hss. (I), deren es unzählige gibt, von denen Ströbel eine ganze Anzahl auf den italienischen Bibliotheken selbst kollationiert hat, zumal für die beiden größeren Lücken, ihre Bedeutung. Wo also die beiden Hss.-Klassen auseinandergehen, ist ein beständiges Abwägen am Platze. Ja, zuweilen empfiehlt sich eine Vereinigung der Überlieferung (vgl. Progr. S. 28f.). Auf die Testimonia ist kein sehr großes Gewicht zu legen, da die Rhetoren, selbst Quintilian, keinen so guten Text unserer Schrift vor sich hatten, wie wir ihn in unsern maßgebenden Hss. (bes. HP) besitzen.

Der Text mit leider nur ausgewähltem kritischem Apparate, wie es der Zweck dieser Handausgabe erforderte, legt Zeugnis ab von gründlicher Kenntnis Ciceronianischer Schreibweise und zeigt größtmögliche Sorgfalt und Genauigkeit. Das Ganze beschließt ein Index nominum et rerum memorabilium.

Die Lebensarbeit dieser Gelehrten hätte es freilich verdient, in einer großen kritischen Ausgabe (ähnlich der des Auctor ad Herennium)

von Marx) niedergelegt zu werden. [Vgl. die ausführliche Besprechung von J. Tolkiehn, Jb. 45 (1919) S. 72/76].

Th. Stangl, Zu Cicero De inventione. Berl. Phil. WS. 1914, S. 1244—48.

St. erklärt die Überlieferung I 23, ohne etwas zu ändern: „Selbstverständlich muß man auch, wenn man Empfänglichkeit erzielen will, gleichzeitig Aufmerksamkeit erwecken" I 99 verteidigt er *nam si legis scriptor* ...; II 35 weist er Friedrichs Konjektur [*nota*] *esse in civitatem* zurück; II 134 liest er *se factiones videre* (cf. Bücheler, Rhein. Mus. XXXIV 352 zu Cic. or. schol. II 146, 11 *velut factio*).

Th. Stangl, Zu Ciceros rhetorischen Schriften I. WS. f. kl. Phil. 1914 S. 21f.

„Mündig werden" im rechtlichen Sinne heißt lat. gewöhnlich *in suam tutelam venire* (vgl. Cic de inv. II 122, de orat. I 180, Brut. 195, 197, Top. 44). Dagegen in der Wiederholung II 122 fehlt mit Recht in den guten Hss. das Possessivpronomen, da durch den Zusammenhang jeder Gedanke an *aliena tutela* ferngehalten wird. Ähnlich ist es nach Stangl de orat I 180 zu halten.

Th. Stangl, Zu Cic. de inv. I 99. WS. f. klass. Phil. 1920 S. 238.

Er liest: *tum singulas argumentationes transire* (sc, *oportebit*) *separatim*.

R. Philippson, Kritische Bemerkungen zu Cic. de inventione Berl. Phil. WS. 38 (1918) S. 628f. (Besprechung der Stroebelschen Ausgabe.)

An folgenden Stellen hält Ph. die Änderungen der Herausgeber für unnötig: I 16, 23 (p. 21, 7) *ad summam rei publicae* (statt *rem p.*), vgl. I 20, 28 (p. 25, 24) *cuius rei* ... *summam*; I 20, 28 (p. 26, 12) *evocavi* (statt *vocavi*); I 21, 29 (p. 27, 8) *rumorem* (statt *morem*), es folgt *opinionem*; II 2, 5 (p. 78, 11) *ille in sua pictura* (statt *illius in suo p.*); II 6, 22 (p. 85 1) *officio suo* (statt [*suo*]); II 8, 25 (p. 86, 4) *in causa faciendi* (nicht eingeklammert); II 13, 44 (p. 95, 2) *sed* statt *si*; II 18, 55 (p. 100, 20) *si milibus et exemplis et rationibus* (nicht eingeklammert); II 24, 73 (p. 109, 1) *ex quibus* — 2 *fecerit* nicht eingeklammert; II 30, 91 (p. 117, 6) *aut* nicht eingeklammert; II 57, 170 (p. 152, 14—19) *atque* ... *necessitudinis* ist nicht einzuklammern; *si* vor *licet* (Z. 14) ist beizubehalten; ebenso ist II 26, 77 (p. 111, 6—8) *et facti* ... ferre beizubehalten, nur ist vielleicht *aut* statt *et* zu lesen.

II 4, 15 (p. 82, 18) schlägt Ph. vor: *[constitutio] est [id est] quaestio;* I 25, 36 (p. 33, 14) *commitio* für *commutatio;* II 45/134 (p. 136, 24) *actiones* (nicht ⟨*f*⟩*actiones*). I 10, 13 (p. 12, 13ff.) liest er *at* ⟨*deliberatio ab demonstratio intentionis depulsio non est*⟩; *si igitur constitutio* etc.; I 3, 4 (p. 4, 15) ist *von iniuria* als zustimmendes Glossem zu tilgen. I 41, 76 (p. 56, 9—12) scheidet er *id ut* — *liceat* (statt *licet*) als altes Glossem aus. I 23, 23 (p. 30, 4) ist *sicuti* vielleicht verdorben aus *sec uti* = *speciem uti*. II 18, 56 (p. 101, 7) ist *indignatione* für *inductione* zu lesen; II 20, 61 (p. 103, 15) *sine ulla* ⟨*le*⟩*ge* statt des sinnlosen *re* (vgl. 101, 111 *qua lege*).

Joh. Tolkiehn, Der Titel der rhetorischen Jugendschrift Ciceros. Berl. Phil. WS. 1918 S. 1196—1200.

Für den Titel der Schrift beweisen sie Stellen aus Ciceros Werken selbst gar nichts, da die antiken Schriftsteller ihre Geisteskinder bei Zitaten fast nie mit dem richtigen Namen benannten. Auch auf Quintilian ist wenig zu geben, der nach Belieben abwechselt; nur soviel läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß Cicero für sein erstes rhetorisches Werk eine griechische Überschrift gewählt hatte, die von dem Stamme ῥητορ- gebildet war. Auch auf Grammatiker wie Servius (z. Aen. VIII 321) und Arusianus Messius (VII p. 501) ist kein Verlaß. Dagegen ist Priscian ein verhältnismäßig zuverlässiger Zeuge für die Testimonia. Bei ihm lesen wir II p. 469, 8 *Cicero rhetoricon II*, p. 489, 13 und 545, 2 *idem in I rhetoricon*. Somit ergiebt sich als Titel für Ciceros Jugendschrift *Rhetoricon libri*, vielfach abgekürzt *Rhetorica* (vgl. Academica, Paradoxa, Topica). Daraus entstand namentlich bei späteren Autoren und in den mittelalterlichen Hss. *ars rhetorica* bzw. *de arte rhetorica*.

III. De oratore.

L. Meister, Quaestiones Tullianae ad libros qui inscribuntur de oratore pertinentes. Diss. Leipzig 1912.

Diese vortreffliche Abhandlung des leider zu früh gestorbenen Gelehrten hat in unsern Jahresberichten 39 (1913) S. 171—176 eine sachkundige Besprechung und Würdigung von Joh. Stroux gefunden. Vgl. auch die Anzeigen von Th. Stangl, Berl. Phil. WS. 33 (1913) S. 105 bis 111 und von J. K. Schoenberger, WS. f. kl. Phil. 31 (1914) S. 1163ff.

Th. Stangl, Eine übersehene Handschrift zu Cicero de oratore und zum orator. WS. f. kl. Phil. 30 (1913) S. 128—142, 160—167.

Diese Abhandlung handelt von dem Kodex IV A 43 der Nationalbibliothek in Neapel, der der Kollegienkodex des Gasparinus Barzizius Bergomas zu Cicero de oratore und zum Orator, durch den wir zuerst erfahren, was für einen Mutili-Text Gasparinus um 1412 hatte, was er kritisch daraus machte, wie es mit seinen Ergänzungen zu den Lücken der vor dem Laudensis bekannten Hss., mit seiner Exegese u. a. steht. Der Bergomate, aus dessen literarischem Nachlaß die Hs. stammt, und seine Mailänder Schüler waren leider vor dem weit gewissenhafteren Johannes Lamola an der Vervielfältigung der 1422 entdeckten und spätestens seit 1428 verschollenen Archetypus von Lodi, der Ciceros fünf oratorische Bücher und davor de inventione und ad Herennium enthielt, teils unmittelbar, teils mittelbar beteiligt. Vom Vater Gasparino (ca. 1330—1431) erbte die Hs. der Sohn Guiniforte (1406 bis ca. 1459), seit 1431 zugleich dessen Nachfolger auf dem Mailänder Lehrstuhle; später ging sie in den Besitz des Aulo Giano Parisio über (1470—1534), des Antonio Leripandi und der Fürstenfamilie . Das ergibt sich aus den von ungleichen Händen herrührenden Vermerken auf der letzten Seite der Hs., die Stangl mitteilt.

Die Bedeutung dieser Hs. liegt in der Sammlung textkritischen Materials. Als echtes, vielgebrauchtes Handexemplar hat sie zwischen den Zeilen und am Rande eine Fülle von Varianten, die teils von Gasparinus, teils von Guinifortus, teils von jüngerer Hand stammen. Auffallend viele Varianten stehen den zwei Vaticani Ottobonianus 2057 (O) und Palatinus 1469 (P) näher als irgend einem von Friedr. Ellendts XXII Lagomarsinischen Integri.

Der Lineartext von P und der von O stammt aus jener Rezension, die Gasparinus, dem der L vom Entdecker Landrianus dauernd überlassen worden war, aus der von dem der Langobardischen Schriftzüge kundigen Cremonesen Cosmus Raymundus zunächst an de oratore und Orator später auch am Brutus durchgeführten Übertragung vorgenommen hatte. (Vgl. S. Meister a.a. O. S. 21). Als ausnehmend bezeichnend für die Tätigkeit des Cosmus als Übertrager und für die seines Lehrers als Textgestalter führt Stangl sechs Abschnitte aus dem dritten Buch von de oratore an (§§ 87, 110, 119, 168, 224, 219). Endlich veranschaulicht St. an 34 Stellen aus dem ersten Buche de oratore die Beziehungen zwischen O P und dem Neapolitanus.

26. Th. Stangl, Cicerofund Charles L. Durhams. Berl. Phil. WS. 33 (1913) S. 829—832, 860—64.

In seiner Besprechung von L. Meisters Dissertation hatte Stangl a. a. O. S. 108 Anm. 5 sich dahin geäußert: „Hocherwünscht wäre es, wenn eine Abschrift aus dem vom Mediolanomastix Johannes Lamola aus L (der Urhs. von Lodi) peinlich genau gefertigten Apographon aufgestöbert würde.“ Dieser Wunsch ist erfüllt durch Charles L. Durham, Professor für lateinische Literatur an der Cornell University.

„Die Hs., jetzt C 2 der Cornell-Universität, enthält auf 237 Pergamentblättern von je 17×26 cm und 29 Zeilen die fünf oratorischen Bücher in der unchronologischen Reihenfolge des 1422 entdeckten, seit 1428 verschollenen Archetypus von Lodi. Die noch der ersten Hälfte des 15. Jahrh. angehörenden Schriftzüge sind kräftig, ja behäbig, sind gleichmäßig und deutlich, die Anfangsbuchstaben der einzelnen Bücher in Farbe und Gold ausgeführt, jedoch nicht mit der Üppigkeit einer eigentlichen Luxushs. Erworben wurde das durch die Pariser Firma Heritier in rotes Marokkoleder gebundene Ms. 1886 durch George L. Burr, Professor für mittelalterliche Geschichte an der Cornell-Universität, und zwar von der Pariser Buchhandlung Maisonneuve, die ihrerseits als Vorbesitzer einen Portugiesen bezeichnete.“

De oratore C: I—III nehmen Blatt 1^r—137^r ein, der Orator 137^v bis 178^v, Brutus 179^r—234^v. Auf Blatt 234^r lesen wir in kleineren und enger aneinander gerückten Buchstaben von abweichender Strichführung und frischerer, satterer Tintenschwärze die Subscriptio:

Ex emendatissimo codice Johannis Lamole
boñ (= Bononiensis) *viri eruditissimi* /
transscripsit hunc alesius germanus. & ad eundem postea /
emendatus est.

Über die weiteren Vermutungen Stangls will ich mich hier nicht auslassen. Erst muß uns der ausführliche Bericht des Entdeckers vorliegen.

Gercke-Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft. I. Band. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1910 (A. Gercke, Methodik S. 41).

Außer in den Abkömmlingen des Laudensis (l) sind die Bücher de Oratore noch verstümmelt in sonst guten Hss. erhalten. Diese führt Gercke als Musterbeispiel für die Abhängigkeit der Hss. an: „Die beiden wichtigsten codices lacunosi von Cicero de oratore, der Abricensis 9. Jahr- und der Harleianus 9./10. Jahrh., standen früher fast gleichwertig neben einander. Aber Ed. Ströbel hat gesehen, daß die Lücken durch Blätterverlust in der Hs. von Avranches eingetreten sind; und daraus folgt, daß der Harleianus nachher aus ihr abgeschrieben worden ist."

C. Zander, Eurythmia Ciceronis (Leipzig 1914) berücksichtigt im 2. Teil (S. 133) auch Ciceros eigene Lehre vom Initialrhythmus.

An textkritischen Beiträgen seien erwähnt:

Th. Stangl, Zu Ciceros rhetorischen Schriften II bis XIII. WS. f. kl. Phil. 31 (1914) S. 22—30.

II. Die alten Hss. MI überliefen II 141: *Si mihi filius genitur isque prius moritur et cetera, tum ut mihi ille sit heres.* Die neueren Herausgeber tilgen zu Unrecht das an sich entbehrliche *est*: vgl. Rhein. Mus. 65 (1910) 96 A 2, Dräger H. S. II 554, a. S. 739; Ter. Hec. 78. Ähnlich de or. II 266, wo ebenfalls *tum ut* steht und *tum* zu Unrecht mit M getilgt wird.

III. Friedrich schreibt II 141 ohne ein Wort der Rechtfertigung: *universi generis quaestio non hominum nomina, [sed] rationem dicendi desiderat.* Natürlich könnte *sed* an sich fehlen wie ep. IX 26, 3, cff. III 13, de or. III 4 u. ä.

IV. Ebenso darf II 154 die einheitliche überlieferte Lesart: *quo etiam maior vis habendus est, quim . . . cognovit* nicht angefochten werden (vgl. Cato m. 68), dsgl. II 92 *quem probavit* (nicht *probarit* oder *probabit*).

V. Gegen die ἀπὸ κοινοῦ-Stellung II 209, die J bietet: *minus viriam opus sit in ea comprimenda quam [in] excitanda,* besteht ein leises rhythmisches Bedenken. Nicht zu empfehlen ist II 229 der Text der sonst vertrauenswürdigen Mutili (AE'm pars): Sed *quom [in] illo genere perpetuae festivitatis ars non desideretur . . . tum vero in hoc altero* (dicacitatis genere) *quid habet ars loci . . .?* Dagegen Vertrauen verdienen A' und l de or. III 195: *cum in omni genere tum [in] hoc ipso magna quaedam vis est.* Vgl. WS. f. kl. Phil. 30 (1913), 757. — II 323 veranlaßt Ellendt zu drei Konjekturen: *Nam et attentum monent graeci . . . faciliora etiam* ('sogar', *autem* Ellendt) *in principiis, quod et attenti tum maxime sunt, cum ommia expectant, et dociles magis* ⟨*in*⟩ *initiis* (so Ellendt oder *[initiis] esse possunt . . . Initia* = αἱ ἀρχαὶ τοῦ λόγου 'Die Anfänge der Reden der Zeit nach' (Sorof), also *initiis* abl. temp. (vgl. Quint. IV prooem. 4; IV 1, 34 *principiis;* X 1, 48 *ingressu;* es liegt nach St. kein ἀπὸ κοινοῦ zu *in principiis* vor.

VI. Niemals wurde III 101 beanstandet: '*non potest melius*' (ohne *esse*, dagegen II 10 *Quid enim tua potest oratione . . . ornatius* und II 251 *Quid enim potest tam ridiculum quam senius est?* Auch an diesen beiden

Stellen ist die Einfügung von *esse* überflüssig. II 165 überliefern die J angesichts der äußerst knappen gleichgeordneten Kola richtig *utendum igitur [fuit] consilio senatus* (weiter oben lesen wir *aut senatui parendum de salute rei p. fuit aut aliud consilium instituendum etc.* III 60 ist zu lesen: *quorum princeps Socrates [fuit]* (zur Interpunktion vgl. Stangls Ausgabe). II 87 *puer didicit quod discendum* denkt jedermann *fuit* hinzu. Mit Recht hat C. F. W. Müller jeden Zusatz abgelehnt: ad Att. X 4, 6; pro Sestio 110 (auch der neue Herausgeber Klotz).

VII. II 270: *Hoc in genere Fannius in Annalibus suis Africanum hunc Aemilianum dicit fuisse* ist der Text intakt (fuisse = floruisse, versatum esse): vgl. Lucullus 16, ad Q. fr. III 3, 4, Brut. 325, div. I 89, Soph. Ded. tyr. 562. — Der Laudensis hatte a. a. O. Socraten (so in de oratore an mindestens 9 Stellen); daraus schließt St., daß der Laudenser Text durch mehr Diaskeuastenhände gegangen war und späteren Jahrhunderten angehörte als die Vorlage der Mutili; solche nicht rein lateinischen Endungen läßt er nur zu, wo M fehlt, und aus rhythmischen Gründen, da auslautendes *n* anders behandelt wurde als *m*.

VIII. Aus rhythmischen Gründen bevorzugt St. II 159 *concisum ac minutum* (statt *atque minutum*), II 315 *aut vulgare atque commune* (statt *aut commune*), II 333 *videtur esse personale* (statt *esse p. videtur*), II 350 *estque mi[hi] gratum*, III 6 *est lateris dolore consumptus* (statt *dolore c. est* [*est* om. M]), III 15 *sunt scripta divinitus* (statt *scripta s. d.*), III 21 *cogitatione compre[he]ndi*, III 125 führt das von Ellendt gebilligte *labetur* zu einem Hexameter, *delabitur* aus M zu –́ ⏕ –́ ⏑́ ⏑ ⏕, Lambins *delabetur* zu einem Dichoreus. Freilich muß die Eurhythmie der Klausel hinter der lexikalischen, grammatischen und logischen Korrektheit zurücktreten, z. B. hat M und ein Teil der Integri II 102: *id totum abiudico atque eicio* (–́ — ⏑́ ⏑ ⏑), die andern einen besseren Rhythmus *atque reicio* (— ⏑ –́ ⏑́ ⏑ ⏑), doch vgl. I 146, off. I 148, Nägelsbach L. St. 9 § 128, 2. — I 180 ist mit M trotz der schlechten Klausel zu schreiben: *heredem eum esse posse*, nicht mit dem Laudensis: *esse non posse.* Denn die Integri interpolieren: I 249 *cui nostrum* ⟨*non*⟩ *licet fundos nostros obire*? I 250 *an vero . . . tum* (statt *cum*) *in rem praesentum* ⟨*non*⟩ *venimus* I 242 *nisi vero . . . non*⟨*ne*⟩ *adripuisti*, II 104 ⟨*non*⟩ *ambigatur.*

IX. II 358 überliefert die Mehrzahl der Handschriften beider Klassen *quae occurrere celeriterque percutere animum possint.* Sinn gibt nur: *quae occurrere celeriter, quae percutere animum possint. celeriter* paßt nur zu *occurrere* (vgl. St. S. 28 Anm. 1). Die Stellung des Adverbs hinter seinem Worte ist durchaus berechtigt. Lambin hatte die Unhaltbarkeit der Vulgata erkannt, aber das Advert vor *occurrere* gestellt und das zweite *quae* durch *et* ersetzt.

X. III 53 fehlt M, der brauchbare Teil der I hat: *ii sunt in eo genere laudandi laudis, quod ego aptum et congruens nominē* (= *nominem*). Der echt ciceronische Potentialis ist wiederherzustellen.

XI. III 120 ist ebenfalls mit einem Teil der I zu lesen: *et a privata ac singulari controversia se ad universi generis vim explicandam conferunt.* Die Wiederholung der Praeposition in M (*et a privata et a singu-*

laria) empfiehlt sich nicht, da die beiden Adjekta eine einzelne Person betreffen und in ihrem Begriff nicht wesentlich verschieden sind.

XII. III 158/159 ist hinter *translato* mit den besseren Hss. der I-Klasse atque einzusetzen, das seit Lambinus aus unseren Ausgaben verschwunden ist und im Archetypus hinter *ato* (*atq.*) leicht übersehen und dann nachgetragen sein kann. Ähnlich geben II 95 die Mehrzahl des Hss. *ut etiam Alabandensem illum Meneclem etc.*, dagegen die bessere Überlieferung von I *hodie* 'heute noch', das als Gegensatz zu dem folgenden *semper* paßt. Demnach scheint der Archetypus von M I *etiam hodie* gehabt zu haben; vgl. III 198 *sicut hodie etiam.* Wer aber *hodie* ablehnt, hat *etiam* als Verschreibung von *nc* zu erklären, *hodie* als Erklärung.

XIII. III 213 ist nicht mit den Ausgaben nach *voce legisset*, sondern erst nach den Ablativen *admirantibus omnibus* mit einigen Integri zu interpungieren. Dagegen ist III 129 gegen I so zu interpungieren: *Cui tantus honor est habitus a Graecia* (so oder [ohne *est*] *exibitus a Graecia* I, *habitus est . . .* Mv), *soli ut* (nicht *soli . ut*) *ex omnibus Delphis non inaurata statua, sed aurea statueretur.*

Zum Schluß gibt St. alte Randbemerkungen aus seinem Handexemplar: II 14 *verentem* ⟨*tamen*⟩ und II 338 *nisi* (statt *sine*) *multitudine audiente* aus den besten I; III 107 *dicend*⟨*o ducend*⟩*i animos* mit Walch; III 125 sine *duce* ⟨*docente*⟩ *natura ipsa.* Merkwürdig I 3 *Nam prima aetate* M, bloß *et* (mit *a* darüber) *aetate* I von 1. Hd. Etwa aus *Nam et prima aetate*?

T. G. Tucker, Notes and Suggestions in Latin Authors The Classical Quaterly III (1913) S. 55.

De or. I 46, 202 liest er *amentasse* für *tamen esse*: 'tough Nature herself was giving much abolity in that way, Heaven is believed to have furnished help to set it in motion' (i. e. supplied the *amentum* to aid its flight.) Vgl. § 242 *a quo cum amentatas hestas acceperit, ipse eas oratoris lacertis viribusque torquebit.*

I 59, 251 vermutet er in dem sinnlosen *munionem* (neben *Paeanem*) *ΥΜΗΝΩ ΥΜΕΝΑΙΕ* oder *ΥΜΗΝΩΥΜΗΝ* (= *Ὑμὴν ὦ ὑμέναιε*). Näher liegen würde doch m. E. *Hymenaeum.*

D. A. Slater, Conjectures. The Classical Review XXVII (1913) p. 159bf.

De or. I 32, 146 liest er *indagasse* für *id egisse*: 'have tracked them out.' Cicero is very fond of the word in its metaphorical sense, and Mommsen seems to be right in restoring *indagamus* for *id agamus* pro Mil. 57.

Nach Ed. Fränkel, Glotta VIII 51, ist de or. III 22 *hesterno die* herzustellen, auch wenn das Femin. *hesterna* überliefert sein sollte.

Meusel, Zu Cicero de oratore. WS. f. kl. Phil. 1913, Sp. 1214—15.

I § 32 ist *provocare integros* unmöglich; die neuen Herausgeber setzen *improbos.* Das ist aber paläographisch unmöglich und entspricht nicht dem verlangten Sinn: 'seine Feinde, Gegner herausfordern, angreifen.' Unsere Stelle ist offenbar benutzt Tac. Dial. 5, wo in der Rede

Apers drei Ausdrücke für ‚Widersacher' stehen: *invidis, inimicis, infestis.* M. glaubt, daß die Verderbnis *INTEGROS* am leichtesten aus *INFESTOS* zu erklären sei.

32. S. Wasis, Ciceroniana. I. De Ciceronis de oratore librorum codicibus. II. Ad locos quosdam primi de oratore libri adnotationes. *'Εθνικὸν Καποδιστριακὸν πανεπιστήμιον.* Athen 1912.

Diese Abhandlung ist mir nur aus der Anzeige von G. Wartenberg WS. f. kl. Phil. 29 (1912) S. 1317 bekannt geworden.

33. M. Schuster, Zur Deutung des Arriusepigramms. Wien. Stud. 39 (1917) S. 76—90

Sch. wendet sich gegen Jurenka, der (Wien. Stud. 1916, S. 179f.) gegen die von Schuster im Programm Wiener-Neustadt 1915 gegebene Erklärung wendet und im Anschluß an Gellius XIII 6, 3 und Cic. de or. III 44 '*rusticus*' im Sinn von 'altmodisch', 'altväterisch' erklärt. Demgegenüber führt Sch. Cic. de or. III 42 und 45/46 ins Treffen; darnach waren *rusticus* und 'altmodisch', 'altväterisch' Cicero nicht identische Begriffe. Der Verf. macht mit Recht darauf aufmerksam, daß dem *homo urbanus* die *suavitas atque lenitas vocis* eigne (Brut. 259. De or. II 182), der eben die *rustica asperitas* direkt entgegengesetzt ist. (Weitere spöttische Anspielungen auf das Bäurisch-Ungeschliffene, auf das Inurbane hat Sch. S. 84 Anm. 1 zusammengestellt). Es handelt sich also in Catulls 84. Gedicht um die "Persiflierung der derb-plebeischen Aussprache des in seiner Selbstverkennung seligen Arrius", der wahrscheinlich mit dem Cic. Brut. 242f. genannten Redner Q. Arrius identisch ist.

IV. Brutus

Ciceros Brutus, erklärt von Otto Jahn. Fünfte Auflage, bearbeitet durch Wilhelm Kroll. Berlin, Weidmann 1908. (S. 1—18 Einleitung, 19—225 Text und Kommentar, 226—28 Kritischer Apparat, 229—236 Namenverzeichnis).

Besonders instruktiv ist die Einleitung, die uns über den Zweck der Schrift (nicht bloß Selbstverteidigung gegen die Attizisten Calvus, Brutus, etc., sondern auch Selbstverherrlichung), über den Einfluß der philosophischen Studien (Philon von Larisa, Antiochos von Askalon), des liber annalis des Attikus, über Komposition und Sprache, über die Rhythmisierung der Perioden und Kola kurz, unter Hinweis auf die neueste Literatur, belehrt. Der durch die Überlieferung beglaubigte Titel ist *Brutus*; der Untertitel *de claris oratoribus* geht auf den Humanisten Flavius Blondus (nicht auf den Laudensis) zurück. Besonders hat diese vorzügliche Neubearbeitung gewonnen durch den Ausbau des Kommentars nach der sprachlichen, besonders aber nach der rhetorischen Seite hin; ausgibig sind die griechischen Rhetoren herangezogen worden. Möge durch diese glänzende Ausgabe, auf die ich nachträglich hinzuweisen nicht unterlassen zu dürfen glaubte, wieder das Studium der Rhetorik, die ja das Lebenselement der römischen Literatur bildet, beleben!

Ebenso sei noch nachträglich hingewiesen auf:

F. Leo, Die griechisch-römische Biographie nach ihrer literarischen Form. Leipzig, Teubner 19101. S. 219—223 „Ciceros Brutus". (Vgl. auch Gercke-Norden, Einl. in die Altertumsw. I 552).

G. Misch, Geschichte der Autobiographie I. Leipzig und Berlin, Teubner, 1907. S. 196ff. „Ciceros Selbstbiographie im Brutus."

P Groebe, Die Abfassungszeit des Brutus und der Paradoxa Ciceros. Hermes 55 (1920) S. 105—110.

Die Abfassungszeit des Brutus läßt sich durch eine Angabe Ciceros, die von den Gelehrten nicht genügend beachtet wurde, Paradoxa 5, näher bestimmen. Darin finden sich folgende Angaben:

1. der Brutus liegt weiter zurück als die Paradoxe (*illud munus*),
2. der Brutus ist bereits erschienen (*apparuit*), als Cicero die Einleitung zu den Paradoxa schreibt,
3. der Brutus ist ein 'Geschenk der langen Nächte' (*maiorum vigiliarum munus*),
4. die Paradoxa sind soeben vollendet, (*hoc opusculum*),
5. die Paradoxa sind entstanden, als die Nächte zusehends kürzer wurden (*hoc parvum opusculum lucubratum his iam contractioribus noctibus*).

Das Abnehmen der Nächte tritt etwa vom 1. Februar ab merkbar in Erscheinung: die Paradoxa sind also im Februar 46 nach dem berichtigten Kalender geschrieben, und zwar in der ersten Hälfte des Monats, da die Nachricht vom Tode Catos noch nicht nach Rom gelangt war. Die vorangehenden 'langen Nächte' füllen den Dezember 47 und den Januar 46 aus, in dieser Zeit entstand der Brutus.

Ed. Norden, Aus Ciceros Werkstatt. Sitzungsberichte der königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. 1913. I. Ein Zeugnis Ciceros über seinen Bildungsgang im Brutus'. S. 2—6

Norden sieht in der doppelten Nennung von Ciceros Lehrer Molon (307 u. 312) eine Dublette, die auf Cicero selbst zurückgeht, der sie vor Abfassung der Notiz über Molon § 316 korrigierte, ohne daß die Korrektur in der Officin des Attikus beachtet worden wäre. Vgl. hierüber Luterbacher, Jb. 39 (1913) S. 276.

Dasselbe Problem wird wieder aufgenommen von:

A Gudeman, Ciceros Brutus und die antike Buchpublikation. Berl. Phil. WS. 35 (1915) S. 574—76.

In der autobiographischen Skizze seines Bildungsganges (Brutus § 306ff.) erwähnt Cicero unter seinen Jugendlehrern in Rom nicht weniger als dreimal den Molo. Dagegen Tacitus, der Dial. 30 bezüglich der Lehrer Ciceros auf den 'Brutus' verweist, ignoriert gerade den Molon. Daraus schließt G.: „In dem Brutusexemplar, dem Tacitus nach eigener Aussage seine Mitteilungen entlehnte, fehlte die in unsern Hss. zwischen der Erwähnung des Philo und Diodotus befindlichen Angaben über Milo." Cicero hatte also die Absicht gehabt, die beiden ersten Erwähnungen des Molo zu streichen; als aber die Korrekturnote einlief,

waren schon Exemplare mit dem Fehler ausgegeben. Auf ein solches unkorrigiertes Exemplar geht das Archetypon unserer Hss. zurück, auf ein korrigiertes das des Tacitus.

E. J. Filbey, Concerning the Oratory of Brutus. The Classical Philology VI (1911) p. 325—333.

F. vergleicht die rednerischen Anschauungen, die Cicero in seinem „Brutus" dem Adressaten M. Brutus zuschreibt, und findet einen gewaltigen Unterschied zwischen Ciceros Auffassung und der anderer Quellen.

Casimir Morawski, De M. Juni Bruti genere dicendi et Philippica Ciceronis. Eos 17 (1911) S. 1—78.

Nach Lambertz (Lit.-Ber. Glotta IV S. 407) handelt M. abgesehen von historischen Notizen davon, daß M. Junius Brutus, obwohl Attiker, doch nicht trocken und nüchtern in seinem Stile gewesen sei, wie viele fanatische Vertreter dieser Geschmacksrichtung; er habe z. B. lakonische Kürze geliebt.

Mac. Innes, Class. Quart. V (1911) S. 98ff. bespricht Brutus § 214 und 252.

Th. Stangl, Zu Ciceros Brutus 213. Berl. Phil. WS. 32 (1912) S. 1768—70, wendet sich gegen die zur angeführten Stelle: *O generosam ... stirpem et tamquam in unam arborem plura genera, ne in istam domum multorum insitam atque inluminatam sapientiam* von den verschiedenen Kritikern vorgebrachten Vermutungen, besonders gegen das von Jahn-Kroll wieder aufgenommene *innatam*, das grammatisch und sachlich unmöglich sei, und empfiehlt *inl*[umin]*atam*, das dem Sprachgebrauch durchaus angemessen sei (vgl. Vahlen, Op. ac. II 305ff.).

40. Th. Stangl, In aliqua parte earum in Ciceros Brutus 214 eine seltene syntaktische Mischform. Berl. Phil. WS. 33 (1913) S. 350—52.

Gewöhnlicher wären folgende vier Ausdrucksweisen: *in aliqua earum partium* oder *in al. partium earum* oder *in aliqua parte* (ohne *earum*), endlich *in al. earum* (ohne *parte* oder *earum*). Die Eigenart dieser 'volkstümlich lässigen Mischkonstruktion" hatte St. früher verkannt und 1886 *in aliqua partium earum* in den Text gesetzt. Zum erstenmal suchte W. Friedrich die Überlieferung zur rechtfetigen durch Hinweis auf Cic. Top. 80 *omnis quaestio earum aliqua de re est quibus...* Stangl vergleicht ferner Boethius in Ciceronis Topica 292, 32 (Orelli) *nullo eorum modo*, 289, 7 *nulla earum parte*, 283, 40 *uterlibet eorum terminus*, 290, 3 *neutrum eorum terminum*, 291, 14 *unum eorum terminum*, 297, 40 *unam quamque earum speciem*, Boeth. comment. in Aristot. *περὶ ἑρμην.* ed. Meiser II 224, 18 *una harum res*, 366, 37 *unus ... quilibet horum modus*. Ja schon bei Plautus Trin. 228 lesen wir: *utram potius harum mihi artem expetessam* etc.

K. Busche, Zu Ciceros Brutus. WS. f. kl. Phil. 1919 S. 310 bis 312.

§ 68 betrachtet B. *adhortor* als Glossem, das die ursprüngliche Lesart *incitatior* verdrängt hat. § 211 liest er mit der Überlieferung *filios non*

tam gremio (ohne *in*, das aus dem folgenden ergänzt werden kann: *ἀπὸ κοινοῦ*) *educatis quam in sermone matris.* § 273 *Quam⟨vis miram⟩ eius actionem* 'sein freilich wunderliches Auftreten'.

F. C. Thompson, The agrarian legislation of Spurius Thorius. The Classical Review 27 (1913) p. 23f.

Th. behandelt das Agrargesetz des Spurius Thorius auf Grund von Appian B. C. I 27, 2 und Cic. Brut. 36, 136: *Spurius Thorius . . . qui agrum publicum vitiosa et inutili lege vectigali levavit.* Diese Stelle übersetzte Hardy (Six Roman Laws pp. 47, 48): 'He relieved the public land from on irregular and use lesslaw by imposing a „vectigal". Hardy und Mommsen faßten *vectigali* als nomen und Instrumentalis; Th. will lieber ein 'adjective and privative' annehemen: *lex vectigalis* im Sinne von *lex de vectigalibus lata.* The phrase would then denote that portion of the Gracchan legislation which dealt with the remission of the 'vectigalia' to the old possessors, and, perhaps, with the rents to be paid by the new class of small holders.

V. Orator

M. Tullii Ciceronis Orator. Als Ersatz für die Ausgabe von Otto Jahn, erklärt von Wilhelm Kroll. (Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen). Berlin, Weidmann, 1913. 228 S. 2,80 M. (S. 1—20 Einleitung, 21—202 Text mit Kommentar, 203—207 Kritischer Apparat, 208—210 Namenverzeichnis, 211—228 Register zu den Anmerkungen).

Während Kroll in seiner Neubearbeitung des Brutus noch das Bedürfnis der Schule berücksichtigt hat, ist die vorliegende Neubearbeitung des Orator eine selbständige, für Philologen bestimmte Ausgabe. Sein Hauptaugenmerk hat der Herausgeber, wie er im Vorwort bemerkt, darauf gerichtet, Ciceros rhetorische Theorie aus der Geschichte der griechischen Rhetorik zu erklären und die griechischen Äquivalente für seine Terminologie zu finden. Darum ist diese Ausgabe (neben Krolls Bearbeitung des Brutus) besonders jungen Philologen zur Einführung in die römische Rhetorik zu empfehlen. In der Einleitung sowohl wie im Kommentar ist reichhaltig neuere Literatur zitiert, so daß der Neuling jeweils angeregt wird, einzelnen Problemen nachzugehen. Vielleicht hätte es sich empfohlen, in dieser für Philologen bestimmten Ausgabe den kurzen kritischen Apparat direkt unter dem Text zu geben, wie dies z. B. Schöne in der Neubearbeitung von Platons Symposion (Leipzig 1909) getan hat.

Die Einleitung (S. 1—20) handelt von der Zeit der Abfassung, der Veranlassung und Anlage der Schrift, sowie über die Quellenfragen (u. a. nimmt er Stellung gegen Stroux [vgl. oben S. 97] und Mürscher [vgl. unten S. 113]), endlich über die Überlieferung und die Ausgaben. Zwar konnte Kroll nach Wilamowitz' Aufsatz im Hermes 35 S. 1ff. über das Thema „Atticismus und Asianismus" wohl nicht mehr viel Neues beibringen, aber für den jungen Philologen wäre eine kurze zusammenfassende Orientierung von Nutzen gewesen, zumal da Ciceros

sorgfältig stilisiertes, scheinbar rein theoretisches ὑπόμνημα über das Idealbild des Redners in Wirklichkeit gegen die Vorwürfe der Attiker gerichtet ist.

Der Kommentar unter dem Text ist sehr reichhaltig, ohne das richtige Maß zu überschreiten. Hier zeigt sich in der Beschränkung der Meister. Die Anmerkungen befassen sich neben sprachlich-stilistischen und syntaktischen Eigentümlichkeiten besonders mit der rhetorischen Terminologie. Und wenn mein hochverehrter Lehrer Ed. Norden einmal im Kolleg gegen eine wissenschaftliche kommentierte Ausgabe eines lateinischen Dichters das Bedenken äußerte, ein Kommentar, der so wenig Griechisch enthalte, stehe nicht auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung, so ist umgekehrt für Kroll schon die reichhaltige Heranziehung der griechischen Rhetoren eine gute Empfehlung. Auch auf den Rhythmus und den Einfluß der Klausel ist im Kommentar gebührend Rücksicht genommen. Natürlich kann man, zumal bei einer an den verschiedenartigsten Problemen so reichen Schrift, an der einen oder anderen Stelle verschiedener Meinung sein. Was aber an Krolls Kommentar besonders schätzenswert ist, das ist der Anreiz zur Weiterforschung, der im Leser an vielen Stellen erweckt wird.

Leider ist der Index, den ein Schüler Krolls, R. Ganschienietz, angefertigt hat, unzureichend und der Ergänzung und Verbesserung bedürftig.

Eine eingehende Besprechung hat die Ausgabe gefunden seitens J. Stroux (Berl. Phil. WS. 1914, S. 103—112); sie enthält sehr beachtenswerte Vorschläge. St. wendet sich u. a. gegen die Formulierung, als ob Cicero „angeblich das Idealbild des vollkommenen Redners entwerfen" wollte; viel richtiger greife man auf Ciceros eigenen Ausdruck zurück, der Orator handle de optimo genere dicendi (vgl. ad Att. XIV 20, 3; fam. XII 17, 2). Dies helfe auch die Disposition der Schrift verstehen, die immer noch problematischer Natur sei. — Besonders verficht Stroux aufs neue nachdrücklichst seinen Standpunkt, daß die χαρακτῆρες λέξεως (vgl. oben S. 2) nicht auf Theophrast zurückgeführt werden dürfen. Er verweist auf Dion. Hal. (vgl. de Lysia c. 14 p. 483 R. und De Theophr. virt. dic. S. 121), der nach seiner Beschreibung des Λυσιανὸς χαρακτήρ eben den Lysias als Vertreter des ἰσχνὸς χαρακτὴρ gegen Theophrast verteidigt; folglich könne die Unterscheidung der drei genera dicendi nicht auf Theophrast zurückgehen (vgl. Kroll zu 76). Auch werde nach Krolls Auffassung Or. 79 nicht scharf interpretirt.

Dieser Gelehrte hat auch die textkritische Seite gut behandelt:

Joh. Stroux, Zum Texte von Ciceros Orator. Kritische Beiträge. Jb. 39 (1913) S. 251—270.

St. handelt zunächst von der Überlieferung und ihrer Wertung. Sodann werden diejenigen Stellen behandelt, an denen Kroll die Überlieferung verwerfen zu müssen glaubt, an denen St. teils an der Überlieferung festhält, teils die Heilung der Verderbnis auf anderem Wege als Kroll sucht: §§ 16, 20, 25, 33, 44, 47, 57, 63, 78, 80, 144, 146, 222, 231. Kurze Bemerkungen werden hinzugefügt zu 108, 123, 130, 157, 159, 160.

J. J. H(artman), Mnemos. 47 (1919) S. 287 liest Cic. or. 146: *dissimulare me didicisse qui id* (*quid* codd.) *probarem.*

F. Préchac, Annotations et Corrections au texte de Cicéron. In: Mélanges Cagnat. Paris 1912. S. 109—114.

Or. 44 § 150 liest P. *Quamvis enim suaves graves* ⟨*sint*⟩ *sententiae tamen* . . ., weiter unten: *nemo ut tam rusticus sit, qui vocales nolit coniungere* und erklärt *vocales coniungere* als 'faire la liaison entre voyelles finales et initiales, pour eviter un heurt dur à l'oreille, l'hiatus.' Mit Recht hält Kroll an der Überlieferung fest: *quin vocale, nolit coniungere;* nach ihm heißt *coniungere* nicht 'verschleifen', sondern 'nebeneinander stellen'.

§ 151 *reprehendunt, quod has litteras tanto opere fugerit* vermißt P. einen Infinitiv im Sinne von 'faire heurter, mettre en présence les voyelles'. Der Vergleich mit dem griechischen *παράθεσις τῶν φωνηέντων* (Longin, Rh. Gr. Sp. I 306) und *τῶν φωνηέντων τὰς παραλλήλους θέσεις* (Dion. Halic., de Isocr. 2) führt ihn zur Konjektur: *quod has litteras tanto opere* ⟨*opponere*⟩ *fugerit* (vgl. Or. 49, 164), die durch einfache Haplographie zu erklären sei (*opponere* aus *opere* bzw. *opoere*).

L. Laurand, Zur Ellipse des Subjekts im Infinitivsatz (Cicero Orator 12, 38). Berl. Phil. WS. 33 (1913) S. 479f.

In den codices integri — die mutili fehlen für diesen Teil — liest man: *Isocrates ea studiose sectatum fatetur.* Die Herausgeber haben (teils vor, teils nach *ea*) *se* eingefügt. L. verteidigt die Überlieferung, in dem er *studio se* liest; der Abl. *studio,* der für spätere Autoren in der Bedeutung 'absichtlich' nachweisbar sei, könne auch schon bei Cicero in dieser Bedeutung gestanden haben.

Th. Birt, Kritik und Hermeneutik (Handbuch der klass. Alt.-Wiss. I 3). München, O. Beck, 1913.

B. spricht S. 155 von der Einschaltung erklärender Bemerkungen und meint, auch bei Cicero sei im Orator 108 *ipso enim illa [pro Roscio] iuvenalis redundantia* das *pro Roscio* anstößig und schwer verdächtig. Die Tilgung stammt von Bake. Auch Kroll folgt ihr in seiner Ausgabe. Dagegen Stroux (a. a. O. S. 269) hält *pro Roscio* für echt; auch sonst sei die Stelle verständlich, wenn man nur nicht die freilich naheliegende und in den zahlreichen Besprechungen dieser Stelle angenommene Beziehung des folgenden *quaedam etiam paulo hilariora* zu dem vorhergehenden *habet* beibehalte, also *quaedam* als Acc. nehme. Str. hält es für den Nom. und nimmt Ausfall des Kopula an: *quaedam* (scil. *in orationibus meis*) *etiam paulo sunt hilariora, ut pro Avito* etc. Daß Cicero immer *oratio* mit im Sinne habe, zeige das *compluresque aliae.* Die Ellipse aber sei legitim, daher sei auch der Ausdruck *ipsa illa pro Roscio iuvenilis redundantia* gutes Latein statt *illa orationis pro Roscio iuvenilis* . . . Die Stellung sei schon auf die Ellipse berechnet.

K. Münscher, Der Abschnitt vom Rhythmus in Ciceros Orator. *ΧΑΡΙΤΕΣ.* Friedrich Leo zum 60. Geburtstag dargebracht. Berlin, Weidmann, 1911, S. 322—358.

Scharfsinnig analisyert M. nach R. Helm (Berl. Phil. WS. 1912 S. 1286) den Abschnitt über den Rhythmus in Ciceros Orator (§§ 168 bis

263) und zeigt, daß die hauptsächlich befolgte Quelle ein Isocrateer ist, doch so, daß Cicero teils aus eignem, teils mit Benutzung einer anderen Quelle Einschübe machte (§ 192—194 ist die wörtliche Übersetzung aus Aristoteles Rhetorik; § 107—219 soll auf ein rhodisches Lehrbuch über die praktische Handhabung des Prosarhythmus zurückgehen) und den glatten Gang der Darstellung veränderte; diese Hauptquelle setzt er in Ciceros Zeit, da sie die asianische Richtung des Hierokles und Menekles energisch bekämpfte.

Gegen diese Lösung der Quellenfrage wendet sich W. Kroll in der Einleitung seiner Ausgabe S. 14—16; er glaubt an philosophische (akademische) Quellen, wozu auch das Skizzenhafte von Ciceros Ausführungen gut passen würde.

Besonders häufig wurde die *clausula heroica* im Anschluß an Orator 217 behandelt, so von

L. Laurand, Le fin d'hexamètre dans les discours de Cicéron. Revue de Philologie XXXV (1911) S. 75—88.

Vgl. hierüber Luterbacher, Jb. 37 (1911) S. 203.

D. Capua, Cicerone, or. 217 e la clausola eroica. Bollet. fil. class. XX, 47, sucht nach Kroll (Glotta VII 407) zu erklären, weshalb Cicero Orat. 217 die heroische Klausel, die er in der Praxis meidet, für zulässig erklärt. Er denkt einerseits an Benutzung einer griechischen Quelle, die Molon oder ein anderer Rhodin sein könnte. Andererseits hält er es für denkbar, daß die Attizisten diese Klausel bevorzugt haben und Cicero sie aus Höflichkeit gegen Brutus erwähnt (?).

F. W. Shipley, The heroic clausula in Cicero and Quintilian. Class. Philol. VI (1911) 410ff.

Das gleiche metrische Gebilde ergibt je nach Akzent und Wortumfang abgeteilt, grundverschiedene Rhythmen (14 Typen). Es gibt also eigentlich keine clausula heroica; im Prosarhythmus spielen Akzent und Sinnespausen eine größere Rolle als die Quantität.

Dazu bemerkt Draheim, WS. f. kl. Phil. 1912 S. 771: „Die wichtige, aber umstrittene Stelle im Orator (§ 217) ist ganz klar, wenn man berücksichtigt, daß Cicero unter Daktylus nicht den Versfuß — ⏑ ⏑, sondern daktylische Worte z. B. *dicere* versteht. *Commemorare* und *non videatur* kommen also gar nicht in Betracht. Bei Cicero finden sich 3 Beispiele: *dicere cogo* (Rosc. Com. 37), *foedere cantum est* (Agr. II 58), *munera rosit* (Phil. XII 1)".

F. W. Shipley, The treatment of dactylic words in the rhythmic prose of Cicero, with special reference to the sense pauses. Transactions of the Amer. Phil. Ars. XLI (1911) S. 139—156.

Sh. such nach Kroll (Glotta VI 402 Anm. 1) nachzuweisen, daß daktylische Worte und Wortschlüsse von Cicero in seiner rhythmischen Prosa (und zwar nicht bloß in den Klauseln) niemals als Daktylen gebraucht, sondern entweder durch Elision mit dem folgenden Wort verbunden oder vor eine Pause gestellt, so daß sie mit syllaba anceps kretisch gemessen werden, z. B. sollen hinter *vectigalia* de imp. 18, hinter *magnitudine* ebd. 27 Pausen sein.

F. W. Shipley, Preferred and avoided combinations of the enclitic 'que' in Cicero. Class. Philol. VIII (1913) 23f.

Sh. zeigt, daß Cicero *que* nicht an Wörter anfügt, die mit kurzem Vokal endigen (ausgenommen sind pyrrhichische), wenn dadurch die Silbenzahl vermehrt wird, sondern in der Regel nur dann setzt, wenn Verschmelzung mit dem folgenden Vokal eintritt, wodurch ja eine Vermehrung der Silbenzahl vermieden wird. Bei V rbindungen wie *omniaque* soll die häßliche Betonung *omnia* vermieden werden; bei *multaque* ist das Bestreben maßgebend, daktylische Worte nicht als solche zu gebrauchen. Besonders ist *que* ein willkommenes Mittel, eine kurze Silbe in der Klausel zu bekommen, worauf schon J. Wolff in seiner brauchbaren Dissertation (De Clausulis Ciceronianis. Jahrb. f. Phil. Suppl. XXVI, 1901) aufmerksam gemacht hatte.

H. Bergfeld, Das Wesen der lateinischen Betonung. Glotta VII (1916) S. 1—20.

Für diese Frage ist Ciceros Orator, namentlich der Abschnitt § 108—190, von größter Bedeutung; vgl. besonders § 190: *Sit igitur hoc cognitum in solutis etiam verbis inesse numeros eosdemque esse oratorios qui sint poetici* (ähnlich § 227; vgl. auch de or. III 177. Quintil. IX 4, 61). Die Wesensgleichheit von gewöhnlicher Sprache und Dichtkunst zeigen Or. § 184 und 189. Diese Wesensgleichheit ist tief innerlich begründet: § 177, 183. Wie durchdrungen von diesem natürlichen Gefühl das ganze Volk war, beleuchtet schlagend § 173, desgl. 168. Damit ist auch B. (S. 6) bewiesen, daß „die quantitierende lateinische Verskunst nicht als etwas Fremdes herübergenommen ist, sondern daß sie ganz und gar der lateinischen Sprache gemäß, ihr wesensgleich und daher gleichermaßen in allen Schichten des Volkes heimisch war."

C. Zander, Eurythmia Ciceronis (Leipzig 1914) behandelt unter den Exempla im 1. Teil (S. 72—118) neben de or. I 1—10 Orator 1-101.

O. Schissel-Fleschenberg, Claudius Rutilius Namatianus gegen Stilicho. Mit rhet. Exkursen zu Cicero, Hermogenes, Rufus (Janus II hg. v. Rud. Scala). Wien-Leipzig 1920

Über den ersten Exkurs (Cic. Or. 11, 37) vgl. F. Levy, Phil. WS. 1920 S. 538ff.

VI. Partitiones oratoriae

P. Sternkopf, De M. Tulli Ciceronis partitionibus oratoriis. Diss. Münster 1914. 110 S.

Diese durch glänzende Quellenanalyse ausgezeichnete, in gutem Latein geschriebene Erstlingsarbeit wendet sich gegen Merchant, der in seiner Dissertation (De Ciceronis Part. Orat. commentatio. Berlin 1890) Cicero zu sehr als 'Rhetor' behandelte und zu dem Resultat gekommen war, daß Cicero in den Partitiones ein reiferes Urteil an den Tag lege als in den früheren rhetorischen Schriften und offensichtlich gewisse Fortschritte in rhetorischen Studien gemacht hat. Demgegenüber betont St. mit Recht, daß man die ars rhetorica Ciceros nicht isoliert betrachten dürfe, sondern daß man die Frage aufwerfen müsse, inwieweit Cicero von den Handbüchern der griechischen Rhetoren abhängig sei. Nach Ciceros Selbst-

zeugnis (§ 139): *expositae tibi omnes sunt oratoriae partitiones, quae* *q u i d e m e m e d i a i l l a n o s t r a A c a d e m i a e f f l o r u e r u n t, neque sine ea aut inveniri ant intellegi aut tractari possunt* glaubte man bisher, die Partitiones (= *διαιρέσεις*) seien die Übersetzung eines akademischen Handbuches. Daß dem nicht so sei, weist St. überzeugend nach.

Im 1. Kapitel behandelt er *de dispositione principali et de natura atque genere partitionum.* Die Schrift gehört zu den sogenannten isagogischen Schriften, deren Schema: a) de arte, b) de artifice, Norden zuerst aufgedeckt hat. Was die Form betrifft, so handelt es sich um das gebräuchliche *σχῆμα κατὰ πεῦσιν καὶ ἀπόκρισιν.* Das Büchlein war nicht für weite Kreise, sondern für Ciceros Sohn bestimmt. Drum fehlt ihm die letzte Feile; es finden sich darin Dubletten, die nicht etwa einem Interpolator zuzuschreiben sind. Eine solche sucht z. B. St. bei § 86/87 (S. 80ff.) nachzuweisen.

Der Verfasser analysiert Satz für Satz und sucht so auf die Quellen der Schrift zurückzugehen. Im zweiten Kapitel handelt er *de vi oratoris* (= part. §§ 5–26) . Das Schema ist folgendes

Vis oratoris

I. in rebus | II. in verbis

1. *inventio* | 2. *collocatio* (quae ad inveniendam refertur) | 3. *elocutio* | 4. *actio* (comes eloquendi)

5. *Memoria* (quae est custos earum omnium rerum)

Diese fünf Teile werden der Reihe nach ausführlich besprochen.

Im nächsten Kapitel wird gesprochen *de oratione* (= part. §§ 27–60) näherhin von den vier Teilen der Rede: *principium, narratio, confirmatio, peroratio.* In diesen beiden Kapiteln werden nur rhetorische Vorschriften nach dem Muster griechischer Handbücher gegeben.

Dagegen im letzten Teil (§ 61 ff.), der *de quaestione* handelt, zugleich akademischen Einfluß. Näherhin glaubt St., wie Kroll für die Bücher de oratore, Antiochus von Askalon, den ja Cicero im J. 79 in Athen gehört hatte, als Gewährsmann Ciceros erwiesen zu haben; das gilt besonders von dem Kapitel *de genere laudativo* (§§ 70–82, vgl. S. 66–77).

Unter *quaestio* versteht Cicero (§ 61) *omnis materia oratori subiecta;* er unterscheidet zwei genera: *alterum „finitum temporibus et personis“* = *c a u s a* (griech. *ὑπόθεσις*), *alterum „infinitum nulli neque personis neque temporibus notatum“* = *p r o p o s i t u m* (griech. *θέσις*). So handelt er also: 1. De proposito: §§ 62–67 (S. 57–64) 2. de causa: § 69ff. Von den causae ergibt sich in den Partitiones folgendes Schema:

causarum genera

I. forma quae ad delectandum pertinet | II. forma quae in obtinendo, probando, efficiendo posita est

1. *exornatio* (impr. genus laudandi et vituperandi) | 2. *genus deliberationis* | 3. *genus iudicii*

Dementsprechend handelt das folgende a) de genere laudativo (§§ 70 bis 82), de genere deliberativo (§§ 83—97), de genere iudiciali (§§ 98—139).

Das Ergebnis seiner Ausführungen faßt S[4]. also (S. 108f.) zusammen: Ciceronis scripta quo accuratius examinantur, eo magis in dies cognoscitur hunc scriptorem, quamvis a Graecis auctoribus pendeat, tamen suo iudicio uti et suo Marte vel rectius dicam sua Minerva rem gerere solere. Ne partitiones quidem simpliciter conversae sunt ex aliquo libro Academico, sed ipsius Ciceronis ingenium et studium et industriam prae se ferunt. Quae mihi quidem hoc fere modo confectae esse videntur. Secutus est Cicero vulgarem aliquam artem rhetoricam Graecam (sive unam sive plures), et fieri potest, ut is liber fuerit ex genere isagogico et fortasse *κατὰ πεῦσιν καὶ ἀπόκρισιν* compositus. Sed nequaquam satis habuit eius libri praecepta convertere in Latinum sermonem. Nam primum Academicorum dialectica arte usus praecipue id operam dedit, ut quam subtilissime divideret et partiretur. Deinde id egit, ut iis locis, qui ansam dabant ad philosophorum praecepta assumenda, Academicas sententias in usum suum converteret.

VII. Topica

Nachträglich sei noch verwiesen auf den frisch und klar geschriebenen Aufsatz von:

P. Thielscher, Ciceros Topik und Aristoteles. Philologus 67 (1908) S. 52—67.

Vgl. dagegen Kroll (Einl. z. Or. S. 9, Anm. 3), der Thielschers Behandlung der Frage einen vergeblichen Versuch nennt, die scheinbare Quellenangabe der Einleitung zu retten und Aristoteles' Rhetorik als Unterlage zu erweisen, und die Topik für akademisch hält.

VIII. De optimo genere oratorum

Cicerone, Della forma perfetta di eloquenza. Revisione del testo e commento di P. Fossataro. (Collezione di classici greci e latini. Serie latina Nr. 18.) Citta di Cartillo 1914, Lapi 63 S. wird von P. Meyer (Berl. Phil. WS. 1916 S 445) als gute Schulausgabe bezeichnet.

P. Fossataro, Note critiche a Cicerone, De optimo genere oratorum. Boll. di Filol. class. XX (1913/14) S. 89—90.

II 5 *sed earum omnium rerum, ut aedificiorum, memoria est quasi fundamentum* Die Worte *ut aedificiorum* sind nicht Glosse, wie eine größere Zahl Kritiker und Herausgeber wollten; sie entsprechen vielmehr dem ciceronischen Sprachgebrauch: vgl. Or. 147. Orelli hatte richtig erklärt: *idem quod in aedificiis fundamentum, in eloquentia est memoria.*

IV 11 *sed qui dici a nobis Attico more volunt.* Statt *volunt* liest F. *nolunt*, das geringere Hss. überliefern, das aber dem verlangten Sinn allein entspreche. Er vergleicht: *partim se ipsos attice dicere . . . partim neminem nostrum dicere* (sc. attice).

VI 16 *sin Thucydidem laudebit.* Die Herausgeber lesen *laudavit*; näher liege *laudarit.*

VI 17: *non enim in acie versatur et ferro* verteidigt F. im Sinne von *versari in acie cum ferro* oder *in acie pugnantium ferro* gegen *Ammon* (Buos. Jb. 1900 S. 251f.), der *foro* im Anschluß an De or. I 157, Tac. Dial. 5 (3) una 32 = *in acie forensi* zu verteidigen suchte.

VI 18 *huic labori nostro duo genera reprehensionum opponuntur.* Manuzio schrieb nach Acad. II 7 *reprehensorum.* Dem gegenüber vergleicht F. De fin. I 1 *fore ut hic noster labor in varias reprehensiones incurreret.*

C. Kunst (Diss. Wien 1918) empfiehlt S. 168 Anm. 2 für Cic. de opt. gen. or. 23 das Futurum *elaborabimus*, das nicht bloß die Cic.-Hss., sondern auch die ältesten Hieronymus-Hss. überliefern, das C. F. W. Müller und Hilberg (mit den übrigen Hss. des Kirchenvaters) in das Perfekt *elaboravimus* geändert haben.

Ciceros rhetorische Schriften in der Schule

Nach den „Lehrplänen und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen von 1901" wird für die Prima der Gymnasien u. a. eine Auswahl aus Ciceros philosophischen und rhetorischen Schriften empfohlen. Es erschienen dann auch sofort eine Reihe von Schulausgaben:

a) Auswahl aus Ciceros philosophischen und rhetorischen Schriften, von O. Weissenfels. Leipzig 1901 (Teubner).

b) Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften, von P. Verres. Münster 1902 (Text und Kommentar).

c) Ciceros Rhetorische Schriften. Auswahl, bearb. von W. Reeb. Text und Kommentar. Bielefeld und Leipzig 1904 (Velhagen und Klasing).

d) Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften. Für den Schulgebrauch herausg. von R. Thiele. Leipzig (Freytag) und Wien (Tempsky) 1904. Dazu Schülerkommentar 1904.

Seitdem ist nichts mehr erschienen, auch keine Neuauflage nötig geworden. Wohl ein Beweis dafür, daß Ciceros rhetorische Schriften auf preußischen Gymnasien nicht viel gelesen werden. Am ehesten dürfte sich der 'Brutus' und Tacitus' Dialogus eignen.

P. Dörwald, Ciceros rhetorische Schriften als Lesestoff für Oberprima. Lehrpr. u. Lehrg. 149 (1921). Er empfiehlt die drei Bücher de oratore und den Orator zur Lektüre in O I, weil sie die denkbar beste Einführung in die griechisch-römische Geistesbildung seien, besonders geeignet, den jugendlichen Leser mit dem Bildungsgehalt des klassischen Altertums vertraut zu machen, und gibt ein Beispiel einer von didaktischem Gesichtspunkt aus getroffenen Auswahl.

Auch auf die Neuauflage eines hauptsächlich an Württembergischen Schulen gebräuchlichen, vortrefflichen Buches sei hingewiesen:

Wilhelm Jordans 'Ausgewählte Stücke aus Cicero' auf biographischer Grundlage. Mit Anmerkungen für den Schulgebrauch. Achte, verbesserte Auflage, besorgt von Hermann Schöttle Stuttgart, Metzler, 1911. Darin sind auch Abschnitte aus den rhetorischen Schriften verwertet: Nr. 3—6 (S. 4—9) „Ciceros Bildungsgang (Brutus 305m—316); unter C. Lehrstücke zur Philosophie: Nr. 92 (S. 115f.) de or. II 75—76 „Hannibal und Phormio", Nr. 128 (S. 138) de or. I 195—197 „Hoher Wert des Zwölftafelgesetzes", Nr. 135 (S. 143f.) de or.

I 30—34 „Der Redner und seine Bedeutung für den Staat.“ Es folgen dann: D. Lehrstücke über die Redekunst, mitgeteilt an Beispielen großer Redner (S. 145—152), Nr. 136. Perikles (Brut. 44, de or. III 138), Nr. 137. Isokrates (Brut. 32, 33), Nr. 139/140 Demosthenes und Äschines (de or. I 260—61. III 213), Nr. 141 M. Antonius orator (Brut. 139, 141, 142), Nr. 142 Licinius Crassus (Brut. 143, 158), Nr. 143 Q. Hortensius Hortalus (Brut. 301—303. 320. 323), Nr. 44 Cicero (Brut. 103—105, 107—109, 129—130), Nr. 145 Caesar (Brut. 252. 262).

Florilegium latinum, zusammengestellt von der philologischen Vereinigung des Königin Carola-Gymnasiums zu Leipzig. Heft IV (Rednerische Prosa etc.). Leipzig und Berlin 1912.

Dieses hübsche Bändchen enthält u. a: de or. I 25, 113—116 (Zum Redner muß man geboren sein), de or. I 8, 30—34 (Die Bedeutung des Redners für den Staat), de or. I 33, 150—159 (Der Redner bedarf einer sorgfältigen Vorbereitung), de or. III 11, 40—44 (Der Vortrag macht des Redners Glück), de or. II 86, 351—354 (Notwendigkeit der Mnemotechnik), Brut. 37, 139—38, 142 (M. Antonius, ein berühmter Stegreitredner), Brut. 38, 143—39, 146 (L. Cosnus, ein stets sorgfältig vorbereiteter Redner), Brut. 95, 325—327 (Charakteristik des Hortensius) Or. 8, 24—32 (Die Asianische und die Attische Beredsamkeit), auct. ad. Herrenn. IV 8, 11—10, 14 (Die drei Stilarten, an Beispielen dargestellt), Or. 52, 147, 176 (Die ersten Vertreter der rhythmischen Prosa), auct. ad Her. III 9, 16—10, 18 (Notwendigkeit einer richtigen Disposition), ebd. IV 16, 23 (Die Ratiocinatio), ebd. IV 10, 52—41, 53 (Die Frequentatio), ebd. IV 50, 63—51, 65 (Die Notatio), ebd. IV 52, 65 (Die Sermocinatio), ebd. IV 55, 68 (Die Demonstratio).

Chr. Harder, Lateinisches Lesebuch für Gymnasien. I. Teil. Leipzig 1912.

Darin ein Abschnitt „Rhetorik und Stilistik“ (S. 85—101): Cic. de or. I 30—34 (Bedeutung der Beredsamkeit), Or. 69—74 (Taktgefühl des Redners), Quint. Inst. XI 2, 27—51 (Das Gedächtnis), Cic. de or. III 213—225, 227 (Der Vortrag), Quint. X 2 (Nachbildung, nicht Nachahmung der Klassiker), ebd. X 3 (Der rechte Stil); Quint. X 1, 85—131 Charakteristiken): S. 101—106 (Literaturgeschichte).

Charlottenburg. A. Kurfeß.



Römische Poesie der Kaiserzeit.

Vorbemerkung.

Einen Bericht zu liefern, der auch nur annähernd Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, ist undenkbar, weil es nahezu unmöglich ist, die notwendigen Rezensionsexemplare und Aufsätze von den Verlegern zu erhalten. Wir haben uns daher nur so helfen können, daß wir einige Neuerscheinungen und als Nachtrag zu dem 1921 erschienenen Berichte frühere Werke, die uns inzwischen zugänglich geworden sind, behandelt und am Schlusse jedes Abschnittes als notdürftigen Ersatz eine Bibliographie zusammengestellt haben, in der das Wichtigste von dem verzeichnet ist, was sonst besprochen worden wäre.

Vergil.

Zu der im Bericht 1921, 87 besprochenen Ausgabe[1]) der Bucolica hat Hosius selbst Nachträge gegeben in dem Jubiläumskataloge[2]): Hundert Jahre Marcus und Weber, Bonn 1919, S. 105—109. Er sammelt aus verschiedenen Dichtern und Schriftstellern einige Stellen, an denen sich eine Fortwirkung der Gedichte erkennen läßt. Ausführlicher bespricht er (Ecl. I 23 ∼)[3]) Georg. IV 170ff. (176) ∼ Aen. VIII 440ff.[4]) mit der Absicht, zu zeigen, daß man nicht ohne weiteres eine Vorlage, in der ein Bild oder eine Wendung weniger gut paßt, wie es an der Georgicastelle der Fall ist, als ungeschickte und spätere Nachahmung auffassen darf.

---

[1]) Eine textkritische Kleinigkeit: IV 52 liest Stroux, Handschriftliche Studien zu Cicero de oratore, Leipzig 1921 gegen die Ausgaben mit R aspice laetantur ut omnia st. laetentur (vgl. Norden zu Aen. VI 779).

[2]) Die 392 Seiten starke Festschrift enthält wichtige Beiträge zu fast allen Gebieten der Wissenschaft. Von den rein philologischen seien erwähnt: Nachrufe auf Sudhaus, Wünsch (Lietzmann), Richter (Wissowa), Poetae veteres und lateinische Inschriften (Diehl), Romanistik, Latinistik, Indogermanistik (Slotty); Nachwort zu Musaios (Ludwich), zu den Livius-Zitaten bei Priscian (Wessner); Protogenes von Olbia, ein antiker Großkaufmann (Bleckmann); der Ärzteeid in der hippokratischen Schriftsammlung (Meyer-Steinegg).

[3]) Auf Hosius' Auseinandersetzung hätte ich auch in den Addenda zu der unten besprochenen Ovid-Ausgabe (p. 319 zu Tr. I 3, 25) verweisen sollen; Marx' Annahme in paruo erfährt durch sie keine Stütze.

[4]) Hosius vermutet, daß die direkte Übernahme einer so starken Partie mit der Unfertigkeit des achten Buches zusammenhängt, die er auch sonst, namentlich in der Schildbeschreibung, zu erkennen glaubt.

In einem ganz ausgezeichneten Aufsatze ist G. Jachmann in das Wesen der Eklogen tief eingedrungen: „Die dichterische Technik in Vergils Bukolika", Neue Jahrb. 1922, 101—120. Die früher übliche Erklärungsmethode, durch die man die Art der Abhängigkeit von Theokrit glaubte deutlich machen zu können, liefert bestenfalls nur Material für eine wirkliche Untersuchung der Abhängigkeit. Erst jenseits aller dieser Einzelheiten und Tatsächlichkeiten liegt die wahre Erkenntnis der Kunst und Originalität des Dichters. Durch Besprechung der dritten, neunten und ersten Ekloge[1]) wird gezeigt, daß Vergils seelische Einstellung und sein Verhältnis zum Stoff ganz anders ist als das Theokrits. Das Vorbild wird durch pathetisch-unreale Züge gesteigert: Daraus ergibt sich ein bewußtes Absehen von klarer Handlung, deren Hauptsachen oft unausgesprochen bleiben. Er haftet nicht an den einzelnen Dingen und gibt keine Kleinmalerei im grellen Lichte handgreiflicher Realität, vielmehr verschleiert er die Vorgänge und will vor allem als Lyriker Stimmung erzeugen. Um diesen Preis nimmt er ruhig Unklarheiten in der Szenerie und Handlung in Kauf, wahrt nicht immer die Einheit des Ortes (z. B. in 9), sondern läßt die Vorgänge sich an imaginären Schauplätzen und idealen Örtlichkeiten abspielen. Dazu paßt, daß er seinen Figuren keine feste Prägung gibt, so daß sie, darin schon Vorläufer[2]) der gefühlvoll-bleichsüchtigen „bergers" der Arkadienpoesie des 18. Jahrhunderts, in ungewissem Lichte schillern, und daß in absichtlichem Zeigen und Wiederverstecken bald diese, bald jene als Maske für ihn selbst gelten kann. So ist bei ihm das Element des Ätherisch-abstrakten an die Stelle des Anschaulich-konkreten bei Theokrit getreten. Aus drei verschiedenartigen Gedichten Theokrits schafft Vergil in der dritten Ekloge ein eigenes, Plautus vergleichbar, der nach mehreren attischen Komödien verschiedener Art eine römische von einheitlich plautinischer Wesensart dichtete. Von hellenistischen Motiven geht die augusteische Dichtung aus, aber die großen Dichter überwinden sie[3]) in Werken, die in innerer Ausgeglichenheit durch ihr Streben zum Monumentalen und durch ihr Wandeln auf der Hauptstraße der Empfindung und der Anschauung sich zur Höhe klassischen Seins erhoben haben oder ihr doch nahe gekommen sind". Die Eklogen zeigen Vergil erst auf dem Wege zu diesem Ziel, erreicht hat er es in den Georgika.

Einen ganzen Komplex von Arbeiten hat K. Witte den Bukolika gewidmet; drei über Vergils Eklogen und Theokrit, über die vierte und über die sechste Ekloge und die Ciris sind noch nicht erschienen und sollen im Rheinischen Museum, Hermes und den Wiener Studien[4]) veröffentlicht werden. Zwei weitere Arbeiten beschäftigen sich mit „Horazens 16. Epode und Vergils Bukolika" (Phil. W. 1921, 1095—1103)

---

[1]) Die sechste will J. später behandeln.

[2]) vgl. A. Gercke, Neue Jahrb. 1921, 313 (Auch ich war in Arkadien geboren.)

[3]) Ähnlich Reitzenstein in dem unten besprochenen Aufsatze „Horaz als Dichter".

[4]) [Über die vierte Ekloge jetzt Wiener Studien XLII, 63—74].

und der 10. Ekloge (Satura Viadrina altera, Breslau 1922, 65—80). Ein größeres, Stuttgart 1922 erschienenes Werk gilt dem Bukoliker Vergil im ganzen. Gegen Skutsch (N. J. 1909, 23ff. = Kl. Schr. 363ff.) wird der Nachweis versucht, daß Horaz (Epode 16) Vergil „nachgeahmt“ hat, und zwar nicht nur die vierte, sondern auch die dritte und erste Ekloge. Auf einige Berührungen zwischen der Epode und der ersten Ekloge hat bereits Jos. Kroll (Hermes 49, 1914, 629ff.) hingewiesen. Witte hält ihre Zahl für größer als Kroll. Aber — und das ist der wichtigste Einwand, den man gegen seinen Beweis erheben kann, und der nicht nur für die Verwendung der ersten, sondern auch der vierten Ekloge gilt — man darf keinesfalls vergessen, daß auf sachliche Übereinstimmungen bei Schilderungen kein Wert zu legen ist, da die Züge ja fast alle typisch sind. Skutsch hat das ausdrücklich betont, während W. in der Annahme von Beziehungen zu weit geht. Entscheidend sind nur die wörtlichen Anklänge Hor. 33. 49f. ~ Vergil 21f., und gerade da hat Skutsch Schwerwiegendes vorgebracht. Eines seiner Hauptargumente, die Verschiedenheit im Ausdruck, timeant armenta leones (die verschiedenen Epitheta erlauben keinen Schluß, wie Skutsch richtig betont hat) und metuent a. l. hat Witte nicht widerlegen können. Daß W. in der Tat Unvergleichbares zusammenstellt, zeigt seine Behandlung der Verse Hor. 57—60. Er zitiert sie und bemerkt dazu: In Vergils zweitem Abschnitt (26—36) steht die Triade 34—36[1]); wie hier von einer zweiten Argofahrt und von einem zweiten Troiazug die Rede ist, so nennt Horaz in der Tetrade 57—60 die Rückfahrt der Argonauten und die Irrfahrten des Odysseus. Gestattet dieser Tatbestand sichere Schlüsse auf Beeinflussung des einen Dichters durch den anderen?

Über die Komposition der vierten Ekloge selbst äußert sich W. hier nur in kurzen Andeutungen. Jedenfalls analysiert er sie ganz anders als z. B. Draheim, Sokr. 1919, 337 (vgl. Bericht 1921, 89), wenn er das große Mittelstück 18—47 in drei Abschnitte zu 8. 11. 11. Versen teilt.

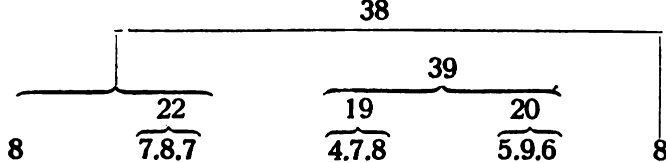
Die zweite Arbeit über die zehnte Ekloge[2]) bringt manchen neuen Gedanken. W. deutet nicht weniges ganz anders als Skutsch, Leo, Helm, Jacoby und Jahn. Nach seiner Ansicht ist außer Theokrits Thalysia und Thyrsis auch der Kyklops benutzt. Diese im Anschluß an 70ff. ~ Theokrit 11. 73 und andere leise Berührungen gemachte Feststellung wird wichtig vor allem für die Erklärung der schwierigen Verse 50ff. Sie versteht W. in der Weise, daß Vergil Gallus sagen läßt, er wolle, um sich von seiner Liebe zu heilen (vgl. Theokrit XI, 1ff. 17), die von ihm in Euphorions Maß gedichteten carmina, d. h. die Elegien auf Lykoris, nach Polyphems Art in die Winde singen. Dieser, nicht Theokrit, ist, wie er meint, unter dem pastor Siculus

[1]) Sollen wir wirklich annehmen, daß am Anfang und Ende des letzten Verses alter -Argo ~ atque-Achilles allitterieren? Auch das, was W. über Alliterationen in Theokrits Ptolemaioshymnos 86—94 sagt und in dem Buche wiederholt, hat mich nicht überzeugt.

[2]) S. Hammers Ausführungen über die 6. und 10. Ekloge, Vergiliana, Eos 24. 1919/1920, Posen 1921, 1—17 sind mir nicht zugänglich geworden.

(pastor Aetnaeus sagt übrigens auch Ovid Ib. 269) zu verstehen; paßt aber zu diesen Ausführungen 6, 1f. prima Syracosio dignata est ludere versu nostra neque erubuit silvas (also den Aufenthalt der Hirten) habitare Thalia? Das Motiv der „Heilung von der Liebe" hat Vergil negativ gewendet und durch zwei Nebenmotive, das des Einschneidens der Amores (W. versteht darunter die Elegien, nicht mit Leo (Herm. 37, 20) seine Liebe) und das der Jagd, erweitert. Das letzte verdankt Vergil vielleicht ebenso wie V. 46—49[1]) den Elegien des Gallus, während das übrige durch Theokrit beeinflußt ist. Die vom Dichter mit dem ganzen Gedichte verfolgte Absicht glaubt Witte mit Heyne unter Ablehnung von Bürgers Polemik (Herm. 38, 22) aus V. 2f. herauslesen zu können. Im Auftrage des Gallus und für ihn soll Vergil diese Ekloge verfaßt haben.

Die Komposition ist kunstvoll: Zwei als Gegenstücke gedichtete Oktaden umrahmen das Ganze (1—8, 70—77); sie bilden die „äußere Schale"[2]), die die Klage des Gallus umschließt. Die „innere Schale" besteht aus 7, 8, 7 Versen. Die Klage selbst zerfällt in zwei Hälften, zu 19 (4. 7. 8.) und 20 (5. 9. 6) Versen. Zur Verdeutlichung von Wittes Absichten gebe ich das von ihm entworfene Schema wieder:



Diese kurze Probe ist typisch für seine Art, die Komposition der Gedichte Theokrits und Vergils anzusehen. In seinem bereits erwähnten Buche, das den Untertitel „Die Entstehungsgeschichte einer römischen Literaturgattung" führt, unterzieht er alle Eklogen und einen Teil der theokritischen und pseudo-theokritischen Gedichte sowie die Megara des Moschos einer analogen Prüfung. Damit hat er O. Ribbecks Gedanken wieder aufgenommen, der zuerst Spuren arithmetischer Gliederung festgestellt zu haben glaubte (Fleckeis. Jahrb. 75, 1857, 65), hat aber die von Ribbeck und vor allem von seinen Nachfolgern eingeschlagenen Irrwege (Athetesen, Umstellungen, Lücken usw.) vermieden. Wenn er aber mit diesen Untersuchungen die drei von ihm aufgestellten Postulate:

1. Vergils Bukolika sind aus Theokrit zu erklären.
2. Vergils Bukolika sind aus Vergils Bukolika zu erklären.
3. Es muß möglich sein, aus der Geschichte der vergilisch-bukolischen Motive genau die zeitliche Reihenfolge der einzelnen Eklogen festzustellen.

[1]) W. interpretiert 44—49 ganz im Gegensatz zu Skutsch und Leo: „Jetzt hält Amor mich, d. h. mein ganzes Denken, bei Krieg und Schlachtgetümmel fest; denn du weilst ja fern der Heimat und siehst ohne mich den Schnee der Alpen und den eisigen Rhein." Also Gallus befindet sich nach seiner Auffassung nicht im Kriege.

[2]) Skutsch, Aus Vergils Frühzeit 25.

erfüllt glaubt, so bleiben mir, zumal nach Jachmanns oben besprochenem Aufsatze, immerhin recht erhebliche Zweifel, ob solche Analysen geeignet sind, dem Wesen künstlerischen Schaffens gerecht zu werden, und reichlich weit geht doch wohl auch die Behauptung, daß zur Erfüllung der ersten Forderung noch gar nichts oder in kaum nennenswerter Weise etwas getan sei. Der zweiten Forderung meint W. für die vierte Ekloge zu entsprechen, wenn er (S. 27) die Frage nach dem Vater des Knaben so beantwortet: „Vergil hat es nicht gesagt, und wer (wie es leider fast immer geschehen ist) die vierte Ekloge außerhalb ihres Zusammenhangs mit Vergils Bukolika betrachtet, wird jene Frage mit einem non liquet beantworten müssen. Wer dagegen die vierte Ekloge aus Vergils Eklogen erklärt, wird kaum zweifeln, daß mit dem Vater jenes göttlichen Kindes nur der göttliche Jüngling der ersten Ekloge gemeint sein kann.“ (?) Für die Chronologie der Gedichte hat W. durch Herausarbeitung verschiedener Anspielungen in einer Ekloge auf die andere beachtenswerte Argumente vorgebracht und vor allem wahrscheinlich gemacht, daß die zeitliche Reihenfolge der Eklogen 2, 3, 7 genau die umgekehrte derjenigen ist, die ihnen Vergil in der Gedichtsammlung gegeben hat.

Auf die übrigen Arbeiten über Vergil kann leider nur ganz kurz eingegangen werden, da der größte Teil unter den heute herrschenden Verhältnissen unzugänglich geblieben ist. An erster Stelle ist L. Traubes bekannte Abhandlung über das Alter des Codex Romanus (Strena Helbigiana 1900, 307—314) zu nennen, die im dritten Bande der Vorlesungen und Abhandlungen, München 1920 neu gedruckt worden ist. Ein ausführlicher Bericht ist nicht mehr nötig.

Mit der Nachwirkung Vergils haben sich mehrere Untersuchungen nach verschiedenen Richtungen beschäftigt. In einer Berliner Dissertation von 1920, aus der nur ein Auszug (2 S.) im Druck vorliegt, hat E. Marbach die Frage behandelt, quomodo Valerius Flaccus Vergilium in arte componendi imitatus sit. Es kommt dem Verfasser vor allem auf die epische Technik des Valerius Flaccus an. Wie die kurze Inhaltsangabe zeigt, ist er in der ganzen Darstellungsweise aufs stärkste von Vergil beeinflußt. Für die Behandlung der Einzelheiten war der Weg im wesentlichen durch Heinzes Buch über die epische Technik Vergils bestimmt. M. scheint, soweit man auf Grund des Auszuges urteilen kann, die Erkenntnis der Kunst des Valerius Flaccus nach verschiedenen Seiten hin ein gutes Stück gefördert zu haben.

Edgar Howind, De ratione citandi in Ciceronis, Plutarchi, Senecae, Novi Testamenti scriptis obvia, Diss. Marb. 1921 (darin die Vergil-Zitate Senecas); vgl. Bock, Ph. W. 1922, 465.

H. Hagendahl, Studia Ammianea, Uppsala 1921 (darin Beziehungen zu Vergils Sprache); vgl. Gardthausen, Ph. W. 1922, 49.

Bibliographie:

Tenney Frank: Vergil. A Biography, New York 1922.

Jos. Klek und L. Armbruster: Die Bienenkunde des Altertums II; Varro und Vergil (Georg. IV, 1—280). Die Bienentechnik der

Römer. Römisches Betriebswesen. Archiv für Bienenkunde II, 1920, Heft 7; vgl. Lammert, Ph. W. 1922, 28.

P. d'Hérouville: Virgile expliqué par Aristote (zu Georg. III 82), Rev. de Phil. 45, 234.

M. Crump: The Growth of the Aeneid, Oxford 1920.

Eleanor Shipley Duckett, Hellenistic influence on the Aeneid (Smith College Classical Studies No. 1) Northampton 1920.

H. B. Butler: The sixth book of the Aeneid with introduction and notes, Oxford 1920.

Tenney Frank: Epicurean determinism in the Aeneid, Americ. Journ. of Phil. 41, 115–126.

Jérôme Carcopino, Virgile et les origines d'Ostie, Paris 1919.

Eine kurze Inhaltsangabe dieses Buches, das, abgesehen von manchen Irrwegen, von großer archäologischer und religionsgeschichtlicher Bedeutung zu sein und für die Erklärung des zweiten Teiles der Aeneis wichtiges Material zu liefern scheint, steht im Americ. Journ. of Phil. 41, 396–400. Der Referent, L. R. Taylor, weist darauf hin, daß die religionsgeschichtlichen Ausführungen nicht weniger Modifikationen bedürfen und zieht Wissowa, Herm. 50, 1915, 5ff. (Die römischen Staatspriestertümer altlatinischer Gemeindekulte) heran. Zur Ergänzung der Untersuchungen über Thybris ist auf Meisters im Berichte 1921, 91 besprochenes Buch zu verweisen; dort steht auch schon (Seite 57[1])) die Verteidigung von Thybrina fluenta (XII 35).

Norman W. de Witt, The Arrow of Acestes, Americ. Journ. of Phil. 41, 369–378.

Die Deutung des Wunders auf den Kometen, der nach Cäsars Tod, wie W. sich etwas ungenau ausdrückt, erschien, wird trotz Heinze wieder aufgenommen unter Betonung des bei scheinbarer Homernachahmung speziell römischen Charakters des fünften Buches der Aeneis. Der Aufsatz ist reich an vielen bedenklichen Hypothesen, auf die näher einzugehen sich kaum lohnt.

Über E. Steiner, Das Bedeutungslehnwort in Vergils Aeneis Diss. Königsb. 1921 genauer zu berichten, verbietet die Kürze der Zeit; für diesmal muß auf K. Witte, Phil. W. 1922, 801–803 verwiesen werden.

H. J. Thomson: A new supplement of the Berne Scholia on Vergil, Journ. of Phil. 35, 1920, 257–286 (vgl. Klotz, Ph. W. 1922, 615).

Arbeiten über die Appendix Vergiliana (die ausländischen sind mir unzugänglich geblieben).

T. Frank: Vergil's Apprenticeship II, Class. Phil. XV 2, 1920, 103–119; vgl. Ph. W. 1922, 592f.

W. de Witt: Vergil in Neapel (Catal. 5), Class. Phil. XVII 2, 104–110.

T. Frank: Vergil's Res Romanae: XIV. Katalepton, Class. Quart. 1920, 156–162; vgl. Ph. W. 1922, 689.

W. Morel, Phil. W. 1922, 308–310.

M. hat eine neue verblüffende Deutung von Katalepton 6 und 12 versucht. Mit Scaliger und Buecheler liest er 12, 8 herniam, versteht

das Wort aber nicht in der gewöhnlichen Bedeutung, sondern von dem aufgetriebenen Leibe der Schwangeren. Noctuinus heiratet also die schwangere Tochter des Atilius. Das Kind, das sie trägt, heißt (6) ebenfalls Tochter des Atilius; sie hat es von ihrem eigenen Vater empfangen. Auf dieselben Personen ist auch 6 zu beziehen: Die auch vom Dichter geliebte Atilia ist zu seinem Schmerze im Begriff, aufs Land zu gehen. Das ganze Gedicht, das aus einem Satze besteht, wird als zürnende Frage aufgefaßt und Vers 4 stupore in stuprone geändert. Daß auch bei diesen (nicht sicheren) Erklärungen Einzelheiten dunkel bleiben, gibt M. selbst zu.

W. de Witt, Priap. II 6ff., The Class. Rev. 36, 73.

U. v. Wilamowitz-Moellendorff: Griechische Verskunst, Berlin 1921, 252f.[2]):

Aus der Bemerkung des Caesius 260 über den versus Priapeus wird geschlossen, daß in der Fuge syllaba anceps möglich ist. Dadurch wird Priap. III, 17 Ribbecks huic für hoc gegenüber Buechelers, von Vollmer aufgenommenem nunc als die einfachere Emendation erwiesen: pro quis omnia honoribus huic necesse Priapo est praestare. Der Hinweis auf diese Ausführungen Wil.'s fehlt in der neuesten Ausgabe der Priapea im Anhange des Buechelerschen Petron, der in 6. Auflage, wiederum von W. Heraeus bearbeitet, 1922 erschienen ist. Über den Wert der Ausgabe braucht heute nichts mehr gesagt zu werden. Die 6. Auflage ist eine Wiederholung der 5., aber am Schlusse sind auf 10 Seiten „Supplementa adnotationum" zu Petron und den anderen kleinen Werken und Fragmenten zusammengestellt, in denen die seit 1912 gewonnenen Ergebnisse vermerkt sind. Daß nun Apparat und Anhang gleichzeitig nebeneinander benutzt werden müssen, ist eine unbequeme, aber jedem Herausgeber einer früheren Auflage jetzt leider geläufige Tatsache[1]).

Horaz.

Von Gesamtausgaben ist die zu nennen, die R. Heinze für die Sammlung „Bibliotheca Mundi" des Inselverlages 1921 besorgt hat. Sie ist sorgfältig gedruckt und ebenso sorgfältig ausgestattet. Der ohne jedes kritische Beiwerk gegebene Text weicht in den Oden und Epoden, bei denen ich eine Prüfung vorgenommen habe, nicht ganz selten von dem Wortlaut der letzten Auflage von Heinzes kommentierter Ausgabe (1917) ab; ein paar Belege mögen genügen:

I 31, 9 ut: et 1917; III 4, 43. 47 turbam. turmas: turmam. turbas; III 5, 15 trahentis: trahenti mit Canter; IV 2, 13 regesque: regesve; Epod. 5, 55 cum: dum.

---

[1]) Unmittelbar vor Abschluß des Druckmanuskriptes geht mir das 456 Seiten starke Buch von Conrad Cichorius, Leipzig 1922, zu: Römische Studien. Historisches, Epigraphisches, Literargeschichtliches aus vier Jahrhunderten Roms. Über den Inhalt dieses besonders hervorragenden Buches, in dem unter vielem anderen wichtiges Materiel zu Vergil und Ovid steht, kann erst in einem späteren Berichte gehandelt werden.

Nicht in Ordnung ist c. IV 1, 22 lyraque et Berecyntia (?) delectabere tibiae (?) mixtis carminibus:

lyraque et Berecyntia delectabere tibia mixtis carminibus (1917)

Aus den anderen Dichtungen möchte ich nur hervorheben Serm. I, 1, 4, wo Heinze mit Recht in allen von ihm gemachten Ausgaben mit der Überlieferung liest: „gravis annis miles, unter Ablehnung von Bouhiers verkehrter Konjektur armis, die, abgesehen davon, daß sie dem Sinne der Stelle nicht gerecht wird, durch Ovid tr. IV 8, 21 miles ubi emeritis non est satis utilis annis widerlegt wird, wo weder dem Gedankengange (vgl. 23) nach noch nach Lage der Überlieferung die Variante der Vulgata armis in Frage kommt. Heinzes Ausgabe ist für den, dem reiner künstlerischer Eindruck Ziel ist, ganz besonders zu empfehlen.

Das Hauptwerk, in dem die Frage nach dem Wesen der horazischen Kunst in tiefgreifender Weise behandelt wird, Orazio lirico von Giorgio Pasquali, Florenz 1920, Le Monnier, ist mir unzugänglich geblieben, so daß ich auf die Rezensionen von A. Klotz, B. ph. W. 1920, 676 und F. Jacoby, D.L.Z. 1921, 48 verweisen muß. Pasquali, der vor 7 Jahren im Herm. 50, 304 eine Probe seiner Horazauffassung (I 18) veröffentlicht hat, sieht Horaz im wesentlichen als hellenistischen Dichter an, der aus den Gedichten der klassischen Lyriker selten mehr nimmt als das Motto des eigenen Gedichtes und selbst dieses häufig noch umgebildet hat, während er aufs stärkste von den Motiven und Stimmungen hellenistischer Dichtung sich beeinflussen läßt. Ja, Pasquali geht sogar so weit, aus Horaz' Gedichten und aus hellenistischen Epigrammen einen Rückschluß auf verlorene Lyrik als eigentliche Quelle der horazischen Dichtung zu machen. Diese These, gegen die Jacoby in aller Kürze Wichtiges eingewendet hat, führt er in den beiden ersten Kapiteln (p. 1—140; 141—641), die an sehr fördernden Einzelinterpretationen reich sind, durch: im dritten (p. 642 bis 710) sucht er das eigentlich Römische an Horaz herauszuarbeiten, schließt aber leider wichtige und bedeutende Teile der politischen Dichtung aus. Das Schlußkapitel (p. 711—783) gilt den frühesten und den reifsten Liedern, mit der Absicht, Horaz' Verhältnis zu Pindar darzustellen. Zu Pasqualis Buch hat in einem schönen Vortrage über „Horaz als Dichter" (Jenaer Philologenvers. 27. 9. 1921 = Neue Jahrb. 1922, 24—41) Richard Reitzenstein Stellung genommen. Ihm ist es im Gegensatz zu einem auf der Baseler Philologenvers. (Neue Jahrb. 1908, 81) gehaltenen Vortrage, in dem er Horaz' Beziehungen zur hellenistischen Dichtung behandelt hat, darum zu tun, das Eigene an Horaz herauszuarbeiten. Anders als bei Pasquali wird das Hauptproblem so formuliert: Wichtigste Aufgabe ist, zu verfolgen, wie der Hellenist Römer wird, also wie der Geist dieser Dichtung sich wandelt. Über den in der augusteischen Dichtung herrschenden hellenistischen Geist wachsen nur Horaz und Vergil innerlich heraus, und nicht ohne Grund trägt ein Fünftel aller horazischen Lyrik paraenetischen Charakter, während die hellenistische Dichtung, die auf Rom wirkt, völlig unphilosophisch ist. Der Römer ist über den Hellenismus hinaus-

gekommen, weil sich ihm eine neue Weltanschauung gebildet hat. Daraus ist das Werden der neuen Form zu begreifen, in die auch die hellenistisch empfundenen Lieder sich kleiden. Lieder wie I 20, IV 12, III 9 und 22, I 17 und 22 sollen innerhalb der Gedichtsammlung, abgesehen von ihrem Eigenwert, von Anfang an einen tieferen und ernsteren Teil tragen und stützen, und vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß der Dichter sein Leben nach seinen Lehren gestaltet hat, daß er, wenn er sein Ich schildert, für seine Weltanschauung wirbt, und daß es ihm mit seinen Mahnungen ernst ist um die Rettung der Seelen der einzelnen und der kommenden Generation.

Nicht so in die Tiefe wie Reitzenstein ist R. Helm gegangen in einer Rostocker Rektoratsrede 1921, die „den Lyriker Horaz" behandelt. Das ist dadurch berechtigt, daß mit einem nicht nur philologischen Publikum gerechnet werden mußte. Er gibt eine Charakteristik des Dichters, die durch zahlreiche in eigenen, teilweise recht hübschen Übersetzungen gebotene Beispiele gestützt wird, und bemüht sich, zu einem Standpunkte durchzudringen, der den Vorzügen und Schwächen in gleicher Weise gerecht wird. Sehr vieles, was Helm über Horaz als Mensch, Dichter und Erzieher des Volkes sagt, trifft ohne weiteres zu. Unter die Schwächen rechnet er die im Gegensatz zu Horaz' Streben nach plastischem Ausdruck stehende Anwendung abgegriffener oder zu ungewöhnlicher und gesuchter Beiwörter, die sich zuweilen neben anderen mit größter Kunst gewählten finden. Wenn er I 17, 20 vitream Circen tadelt, so kann ich seiner Begründung nicht folgen: „Die gläserne Circe" ist seltsam gesagt; wenn sie als Meeresgöttin (?) so heißt, weil auch das Meer gläsern genannt ist (IV 2, 3; die Stellen haben meines Erachtens miteinander wenig zu tun), um das Kristallhelle, Glänzende zu bezeichnen; aber seltsamer noch, wenn damit ihr verräterisches Wesen hervorgehoben und angedeutet werden sollte, daß ihre Treue wie Glas bricht". Anders erklärte Heinze*, der auch den von Horaz beeinflußten Vers Statius Silv. I 3, 85 gegenüber Vollmer richtig gedeutet hat. Wenn dieser im Kommentar zu der Stelle behauptet: „Circei, einst Insel der Wassergöttin Circe, darum vitrea" vermisse ich einen Beweis und habe auch bei Bethe, R.E s. v. Kirke vergeblich nach einem Zeugnis für die Wassergöttin gesucht. Ebensowenig braucht man I 31, 7 in den „ruhigen" Fluren, die der schweigende Liris bespült, ein „unbedeutendes oder gar zweckloses Füllsel" zu sehen. Auch in der von Helm gegebenen Vergleichung des Horaz mit Ovid und Catull glaube ich etwas anders urteilen zu müssen. Es geht nicht an, Ovids Dichtung mit den Worten „von rhetorischer Deklamation[1]) völlig verwässert" abzutun und Horaz als wirklichen Dichter gegenüberzustellen. Heinze hat vor einer solchen Betrachtungsweise (vgl. Bericht 1921, 101) mit Recht eindringlich gewarnt. Wenn Helm über Catull urteilt: „Wer Catull neben Horaz

[1]) Ähnlich argumentiert auch Niedermeier in seiner sonst recht nützlichen Untersuchung über die antike poetische Autobiographie, Progr. Theresien-Gymn. München 1919, in der er u. a. Hor. sat. I 6, epp. I 20, II 2, 51, Prop. I 22, Ov. am. III. 15 trist. IV 10 bespricht.

stellt, empfindet dort, abgesehen von den bissigen politischen Kampfgedichten, eine gewisse Einseitigkeit und Enge des Stoffes, nur verklärt von der einen großen, durch das Unglück adelnden Leidenschaft", dann ist das für den Dichter Catull Wesentlichste, das der ganzen großen menschlichen Tiefe seiner Seele entquillt, durch das Wort „nur" zu Unrecht eingeschränkt und als sekundärer Faktor beurteilt. Es ist durchaus nicht richtig, daß Catull wohl den Jüngling fortreißen kann, dem gereiften Manne aber wenig zu sagen hat. Und ob Horaz wirklich „zu dem Menschen in jungen Jahren ebenso spricht wie zu dem, der ein gut Stück von des Lebens Wirrnis durchstreift hat", und ob nicht gerade eine große innere Reife nötig ist, um zu ihm ein Verhältnis zu gewinnen, ist auch eine Frage, die nicht ohne weiteres beantwortet werden kann.

Im folgenden stelle ich im Anschluß an die bisher besprochenen Werke einige Abhandlungen zusammen, die sich mit einzelnen lyrischen Gedichten beschäftigen: In erster Linie sind zwei Arbeiten Reitzensteins zu nennen: Philol. Kleinigkeiten 5. Zu Horaz und Catull[1]) Herm. 57, 1922, 357–365, und Die Scholien zu Horaz Od. I 14, Nachr. Gött. Ges. d. Wiss. 1918, 393–396. Zwei der am meisten besprochenen und am verschiedensten aufgefaßten Gedichte deutet er auf eine der herrschenden Meinung zuwiderlaufende Weise. Die Einheit der Ode II 13 sieht er nicht mit Heinze in dem stolzen Gefühl, an dem sacer poeta sei der Todesschatten kraftlos vorübergeglitten, sondern in dem von Heinze gleichfalls gestreiften Gedanken: „Ein seliges Los haben die Dichter der Vorzeit noch im Hades, und Horaz will andeuten, daß auch er als ihr Nachfolger darauf hoffen kann." Drei Elemente hat der Dichter miteinander verbunden: das Erlebnis, die Gnome und die Übertragung auf das Persönliche. Auch in I 22 Integer vitae finden sie sich, in dem Liede, das heute fast allgemein als nur humoristisch gedeutet wird. Warum man in den beiden ersten Strophen „launige Persiflierung" (Heinze; die von diesem herangezogenen Tibull- und Properzstellen lehnt Reitzenstein als nicht in Betracht kommend ab) annehmen soll, ist nicht einzusehen. Weder die Gedankenführung noch der sprachliche Ausdruck weisen darauf. Der Gedanke, der die erste Strophe mit dem Schluß verbindet, ist: „Liebe ist Reinheit". Er ist noch ganz für die hellenistische Poesie in Anspruch zu nehmen, wird aber im Fortgang des Liedes individuell gesteigert: „Reinheit ist Schutz gegen jede Gefahr." Das wird begründet durch das Erlebnis, bei dessen Schilderung Horaz starke Farben aufträgt,[2]) um den Freund lächeln und den Leser empfinden zu lassen, wie heiter der Dichter an das Erlebnis zurückdenkt. Hier zuckt der Humor auf: Er soll die glückselige, überschwängliche Stimmung des Dichters vorbereiten, die

---

[1]) Auf die feinsinnige Deutung des elften Gedichts und die daraus für Catulls dichterisches, von formaler Tradition freies und anderseits doch unter dem Stilzwang stehendes Schaffen sich ergebenden Schlüsse kann hier nicht genauer eingegangen werden.

[2]) So erklärt sich auch das von Helm (s. o.) getadelte Oxymoron leonum arida nutrix.

am Schluß durchbricht. Dieser ist vor jeder humoristischen Auffassung durch das „Motto“ aus der großen Lyrik geschützt.

Die zweite Arbeit R.s gilt nicht Horaz selbst, sondern den Scholien, ist aber insofern für die Überlieferungsgeschichte sehr wichtig, als einer der am meisten strittigen Kernpunkte berührt wird. Die Aufschriften des Gedichts I 14 geben mehrere Deutungen: F λ' Paraenetice tetracolos ad Brutum (ebenso Porphyrio: Warnung vor der zweiten Schlacht) AB ad rem publicam tetracolos (ebenso Quint. VIII 6, 44 und Acro *AΓα*cp) zu 2, 3, 6, 9, 10, 17). Eine einheitlich durchgeführte Deutung, die R. für die Vulgaterklärung der Schule hält; R: de Bruto reparante bellum civile und in enger Berührung C D a: in navem de Bruto reparante bellum civile Ad rem publicam tetracolos (die letzten vier Worte aus einer A B nahestehenden Vorlage): Gedacht wird hier an den zweiten Krieg; dazu stimmt der allerdings stark verdorbene Eingang des pseudo-acronischen Kommentars. Der Verfasser hat zwei Schulkommentare zusammengearbeitet, von denen der eine das Lied auf die Res publica, der andere auf Brutus deutete, der den zweiten Bürgerkrieg beginnt. Den drei Grundtypen der Aufschrift entsprechen also drei Erklärungen, die des Porphyrio und die der beiden Hauptquellen des sog. Acro. Prinzipiell wichtig ist die von R. angeknüpfte Frage, ob es denkbar ist, daß der einheitliche Text des Porphyrio und der sich mit ihm hier kaum berührende der acronischen Sammlung erst in karolingischer Zeit aus demselben Archetypus abgeleitet sind (so Vollmer), oder daß die Verschiedenheit der Aufschrift damals entstand. In R.s Fragestellung ist seine Antwort bereits enthalten.

Das an die Fortuna von Antium gerichtete Gedicht I 35 hat F. Jacoby, Das Prooemium des Lucrez, Herm. 56, 1921, 47[1] einer kurzen Besprechung unterzogen. Während Heinze in der Einleitung zum Kommentar in dem Prooemium des Lucrez (d. h. doch wohl in dem Teile 1—27) vornehmlich in der parenthetischen Form des Einschubs die nächste Analogie zu der Ode findet, weist Jacoby darauf hin, daß die Rolle der beiden Schlußstrophen eheu cicatricum . . . eine durchaus andere ist als die der zweiten Periode des lucrezischen Gebetes. Sie dienen nach der weitgespannten Parenthese (5—28) zur Begründung der 29 an Fortuna gerichteten Bitten und werfen einen Blick auf die Zustände, die bei Nichterfüllung der Bitte wieder eintreten würden. Das Gebet zeigt in der Gedankenführung gewisse Analogien zu dem Gebet am Ende des ersten Buches der Georgika (498 ff.).

Für verfehlt halte ich den Beitrag von H. Paasch zu III 14 (Berl. phil. W. 1920, 884), und zwar sowohl, was den Verbesserungsvorschlag Iani iram expertae statt iam virum expertae angeht, da er, von anderem abgesehen, mit der Möglichkeit des Hiatus male ominatis rechnet, als auch in der Gesamtauffassung des Gedichtes. Wenn er es als Prolog zur Feier der Heimkehr der Sieger und Schließung des Janusbogens anspricht und den Schluß zieht, die drei letzten Strophen mit Lehrs zu streichen oder als späteren Anhang bei der Aufnahme in die Sammlung anzusehen, so ist keine Widerelegung

nötig. Den Fingerzeig zum richtigen Verständnis der Komposition hätte P. schon bei Reitzenstein, Neue Jahrb. 1908, 98 finden können. III 26, 7 scheint P. das vielfach verdächtige arcus in arcas ändern zu wollen. Aus Heinzes Erklärung der Stelle ergibt sich, wie wenig der Geldbeutel in das Ganze hineinpaßt.

Zu Nordens neuer Deutung der Messalla-Ode (III 21, Agnostos Theos 143ff.) hat Ed. Fraenkel, Plautinisches im Plautus, Berlin 1922 (vgl. auch unten) einen kleinen, aber wichtigen Nachtrag gegeben durch die Interpretation des Prologs der aristophanischen Ekklesiazusen (102[1]), in dem die Lampe, also auch ein Produkt der Töpferscheibe, in den Formen der Götterprädikation angeredet wird.

Einen Beitrag zur Komposition der zweiten Epode hat Berl. phil. W. 1920, 1124ff. Nonn gegeben. Seine Ausführungen sind durch Heinzes[6] Einleitung zu dem Gedichte angeregt und suchen dessen knappe Skizze des Gedankenganges weiter auszuführen. Wesentliche Verschiedenheiten finden sich nicht; mit Recht wendet er sich gegen Th. Plüß' gekünstelte Erklärung im Sokr. I, 1913, 83ff.

An drei Stellen seiner metrischen Beiträge (Herm. 56, 1921, 66ff.: 78. 90. 94ff.) ist K. Münscher auf Probleme der horazischen Verskunst eingegangen. Mit O. Schröder (Vorarbeiten 120ff.) erklärt er das kleine Asklepiadeion aus dem Zusammenrücken des Glykoneion mit einem dritten Metron, das vor, nicht hinter, wie Schr. meint, das Glykoneion trat und durch fallenden Bau des viersilbigen Vortritts und steigenden Bau der beiden ersten Basissilben des Glykoneion den ersten Choriambus des kleinen Asklepiadeion bildete. Daraus folgert er, daß Horaz in den asklepiadeischen Strophen von Ursprung an organisch eng zusammengehörende verwandte Verse geformt hat. Dieser Annahme fügen sich die Variationen I 3 (glyk. asklep.) I 6 (3 asklep. glyk.) I 5 (2 asklep. 1 pher. 1 glyk.). In dem Kapitel „Das Anakreonteion als Versbildner" faßt er III 12 die Joniker als 4 × 10 Metra auf, scheidet also 4 Strophen. Da sich in ihnen immer Wortende nach dem 4. und 8. Ioniker findet, hat Horaz sie als zwei Tetrameter plus 1 Dimeter gebaut. Der letzte Abschnitt 94ff. gilt der alkaischen Strophe. Hier knüpft M. an Heinzes Arbeit über die lyrischen Verse des Horaz an, in der bewiesen ist, daß der Dichter die griechischen Verse nicht nach der Doktrin eines Lehrbuches, sondern nach seinem künstlerischen Gefühl umgeformt hat. Er hat die freien Silbenquantitäten der Griechen gemäß den schon bei den Griechen bevorzugten Quantitäten festgelegt und die längeren Verse mit bestimmten Einschnitten durch Wortende ausgestattet. Im alkaischen Elfsilbler ist die fünfte Silbe mit Ausnahme von III 5, 17 lang; nach ihr tritt Wortende ein. Die griechischen Verse neigen bereits in ihrer Mehrzahl dazu. Aus diesem Bau zieht M. Schlüsse auf die Entstehung des Elfsilblers aus viersilbigem vorgesetztem Metron und dem siebensilbigen Telesilleion und des Neunsilblers, der ausnahmslos lange fünfte Silbe zeigt, aus Jambikon plus Telesilleion. Der Bau des Zehnsilblers ist bei Horaz und den Aioliern nicht verschieden; der Neun- und Zehnsilbler ist bald durch Hiatus voneinander getrennt (I 16, 27),

aufs beste mit der ebenso knappen wie vorsichtigen, nichts Wesentliches übergehenden Charakteristik dieser Dichtungsart, die W. Kroll, R. E. II A 1 s. v. Satura 192—200 entworfen hat. Als besonders wichtig für Horaz ist die Bewertung der Stelle Ep. II 1, 139 herauszuheben. Im Anschluß an Leo, Herm. 39, 1904, 63 wird gezeigt, daß die Worte des Horaz, der von der bei Erntefesten üblichen Fescennina licentia spricht, sich nicht auf die satura beziehen und für die Frage nach dem Ursprunge der livianischen Darstellung (VII 2) kaum zu verwerten sind. Über die von Horaz Sat. I 4, 1—6 behauptete Abhängigkeit des Lucilius von der alten Komödie urteilen Heinze und Kroll übereinstimmend. Kroll fügt noch als Motiv zu diesem verkehrten Urteile der von Horaz benutzten Quelle (vielleicht Varro) das Streben eines römischen Grammatikers hinzu, dem römischen Dichter den Ruhm zu sichern, im Gegensatze zu den griechischen Nachfolgern der alten Komödie im Geiste der *ἀρχαία* weiter gedichtet zu haben. Als eine endgültige Zusammenfassung der gesamten, an den Begriff der Satura anknüpfenden Probleme will B. L. Ullman seinen Aufsatz „The present status of the Satura Question, Studies in Philology XVII, 1920, 379—401 angesehen wissen. Da der Ertrag dieser Arbeit für Horaz naturgemäß nicht sehr reich ist[1]) und der Schwerpunkt in der Interpretation von Livius VII 2, als dessen Quelle er wieder Varro ansehen möchte (vorsichtiger spricht Kroll a. a. O. 199), liegt, so mag hier ein kurzer Hinweis genügen. Daß von U. etwas Definitives erreicht ist, hat Hosius, Ph. W. 1921, 1012 wohl nicht grundlos bezweifelt. Mit der Etymologie satura ∼ *σάτυροι* hat sich G. A. Gerhard in einem Aufsatze im Philol. 75, 1919, 247—273 beschäftigt. Er entwirft ein Bild von dem Verlauf, den die Entwicklung der beiden *γένη* genommen hat, um nachzuweisen, daß die sprachliche Verbindung der beiden Worte weder in der Zeit Varros noch in der des Horaz möglich gewesen ist, obwohl dieser dem Zeitpunkt der falschen Etymologie nicht mehr fern steht. Wenn bei Horaz Sat. II 1, 1 und 6, 17 in den Hss. satyra überliefert ist, so besagt das für Horaz selbst gar nichts, denn dieser kennt die Verbindung nicht, verknüpft vielmehr, wie bereits erwähnt, im Anschluß an nicht sicher bestimmbare Vorgänger (s. o.) die satura des Lucilius mit der alten Komödie. Also kann die Angleichung an *σάτυροι* etwa um den Beginn der christlichen

---

(1912) beeinflußt ist, und "The classical theory of imitation" behandelt. Die Ergebnisse der Hauptuntersuchungen über die Beziehungen zwischen Lucilius und „the Greek Satirists" und Horaz' Verhältnis zu Lucilius werden dagegen stark eingeschränkt, weil F. in der Komposition einzelner Fragmente sehr kühn vorgegangen ist, vieles einfach von Hor. auf Luc. zurücküberträgt und dann Beeinflussung des Horaz durch Lucilius konstatiert. — Unzugänglich sind mir auch geblieben W. Mendell, Satire as popular philosophy, Class. Phil. XV, 138—157 und Martial and the satiric epigramm, Class. Phil. XVII, 1 ff.

[1]) Vergleiche die von Mißdeutungen nicht ganz freie Arbeit desselben Verfassers: Horace on the nature of satire (Transactions of the americ. philological assoc. 48, 1917, 111—132); vgl. Klotz, Ph. W. 1921, 813; vorher Dramatic „Satura", Class Philol. IX, 1913, 1 ff. besonders für das Livius-Kapitel; frühere vor der Berichtsperiode liegende Literatur bei Weinreich, Zur römischen Satire, Herm. 51, 1916, 386 ff.

Ära oder im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt vollzogen sein. Eine eingehende Untersuchung hat R. Reitzenstein dem Livius-Kapitel und der entsprechenden Stelle bei Horaz (Epist. II 1, 139—177) zuteil werden lassen: „Livius und Horaz über die Entwicklung des römischen Schauspiels" (Gött. Nachr. 1918, 233—258). Dieser Deutungsversuch geht in seinen Anfängen auf das Jahr 1889 zurück, als Leos wichtiger Aufsatz „Varro und die römische Satire" Herm. 24, 67ff. erschien; hinzugefügt sind Weinreichs (vorige S. Anm. 1) Ergebnisse und eine etwas weitergehende Analyse des Livius. Durch sie erbringt er den Nachweis, daß die von Livius für die Theatergeschichte benutzte Quelle nicht frei gewesen ist von kühnen Konstruktionen, und zwar von der Erinnerung an griechische Theorien beeinflußt ist, aber nicht, wie Leo angenommen hat (a. a. O. 77), den Aristoteles benutzt oder gar übersetzt hat. Im ganzen ist in ihr gutes Material verständig benutzt. Aus der Darstellung des Livius, der reiches Material offenbar stark gekürzt und zusammengearbeitet hat, wobei ungeschickte Digressionen und Anmerkungen nicht immer vermieden werden konnten, läßt sich der Schluß ziehen, daß die Quelle weniger eine Geschichte der dramatischen Dichtung in Rom (Leo, Herm. 39, 65), als vielmehr eine Geschichte der ars ludicra oder des Schauspielerstandes geben wollte. Daß Livius in einen annalistischen Grundtext eine Einlage aus einer anderen antiquarisch interessierten Quelle gemacht hat, ist bereits von Weinreich aus der Wiederholung bedeutungsvoller Worte am Anfang und Ende des Hauptberichts erkannt worden. Dieses wichtige Ergebnis bestätigt und festigt R. im Verlaufe seiner Interpretation. Bei dem Berichte des Horaz, der sich nur von 139—165 mit dem des Livius berührt und nur in diesen Versen auf eine literarhistorische oder antiquarische Darstellung zurückführen läßt, ist vor allem mit freier Umgestaltung durch dichterische Phantasie zu rechnen. Da der Bericht des Livius erst 364 beginnt und Horaz nur eine Angabe, die bis 450 (Zwölftafelgesetz) reicht, erhalten hat, kann ein Vergleich, wie Leo (Herm. 39) und Weinreich ihn durchgeführt haben, nicht fruchtbar werden. Glücklicher war Leos erster Gedanke (Herm. 24, 81 A.), das Horazstück lasse sich in die Darstellung des Livius einfügen. Beide charakterisieren den versus Fescenninus auf ganz entsprechende Weise und reden von so ähnlichen Umbildungen, daß man bei Horaz den Anfang des von Livius benutzten Berichts wiedererkennen kann. In der Auffassung des v. F. selbst weicht R. von der Mehrzahl der Forscher, z. B. Wissowa, R. E. VI 2222, insofern ab, als er von dem ältesten Gebrauch des Wortes F. als Person oder Standesbezeichnung des gewerbsmäßigen Spaßmachers (Cato bei Gell. I 15, 9ff.) ausgeht und folgert, daß die Bezeichnung „Verse aus Fescennium" ursprünglich nicht nur für Hochzeitslieder, sondern überhaupt für improvisierte Scherzgedichte geprägt ist. Ist dem so, dann verdienen die sachlichen Angaben des von Livius benutzten Berichts kein Mißtrauen.

Wie bei den Oden seien auch hier wieder ein paar Arbeiten zusammengestellt, die sich mit einzelnen Stellen beschäftigen:

Michael Cohn, Zur Geschichte der Rachitis als Volkskrankheit (zu Sat. I 3, 47. 48), Archiv für Kinderheilkunde LXXI, 123—148.

Er deutet distorta crura als rachitisch verbogene Beine, pravi tali als rachitische Knöchelschwellungen, nicht als Klumpfuß. Die Möglichkeit, daß der Dichter keinen bestimmten Fehler, sondern nur das, was wir allgemein mit „verkrüppelten Füßen" bezeichnen, ausdrücken wollte, wird zugegeben.

T. Frank, Catullus and Horace on Suffenus and Alfenus (zu I 3, 130) The classical Quarterly XIV, 1920, 160 (mir unzugänglich).

S. Sabbadini, Tricesima sabbata. 1919 (zu I 9, 69, mir unzugänglich, vgl. Klotz, Ph. W. 1921, 870).

G. Helmreich, Ein heiteres Mißverständnis bei Horaz, Ph. W. 1921, 600; dazu vgl. A. Kunze, Ph. W. 1922, 263 (zu II 6, 89).

H. wendet sich gegen Orth, R. E. s. v. Gramineen 1698, der aus der Horazstelle, an der es sich um eine Maus handelt, einen Schluß auf den Lolch als Menschenspeise zieht; Kunzes Gegenargument, durch die Personifizierung werde eine dem menschlichen Leben entlehnte Gewohnheit (esset ador loliumque) auf das Tier in der Fabel übertragen, und Lolch könne daher sehr wohl zu bescheidener menschlicher Nahrung gedient haben, ist nicht entscheidend, wenn man bedenkt, wie die Römer über das lolium geurteilt haben (vgl. z. B. auch Ovid Fast. I 691).

O. Morgenstern, Zu Epist. I. 7, 50 (Jahresber. d. Philol. Vereins 1920, 302).

adrasus wird als ad cutem rasus, glatt rasiert gedeutet. Wenn übrigens Heinze im Kommentar bemerkt: „nach konkretem Sprachgebrauch barba et capilli abraduntur, caput et labra adraduntur", so kann vielleicht an die Analogie Tac. Germ. 19 erinnert werden, wo accisis crinibus von Wissowa (Herm. 51, 1916, 318) in der Bedeutung: stutzen als richtig gegenüber dem auch überlieferten abscisis crinibus erwiesen wird. Die Glosse (Corp. Gloss. Lat. IV 6, 1) accisis circumcisis und die Auszüge aus dem Liber glossarum (V 162, 9) accisam circumcisam) scheinen übrigens auch dafür zu sprechen, daß Plinius Epist. II 12, 1 nicht mit Merrill (Ausg. Leipzig 1922) circumcisum et abrasum sondern adrasum mit einem Teile der Hss. und Kukula zu schreiben ist.

Den ebenso oft behandelten, wie verschieden aufgefaßten Versen Epist. I 19, 28, 29 hat M. B. Ogle eine neue Untersuchung gewidmet (The Americ. Journ. of Philol. 43, 1922, 55—61). Sein Standpunkt ist aber durch Heinze, Die lyrischen Verse des Horaz 24ff. zum Teil überholt. Richtig sind seine Ausführungen über temperare, das keinesfalls als „mischen" verstanden werden darf, sondern „restrain", „moderate", „modify the extremes", „preserve a due proportion" bedeutet; „das rechte Verhältnis geben" übersetzt Heinze soweit genau übereinstimmend; aber er geht weiter, wenn er von der Grundbedeutung zu der Übersetzung „ordnend beherrschen" kommt. In die Irre geht O. aber, wenn er meint, Archilochi von musam abhängig machen zu müssen. Vollends die Deutung, die er infolgedessen der

ganzen Stelle gibt, ist so merkwürdig, daß ich sie in ihrem Zusammenhang anführe: „Sappho, although she had the spirit of a man (viz. Archilochus), and employed the measures of Archil., yet dulled the keen edge of his Muse; so did Alcaeus, but, unlike Sappho (!), he differed widely from Archil. both in matter and arrangement, nor did he seek out the father of his bride."

Auf diese Weise glaubt er, „the grammatical difficulty of construing dispar both with Sappho and Alcaeus is avoided." Daß dispar sowohl auf Sappho als auch auf Alcaeus zu beziehen ist, also im Sinne von dispares steht, hat Heinze gezeigt. Dieselbe Stelle hat auch A. v. Blumenthal, Die Schätzung des Archilochos im Altertume, Stuttgart 1922, in Verbindung mit anderen Stellen, an denen Horaz den Archilochus erwähnt, kurz besprochen. Eine eingehende Deutung gibt er nicht, sondern begnügt sich mit der Feststellung, daß das entscheidend Neue, welches Horaz für Archilochus geleistet hat, in der Fruchtbarmachung archilochischer Form und archilochischen Geistes innerhalb der Möglichkeiten der lateinischen Seele liegt.

In einem eingehenden „Die Gliederung der rhetorischen *τέχνη* und die horazische Epistula ad Pisones" betitelten Aufsatze (Herm. 57, 1922, 1—62) sucht K. Barwick über das bekannte, für das Verständnis der a. p. grundlegende Ergebnis Nordens (Herm. 40, 1905, 481) in einigen Punkten hinauszukommen. Um die Gliederung des horazischen Briefes zu erkennen, geht er einen weiten, von den Anfängen der griechischen rhetorischen *τέχνη* bis in die hellenistisch-römische Kunstlehre führenden Weg. Die Betrachtung Quintilians, Ciceros und des Auctor ad Herennium lehrt, daß in hellenistischer Zeit ein weit verbreiteter Typus rhetorischer *τέχνη* existiert hat, der zwiefach gegliedert war, einmal nach inventio, dispositio, elocutio, memoria, actio und nach den partes orationis. Der Ursprung dieses zu Wiederholungen herausfordernden Typus darf nicht vor Aristoteles gesucht werden, denn die älteste *τέχνη* behandelte den Stoff im Rahmen der einzelnen Redeteile, die Verbindung der beiden verschiedenen *τέχναι* geht auf die Theodekteia zurück, die als Vereinigung der früh-aristotelischen und isokratisch-theodektischen Technik aufzufassen sind und die Folgezeit, von Anaximenes angefangen, stark beeinflußt haben. Diese Doktrin ist in hellenistischer Zeit, und zwar höchstwahrscheinlich von Herakleides Pontikos insofern umgebildet worden, als die *πίστεις* in *εὕρεσις* umbenannt und hinter sie ein besonderer Teil *τάξις* eingeschoben wurde. An Herakleides muß, wie die engen Berührungen der horazischen Poetik und der herakleidischen Rhetorik zeigen, Neoptolemos angeknüpft haben, der nach dem durch Jensen (Neoptolemos und Horaz) als wahr erwiesenen Zeugnis des Porphyrio von Horaz benutzt worden ist. Das von Norden bei Horaz erkannte Schema ars — artifex geht also auf Herakleides zurück. In der Anordnung und Abgrenzung der einzelnen Teile weicht Barwick etwas von Norden ab, so, wenn er mit Cauer 1—37 als selbständige Einheit ansieht, die die ganze Epistel einleiten soll, und mit Vahlen (Berl. S.-Ber. 1906, 602) die Verse 119—152 als „ein rundgeschlossenes

Teilganze“ auffaßt, das nicht auseinandergerissen werden kann. Daher sieht die von ihm gegebene Disposition etwas anders aus, als die von Norden entworfene Gliederung:

A. Einleitung 1—37 B. Ausführung: I de arte 38—294. a) allgemein 38—152, 1. inventio 38—41, 2. dispositio 42—44, 3. elocutio 45—118, 4. imitatio 119—152. b) die Technik des Dramas im besonderen 153—294. II de artifice 295—476: transitio (295—305) plus propositio (306—308). a) gründliche Bildung des Dichters 309—332. b) besondere Anweisungen 333—407. c) natura und ihr Verhältnis zur ars-exercitatio 408—476.

Über die Nachwirkung des Horaz' und die Stellung späterer Jahrhunderte zu ihm hat Ed. Stemplinger ein Buch geschrieben, das den Eindruck größter Belesenheit macht[1]): Horaz im Urteil der Jahrhunderte (Das Erbe der Alten II 5, Leipzig 1921). Damit hat er eine willkommene Ergänzung gegeben zu seiner früheren Schrift „Das Fortleben der horazischen Lyrik seit der Renaissance“ (1906) und dem Aufsatze „Horatius Christianus“ (Neue Jahrb. 1919, 121), sowie zu Schönbergers kleiner Schrift „Deutsche Parallelen zu Horaz“, Augsburg 1920 mit Ergänzungen K. P. Schulzes (Berl Ph. W. 1920, 469f.). Nach zwei kurzen Abschnitten über die durch das Erstarken des Christentums veranlaßte Strömung gegen die antiken Autoren und die weltliche Poesie überhaupt stellt er mit glänzender Beherrschung des weitverzweigten Stoffes die wechselnde moralische und ästhetische Wertung dar, die Horaz zuteil geworden ist.

Tibull.

Zwei für das Nachleben Tibulls interessante Aufsätze sind etwa gleichzeitig erschienen. Während Friedrich Wilhelm, Satura Viadrina altera (Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen des Philol. Vereins zu Breslau 1921) S. 81—94 die Fortwirkung des Dichters bei deutschen Dichtern seit der Mitte des 18. Jahrhunderts verfolgt, stellt Wilfred P. Mustard (Americ. Journ. of Philol. 43, 1922, 49—54) als Fortsetzung von Kirby Flower Smiths Aufsatz (37, 131—155) einiges zusammen, was von der Benutzung Tibulls durch italienische, ungarische und französische Dichter des 15.—19. Jahrhunderts Zeugnis ablegt. Am eigenartigsten unter dem gesammelten Material ist eine in alcäischem Versmaße gedichtete Ode des französischen Dichters Salmonius Macrinus (1490—1557), die mit [Tibull] III 3, 11—20 fast wörtlich übereinstimmt. Die Sulpiciagedichte (vgl. Bericht 1921, 96) werden als Tibullus ohne anzweifelnden Zusatz zitiert.

In Deutschland ist Tibulls Nachwirkung, wie Wilhelms auf Grund großer Belesenheit verfaßter Aufsatz zeigt, nicht übermäßig stark gewesen und tritt hinter der Vergils, Horaz' und Ovids ganz auffallend zurück.

---

[1]) Ein Versehen, das auf der Verwechselung des M. und des Galliers P. Terentius Varro beruht (S. 182), hat bereits Mustard, The Amer. Journ. of Philol. 1922, 92 richtig gestellt.

Über das bei den Elegikern beliebte παρακλαυσίθυρον hat H. V. Canter, The p. as a literary theme (Amer. Journ. of Philol. 41, 1920, 335—368) eine kurze Übersicht gegeben und dabei auch an Parallelen in der neueren Dichtung (Barbier de Séville I 6; Racine, Les Plaideurs I 1, 13—17 ~ Ovid Amor. I 6) erinnert. Er verfolgt die Entwicklung dieses γένος von den ersten Anfängen, die er in den Ekklesiazusen des Aristophanes 960ff. findet, über die hellenistische Zeit (Theokrit, Epigramme, „Des Mädchens Klage") durch die römische Literatur von Plautus bis Maximian. In ihr findet sich das griechische Motiv eines klagenden Mädchens nicht[1]), außer bei dem Spätling Maximian, dessen fünfte Elegie griechisch beeinflußt ist. Die Elegiker von Catull bis Ovid und Horaz zeigen in der Behandlung einzelne Variationen, Ovid führt Am. I 6 durch die Ansprache an den Türhüter ein neues Motiv ein. Die von C. nur kurz gestreifte Frage, was wirklich erlebt und was nur fingiert ist, hängt aufs engste zusammen mit dem schwierigen Problem, wie weit überhaupt bei den Elegikern Beeinflussung der Dichtung durch das Leben anzunehmen ist. Bei Tibull (I 2) glaubt Canter das Durchschimmern wirklichen Erlebens am deutlichsten zu erkennen. Nach Ovid finden sich keine irgendwie bedeutungsvollen Spuren von einem Fortleben des παρακλαυσίθυρον. Persius z. B. setzt V 165 die neue Komödie voraus, und Martial macht sich X 13 über einen Cotta lustig, der die Nacht unter Tränen auf der Türschwelle verbringt. Mit der Elegie ist in Ovids und seiner Genossen (ex Ponto IV 16) Zeit auch das π. abgestorben, denn Maximian stellt nur eine künstliche Wiederbelebung dar.

Höchst merkwürdig und nicht wahrscheinlich ist die von C. versuchte Etymologie des Wortes παρακλαυσίθυρον. Während es bisher allgemein zusammengesetzt gedacht wird aus παρακλαίω und θύρα, faßt C. in Übereinstimmung mit seinem Kollegen Oldfather — κλαυσι — als eine Form auf, die von dem in κλείω steckenden Stamme abgeleitet ist; das Wort ist ein Adjektivum, zu ergänzen ist μέλος Er hält es für möglich, daß man zuerst ein Mädchen ἡ παρακλαυσίθυρος „the lock-the-door-in-your-face-girl" nannte und ein an sie gerichtetes Lied die Bezeichnung παρακλαυσίθυρον μέλος bekam „a song to a door-locking mistress". Die ganze Deutung scheitert meines Erachtens an der etymologischen Unmöglichkeit, — κλαυσι — mit κλείω in Verbindung zu bringen.

Die im vorigen Berichte nur erwähnte Übersetzung des Tibull von Herm. Sternbach (Berlin 1920) enthält das Delia- und Nemesisbuch, die Gedichte von Sulpicias und Cerinthus' Liebe sowie die kleinen Elegien der Sulpicia. Lygdamus ist als zu glatt, zu nüchtern und zu mäßig beiseite gelassen. Die mit großer Liebe und aus wirklichem innerem Verhältnis zum Dichter geschriebene Einleitung sucht das Wesen des Künstlers in seiner Tiefe zu erfassen (am Schluß auf die knappe Formel gebracht: Sehnen — träumen — ahnen, ewiges Jungsein); Einzelheiten in streng historischer Weise zu behandeln, liegt

[1]) So auch Crusius, R. E. s. v. Elegie 2307.

nicht in ihrer Absicht. Die Übersetzung liest sich im ganzen, wenn man von einigen metrischen und stilistischen Schönheitsfehlern absieht, glatt. Als Probe gebe ich die Verdeutschung von zwei der schönsten Stellen I 1, 55—60:

„Ich bin einmal gefangen. Mich hält die Liebste in Banden.
Und ein gefangener Mann, such ich der reizenden Näh'.
Nicht nach Ruhm ist mein Sinn, meine Delia. Glaub es: ich lasse
Gerne schelten mich träg, kann ich nur nahe dir sein.
Wenn der Stunden letzte mir naht, und deine Näh' mir vergönnt ist:
Mit der ersterbenden Hand will ich noch fassen nach dir."

und I 5, 37—40:

„Oftmals sucht' ich den Becher, im Rausche den Kummer zu töten —
In den perlenden Wein fielen die Tränen hinab.
Andere Mädchen umarmt' ich, das Leid im Genuß zu vergessen.
Dacht' ich an Delia nur, schwanden mir Lust und Genuß."

Weniger gelungen scheint mir z. B. die Wiedergabe des kurzen, hinter den Brieflein der Sulpicia überlieferten Gedichts IV 14. Hier ist St. der Leidenschaft und Verzweiflung, die besonders in dem am Schlusse stehenden tace zum Ausdruck kommt, nicht gerecht geworden, wenn er übersetzt:

„Von meinem Mädchen spricht die Gasse unschön!
Wie möcht' ich schließen alledem mein Ohr!
Ein jedes Wort ist eine neue Wunde — —
Was quälst du, Fama, mich mit deinem Schwätzerchor?"

Daß namentlich in dem Deliabuch neben allem freien Spiel der Phantasie eigenes Erleben stark mitschwingt, glaubt St. wie Canter (s. o.) mit Recht. Belanglos für den Künstler aber ist die Frage, wo das eine in das andere übergeht. St. glaubt nicht, um noch diese Einzelheit zu streifen, daß die von Horaz (I 33) erwähnte Glycera mit Delia oder Nemesis identifiziert werden darf (so Heinze nicht sehr wahrscheinlich, vgl. Ullman, The Class. Quart. 1915, 27ff., K. P. Schulze, B. ph. W. 1918, 227).

Properz.

Die Diskussion des im Bericht 1921, 97 behandelten Problems der Dative auf -ĕ ist zwischen M. Schuster und A. Klotz weitergegangen: Schuster ist durch Klotz' Ausführungen nicht überzeugt worden, sondern bleibt (Ph. W. 1922, 310) dabei, IV 8, 10 ore und I 14, 5 IV 1, 125 vertice als Dative aufzufassen. Wenn auch an sich der Dativ auf -ĕ bei P. möglich ist, so ist doch zu bedenken, daß entscheidende Beispiele fehlen; daher wird man sich mit A. Klotz (a. a. O. 312) und Birt (a. a. O. 671) zu der Annahme ungewöhnlicher Konstruktionen, wie sie ja Properz auch sonst in großer Zahl bietet, entschließen müssen. Mehrere Einzelstellen sind behandelt von P. Hoppe: „Zur Kritik und Erklärung des P., Satura Viadrina altera 12—26. Wie Hosius steht er auf dem von Rothstein zu Unrecht nicht ge-

billigten Standpunkte (vgl. Bericht 1921, 96f.), daß N nicht die einzige Quelle unserer Überlieferung[1]) darstellt.

Zweck dieses Aufsatzes ist, den Text gegen die vielen Konjekturen, mit denen er überschüttet worden ist, in Schutz zu nehmen: II 3, 22 deutet er quivis als Ablativ[2]) „wie du willst, wie mans nimmt": Cynthia sieht Corinnas Gedichte in jeder Beziehung als den ihren nicht ebenbürtig an. II 22b, 43—50: das Gedicht, das von der 22. Elegie abzutrennen ist, mit Rothstein für unvollständig zu halten, ist nicht nötig, zumal N wie hier Vers 50 auch sonst Verse ausläßt; III 9, 35 sieht R. nicht mit Recht für metrisch verdächtig an. Hoppe erklärt die Elegie geschickt als eine Skizze, mit der der Dichter einen Moment aus dem Liebesleben festgehalten hat. Im Texte folgt er Hosius. II 29b, 41 liest er mit N und Phillimore custode reludor: Ich werde von der custos sancti amoris (Cynthia) übertrumpft oder zur Vergeltung gefoppt. II 32, 5 folgt er unter Ablehnung der vielen Konjekturen der Überlieferung cur vatem Herculeum deportant esseda Tibur, Appia cur totiens te via ducit anus? vates Herculeus ist als Prophet oder Orakelstätte des H. zu verstehen, und aus Vers 6 ist te auch auf 5 zu beziehen; II 34, 83 ist mit Rothstein gegen Hosius zu lesen:

nec minor his animis aut sum minor ore: canorus
anseris indocto (in docto R.) carmine cesset olor.

Der sangreiche Schwan (Vergil) hat auf das schlichte Lied der Gans (gemeint sind die als erotische Dichtungen aufgefaßten Bukolika, vgl. Ekl. 9, 35f.) verzichtet (abl. separ.), und sein Ausscheiden aus der erotischen Dichtung hat mir die Bahn frei gemacht. III 9, 15 läßt sich ohne Änderungen auskommen: Der Jupiter des Phidias gibt sich dadurch Schmuck, daß das Bild elfenbeinern ist. IV 11, 29ff. si cui fama fuit per avita tropaea decori aera Numantinos regna locuntur avos; aera F^2 V^2 (F^1 N fehlen) sinnlos et D V L. Hoppe wendet sich gegen Scaligers fast allgemein aufgenommene Emendation Afra und tritt für die Lesart ein, die in Scaligers Cuiacianus s. XV steht: atra; die Bewohner der Schattenwelt, also diese selbst, rühmen die Ahnen. Zu altera turba ist umbrarum zu ergänzen. Möglich, daß atra das Richtige trifft. Jedenfalls aber ist es wohl nur Humanistenkonjektur, keine alte Überlieferung. Die zur Stütze der Emendation Afra regna dienende Claudianstelle Laus Serenae 42 führt H. mit Birt nicht auf Properz, sondern auf Juvenal zurück (VI 170f.).

Unwahrscheinlich ist die Behandlung, die F. Cumont (Rev. de Philol. XLIV, 1920, 75ff.) einer anderen Properzstelle hat zuteil werden lassen; er liest III 18, 31ff. so:

at tibi nauta pias hominum qui traicis umbras,
huc animae portent corpus inane tuae,

---

[1]) Nähere Mitteilungen über zwei aus dem Nachlaß Richard Bürgers kürzlich in meinen Besitz gelangte fast fertige Aufsätze über die Überlieferung des Properz und Tibull halte ich zurück, da ich hoffe, sie in absehbarer Zeit etwas umgearbeitet und ergänzt veröffentlichen zu können.

[2]) Ablativisches qui bei Properz II 13, 59 nach N.

qua Siculae victor telluris Claudius et qua
Caesar ab humana cessit in astra via.

Das soll bedeuten: „Que jusqu' à toi, nocher, qui fais passer le Styx *céleste* (?) aux ombres pieuses des défunts, les souffles qui t' obéissent portent *là-haut* (?) le corps léger d'Marcellus en suivant la route par laquelle le vainqueur de la Sicile et César, en quittant la voie humaine, se retirèrent vers les astres."

Diese Auffassung scheint den Sinn der Stelle ins Gegenteil zu verkehren.

Wichtig für die Herkunft einzelner Motive bei den Elegikern[1]) ist eine Bemerkung bei Eduard Fraenkel, Plautinisches im Plautus, Philol. Unters. 28, Berl. 1922, 217f.: Durch Vergleichung der Verse II 14, 10 immortalis ero, si altera (sc. nox) talis erit und II 15, 39 si dabit haec multas, fiam immortalis in illis: nocte una quivis vel deus esse potest. mit Dioskor. A. P. V 55 Ter. Andr. 959ff. Plaut. Poen. 275ff. läßt sich der Gedanke auf die griechische Komödie zurückführen. Rothstein vergleicht nur die beiden Properz-Stellen miteinander.

Bibliographie:

Kirby Flower Smith: Propertius: a modern lover in the Augustan Age: in Martial the Epigrammatist and other essays, Baltimore 1920, p. 75–100.

Zur Nachwirkung des Properz: E. Maaß: Goethes Elegien, Neue Jahrbücher 1920, 270–287.

Ovid.

Der dritte Band der Merkel-Ehwaldschen Ausgabe (Bibl. Teubn. 1884) ist von R. Ehwald und F. Levy neu bearbeitet worden. Der erste Teil, Tristia Ibis Epistulae ex Ponto liegt vor, der zweite, der die Fasti und die Fragmente bringen wird, ist im Druck. Das von Ehwald zusammengetragene handschriftliche Material ist nicht in seinem ganzen Umfange veröffentlicht worden. Vor allem sind die völlig wertlosen zahlreichen Wortvarianten der Vulgathss., die auf das Bestreben, einen lesbaren und glatten Text zu schaffen, zurückgehen, nicht vollzählig mitgeteilt worden. Der zweite Herausgeber hat sich hier mit typischen Proben begnügt; in ähnlicher Weise sind die orthographischen Varianten behandelt worden, da die Beschränkung des Apparates auf das dringend Notwendige geboten war. Aus demselben Grunde sind die in Owens großer Tristienausgabe von 1889 zusammengestellten Auctores und Imitatores, von denen übrigens ebenso wie bei den Konjekturen bei näherer Prüfung ein beträchtlicher Teil sich als nicht in Frage kommend herausstellt, nicht wiederholt worden,

---

[1]) Vgl. auch das 7. Kapitel der Diss. von John Dean Bickford: Soliloquy in ancient comedy, Princeton 1920: in diesem „Outside influences on the development of soliloquy" betitelten Abschnitte gibt er eine ziemlich äußerliche Zusammenstellung der in den Monologen der neuen Komödie behandelten Themen und zieht zum Vergleiche Verschiedenes aus Tibull und Properz heran. In dieser kurzen Übersicht steht gegenüber dem dritten Kapitel von Leos Plautinischen Forschungen wenig Neues.

vielmehr haben nur einzelne Parallelen und Testimonia Aufnahme gefunden. Mit eigenen Konjekturen sind die Herausgeber sparsam verfahren. Die Praefatio berichtet kurz über die durch frühere Gelehrte (Tank, Owen, Ellis, Korn) weit geförderte Handschriftenfrage. Wichtiges neues handschriftliches Material konnte gegenüber der Ausgabe von 1884 im wesentlichen nur für die Tristien herangezogen werden durch Benutzung des von Ehwald gefundenen und kollationierten (Pr. Gotha 1892) Frg. Trevirense s. X; der Index nominum, der bisher fehlte, ist mit den nötigen Erläuterungen versehen worden[1]). Außerdem ist eine Tabula annalis beigegeben; sie stellt einen Versuch dar, die einzelnen Gedichte, soweit das möglich ist, zu datieren. Der zweite Band wird außerdem noch einen auf beide Teile sich beziehenden Index metricus et grammaticus enthalten. In seiner Vorrede wird außer der Handschriftenfrage auch das Problem der letzten sechs Bücher der Fasten etwas genauer behandelt werden.

Die durchaus nicht uninteressanten Ibisscholien sind nicht mitaufgenommen worden, weil keine neuen Kollationen zur Verfügung standen und eine Neuausgabe oder Ausscheidung des Wertlosen ohne durchgehende Interpretation zwecklos ist. Hier ist manches durch A. Rostagnis 1920 in Florenz erschienenes Buch: „Ibis. Storia di un poemetto greco" gefördert worden (vgl. R. Heinze, Ph. W. 1921, 889ff. und O. Immisch, Hist. Z. 125, 3, 485ff.), wenn auch viele Fragen durch R. noch lange nicht endgültig gelöst sind; vgl. Rostagnis Verteidigung gegen Housman in Riv. di filol. 50, 76.

Die Halieutica werden nicht mitherausgegeben, da F. Vollmers Ausgabe P. L. M.[2] II 1 allen Ansprüchen genügt. Ich möchte hier nur mit freundlicher Genehmigung von B. G. Teubner aus dem mir zur Verfügung stehenden Material einige Nachträge[2]) zu Vollmers Ausgabe geben.

Für die Erklärung ist hinzuweisen auf G. Schmid: Die Fische in Ovids Halieuticon, Zoologisches und Lexikologisches (Philol. Suppl. XI [1907—1910] 253—350).

Im einzelnen ist folgendes anzuführen: (Die Konjekturen werden nur, wenn das ausdrücklich bemerkt ist, gebilligt): 1. Vollmers Interpunktion (accepit mundus: legem dedit arma per omnes) von Ehw. nicht gebilligt (accep. m. l.: d. a. p. o.); zu dedit a. p. o. ist mit Birt Luxorius A. L. 287, 14 R. zu vergleichen. 11 Incidit Heinsius; mit Riese adsumptaque dolo tandem pavet esca Ehw. adsumptaque . . . escan A. Eine Entscheidung ist kaum möglich. 16 Rieses (von Vollmer nicht gebilligte Konjektur) intus statt mitis wird durch die zu 9 von Vollmer angeführte Stelle Ael. de anim. 1, 4 φιλεῖν οὐ μαθόντες, ἀλλὰ πεφυκότες widerlegt. 17 am Versende ⟨tandem⟩ ergänzt von Heinsius, ⟨ducit⟩ Levy unter Vergleichung von Aelian a. a. O. ἐς τὸ ἔξω προαγαγεῖν, ⟨ligati⟩ Owen 18 von Ehw. unter Benutzung Heinsius-

---

[1]) Über Tuticanus vgl. jetzt Cichorius, Röm. Stud. 324f.
[2]) Einiges schon bei Ehwald, Bursian 167, 180f.

scher Vorschläge emendiert: ut bene servato quem texit cive resultet; mit cive vgl. Ael. a. a. O. τὸν ἑταῖρον, tutor. resultat Owen 30 nocens Heinsius 39 keine Lücke (Ehw.) 44 auxiliumque (Heins. Merkel) suum Postgate 51 gentis Owen, doch vgl. 59. 57 prodedit A: Vollmer hätte prodigus Ulitius anführen sollen, procidit mit Burman Ehw. proruit Gesner prodigit (sc. vires) Vollmer 59 vgl. Met. I 8; 65 cauto Heinsius 67 iam Heinsius 75 quin mit Birt Ehw. 78 Vollmers at statt et nicht von Ehw. gebilligt. 82 vor oder hinter dem Verse vielleicht eine Lücke (Birt-Haupt) 83f. vgl. Ps. Solin. Pont. 21 94ff.: Die Aufzählung der Fische bildet ein Seitenstück zu der der pontischen Flüsse ex P. IV 10, 47ff. 94 quales vielleicht korrupt (Ehw.) 95 hippuri ⟨et⟩ 121 merito ⟨et⟩ 124 soleae ⟨et⟩ Ehw. unnötig, vgl. 98. 102, wo Ehw. Lücken annimmt. iuli Lachmann zu Lucr. VI 552 (Plin. n. h. 32, 152) Ehw., unnötig statt Sannazaros tergore milui (tergore & mihi A), wenn Birt 105 . l . alis richtig in iulis emendiert hat (vgl. H. Schenkl, Fleckeis. Jahrb. XXIV. Suppl., 422), wo Ehw. et alis liest. 115 infamisque suae gentis (Sannazaro) Haupt Op. I 209.

Im folgenden gehe ich im Anschluß an die Ausgabe auf einige Stellen ein, an denen von Vahlen und Ehwald Umstellungen im Texte vorgeschlagen worden sind, von deren Richtigkeit ich mich aus kompositionellen Gründen nicht habe überzeugen können.

I. Fasti I 197—212.

pluris opes nunc sunt quam prisci temporis annis,
  dum populus pauper, dum nova Roma fuit.
dum casa Martigenam capiebat parva Quirinum,
200 et dabat exiguum fluminis ulva torum,
Iuppiter angusta vix totus stabat in aede,
  inque Iovis dextra fictile fulmen erat;
frondibus ornabant, quae nunc Capitolia gemmis,
  pascebatque suas ipse senator oves:
205 nec pudor in stipula placidam cepisse quietem
  et faenum capiti subposuisse fuit:
iura dabat populis posito modo praetor aratro,
  et levis argenti lammina crimen erat.
at postquam fortuna loci caput extulit huius,
210 et tetigit summo vertice Roma deos,
creverunt et opes et opum furiosa cupido,
  et, cum possideant plurima, plura petunt.

Von vornherein auszuschließen ist Baehrens' Vorschlag (Jen. Lit.-Ztg. I, 1874, 302ff.), das Distichon 205f. hinter 200 zu stellen und fuit mit Bentley durch suo zu ersetzen. Peter hat es (De P. Ovidii Nasonis Fastorum locis quibusdam epistula critica 1874, 14) als Interpolation, deren Quelle er in III 185 sieht, ausgeschieden und ist trotz W. Gilberts Widerspruch (Fleckeis. Jahrb. 1878, 771) in der dritten und vierten

Auflage seiner erklärenden Ausgabe bei seiner Ansicht geblieben. Über die Frage der Echtheit ist seit Vahlens Verteidigung der Verse im Index lect. W./S. 1893/4, 21ff. = Opusc. acad. II 102ff. kein Wort mehr zu verlieren. Dem hat Peter in den Zusätzen zur vierten Auflage I 294 wenigstens insofern Rechnung getragen, als er die Möglichkeit der Echtheit zugibt, nun aber die Vermutung anspricht, es könne sich bei dem Distichon um einen Rest der früheren Bearbeitung handeln, der nicht mit Ovids Willen an diese Stelle geraten sei. Vahlen ist aber weiter gegangen und hat zu einer Umstellung seine Zuflucht genommen. In der überlieferten Folge der Verse vermißt er vor allem den notwendigen Zusammenhang zwischen 207 und 204 und findet die Verbindung des Hexameters 207 mit dem Pentameter 208 ungerechtfertigt. Daher schlägt er folgende Anordnung vor: 197—203 208; 207 204: 205 206. 209ff. Merkel hat in der Teubnerausgabe von 1884 die überlieferte Versfolge beibehalten. Nur sie wird, wie mir scheint, der ovidischen Kompositionsweise gerecht. 204 handelt von dem Senator, der gleichzeitig Hüter seiner Schafherde ist, 207 von dem Praetor, der neben der Ausübung seines Amtes eigenhändig sein Land bestellt. Wie Vahlen richtig gesehen hat (S. 23), kann das dazwischenstehende Distichon 205f. mit gleichem Recht auf den Senator und den Prätor bezogen werden. Daraus folgt aber nicht ohne weiteres die Berechtigung der von Vahlen vorgenommenen Umstellung, d. h. die Verbindung des Praetors mit dem Senator und die Anreihung des beide zusammenfassenden Distichons 205f., sondern die Funktion der Verse 205. 206 ist vielmehr die, von dem einen zu dem anderen überzuleiten, die Brücke zu bilden zwischen der verschiedenen Tätigkeit der beiden, die doch etwas Gemeinsames in ihrer einfachen Lebensführung haben. Daß diese Kompositionsweise bei Ovid nicht vereinzelt dasteht, hat Vahlen durch seine Ausführungen über die Bedeutung des Distichons I 85. 86 erwiesen (S. 3—5). Es bleibt noch der von Vahlen behauptete schlechte Zusammenhang zwischen dem Hexameter 207 und dem Pentameter 208. Das Silber, von dem hier die Rede ist, darf nicht, wie Vahlen durch seine Umstellung will, mit den Edelsteinen, die zum Schmucke des Kapitols verwendet werden, in Verbindung gebracht werden. Was mit dem Verse gemeint ist, ergibt sich aus der von Peter angeführten Stelle Liv. Perioch. XIV: Fabricius censor P. Cornelium Rufum consularem senatu movit, quod is X pondo argenti facti haberet. Er gehört also seinem Inhalte nach sowohl zu 207 (von dem Manne, der anderen Recht spricht, wird einfaches und anspruchsloses Leben ohne Besitz von Kostbarkeiten verlangt) als auch zu 203: Besitz der höchsten Würde fällt nicht zusammen mit dem Besitze von Schätzen. Der Vers bezieht sich also wie das Distichon 205. 206 auf beide Beamte; während diesem aber die Aufgabe zugefallen ist, von dem einen zu dem anderen überzuleiten, hat der Dichter dem Pentameter die Rolle des auf das Ganze zurückblickenden Schlusses zugewiesen. Mit 209 setzt dann, durch at eingeleitet, scharf der Gegensatz ein: mit wachsender Macht Roms wächst auch die Gier nach Geld. Die Worte creverunt et opes et

opum furiosa cupido fordern aber geradezu den 208 ausgesprochenen Gedanken als Gegenstück und verlieren an Wirkungskraft, wenn nur das Distichon vorausgeht, in dem es sich um das einfache Nachtlager des Senators und Prätors handelt. Damit ist aber die Stellung des von Vahlen umgestellten Pentameters noch von einer zweiten Seite her gerechtfertigt. Er hat die doppelte Aufgabe zu erfüllen, das ganze Vorhergehende durch die zweifache Beziehung auf 207 und 203 abzuschließen und zu dem 209ff. ausgeführten τόπος περὶ φιλοπλουτίας antithetisch überzuleiten.

Die nächsten beiden Stellen würde ich nicht mehr behandeln, da die Überlieferung schon von Vogel, Festschrift des Gymn. Schneeberg 1891, Ferrara, Riv. di filol. 31, 223ff. und von Guethling in seiner Ausgabe gerechtfertigt ist, wenn nicht Ehwald in unserer gemeinsamen Ausgabe (Leipzig 1922) bei den Vorschlägen seiner Ausgabe von 1884 geblieben wäre. Da ich mir im Texte seine Ansicht nicht zu eigen gemacht habe, möchte ich hier meine abweichende Stellung ausführlicher begründen, als es im kritischen Apparate möglich gewesen ist.

II. Trist. I 2, 75–82.

non ego divitias avidus sine fine parandi
  latum mutandis mercibus aequor aro
77 nec peto, quas quondam petii studiosus, Athenas,
78   oppida non Asiae, non loca visa prius;
79 non ut Alexandri claram delatus ad urbem
80   delicias videam, Nile iocose, tuas:
quod faciles opto ventos — quis credere posset? —
  Sarmatis est tellus, quam mea vela petunt.

Ehwald möchte die beiden Disticha 77f. 79f. ihre Plätze tauschen lassen mit folgender Interpunktion:

non ego divitias avidus sine fine parandi
  latum mutandis mercibus aequor aro:
non ut Alexandri claram delatus ad urbem
  delicias videam, Nile iocose, tuas;
nec peto, quas quondam petii studiosus, Athenas,
  oppida non Asiae, non loca visa prius.
quod faciles opto ventos . . .

Durch die von Ehwald vorgenommene Umstellung wird in Vers 79 die sonst nicht ohne weiteres einleuchtende Abhängigkeit des mit ut eingeleiteten Satzes sofort verständlich. Trotzdem erscheint sein Versuch nicht zwingend durch die Folge der Gedanken gefordert: Ich fahre nicht, sagt Ovid, über die See, um Reichtümer zu erwerben oder um Waren einzutauschen, ich bin nicht Kaufmann und auf einer Handlungsreise, und ich will nicht wie früher nach Athen, um mir Kenntnisse zu erwerben, noch nach Asien, ich bin nicht auf einer Studien-

reise; nicht, um Alexandria und die Reize des Nils kennen zu lernen, ⟨wünsche ich mir günstigen Wind, sondern⟩ wenn ich mir günstigen Wind wünsche, so wisse: Sarmatien ist es, wohin mein Schiff strebt, ich bin auf keiner Vergnügungsreise, sondern will ins Exil. Aus dem antithetisch angeschlossenen quod faciles opto ventos (81) ist ein den Finalsatz 79 regierendes faciles opto ventos zu ergänzen. Innerhalb der Aufzählung 75ff. ist eine deutliche Steigerung wahrnehmbar, die am klarsten durch die Bezeichnungen Handelsreise, Studienreise, Vergnügungsreise zum Ausdruck kommt. An die leichte, etwas spielerische Wendung delicias videam, Nile iocose, tuas ist dann der schneidende Gegensatz Sarmatis est tellus . . . ganz bewußt und überlegt angeschlossen. Der Vergnügungsreise steht die Fahrt gegenüber, die in ein Land geht, das für den Dichter der Inbegriff alles Schreckens und Entsetzens ist und als solcher in den folgenden Versen geschildert wird. Jede Änderung oder Umstellung würde die Feinheit der Komposition zerstören.

III. Ähnlich liegt die Sache an der dritten Stelle Trist. I 6, 19—36 in einem an des Dichters Frau gerichteten Gedichte.

19 nec probitate tua prior est aut Hectoris uxor
aut comes extincto Laudamia viro.
tu si Maeonium vatem sortita fuisses,
Penelopes esset fama secunda tuae.
sive tibi hoc debes, nullo pia facta magistro,
cumque nova mores sunt tibi luce dati,
25 femina seu princeps omnis tibi culta per annos
te docet exemplum coniugis esse bonae,
adsimilemque sui longa adsuetudine fecit,
grandia si parvis adsimulare licet.
ei mihi, non magnas quod habent mea carmina vires
30 nostraque sunt meritis ora minora tuis,
si quid et in nobis vivi fuit ante vigoris,
extinctum longis occidit omne malis!
33 prima locum sanctas heroidas inter haberes,
34 prima bonis animi conspicerere tui;
35 quantumcumque tamen praeconia nostra valebunt,
carminibus vives tempus in omne meis.

Ehwald stellt das Distichon 33f. hinter 22, liest also:
tu si Maeonium vatem sortita fuisses,
Penelopes enet fama secunda tuae.
prima locum sanctas heroidas inter haberes,
prima bonis animi conspicerere tui:
sive tibi hoc debes . . . .

Prüfen wir, ob die Folge der Gedanken, wie sie in den Handschriften überliefert ist, wirklich einen Bruch aufweist, der Umstellungen erforderlich macht. Weder Andromache noch Laudamia sind dir an edler Gesinnung überlegen; hättest du einen Homer gefunden, so würde Penelope dir nachstehen. Entweder verdankst du dies (d. i. diese

hohe Würde infolge deiner vortrefflichen Eigenschaften) dir selbst, oder Livia ist deine Lehrerin gewesen, und du bist ihr ähnlich geworden, wenn ich Kleines an Großes angleichen darf. Doch ach — meiner Dichtung sind keine großen Kräfte eigen, und meine Stimme ist zu klein für deine Verdienste. Habe ich jemals lebendige Kraft besessen, so ist sie durch lange Leiden ausgelöscht und ganz erstorben. ⟨Denn sonst⟩ würde dir zuerst ein Platz unter den Heroinen gebühren, vor allen würde man auf dich sehen wegen deiner seelischen Vorzüge. Nun aber sollst du durch meine Gedichte ewig leben, soviel meine Lobpreisung, ⟨so gering und schwach sie ist⟩ — diese Ergänzung ist aus den Worten quantumcumque tamen zu nehmen — vermag.

Charakteristisch für diese ganze Partie des Gedichtes ist die schwankende von einem Gegensatz zum anderen weniger springende als gleitende Stimmung des Dichters; sie ist bedingt durch das Gefühl der Unzulänglichkeit gegenüber dem Menschen, dessen Vorzüge es zu schildern gilt. Der völlig unanstößige Gedankengang würde durch die von Ehwald geforderte Umstellung zerstört werden, und gerade das Hinübergleiten von einem Gedanken zum entgegengesetzten würde verschwinden, wenn die Disticha 31f. und 35f. hart aneinanderstoßen: wenn in mir lebendige Kraft gewesen ist, so ist sie ganz geschwunden! Trotzdem wirst du leben, soviel meine Verherrlichung vermag. Bleiben wir bei der Überlieferung, so sind in den beiden Disticha 33f. 35f zwei aufs beste zueinander passende Wendungen verbunden, praeconia und heroides. Wie den heroides nur ein praeco gerecht werden kann, so auch Ovids Frau. Enger als der Dichter es getan hat, konnte er die beiden Disticha nicht miteinander verknüpfen.

IV. Ibis 139.

135 pugnabunt arcu dum Thraces, Iazyges hasta,
dum tepidus Ganges, frigidus Hister erit,
robora dum montes, dum mollia pabula campi,
dum Tiberis liquidas Tuscus habebit aquas,
139 tecum bella geram, nec mors mihi finiet iras.

Alle Handschriften haben bella geram tecum mit Ausnahme des Galeanus, dem ich mit Ellis und Merkel² (1884) gegen Ehwald gefolgt bin. Wenn G auch durchaus nicht die einzige Grundlage des Textes ist, sondern sich manche seiner Besonderheiten bei näherem Zusehen als Interpolationen bzw. minderwertige Varianten herausstellen — einiges ist in der Praefatio der Ausgabe S. V zusammengestellt, ausführlicher Ellis, Prolegomena LIV — so gehört die hier zur Behandlung stehende Lesart doch zu dem vielen Guten, an dem die Handschrift reich ist. Die Entscheidung, ob mit G oder den anderen Handschriften zu lesen ist, hängt ab von der Beantwortung der Frage, wie weit Ovid im Ibis die im kunstmäßigen Hexameter unbeliebte Erscheinung spondeischer Worte im ersten Fuße zugelassen hat. Über ihr Vorkommen bei Vergil hat Norden im achten Anhang seines Kommentars zum sechsten Buche der Äneis (² 1916, S. 435f.) eine Untersuchung angestellt und gezeigt, daß Vergil diesen Versanfang

unter folgenden fünf Bedingungen zugelassen hat: 1. vor folgender Kopula (et, atque), 2. bei einer Praeposition, 3. bei Konjunktionen, Partikeln, adverbiellen Begriffen und Pronomina, 4. bei engen Verbindungen anderer Art, 5. bei nachdrücklicher Betonung des Wortes.

Damit sind alle ausdenkbaren Möglichkeiten erschöpft. In der 644 Verse langen Ibis kommen außer 139 nur zwei, vielleicht drei Stellen in Betracht.

167 ipsae te fugient quae carpunt omnia flammae. Abgesehen davon, daß auf ipsae starker Ton liegt, neigt Ovid dazu, den Vers durch Attribut und Substantiv einzurahmen[1]); diese Neigung geht dem Streben, spondeische Worte im ersten Fuße zu vermeiden, voraus:

Trist. I 2, 21 (Schilderung des Seesturmes bei der Überfahrt)
quantae diducto subsidunt aequore valles
II 89 at, memini, vitamque meam moresque probabas
90 illo, quem dederas, praetereuntis equo.

207: 205 tot tibi vae! misero venient talesque ruinae,
ut cogi in lacrimas me quoque posse putem;
illae me lacrimae facient sine fine beatum . . .

Es bedarf keines Wortes, wie starker Ton auf dem Pronomen liegt[2]). Wenden wir dieses Ergebnis auf 139 an, so kann tecum bella geram nur heißen: so lange Bäume auf Bergen stehen und Gras auf Wiesen wächst, so lange werde ich mit dir Verruchtem kämpfen. An der Lesart des Galeanus ist somit nicht zu zweifeln.

V. Ex Ponto III 7, 27f.

23 principe nec nostro deus est moderatior ullus:
Iustitia vires temperat ille suas;
nuper eam Caesar facto de marmore templo,
iam pridem posuit mentis in aede suae.
Iuppiter in multos temeraria fulmina torquet,
qui poenam culpa non meruere pati;
obruerit cum tot saevis deus aequoris undis,
30 ex illis mergi pars quota digna fuit?
cum pereant acie fortissima quaeque, vel ipso
iudice delectus Martis iniquus erit:
at si forte velis in nos inquirere, nemo est,
qui se, quod patitur, commeruisse neget;

[1]) Vgl. hierzu die Kieler Diss. von Joh. Heyken über die Stellung der Epitheta bei den römischen Elegikern 1916.

[2]) Ebenso erklärt sich 189 in te transscribet veterum tormenta virorum, wenn man in te als einen Wortkomplex auffaßt. Hier darf übrigens nicht mit Heinsius, Merkel und Ehwald virorum in reorum geändert werden; die Allitteration, die in der Ibis gerade öfters vielleicht absichtlich vorkommt, zu zerstören, liegt kein Grund vor; vgl. 16 non patitur vivi funera flere viri, wo alle Hss. außer G miseri haben. Die gleiche Wendung hat Ovid übrigens noch einmal gebraucht: ex P. I 3, 61 i nunc et veterum nobis exempla virorum . . . refer, wo Heinsius konsequent, aber sinnlos wiederum reorum schreibt. — Die gleiche Betrachtung lehrt, daß ex Ponto III 6, 8 Merkel in der früheren Ausgabe mit Unrecht dem cod. Bersm., den exc. Polit. und Heinsius gefolgt ist, als er ex me, si nescis, certior esse potes schrieb.

35 adde, quod extinctos vel aqua vel Marte vel igni
nulla potest iterum restituisse dies.
restituit multos aut poenae parte levavit
Caesar et in multis me, precor, esse velit!

Ehwald möchte das Distichon 27. 28 hinter 32 stellen und beruft sich, um seinen Vorschlag wahrscheinlich zu machen, auf Vers 35. Auf diese Weise gewinnt er einen Parallelismus in der Stellung: Neptun (29), Mars (31) und Juppiter (27) haben viele Unschuldige getötet, und (35) die durch Wasser oder Mars oder Feuer getöteten kann kein Tag wieder erwecken. Durch die so hergestellte Entsprechung wird aber das zerstört, was Ovid gewollt hat. Ganz abgesehen davon, daß man ihn in erster Linie als Dichter und nicht als Verfasser wohldisponierter Deklamationen anzusehen und ihm deshalb das Recht zu künstlerischen Freiheiten zuzugestehen hat, ist bei ihm die Gegenüberstellung Caesar-Juppiter etwas so Gewöhnliches und hier um des Gegensatzes willen so unentbehrlich, daß jede Änderung der Überlieferung von vornherein verfehlt ist. Die ganze Wirkung der Reihe wird zunichte, wenn an Stelle des obersten Gottes, dessen Namen noch dazu am Versanfange steht, ein Gott tritt, der noch nicht einmal mit Namen genannt ist. Außerdem warnt die Reihenfolge (15ff.) Augustos deos, Jove, Neptunus davor, die Stelle anzutasten. Daß Ovid zu solchen Entsprechungen sich nicht verpflichtet fühlt, beweist am besten Trist. IV 10, 107, wo die Ovids Reiseroute genau entsprechende Lesart totque tuli casus pelago terraque nur in der interpolierten Überlieferung D und einigen deteriores steht und durch die von mir im Apparate angeführten Stellen Trist. IV 8, 15 Ex. P. II 7, 30 als falsch erwiesen wird.

Auf eine weniger für den Text als vielmehr für die Textgeschichte der Fasten im Mittelalter nicht uninteressante Quelle hat J. Stroux in seinem Buche „Handschriftliche Studien zu Cicero de Oratore“ Leipzig 1922 hingewiesen. Auf Seite 109 behandelt er den Codex Ottobonianus 1526, der eine Sammlung von Erklärungen und Notizenblättern aus Humanistenkreisen enthält, darunter Erklärungen zu Aristot. Nikom. Eth. Cic. de Or. und Ovids Fasten. Ob diese bereits irgendwo für die Textgeschichte verwendet sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Nachricht von einem anderen handschriftlichen Zuwachs der Ovid-Überlieferung verdanke ich der Liebenswürdigkeit von H. Magnus, der mir folgendes mitgeteilt hat: „Die Fragmenta Rhenana (ϱ) sind Pergamentblätter aus dem St. Simeonsstift in Trier, etwa 2000 Verse aus Met. Buch I—VIII enthaltend, Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts. Sie gehören zur Vulgatklasse. Aber markante Übereinstimmungen mit O sowie manche singuläre Lesarten, die sicherlich aus dem Altertume stammen, und von denen einige echt sind, machen es mir zur Gewißheit, daß die Handschrift auf eigenem Wege aus einem Exemplare des Altertums geflossen ist. Aufgabe der Kritik ist also, festzustellen, ob auch in anderen ς Echtes sich erhalten hat. Näheres im Philologus 1923.“ In Fortsetzung

seiner textkritischen Untersuchungen zu den Metamorphosen (vgl. Bericht 1921, 99) hat Magnus wiederum einige Stellen besprochen, von denen ich hier nur den Erklärungsversuch von VII, 159—162 victima vota facit = das Opfer löst das Gelübde ein, indem es sich schlachten läßt (vgl. Cat. 36, 2) und die Behandlung der als Dublette zur Daphne-Erzählung aufzufassenden Lotisgeschichte (IX 340ff. ~ Fast. I 415ff.; 348 jetzt sublato nomine mit M) hervorhebe. Von textkritischen Bemerkungen ist in einem Aufsatze (Journ. of Philol. 35, 1920, 287—318) auch A. E. Housman ausgegangen. Er behandelt zahlreiche Stellen der Ibis und gibt einige Verbesserungen, auf die ich hier nicht mehr einzugehen brauche, da sie bereits in der neuen Ausgabe verwendet sind. Seine These, der Adressat sei wie die von Trist. III 11, IV 9, V 8 fingiert, und Ovid habe nur seine Gelehrsamkeit zur Schau stellen wollen, ist unhaltbar. Das hat Heinze in der oben erwähnten Besprechung von Rostagnis Buch, der Ähnliches sagt, evident gezeigt und gleichzeitig erwiesen, daß bei Heranziehung der Tristiengedichte größte Vorsicht nötig ist. Damit, daß ein großer Teil (H. meint: keines) der mythologischen Beispiele nicht aus Kallimachos' kleinem Ibisgedichte stamme, wird er recht haben. Auch hier genügt es, auf Heinzes Besprechung zu verweisen, aus der sich aber ebenfalls ergibt, daß gegenüber Rostagnis Zweifeln an Kallimachos als Verfasser des von Ovid sehr frei benutzten griechischen Gedichtes festzuhalten ist[1]).

Als Ergänzung zu den im Berichte 1921, 100 besprochenen Werken führe ich schließlich noch eine Arbeit an, die sich mit der Komposition der Ars beschäftigt.

In seiner Dissertation „De artis amandi Ovidianae libri primi compositione", Leipzig-Weida 1913, wendet sich Arthur Klimt mit Erfolg gegen die schweren Eingriffe, die Tolkiehn, Festschrift für L. Friedlaender 1895, 433ff. und Neue Jahrb. 1903, 326ff. in die überlieferte Versfolge vorgenommen hat. Durch scharfe Interpretation und Entwicklung des Gedankenganges sucht er zu zeigen, daß die verdächtigten Verskomplexe an jeder anderen Stelle Verwirrung anrichten und den Plan des Werkes stören. Vereinzelte bei verstandesmäßiger Nachprüfung fühlbare Anstöße führt er auf Nachlässigkeit des Dichters zurück. Wie Sabbadini und Pohlenz (vgl. Bericht 1921, 100) steht er auf dem richtigen Standpunkt, daß das dritte Buch der Ars erst nachträglich vom Dichter hinzugefügt ist.

Bibliographie:

P. Ovidii Nasonis Remedia Amoris. Adnot. exeget. instr. G. Némethy. Budapest 1921.
Ovidi Fastorum liber III by C. Bailey.
Ovidii Metamorphoseon liber I—V rec. P. Fabbri.

---

[1]) Vgl. Zipfel, quatenus Ovidius in Ibide Callimachum aliosque fontes imprimis defixiones secutus sit, Diss. Leipzig 1910; A. v. Blumenthal: Die Schätzung des Archilochos im Altertume S. 18.

Ovidius Graecus: Paridis epistula a Thoma Trivisiano in Graecum conversa ed. G. Przychocki, Krakau 1922; vgl. H. Magnus, Ph. W. 1922, 845ff.

Kirby Flower Smith: The Poet Ovid in: Martial the Epigrammatist and other essays, Baltimore 1920, 37—44.

H. Walther, Das Streitgedicht in der lateinischen Literatur des Mittelalters, München 1921, S. 35. 49, vgl. Ph. W. 1922, 282.

Seneca.

Das spezifisch Römische in den Tragödien, deren Grundcharakter als griechisch angesehen wird, sucht R. B. Steele (Americ. Journ. of Philol. 43, 1922, 1—31) festzustellen. Diese an sich sehr lohnende Aufgabe läßt sich nur im Zusammenhange mit einer in die Tiefe gehenden Betrachtung der Werke lösen, und in diesem Punkte versagt die Untersuchung leider durchaus. Seneca hat bei aller Abhängigkeit von Vergil, Horaz und Ovid seine Tragödien wirklich nicht mosaikartig zusammengesetzt, und bei einem flüchtigen sprachlichen Anklange oder einem ähnlichen Bilde[1]) sofort an Entlehnung zu denken und Vergleiche zu ziehen, wo es nichts zu vergleichen gibt, heißt, das dichterische Können Senecas bei weitem unterschätzen. Der Nachweis weitgehender Verwandtschaft zwischen den Tragödien und philosophischen Werken ist nicht mehr nötig, zumal gerade entscheidende Stellen, wie Medea 380ff. ~ de ira I 1, 3. 4, eine Stelle, die zum Verständnis der Medeagestalt äußerst wichtig ist, nicht beachtet werden.

Der Streit um die Octavia, über den im Berichte 1921, 105f. gehandelt worden ist, geht noch weiter. Ein kurzer Hinweis auf zwei ausländische, leider nicht erreichbare Publikationen muß hier genügen:

L. Lucas, The Octavia, The Class. Rev. 35, 91; [Seneca] Ottavia, Tragedia latina d'incerto autore recata in versi italiani da F. Ageno (mit textkritischen Bemerkungen).

Über die anderen Dichter, die 1921 besprochen worden sind, wird in einem späteren Berichte gehandelt werden, da diesmal fast nur ausländische, nicht zu beschaffende Literatur in Frage käme.

Berlin-Westend. Friedrich Levy.

---

[1]) Die Epigramme scheint Steele für echt zu halten, vgl. Bericht 1921, 106; nachzutragen ist Hense, D. L. Z. 42, 748 ff. In der Tat sind die für die Unechtheit geltend gemachten Gründe nach anderen zuletzt durch Staubers Dissertation fast völlig widerlegt. — Nebenbei sei bemerkt, daß Steele sich noch immer nicht (vgl. Americ. Journ. XVII, 1896, 289) entschließen kann, den Dialogus für ein Werk des Tacitus zu halten.

Tacitus

Über das Jahr 1920/21.

I. Ausgaben und Übersetzungen.

1) Wilser, Ludwig, Denkmäler deutscher Geschichte. Volkstümliche Sammlung der ältesten Urkunden, neu herausgegeben, übersetzt und erläutert. V. Des Publius Cornelius Tacitus Jahrbücher und Geschichten. Leipzig 1920, Theodor Weicher. 93. S. Geh. M. 3, geb. M. 5.

Das Heft enthält eine große Zahl längerer oder kürzerer Bruchstücke aus Tacitus 'Jahrbüchern und Geschichten'[1]). Die Auswahl beschränkt sich im wesentlichen auf die von Germanen handelnden Stellen. Doch tritt dieser Geschichtspunkt nicht bei allen Stücken gleich deutlich hervor. So hat z. B. der Aufstand des Sacrovir wohl nur deshalb Aufnahme gefunden, weil die rheinischen Legionen an seiner Unterdrückung beteiligt waren, und die Erhebung der Thraker Ann. IV 47, weil unter den Truppen, die gegen sie geführt wurden, eine sugambrische Kohorte genannt wird. Charakteristisch für die Zusammenstellung der Bruchstücke ist hier die Art des Übergangs von IV 44 zu 47. S. 7 reihen sich nämlich ohne Zeilenwechsel folgende zwei Sätze aneinander: 'Später überschritt er (L. Domitius) mit seinem Heer die Elbe und drang weiter in Germanien vor als irgendeiner seiner Vorgänger; wegen dieser Taten hatte er die Triumphalabzeichen erhalten. Aber Sabinus gab, bis er sein Heer vereinigt hatte, milde Antwort' usw. Um den Übergang zu erleichtern, ist unten angemerkt: 'Poppäus Sabinus, im J. 26 Heerführer gegen die aufständischen Thraker'. Worauf aber Sabinus eine milde Antwort gab, bleibt dunkel.

Der zerhackte Tacitus ist jedoch nicht das einzige, was an dieser 'volkstümlichen Sammlung' mißfällt; die Übersetzung selbst enthält viele, z. T. recht arge Fehler, die W. größtenteils vermieden hätte, wenn er sich in Nipperdeys und Heraeus' Kommentaren ein wenig umgesehen hätte. Ann. III 40 ist *discordare militem* nicht = 'es herrsche Zwietracht im Heere', 43 *liberalibus studiis ibi operatam* nicht = 'dort ausgebildet', und *iuventuti* bezeichnet nicht die eben genannte studierende Jugend, wie W. offenbar annimmt; 44 muß es statt '64 Völkerschaften Galliens' heißen 'die 64 V. G., 45 ist *intolerantior* nicht = 'unerträglicher', 46 ist *fugientibus consulite* mit 'sorgt für ihre Flucht'

---

[1]) ‚Jahrbücher' ist eine Übersetzung des Pseudo-Titels Annales, als ob die Historien des Tacitus nicht auch annales wären; noch verfehlter ist Wilsers Wiedergabe des Titels ‚Historae'.



ganz verkehrt wiedergegeben. IV 18 ist *fortuna* nicht 'Ruhm', sondern 'Stellung'. Was der Leser unter 'Flankenreitern' (*alarius eques* IV 73) zu verstehen hat, ist unklar. XI 16 ist *apud urbem* 'in', nicht 'bei der Hauptstadt'. XII 29 nennt Tacitus als Legaten von Pannonien den Palpellius Hister, der bei Wilser Palpelius Histor heißt; dazu die Anmerkung: 'Andere lesen Publius Atellius. Palpelius ist allerdings eine ganz ungewöhnliche Namensform'. Daß der Name des Mannes, den auch Plinius nennt, inschriftlich beglaubigt ist, weiß Wilser nicht, auch nicht, daß P. Atellius — dies ist nicht eine andere Lesart, sondern die des Mediceus — eine für Tacitus unmögliche Bezeichnung eines Römers mit drei Namen ergeben würde. XIII 53 sind *copiae* 'Vorräte', nicht 'Truppen', 54 *impetus* nicht 'Unerschrockenheit', sondern 'Aufwallung'. IV 74 ist *pavor internus occupaverat animos* falsch übersetzt 'Furcht beherrschte im innern die Gemüter', XI 17 *nec patrem rubori* 'auch seinem Vater mache es keine Schande' statt 'auch schäme er sich seines Vaters nicht', *aestuaria* XI 18 sind nicht 'Buchten'.

Den procurator der Provinz Belgica verwechselt Wilser mit dem Statthalter, d. h. dem legatus pro praetore der Provinz (s. die Übersetzung von H. I 12); jener ist ritterlichen, dieser senatorischen Ranges. Den Sinn der Worte *multi voluntate, effusius qui noluerant* H. I 19 hat W. durch die Übersetzung 'viele, die einverstanden waren, mit überschwänglichen, einige Gegner mit spärlichen Worten' völlig entstellt, ebenso die Worte *nec aliud sequenti quadriduo . . . dictum a Pisone in publico factumve* durch die Übersetzung 'in den folgenden 4 Tagen . . . sprach und handelte Piso nicht anders'. H. I 57 *quibus . . . parta victoria magnae spes* lautet bei Wilser 'die . . . große Hoffnung auf den Sieg hatten', II 20 *isdem petitus* 'von diesen selbst aufgesucht', II 21 *quocumque casu accidit* 'wie es zu gehen pflegt', II 43 *aquilam abstulere* 'erbeuteten einen Adler', vgl. Plutarch O. 12 τὸν ἀετὸν ἀφείλοντο; es ist ja nur von einer Legion die Rede.

Aus Heraeus' Kommentar hätte W. ferner lernen können, daß mit *mutandae militiae* H. I 25 nicht der Wechsel des Standortes gemeint ist, mit *iudicio* I 52 nicht ein richterliches Urteil, mit *scito sermone* I 53 nicht eine rasche Rede (ist *scitus* mit *citus* verwechselt?), *neque erat adhuc, cui inputaretur* I 55 nicht 'und es war auch keiner da, von dem man dies erwarten konnte', sondern 'denn es war bis dahin noch keiner da, dem man es hätte in Rechnung stellen können', *privatis et promiscuis copiis* I 66 nicht 'aus öffentlichen und eigenen Mitteln', *cum maxime* I 84 nicht 'hauptsächlich', sondern 'eben jetzt'.

In den beiden ersten Anmerkungen zu H. I 1 sagt Wilser, daß die drei flavischen Kaiser von 68—94 regierten und daß 'Domitian, der letzte Flavier, Sohn des Kaisers Titus' war, in einer Note zu I 12, daß Galbas Adoptivsohn 'Lucius oder Licinius Piso' hieß, I 59 wird *cum Italica legione et ala Tauriana* durch die Worte 'mit einer italischen Legion und einem taurinischen Reitergeschwader' (was soll sich der Leser dieser volkstümlichen Sammlung dabei denken?) wiedergegeben, H. I 69 erscheinen bei Wilser als Subjekt zu *impetravere* statt der Soldaten die Bewohner von Aventicum; denn es heißt in seiner Übersetzung

'setzten sie schließlich für ihre Stadt Straflosigkeit und Rettung durch'. In einer Note zu IV 57 setzt er den Aufstand des Sacrovir in die Zeit des Augustus. III 21, wo es bei Tacitus heißt *in ipso viae Postumiae aggere*, traut man seinen Augen nicht, wenn man bei W. liest 'auf der Straße von Postumiä'; IV 13 schreibt er nach der Handschrift 'Julius Paulus und Claudius Civilis' und bemerkt in einer dazu gefügten Note 'ob Brüder oder Vettern des früher (I 59) erwähnten Julius Civilis, läßt sich nicht mehr entscheiden'. Vgl. die Anmerkung zu *necem fratris* IV 32, in der es heißt 'demnach scheint der früher (IV 13) genannte Julius Paulus sein Bruder gewesen zu sein. Vielleicht war dieser und Julius Civilis (I 59) ein und derselbe Mann'.

Daß der Text, den Wilser seiner Übersetzung zugrunde gelegt hat, dem heutigen Stande der Forschung vielfach nicht entspricht, ersieht man schon aus mehreren der oben besprochenen Stellen; eine verfehlte Konjektur bringt er zu XI 16 *violentiam* statt *vinolentiam*. Seine Orthographie ist nicht fehlerfrei; er schreibt z. B. *Orphidius* und *Alphenus*.

Heft I—IV habe ich nicht gesehen; an die Ausarbeitung von Heft V ist W. ohne ausreichende Vorbereitung herangegangen; durch die Aneinanderreihung von Bruchstücken hat er Zusammenhang und Aufbau zertrümmert.

Die Bändchen 1—3 hat Fr. Bock in der Berl. phil. WS. 1919 Sp. 961 und 1920 Sp. 841, die Bändchen 4 und 5 in derselben WS. 1921 Sp. 243 angezeigt.

2) Tacite Histoires par H. Goelzer. Paris 1920, Hachette. 2 voll.

Die Ausgabe ist nicht in meine Hände gelangt. Lobende Anzeige von S. Ch., Rev. crit. 1921 S. 106.

3) Dialogus² von Gudeman (JB. XLI 146) ist angezeigt von F. G. Moore, Class. phil. XIII S. 108 ('a sound and admirable piece of work'); Bahrdt, Übersetzung der Historien und Annalen (JB. XLV 23) angezeigt von G. Ammon, Philol. WS. 1921 Sp. 636 ('eigenartig'); Annibaldi, Agricola (JB. XLIV 95) angezeigt von T. Frank, Amer. journ. of phil. 41 S. 186; Müllenhoff-Roediger, Germania (JB. XLVI 50) angezeigt von G. Wolff, Berl. ph. WS. 1920 Sp. 778, R. Hübner Ztschr. der Sav.-Stift. für Rechtsgesch. 41, german. Abteil. S. 391, von E. S. Ztschr. f. deutsch. Alt. 57, S. 168, von J. Hoops Lit.blatt f. germ. u. rom. Philol. XLII S. 225, von Nohl WS. f. kl. Phil. 1920 Sp. 339; Stegmann, Tacitus Annalen in Auswahl 3. Aufl. (JB. XLVI 54) von W. Lely, Museum 27 S. 43.

II. Tacitus als Schriftsteller.

4) Eduard Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania. Leipzig-Berlin 1920, B. G. Teubner. VIII und 505 S.

Norden bemerkt im Eingange, daß die Philologen sich an eine fortlaufende Exegese der Germania des Tacitus nur selten herangewagt haben und nennt als seine Vorläufer Zeuss, Müllenhoff und Mommsen. Überall rückt er die Quellenfrage in den Vordergrund. Den Grundstock

seiner Ausführungen bilden die Kap. 2—4 der Germania, deren künstlerischen Aufbau er im einzelnen nachweist, und innerhalb dieses Rahmens nimmt die Interpretation des berühmten Schlußsatzes von Kap. 2 den Mittelpunkt ein.

Übereinstimmungen mit Tacitus findet er in der Herodoteischen Archäologie der Skythen, in der der Kelten bei Ammianus Marcellinus, der als seinen Gewährsmann Timagenes nennt, ferner bei dem Verfasser der Hippokrateischen Schrift *Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων*, bei dem sich das von den Skythen ausgesagte, aus Hecataeus entlehnte Original zu dem Taciteischen *tantum sui similem gentem* findet. Der Vermittler zwischen dem Hippokrateer und Tacitus ist Posidonius, und die von Tacitus für die Germanen insgesamt vertretene opinio ist die des Posidonius für die Kimbern und deren Bundesgenossen. Die Darstellung, die Posidonius von den Skythen und Kelten gegeben hatte, ist auf das zwischen diesen beiden Völkern wohnende Volk der Germanen übertragen worden, nach dem Erfahrungssatze, daß das von einem Beobachter über ein bestimmtes Volk Ausgesagte von einem andern auf ein anderes Volk angewendet wurde. Auf Posidonius gehen zurück: die Übereinstimmungen der Taciteischen Germania mit Vitruvius und dem Hippokrateer, ferner Tacitus' Bericht über den Schildgesang und über die Gefolgschaft (in diesem letzteren Punkte ist Posidonius der Vermittler zwischen Polybius, der II 17, 12 über die Gefolgschaft in Gallia cisalpina spricht, und Tacitus). Die Übereinstimmung des Taciteischen Berichts über die Beratungen der Germanen beim Gelage und über ihre Gastfreundschaft mit den Angaben Herodots und gewisser Homerscholien über die Perser und die Abii erklärt sich aus jener Gewohnheit der Übertragungen, die von langer Hand her erfolgt waren; Posidonius ist auch hier der Vermittler. Da aber Tacitus zu den Griechen in einem kühlen oder ablehnenden Verhältnis steht, so ist nicht an eine direkte Benutzung des Posidonius durch Tacitus zu denken, sondern es ist zwischen beiden Timagenes—Livius einzuschieben.

Neben Posidonius tritt als Quellenautor des Tacitus Plinius in den Vordergrund, an dessen bella Germaniae er sich in der Germania angeschlossen hat, während er in den Historien dem Annalenwerk des Plinius folgte und die Germanenkriege 14—16 n. Chr. nach dem Annalisten erzählte, dessen Bericht er den ersten Büchern seiner Annalen überhaupt zugrunde legte, und das Plinianische Spezialwerk nur zu gelegentlicher Ergänzung heranzog. Aus Plinius, der nicht bloß in der obergermanischen, sondern auch in der niedergermanischen Armee gedient hat, sind entnommen: die aus der frühen Kaiserzeit, als die Gegend des Niederrheins durch die römischen Waffen erschlossen war, stammende Legende von dem Altar, den Ulixes dem Stromgott geweiht habe, die Nachricht über die *monumenta et tumuli* ('Grabdenkmäler') mit Inschriften in griechischen Buchstaben, die vielleicht einer 'protohelvetischen' Bevölkerung zuzuteilen sind, die unter griechischen Kultureinflüssen stand, die Berichte über die Spuren des Kimbernzuges, über die Helvetier und Boier sowie über die Chatti-Batavi, über die Flora und Fauna Germaniens und über Drusus' Expedition zur Auf-

findung der Säulen des Herkules. Die Angabe über Rhein und Donau als Grenzen paßt auf die Zeit des Plinius, nicht auf die des Tacitus, auch nicht die Notiz über die *serrati*, die zur Zeit des Tacitus aus dem Verkehr verschwunden waren, und was von dem Grenzverkehr der Hermunduren gesagt wird, geht auf die Zeit vor Vespasian, als die Donau noch eine offene Grenze war, wie Ann. II 88 unter *canitur adhuc* die Generation zu verstehen ist, die den Tod des Arminius erlebt hatte. Das irrtümliche *Siatutanda* bei Marinos-Ptolemaeus stammt nicht aus Tacitus, sondern aus Plinius' Germanenwerk (ebenso Müllenhoff); der Widerspruch zwischen der Plinianischen Schilderung des Lebens der Chauken mit der Taciteischen verschwindet durch die Erkenntnis, daß Plinius nur von den Strandbewohnern redet.

Ich komme nun zu dem Angelpunkt der ganzen Untersuchung, dem über den Germanennamen handelnden Passus Kap. 2, dessen richtige Deutung, wie Norden bemerkt, schon 1643 von Boxhorn gefunden worden ist. *Ita* vor *nationis nomen* ist nach Norden zugleich rück- und vorausweisend; der Zusatz *non gentis* enthält eine wahrscheinlich aus Livius aufgenommene Polemik gegen Caesar VI 32, 1, wo die Germani, von denen die Ausbreitung des Namens ausging, als eine *gens* bezeichnet werden (auch Kap. 15 steckt in den Worten *non multum venatibus* eine Ablehnung der entsprechenden Angabe Caesars, und die Worte *qui primi Rhenum transgressi* etc. Kap. 2 enthalten eine ursprünglich vielleicht auf Timagenes zurückgehende Korrektur des remischen Berichts bei Caesar *plerosque Belgas esse ortos a Germanis*), *evaluisse* entspricht dem Thukydideischen ἐκνικῆσαι; *a victore* ist = ἀπὸ τοῦ νικήσαντος, 'nach dem Sieger'. Im Einklang damit ist *ob metum* kausal zu fassen, zumal da es bei Tacitus ausschließlich in diesem Sinne steht; *victor* ist die technische Bezeichnung dessen, der von einem Lande Besitz ergreift (ebenso Müllenhoff). Nun bleibt das schwierige *a se ipsis* übrig. Seine ursprüngliche Deutung 'nach sich selbst' hat Norden mit Recht als unbegreiflich und unmöglich verworfen und setzt nun dieses *a* = ὑπό; denn *a victore* und *a se ipsis* seien nur äußerlich, nicht begrifflich korrespondierende Ausdrücke. Er ist sich zwar bewußt, daß man den Bedeutungswechsel innerhalb so kurzen Zwischenraums nicht leicht anerkennen werde, und in der Tat entschließt man sich schwer dazu, zumal wenn man bedenkt, daß die Parallelisierung des zwiefachen *a* durch den Zusatz von *etiam*, wovon Norden schweigt, noch verschärft wird. Aber immerhin werden die von ihm beigebrachten Parallelstellen (darunter Plin. n. h. IV 97 *insulae Romanis armis cognitae, earum nobilissima Burcana Fabaria nostris dicta a frugis multitudine sponte provenientis, item Glaesaria a sucino militiae appellata, a barbaris Austeravia*) ihren Eindruck nicht verfehlen. *Vocati sint* bezeichnet nach Norden, daß die Germanen bei ihrer Überschreitung des Stromes bereits diesen Namen führten. *Nomen invenire* ist, wie Norden durch treffende Parallelstellen nachweist, 'einen Namen bekommen' (ebenso Müllenhoff).

Das hohe Alter des Germanennamens wird erwiesen durch die Wanderungen der Kelten nach Spanien, wo die Oretanischen Germanen

wohnten. Vielleicht sind Keltenscharen um dieselbe Zeit, wo sie nach Spanien vordrangen (VI/V. Jahrhundert), nach Britannien übergesetzt. Die *Tungri*, ein Teilstamm der belgischen Germanengruppe, hatten unter Augustus den zentralen Teil des Eburonengebiets erhalten; ihr Name als der des mächtigsten Teilstammes war so angesehen, daß er als Ersatz des alten Gesamtnamens gelten konnte. Denn die Machtfülle ist eher als die 'Furcht' für das Motiv der Namenerweiterung zu halten; die Beispiele aber solcher Erweiterung, durch die ein Stammname zum Volksnamen wird, sind zahlreich. Aber der Name der *Condrusi* bestand trotzdem fort, und H. IV 15 taucht der Name *Germani* noch einmal wieder auf. Daß hier die *Tungri* zu verstehen sind, hat, scheint mir, Heraeus glaublich gemacht (doch kann die Änderung von *Germanorumque* in *Tungrorumque* nicht gebilligt werden). Die Vermutung, daß der Gebrauch des veralteten Namens auf die Quelle des Tacitus, d. i. Plinius, zurückgehe, lehnt Norden ab, weil Plinius über die Völkerverhältnisse der Belgica genau unterrichtet war, und rät unter den *Germani* an jener Stelle vor allen die *Texuandri* zu verstehen: Plinius habe neben der allgemeinen Bezeichnung das bestimmte Teilvolk genannt, Tacitus aber habe die ihm unwesentlich dünkende Besonderheit beiseite gelassen. Die Germanen selber, meint er, hätten sich Germani nur insoweit genannt, als sie im römischen Reiche lebten und in dessen Diensten standen, sich also gewissermaßen mit den Augen des Römers ansahen.

Zu den literarischen Quellen der Germania kommen als Primärquellen militärische und kaufmännische Berichte (*negotiatores nostri* und *arma Romana* sagt Plinius). *Nuper cognitis* usw. Kap. 1 geht auf Völkerschaften an der Nordsee, die durch die Expedition des Tiberius im J. 5 bekannt geworden waren (ebenso Müllenhoff). Für den germanischen Osten und Nordosten müssen Erkundungen vorgelegen haben, die auf dem Wege des Handels gewonnen worden waren; insbesondere kommen solche Erkundungen für die letzten vier Kapitel der Germania in Betracht, und zwar in sehr naher Zeit gewonnene, wie die Fundstücke beweisen, welche erkennen lassen, daß seit der Neronischen Zeit ein Handelsweg von Carnuntum zur Weichselmündung bestand.

Der ursprüngliche Titel der Germania ist von den Humanisten im Anschluß an Kap. 27 erweitert worden (ebenso Müllenhoff). Die künstlerisch abgewogene Stilfärbung in der Germania, die Gruppierung des Stoffes vermittelst inhaltlicher Verknüpfung der Stoffgruppen und die stichwortartigen Anfänge entbehren nicht griechischer Vorbilder.

Hiermit glaube ich die leitenden Gesichtspunkte des inhaltreichen Buches im wesentlichen wiedergegeben zu haben. Hinzu kommt noch eine Reihe historischer und textkritischer Ergebnisse. Von den bei Tacitus bezeugten Liedern auf Hercules führen Verbindungsfäden zu dem durch gewisse Inschriften und durch die Münzen des Postumus bezeugten niederländischen Hercules. Die Lösung des Asciburgiumproblems ist von der Wissenschaft des Spatens zu erhoffen; in dem ersten Teil des Namens Asciburgium steckt vielleicht ein Personenname

(nach Siebs); der Satz, in dem Tacitus ihn nennt, ist mit *nominatumque* abgeschlossen. Der von Tacitus bekämpfte Schluß auf germanische Abkunft der Nervier und Trevirer ist vielleicht auf die Wildheit dieser beiden Stämme zurückzuführen. Unter den *columnae Herculis* ist mit Detlefsen Helgoland zu verstehen, das vor 1720 aus zwei Klippen bestand. Die Kimbern sind nicht durch Seenot, sondern durch Landnot, d. i. durch Übervölkerung zur Auswanderung aus Nordjütland veranlaßt worden. *Utraque ripa* bezeichnet beide Ufer des Rheins; der Übergang der Kimbern über den Rhein erfolgte bei der in der Peutingerschen Tafel genannten keltischen Feste Tenedo (heute Zurzach am Oberrhein), als die Helvetier bereits aus Süddeutschland nach der Nordschweiz gezogen waren, und dieses helvetische Kastell, das Plinius von Vindonissa aus öfters besucht haben mag, ist auch H. I 67 gemeint. Die *fossa Drusiana* ist die kanalisierte Vecht, nicht die Yssel; die *levia navigia* Ann. XI 18 sind mit den Einbäumen bei Plin. n. h. XVI 203 identisch. — Der textkritische Standpunkt Nordens ist im allgemeinen äußerst konservativ. Nicht bloß *haec* 3, 3, sondern auch *ceteris* 13, 8 und 25, 1 und *ira dei* H. IV 26 ist ihm unverdächtig; er hält sogar *Romanum nomen vocarentur* H. IV 28 für richtig überliefert nach der Analogie von ὄνομα καλεῖσθαι. Mit dem Referenten stimmt er überein in der Rechtfertigung von *et* vor *Herculem* 3, 1 in dem Sinne von 'unter andern', und darin, daß er 4, 4 *tamquam* ('in Anbetracht') dem *quamquam* und Agr. 44 *nihil impetus* ('nichts Aufbrausendes') dem *nihil metus* vorzieht. Eine Interpolation erblickt er in *et Herculem* 9, 2 sowie in dem Satze *victus inter hospites comis* Kap. 21, der eine Inhaltsangabe des Kapitels enthalte und als ein aus dem 5. Jahrhundert, der Zeit germanischer Einquartierung, stammender Stoßseufzer aufzufassen sei, vergleichbar dem von einem irischen Schreiber eingeschwärzten *in melius* Agr. 24.

Das von Norden verarbeitete Material ist schier unübersehbar; seine Beherrschung der unendlich zerstreuten antiken und modernen Literatur ist ebenso staunenswert wie die Kombinationsgabe, die ihn befähigt aus der Verknüpfung der Überlieferungen, auch der weit voneinander entlegenen, seine Schlüsse zu ziehen. Der Boden, auf dem sich seine Quellenkritik bewegt, ist nicht überall gleich sicher: am sichersten, wo es sich um Plinius handelt, und auch da, wo Primärquellen, d. i. Aussagen von Militärs und Handelsleuten angenommen werden müssen. Etwas weniger sicher, doch im hohen Grade wahrscheinlich ist die Rolle, die Norden dem Posidonius zuweist. Wo er mit Hekatäus beginnend die Fortpflanzung einer Angabe oder einer Wendung durch die Literatur hin verfolgt, ist er der Frage, inwieweit die Lehre von den ethnographischen Wandermotiven geeignet sei, unsern Glauben an die Zuverlässigkeit der Angaben des Tacitus zu beeinträchtigen, nicht aus dem Wege gegangen. Er spricht sich S. 56 und 139 dahin aus, daß die Wahrheit eines als übertragen nachgewiesenen Motivs deshalb als solches nicht angezweifelt zu werden brauche, obwohl durch den Prozeß fortschreitender Übertragung und Stilisierung die Treue des Bildes gelitten haben könne. Wir werden, denke ich,

wo eine Übertragung bei Tacitus nicht zu leugnen ist, diese vorsichtig auf das Formelle zu beschränken und uns so vorzustellen haben, daß der spätere Schriftsteller, wenn er in seiner Quelle eine Angabe fand, die dem, was ein älterer Autor berichtet hatte, ähnlich war, sich die Ausdrucksweise seines Vorgängers aneignete, weil sie ihm gefiel und in seinem Gedächtnis haftete. So hat Tacitus ja auch Ausdrücke aus der ihm in den Historien mit Plutarch gemeinsamen Quelle herübergenommen und gelegentlich nur insoweit geändert, als er sie in seiner Weise zuspitzte. Als Beispiel nenne ich den viel besprochenen Satz *cum timeret Otho, timebatur.* Ein ähnliches Verfahren finden wir ja ebenfalls bei den späteren Dichtern in ihrem Verhältnis zu Ennius, Vergil, Ovid.

Mit Unrecht wirft L. Schmidt, Philol. WS. 1921 Sp. 128, dem Buche Nordens allzu große Breite der Darstellung vor. Allerdings gehen manche Abschnitte über das eigentliche Thema hinaus; aber das ist etwas anderes: einen entbehrlichen Satz, ein überflüssiges Wort habe ich in dem Buche nicht gefunden. Andere Anzeigen von W. Reeb LZ. 1921 S. 156 ('möchte eine neue Auflage dasselbe in archaeologicis leisten, was jetzt schon in philologicis geleistet worden ist'), von M. Siebourg, Monatsschr. f. höh. Schulen XX S. 179, von E. Kornemann, Verg. u. Geg. XI S. 130 ('Posidonius und Plinius erfahren eine hellere Beleuchtung'), von R. Hübner, Ztschr. f. d. Sav.-Stift. 41, german. Abt. S. 391, von O. S. in Sokrates, Jahresber. des phil. Vereins 46 S. 96 ('dem Müllenhoffschen Germaniabuch ebenbürtig'), vgl. Nordens Selbstanzeige Germ.-roman. Monatsschr. IX S. 124. Eine ausführlichere Besprechung hat G. Wissowa, von dem man, wie Norden bemerkt, einen Kommentar zur Germania erwartet, in den N. Jahrb. 1921 S. 14—31 geliefert. Er vermutet, daß die Germania des Tacitus im Zusammenhang mit der Darstellung des bellum Suebicum et Sarmaticum vom J. 92, die er in den Historien zu liefern hatte, entstanden sei. Zu Nordens Buch übergehend äußert er sich voll bewundernder Zustimmung über den Nachweis der Übertragungen und völkerkundlichen Wandermotive, mit denen die germanische Ethnographie wie übersät sei, und verfolgt die in die Form der Negation gekleidete Neigung, immer wieder hervorzuheben, daß dem primitiven Volke diese oder jene Schäden und Auswüchse der Kultur noch fremd seien. Auch das Kapitel über Plinius' bella Germaniae, in denen Tacitus die Erörterung über germanische Urgeschichte ihrem wesentlichen Bestande nach, wenn nicht gar in ihrer Gesamtheit, vorgefunden habe, sei ein Glanzstück des Buches. Er versteht aber, wie Müllenhoff, D. A. IV 446, unter den *castra ac spatia* Kap. 37 Spuren von kimbrischen Lagern, die man verstreut an verschiedenen Stellen diesseits wie jenseits der Grenze, d. i. des Rheins und der Donau, zu erkennen glaubte, so daß *utraque ripa* beide Ufer beider Flüsse bezeichne; denn von beiden Flüssen sei *ripa* auch 17, 5 und 23, 2 gesagt. In dem Abschnitt über Livius operiere Norden zu viel mit der schattenhaften Figur des Timagenes, von dem es nicht feststehe, daß er sich eingehender mit germanischen Dingen beschäftigt habe. Den Titel *De origine et situ Germaniae* be-

zeuge Decembrio, der den Hersfeldensis selber vor sich hatte, während Niccoli, der *De origine et situ Germanorum* als Titel angibt, nur das Inventar des Hersfelder Mönches einsah. Unter dem Namen des Hercules verberge sich vielleicht nicht überall eine und dieselbe germanische Gottheit; 9, 3 sei *et Herculem* nicht zu tilgen: Mars, Hercules und Mercurius bilden die interpretatio Romana einer anerkannten germanischen Göttertrias. In bezug auf Odysseus hält Wissowa trotz Müllenhoffs Spott an der Meinung fest, daß der griechische Urheber des ganzen Berichts in *Ἀσκιπύργιον* eine Erinnerung an den *ἀσκός* des Aeolusabenteuers zu finden glaubte. In dem sog. Namensatze habe Norden einen großen Teil der Schwierigkeiten durch eindringlichste Interpretation beseitigt, aber die verschiedene Deutung des zwiefachen *a* sei rundweg abzulehnen. Auch *invento nomine* sei in Nordens Deutung ein völlig überflüssiger Zusatz und von unerträglicher Leere. In der Erklärung der ganzen Stelle sei das letzte Wort noch nicht gesprochen. Endlich empfiehlt Wissowa Acidalius' Änderung von *adversus* Kap. 2 in *aversus.*

Vgl. K. Trüdinger, Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie. Diss. Basel 1918. Norden rühmt die Schrift, die er vor dem Abschluß seines Buches noch hat verwerten können, ebenso H. Philipp, Berl. ph. WS. 1920 Sp. 34 ('reich an wertvollen Ergebnissen') und M. Gelzer, Histor. Ztschr. 121 S. 156; vgl. A. Riese, DLZ. 1921 S. 122 und I. L. Heiberg, Nord. tidsskr. f. fil. IX S. 65 ('die Untersuchung über die Germ. des Tac. kommt nicht zu einem klaren Ergebnis über ihre Vorbilder'). Ferner nenne ich R. Wagner, Die Germanen und ihr Land in den Schriften der Alten, Württ. Korr. 25 S. 193, aus dessen Aufsatz hier zu erwähnen ist, daß er im Einklang mit Norden Germ. 2 *a victore* 'nach dem Sieger' und, wie es scheint *a se ipsis* 'von ihnen selbst' übersetzt, sowie daß er (nach dem Vorgang des Prokop) unter Thule Agr. 10 Skandinavien versteht, auf dessen zahlreiche Fjords und vorgelagerte Inseln der Ausdruck *dispicere* gut passe. — Birts Aufsatz 'Noch einmal *Germani* die echten', Berl. ph. WS. 1920 Sp. 660, bringt dem, der seine Schrift 'Die Germanen' (JB. XLIV 108, vgl. die Anzeige von F. Schneider L. Z. 1920 S. 976) gelesen hat, kaum etwas Neues. S. Feist, Indogermanen und Germanen, 2. Aufl. 1919, verwirft Birts und Hartmanns Hypothese und gelangt zu dem Schlusse, daß ursprünglich *Germani* nur die vom rechten Rheinufer durch die ihnen zusetzenden Germanen (dieser Name im späteren Sinne verstanden) in das eigentliche Gallien gedrängten keltischen Tungri geheißen hätten und daß diese Bezeichnung nachträglich auf deren andersstämmige Nachbarn ausgedehnt worden sei.

III. Historische Untersuchungen.

5) G. Calza, Fastenfragment aus Ostia, Bull. d. comm. arch. com. di Roma 1916 S. 210 und Notizie degli scavi 1917 S. 180—195. Hierzu Chr. Hülsen, Berl. phil. WS. 1920 Sp. 303—312, vgl. WS. f. kl. Phil. 1920 Sp. 281.

Das neue Fragment bildet eine Ergänzung zu CIL. XIV 244 und 245, es umfaßt Magistratslisten und Ereignisse aus den Jahren 36,

37 und 38 n. Chr. Neu ist die Datierung folgender Ereignisse: aus dem J. 36: *K. Nov. pars circi inter ultores arsit* (denselben Brand erwähnt Tacitus Ann. VI 45; *inter ultores* deutet Hülsen als *inter ulitores* = *olitores* 'Gemüsehändler'; dies sei also der Name des an den Aventin stoßenden Teiles des Circus gewesen); aus dem J. 37: IV K. Apr. Überführung der Leiche des Tiberius in die Stadt, III Non. Apr. das funus publicum, K. Mais Tod der Antonia, der Großmutter des C. Caesar und Mutter des Claudius; aus dem J. 38: IV Id. Jan. Tod der Drusilla, XII K. Nov. Brand der Aemiliana (in der Gegend des palazzo Farnese), die auch vom Neronischen Brande erfaßt wurden, s. Tac. Ann. XV 40. — Auch die Magistratslisten bieten neue Daten: M. Porcius Cato (s. Nipperdey zu Ann. IV 71), curator aquarum in der ersten Hälfte des J. 38 *M. Aquila Juliano P. Nonio Asprenate coss.*, wie es in der neuen Inschrift heißt (vgl. Frontin aq. 102), war cons. suffectus in der zweiten Hälfte des J. 36; C. Caninius Rebilus (Tac. Ann. XIII 30) war mit A. Caecina Paetus cos. suff. in den letzten 4 Monaten des J. 37; als consules suffecti des J. 38 verzeichnet die neue Inschrift K. Jul. Ser. Asinius Celer Sex. Nonius Quintilianus. Danach ist, wie es scheint, bei Frontin aq. 102 zu schreiben: *huic* (dem M. Porcius Cato) *successit post mensem* (so Nipperdey; überliefert ist *post quem*, Hülsen meint, man könne auch *post quattuor menses* vermuten) *Ser. Asinio Celere Sex. Nonio Quintiliano consulibus . . . A. Didius Gallus, Gallo Q. Veranio et Pompeio Longo consulibus* (d. i. 49 n. Chr.) *Cn Domitius Afer.* Daß vor dem Namen des Didius eine Lücke anzusetzen und mit dem Namen seines Vorgängers im Nominativ und Dativ, sowie dem Konsulat ausgefüllt zu denken ist, hat Nipperdey (s. zu XII 15) erkannt. Hülsen glaubt ohne die Annahme einer Lücke vor dem Namen des Didius auskommen zu können und setzt also seinen Antritt der cura aquarum in das Jahr 38. die er dann 11 Jahre lang inne hatte. Dem widerspricht die Tatsache, daß Didius um das Jahr 46 nicht in Rom war: er führte damals als legatus pro praetore von Mösien den Krieg gegen den Bosporaner Mithridates. Er kann also die cura aquarum erst nach 46 übernommen haben.

Ich erwähne noch die Vermutung Hülsens, daß die Ostienser Fasten an oder in der statio vigilum, d. i. der Feuerwehr, ihren ursprünglichen Platz gehabt haben, weil außer den Sterbefällen in der kaiserlichen Familie und den beiden Kongiarien des C. Caesar im J. 37 innerhalb des dreijährigen Zeitraums nur zwei Brände der Erwähnung gewürdigt werden.

6) G. A. Harrer, Tacitus und Tiberius. The Amer. journ. of phil. XLI (1920) S. 57.

Harrer weist gegenüber der Darstellung bei Tarver, Tiberius the tyrant, Ferrero, Julia und Tiberius, Jerome, der taciteische Tiberius, darauf hin, daß die ungünstige Auffassung vom Charakter des Kaisers, gleichviel ob sie korrekt ist oder nicht, jedenfalls nicht von Tacitus geschaffen worden ist. Er entnimmt seine Argumente teils den Briefen des Plinius, aus denen hervorgeht, daß in dem Freundeskreis, zu dem er selbst und Tacitus gehörte, die Wahrhaftigkeit als ein wesentliches

Erfordernis geschichtlicher Darstellung galt, teils aus Autoren, die vor Tacitus geschrieben haben, Seneca, dem älteren Plinius, Josephus, teils aus Sueton, der wie Tacitus ebenfalls von einer progressiven Degeneration im Charakter des Kaisers spricht. Tacitus folgte dem consensus seiner Vorgänger, und dieser war dem Tiberius feindlich. Diesem Ergebnis ist zuzustimmen.

7) C. Metz, Aliso-Solicinium. Früh- und spätrömische Befestigungen bei Wetzlar. Gießen 1920, Ricker.

M. hat beobachtet, daß sich auf den Höhen östlich von Wetzlar zahlreiche alte Gräber finden, die sich zu Umrissen von Befestigungen verbinden lassen. Er konstruiert daraus vier Kastelle und fünf Marschlager und stützt darauf die Hypothese, daß Aliso an der Lahn statt an der Lippe und Solicinium — so nennt man nach Ammian den Ort, wo Valentinian im Jahre 368 die Alemannen schlug — an derselben Stelle zu suchen sei. Eine Widerlegung dieser Hypothese hat F. Koepp, Germania 1920 S. 1 geliefert. Er zeigt, daß es an Kleinfunden mangelt, die für den römischen Ursprung der Anlagen beweisend wären, und daß die neue Vermutung, die eine radikale Änderung unserer Vorstellung von den Feldzügen der augusteischen Zeit wie von denen des Valentinian bedeute, auf einer falschen Interpretation der Angaben Dios über die Feldzüge des Drusus und auf der willkürlichen Annahme beruhe, daß die Chatten es waren, die im Jahre 16 n. Chr. „das Kastell an der Lippe" belagerten und daß diese die Nachbarn von Aliso gewesen sein müßten. Die Verlegung der „Valentinianstadt" an die Lahn sei einer der verwegensten Husarenstreiche, die sich je Lokalforschung geleistet habe. Metz' Grundfehler sei, daß er seine durchaus schätzenswerten Beobachtungen zu Entdeckungen umgestaltet habe. Vgl. Petermanns Mitteil. 1921 S. 100.

8) Über Langewiesches Döteberg-Hypothese (s. JB. XLV 28) und die von ihm (vgl. Germania IV S. 88) und Mehlis (s. JB. ebenda) wieder hervorgesuchte Änderung von *Τουλισούργιον* bei Ptolemäus in *Τευτοβούργιον* vgl. Fr. Cramer Germania IV (1920) S. 21 und J. Beckers, Geogr. Ztschr. 25, 372, der in Mehlis' Schrift einen methodischen Fortschritt findet. Über Oldfather und Canter, The defeat of Varus (s. JB. XLII 86) vgl. die Anzeige von J. F. Ferguson, Class. phil. XII S. 105 ('beachtenswert, obwohl nicht durchweg überzeugend'). Gegen die von Schulten behauptete Feststellung von vier Lippelagern (s. JB. XLV 29) protestiert F. Philippi in den Bonner Jahrbüchern 125, 189, wo sogleich eine kurze Antwort Schultens folgt.

9) J. Schnetz, Der Name Idistaviso Tac. Ann. II 16. München, Piloty & Boehle. 19 S.

Wer die hier vorgetragene seltsame Etymologie kennen zu lernen wünscht, den verweise ich auf B. Lindmeyrs Anzeige Bayer. Bl. 56 S. 17.

10) W. A. Heidel, Warum wurden die Juden im J. 19 n. Chr. aus Italien vertrieben? Amer. journ. of phil. XLI 38.

H. findet die Ursache dieser von Josephus und Tacitus berichteten Maßregel in der Auffassung, welche die römischen Behörden von den

von Josephus erzählten Erlebnissen zweier römischer Damen hatten. Vgl. E. T. Merrill, Die Berichte des Josephus, Tacitus, Sueton und anderer Autoren über die Vertreibung der Juden aus Rom 19 n. Chr., Class. phil. XIV S. 365. Merrill verweilt besonders bei dem taciteischen Ausdruck *libertini generis*, der doch weiter nichts enthält als die Angabe, daß die von der Maßregel Getroffenen dem Stande der Freigelassenen angehörten.

11) K. Schumacher, Wo war die Schlacht bei Rigodulum? Germania IV S. 22.

Sch. widerlegt Ganters Vermutung, daß unter Rigodulum bei Tacitus H. IV 71 nicht, wie man bisher angenommen hat, das ein paar Stunden von Trier entfernte Riol, sondern das erheblich weiter stromab gelegene Reil zu verstehen sei. Meine Widerlegung JB. XLIII 110 ist Schuhmacher nicht bekannt geworden und das wichtigste der gegen Ganter sprechenden Argumente hat er sich entgehen lassen. Er schreibt nämlich: 'Der Umstand, daß Cerialis erst am zweiten Tage nach gewonnener Schlacht von Riol aus in Trier einrückte, erscheint mir nicht so verwunderlich, sei es wegen Aufräumung des Schlachtfeldes, sei es aus anderen uns unbekannten Gründen'. Er übersetzt also wie Ganter *postero die* H. IV 72 'am zweiten Tage nach der Schlacht', während es doch nichts anderes bedeuten kann als 'am Tage nach der Schlacht'. Nun ist aber die Strecke zwischen Reil und Trier zu groß als daß Cerialis sie an einem Tage hätte zurücklegen können.

12) Georg Wilke, Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus. Leipzig 1921, Kabitzsch. 84 S. und 74 Abbildungen.

Über dieses Buch, das ich nicht gesehen habe, urteilt G. Wolff, Phil. WS. 1921 Sp. 561, daß es trotz anerkennenswerter Ergebnisse doch mit Vorsicht zu benutzen sei, da der Verfasser wiederholt verschiedene Kulturperioden durcheinander werfe. Vgl. K. H. Jacob-Friesen L. Z. 1921 S. 601, Sudhoff, Mitteil. z. Gesch. der Med. XX S. 151, E. Kornemann, Verg. u. Geg. XI S. 130.

13) Leo Wiener, Tacitus Germania and other forgeries. Philadelphia 1920. XX und 328 S.

Wer über die tolle Vermutung, die Germania sei eine aus dem 8. Jahrhundert stammende Fälschung, näheres zu erfahren wünscht, lese die Anzeige von G. Wolff, Phil. WS. 1921 S. 220. Vgl. V. Chapot Rev. des études anc. XXIII S. 253.

14) A. Riese, Bataver und Mattiaker. Germania IV S. 60.

R. meint, daß mit den Worten *cetera similes Batavis* Germ. 29 nicht eine Verwandtschaft und Charakterähnlichkeit der Mattiaker mit den Batavern, sondern nur eine Gleichheit der staatsrechtlichen Beziehung beider Stämme zum römischen Reiche bezeichnet werde (nach Müllenhoff D. A. IV 402 '*cetera similes Batavis* ist von der Stellung des Volkes zu den Römern gesagt') und daß der Satzteil *nisi quod . . . animantur* sich auf die Bataver beziehe. Um diese Beziehung zu ermöglichen, schiebt er *hi* nach *nisi quod* ein. Er beruft sich auf Strabo IV 4, 2 ἀεὶ δὲ οἱ προσβορρότεροι καὶ παρωκεανῖται μαχιμώτεροι; denn *ipso terrae suae solo et caelo* deute auf die nördlichere Lage des

Bataverlandes und die Nähe der See. — Rieses Deutung verwirrt den Zusammenhang; denn da mit *nisi quod* die Verschiedenheit des Charakters beider Stämme in einem gewissen Punkte bezeichnet wird, so muß mit *cetera similes Batavis* die Übereinstimmung ihrer Wesensart in allen anderen Punkten gemeint sein. Die Einschiebung von *hi* ist eine verwegene Konjektur, die Strabostelle ist nicht geeignet sie zu empfehlen, weil *acrius animantur* nicht den höheren Kampfesmut bezeichnet, sondern mit Recht auf das lebhaftere Temperament der Gebirgsbewohner am Mittelrhein im Gegensatz zu dem schwerfälligeren Wesen der Bewohner der Niederungen an den Rheinmündungen bezogen wird.

15) C. Anderson, When did Agricola become governor of Britain? Class. Rev. XXXIV S. 158.

Das Ergebnis der chronologischen Erwägungen Andersons ist der älteren Auffassung günstig, nach welcher Agricolas Statthalterschaft im Juli 78 begann.

IV. Sprachgebrauch.

16) Richard Wagner, Stilistische Beobachtungen im Anschluß an Tacitus Annalen I 1—10. Sonderabdruck aus der Festschrift zur 350 jährigen Jubelfeier des Friedrich-Franz-Gymnasiums zu Parchim. Parchim 1919. H. Wehdemanns Buchhandlung. S. 131 bis 152.

In dieser aus Aufzeichnungen für den Schulunterricht hervorgegangenen anspruchslosen, aber interessanten und von aufmerksamer Lektüre des Tacitus zeugenden kleinen Abhandlung werden die Haupteigenschaften des taciteisehen Stils — als solche gelten dem Verf. in Anlehnung an die von Wölfflin und Norden gegebene Einteilung die grandiloquentia, die variatio und die brevitas — an Einzelbeispielen veranschaulicht. Dabei wird, gestützt auf die im lex. Tac. gegebenen Nachweise der Versuch gemacht, die Annahme, daß Tacitus von den kleinen Schriften zu den beiden Hauptwerken und auch noch innerhalb dieser eine Entwicklung durchgemacht habe, zu begründen und festgestellt, daß er im zweiten Teil der Annalen in manchen Fällen zu den früher üblichen Ausdrucksformen zurückgekehrt ist. Ferner wird mit Hilfe des Thesaurus l. l. der entsprechende Gebrauch der Zeitgenossen und der Vorgänger des Tacitus durch Vorführung eines ansehnlichen statistischen Materials zur Vergleichung herangezogen.

Zu der grandiloquentia rechnet Verf. die Anwendung poetischer oder archaistischer Wortformen wie *quis* als Dativ und Ablativ statt *quibus* und *foret* statt *esset*, die Ersetzung oder Umschreibung stehender Benennungen und technischer Ausdrücke durch ungewöhnliche (*virgines Vestae*, *campus Martis*, Umschreibung des Begriffs der Adoption), Ersetzung der Composita durch Simplicia (*gravescere*, *apisci*), der Simplicia durch Frequentativa infolge der Vorliebe für eine Verstärkung des Ausdrucks (*ostentare* Ann. I 3, 16 öffentlich und feierlich vorstellen, *sustentare* nur übertragen, *sustinere* in eigentlicher Bedeutung und übertragen, *aspectare* Ann. I 4, 2, *suspectare* stets übertragen, *consultare* in den Annalen wiederholt transitiv = *consulere*), ungewöhnliche

Metaphern und Metonymien, wie *arma* = Waffenmacht oder Krieg (Ann. I 2, 1 *nulla iam publica arma* wird im Thesaurus und im lex. Tac. S. 99b falsch erklärt), *glisco* metaphorisch für *cresco*, *florentibus* = *vivis*, andere ungewöhnliche Worte und Wendungen: *cunctus*, welches das Zusammenwirken, die Vereinigung stärker als *omnis*, das mehr ein Zahlbegriff ist, betont (hier wird gezeigt, wie *cuncti* in den Hauptwerken immer weiter vordringt, auch der Gebrauch der übrigen Schriftsteller besonders ausführlich dargestellt und auf die wechselnde Bedeutung von *cuncta* in den ersten 10 Kapiteln der Annalen hingewiesen), und *cupido*, welches *cupiditas* schließlich gänzlich verdrängt.

Bei der Betrachtung der Stileigenschaft der variatio zeigt eine genauere Prüfung, daß sich sehr häufig mit der Variation ein Sinnesunterschied, also eine Bereicherung des Inhalts verbindet. Diese Beobachtung wird an der ersten Hälfte des ersten Kapitels der Annalen vortrefflich erläutert.

Aus dem Kapitel der brevitas berührt Verf. nur einen Punkt: die Bedeutung nachgestellter Partizipialkonstruktionen für den Satzbau des Tacitus, wobei sich an das Partizip in der Regel noch ein Nebensatz oder mehrere anschließen. Als Beispiele analysiert Verf. die lange Anfangsperiode des zweiten Kapitels, die offenbar in beabsichtigtem Gegensatz zu den kurzen Sätzen in c. 1 steht, und die folgende Periode, die in kürzerer Form die Stellung der Provinzen zu der neuen Regierungsgewalt schildert und in Abwechslung mit der vorhergehenden Periode den Hauptgedanken an der Spitze trägt.

17) E. B. Lease, Amer. journ. of phil. XL (1919) S. 262

gibt Nachweise über den Gebrauch des part. fut. bei den lateinischen Autoren. Aus diesen Nachweisen ist für Tacitus bemerkenswert: der inf. fut. erscheint bei Tac. stets ohne *esse*; *fore* ist bei ihm viel häufiger als *futurum*; der adjektivische Gebrauch des part. fut. ist bei allen Historikern der silbernen Zeit beliebt; im abl. abs. erscheint es zuerst bei Asinius Pollio; als Substantiv ist es am häufigsten bei Tacitus und dem jüngeren Seneca.

V. Textkritik und Erklärung.

18) F. Walter, Phil. WS. 1921 Nr. 1

konjiziert Germ. 20, 10 *et ⟨v⟩in⟨ciant⟩ animum firmius et domum latius teneant*, ein Amendement zu P. Voss' Vermutung *et in⟨ligent⟩ animum*. Ich möchte eher mit Müllenhoff D. A. IV 322 annehmen, daß *et in* aus der vorhergehenden Zeile irrtümlich wiederholt und *in* zu streichen ist. Ann. VI 21, 10 vermutet W. *dein pavesce⟨re repe⟩nte*. Dies ist nicht übel erdacht; denn daß *pavescente* aus *pavescere* verderbt sei, ist kaum glaublich[1]).

[1]) Das Aufeinanderstoßen der Silben *re-re* hat Tacitus nicht vermieden. Wir lesen, um von den Fällen zu schweigen, wo die Quantität des *e* verschieden ist (wie H. III. 77, 17 *gestae prospere rei, more regio* Ann. VI 1, 8) H. II 7, 9 *amore rei publicae*, IV 42, 20 *ex funere rei publicae*, Ann. II 58, 2 *cupere renovari*, XII 50, 10 *in tempore rebellaturos*, XIV 2, 1 *ardore retinendae*, 49, 35 *mutavere relationem*, XV 28, 10 *operire reliquias*, 61, 13 *itinere redisse*, XVI 35, 1 *a quaestore reperitur*.

19) Nat. Beckmann, Nord. tidsskr. f. fil. IX S. 103
bemerkt, durch den Ausdruck *ignavos et inbelles et corpore infames* Germ. 12 gebe Tacitus das germanische Wort *ragr* oder *argr* wieder, das sowohl Feigheit als sexuelle Perversität bezeichne.

20) G. A. Harrer, Class. phil. XII S. 197
macht darauf aufmerksam, daß Agr. 44, 1 *Prisco* in *Priscino* zu ändern ist; denn nach der Inschrift bei Cantarelli Bull. d. comm. arch. com. di Roma 38, 340 hießen die Konsuln des Jahres 93 Sex. Pompeius Collega und Q. Peducaeus Priscinus.

21) F. Walter, Phil. WS. 1921 S. 789
wiederholt seinen schon 1884 gemachten Vorschlag zu H. III 72, 8 *quo tanto cladis pretio sedit* ('sank in Asche')? *pro patria bellavimus*? und vermutet III 73, 1 *sed plus i⟨s labor⟩pavoris* etc. Subjekt zu *intulit* ist doch wohl die *clades*, d. i. der Brand des Kapitols, der III 72, 8 *clades* genannt wird wie Ann. XV 38, 1 der Brand der Stadt. *Labor* aber ist nicht ein mit *clades* identischer Begriff, sondern die *clades* ist das Ergebnis des *labor*. Das zeigt auch der von Walter verglichene Vergilvers *et breviter Troiae supremum audire laborem*, 'das letzte Ringen', das mit der Zerstörung der Stadt endete.

22) C. Koch, Philol. WS. 1921 Sp. 380
versucht Ann. VI 22 gegenüber Nipperdey, der *congruere* in *ingruere* geändert hat, das Überlieferte zu rechtfertigen. Der Satz *fatum congruit rebus* sage nicht etwas Selbstverständliches, wie Nipperdey meint, sondern wolle durch Feststellung der Übereinstimmung zwischen Fatum und Menschengeschick der stoischen Lehre vom Walten des Schicksals Ausdruck geben.

Berlin. Georg Andresen.

Platon[1])

Eine Hauptquelle für die Biographie Platons liegt jetzt in guter Übersetzung vor: Diogenes Laertius Leben und Meinungen berühmter Philosophen übersetzt und erläutert von Otto Apelt, Leipzig 1921, F. Meiner. Anmerkungen und Register sind geeignet, uns für die noch immer fehlende wissenschaftliche Ausgabe zum Teil zu entschädigen. Die Anmerkungen zum dritten und vierten Buch enthalten genügend Verweisungen, um in die Tradition über Platon und die Akademie einzuführen. — Auf die erste Darstellung des Lebens Platons, die wirklich eine Biographie ist, ich meine die von Wilamowitz, braucht so verspätet kaum noch hingewiesen zu werden; sie ist in aller Händen. Eher darauf, daß die zahlreichen Besprechungen, auch solche, die über das übliche Mäkeln hinausgekommen sind, die Hauptleistung übersehen haben: daß hier ein leibhaftiger griechischer Mensch des vierten Jahrhunderts heraufbeschworen ist. Weder das „Götzenbild" der älteren Darstellungen noch die Abstraktion „des" hellenischen Menschen nach der Modehistorie, sondern der wirkliche historische Mensch mit seinem Widerspruch, wie er lernte, lehrte, kämpfte, irrte, alterte und starb, ist uns sichtbar geworden. Mit andern Worten, die erste Biographie eines antiken Denkers ist geschrieben. — Die Ergebnisse der neuesten Platonforschungen habe ich zusammengestellt im Anhang zur fünften Auflage von Zeller, Philosophie der Griechen, Leipzig 1922, O. R. Reisland: als unecht haben zu gelten unter den Schriften, die den thrasyllischen Tetralogien eingeordnet sind, Alkibiades minor, Hipparchos, Anterastai, Theages, Kleitophon, Minos, Epinomis. Als schwer verdächtig Hippias maior und Alkibiades maior. Zweifellos unecht außerhalb der Tetralogien: ὅροι, π. δικαίου, π. ἀρετῆς, Demodokos, Sisyphos, Halkyon, Eryxias, Axiochos. Von den Briefen sind durchaus ungeschützt 1—5, 9—13; umstritten 6 und 8; durch Wilamowitz' Interpretation hinreichend gesichert 7. Relative Datierung der Schriften: Erste Gruppe Ion, Hippias min., Protagoras, Laches, Lysis, Charmides, Apologie, Kriton, Euthyphron, (Thrasymachos), Gorgias, Menexenos, Euthydemos, Menon, Kratylos, Symposion, Phaidon. Zweite Gruppe Republik, Phaidros, Parmenides, Theaitetos. Dritte

[1]) Es ist selbstverständlich, daß heute Dubletten in jeder Form vermieden werden müssen. Was also Howald in den Annalen 1921 berücksichtigt hat, kann von mir nicht noch einmal genannt werden. Für die Auswahl war bestimmend der Zweck der Jb., dem Gymnasialunterricht zu dienen.



Gruppe Sophistes, Politikos, (Philosophos), Philebos, Timaios, Kritias, (Hermokrates), VII Brief, Nomoi. Absolute Datierung: Nach 399 Schriften von der Apologie an (Tod des Sokrates); nach 387 vom Gorgias und Menexenos an (Gründung der Akademie, Frieden des Antialkidas); nach 369 vom Theaetet an (Tod des Theaetet); nach 360 vom Timaios und Philebos an (dritte sizil. Reise); nach 353 VII Brief (Ermordung Dions). In besonderen Kapiteln sind behandelt die Frage nach System und Entwicklung der platonischen Philosophie; Platon und Demokritos; Platon und die Medizin; die Definition der platonischen Idee; die Idee des Guten und der Demiurg des Timaios.

Ausgaben. Über die Schulausgabe des Staates von O. Maaß s. Dtsche Lit.-Ztg. 1921 S. 646f. — Abgeschlossen ist nunmehr das große Übersetzungswerk der Philosophischen Bibliothek. Zu den in den Jb. 1911, 1913, 1914, 1916 besprochenen Bänden sind hinzugekommen Alkibiades I, II; Briefe; Charmides, Lysis, Menexenos; Euthydem; Gesetze; Hippias I, II, Ion; Kratylos; Laches, Euthyphron; Politikos; Protagoras; Staat (neue Ausgabe, womit die Jb. 1913 S. 236 angegriffene kassiert ist); Timaios. Kritias; Apologie, Kriton; Parmenides. Platzmangel verbietet, die Bände einzeln wie früher zu würdigen. Aber abschließend soll über das Ganze, das zusammen mit den „Beiträgen zur Geschichte der griechischen Philosophie“, Leipzig 1891, und den „Platonischen Aufsätzen“, Leipzig 1912, Otto Apelts bedeutendes und ertragreiches Lebenswerk ausmacht, wenigstens hervorgehoben werden, daß jeder Band und jedes Bändchen durch die sorgfältige Zusammenstellung der Literatur, den Reichtum an Einzelerklärungen, die Klarheit des deutschen Ausdrucks und das gewissenhafte Bemühen um strenges Erfassen des Textes für jede Art der Beschäftigung mit Platon, auch für eingehende und forschende, eine ungemeine Hilfe bedeuten. Darüber hinaus sind in den Einleitungen oft Probleme, die ein Dialog als Kunstwerk oder als Lehrstück stellt, besser und schärfer herausgearbeitet als in manchen weitschichtigen Abhandlungen. Glücklicherweise sind die vielen Stellen, an denen die Übersetzung vom überlieferten Text abweicht, durch Verweisungen auf die Anmerkungen gekennzeichnet; einen erheblichen Teil der Konjekturen vermag ich nicht zu billigen und glaube, zeigen zu können, daß A. bisweilen selbst da ändert, wo der griechische Text ganz einwandfrei ist. Besonderen Dank verdienen noch zwei ergänzende Bändchen, „Vorwort und Einleitung“ und „Index als Gesamtregister“. In dem ersten findet man eine kurze Geschichte des Platonismus mit Kennzeichnung der Grundgedanken des Systems und einer gewissen Wertabmessung für die Gegenwart; im zweiten eine musterhafte alphabetische Registrierung aller Wörter der Übersetzung, die irgendwie als Stichwort für die Orientierung in Betracht kommen können. Die 158 S. S. klein gedruckten Textes sind mehr als eine Ergänzung zu Asts Lexikon; durch scharfe Gliederung der einzelnen Artikel, durch Hinzufügung der griechischen Stichwörter und durch praktisch auswählende Verweisungen von einem zum andern Artikel ist das Bändchen jetzt vielleicht das beste statistische Hilfsmittel, über das wir für Platon ver-

fügen. — Teile des Symposion, Phaidon und der Republik bringt übersetzt G. Tögel in seinem für Schulen ohne griechischen und lateinischen Unterricht empfehlenswerten Buche Die antike Welt, Reichenberg i. B., Gebr. Stiepel. — Schleiermachers Theätetübersetzung ist als Nr. 6338, 6339 der Univ.-Bibl. Reclam erschienen.

Sokrates. Die Schrift A. Moszkowskis über Sokrates, Berlin 1917, auch nur dem Titel nach anzuführen verbietet der literarische Anstand. Erwähnt sei sie überhaupt nur deshalb, weil man an ihr deutlich sieht, wohin die Verirrungen, denen Interpreten von Fach wie A. Gercke erlegen sind, schließlich führen. Die „Methode" ist diese: Wenn ein Mensch dreimal am Tage laut Messung Fieber hat, so schließt der Arzt, er habe den ganzen Tag über Fieber gehabt. Wenn man also drei Platonstellen findet, an denen Sokrates Unsinn redet, so hat Platon seinen Lehrer für einen Idioten gehalten. Solche Stellen werden gefunden, indem man sie aus dem Zusammenhang reißt, falsch versteht und willkürlich verwertet. — Th. Birt, Sokrates der Athener, Eine Vorstudie zu griechischen Charakterköpfen, Velhagen & Klasings Monatshefte XXX, 1, 1918, erfüllt seinen populären Zweck, Wandel und Wirken des Sokrates wie etwas heute Gegenwärtiges vor uns hinzustellen, vollauf. Sonderbar ist die Behauptung, daß Sokrates zwar gelehrt habe, Tugend sei Wissen; „daß man das Gute auch wollen muß, davon spricht er nicht." Auch im Kriton nicht? — E. Horneffer, Der junge Platon, I. Teil: Sokrates und die Apologie, Gießen 1922, Töpelmann, wirft den Gelehrten der letzten Generation vor, sie hätten in ihrem Unvermögen, eine historische Persönlichkeit anders als nach dem Maßstab eben ihrer eigenen Geistigkeit zu beurteilen, aus dem großen religiösen Bußprediger und Propheten einen armseligen Rationalisten gemacht. Es ist bei Horneffer viel von Methode und Kritik die Rede, aber das Ergebnis scheint mir sowohl unmethodisch gewonnen wie auch unkritisch zu sein: daß einerseits in der Apologie eine Scheidung zwischen Sokratischem und Platonischem nicht durchführbar, andererseits doch alles dem historischen Sokrates zu vindizieren sei. Vielleicht kann man auch von dem Unvermögen der Modernsten sprechen, eine große sittliche Persönlichkeit anders als nach dem Maßstab der heutigen mystischen Religiosität zu beurteilen. Ganz ausgezeichnet ist die dem Buche beigegebene Studie von R. Herzog über Das delphische Orakel als ethischen Preisrichter. Durch Nachweisung der Ähnlichkeit der Chairephonanekdote mit vielen anderen alten Legenden ist es dem Verfasser gelungen, sowohl die prägnante Frage nach dem „Weisesten" wie auch die Antwort psychologisch ganz neu zu beleuchten. — C. Siegel, Platon und Sokrates, Darstellung des platonischen Lebenswerkes auf neuer Grundlage, Leipzig 1920, F. Meiner, ist ein Revenant aus der Zeit, da man in Platon nur den Apostel des Sokrates sah. „Platons Metaphysik stellt den Versuch dar, des Sokrates Persönlichkeit, Wirken, Leben und Sterben philosophisch zu erklären und zu rechtfertigen." Ich verkenne nicht, daß das vierte Kapitel des Buches einige sehr scharfsinnige Analysen der schwierigsten Dialoge enthält, aber die Hauptthese kann man, zumal seit dem Buche von Wilamowitz,

nicht mehr diskutieren. Zu behaupten, daß platonische Metaphysik (!) — und zwar Platon unbewußt — ihrem Wesen nach in einem empirischen Dasein, und sei es selbst das des Sokrates, wurzele, und daß „sich naturgemäß aus den verschiedenen Schriften Platons das sokratische Leben wenigstens in seinen Höhepunkten und nach seinen markantesten Seiten gewinnen lasse“, ist absurd. — F. Vogel, Aus den Lehrjahren des Sokrates, Sokrates N. F. 6. Jahrg. 1918, S. 10—12, schreibt Phaedo Kap. 45 (nicht 48) S. 96a *ἐπειδὰν τὸ θερμὸν καὶ ὑγρὸν* (statt *ψυχρόν*), denn nicht Kälte, sondern Feuchtigkeit lasse keimen, vgl. Thales (Diels 9, 19), Anaximander (17, 18). Empedokles (165, 46), Anaxagoras (Diog. II, 9), Archelaos (Diels 323, 15), Diodor I, 7, 3. Die Überlieferung, nach der Archelaos Lehrer des Sokrates gewesen sei, gewinne erhöhte Glaubwürdigkeit durch die Übereinstimmung der Phaidonstelle und der Lehre des A. Ferner, da nach Apologie 22d Sokrates kein Handwerk verstanden habe, Conv. 215b Bildhauerei aber als Handwerk bezeichnet werde, könne die Überlieferung nicht richtig sein, die Sokrates dies Handwerk habe erlernen lassen.

Gesamtdarstellungen der platonischen Philosophie. Natorps Buch Platons Ideenlehre, Eine Einführung in den Idealismus, ist nach 20 Jahren in zweiter Auflage erschienen, Leipzig 1921, F. Meiner. Dem Text ist ein „metakritischer Anhang von einigen 50 Seiten beigegeben, in welchem N. seinen augenblicklichen Standpunkt in lapidaren Sätzen kennzeichnet. Buch und Anhang sind voneinander verschieden wie Parmenides und Heraklit, aber gleichgeblieben ist die extreme Einseitigkeit. Die Idee ist „schlechthin aktiv, dynamisch, funktional, Funktion auch der Gegenstandssetzung . . ., rein nur erkennend, zum Gegenstand setzend . . ., spontan, aus der Urkraft des Logos selbst, der Denkung selbst, die mit der Psyche selbst ganz eins und wie sie nur lebendig tätig, dynamisch ist, schauend und in der Hinschau gestaltend . . .“ Durch diese Gewaltsamkeit wird, wie in der ersten Auflage, das Tiefe und Richtige der von Cohen begründeten Platoninterpretation nur allzusehr verschüttet oder unkenntlich gemacht. Und dieselbe Gewaltsamkeit in dem Übersehen dessen, was jedem einzelnen Lehrstück bei Platon eigentümlich ist; ob Gastmahl, Staat oder Phaidros, der Aufstieg der Seele scheint N. überall das Gleiche zu bedeuten. Keine Berücksichtigung des Unterschiedes auch zwischen der Einen Idee und dem Ideenreich. Das ist für den bedauerlich, der der sog. Marburger Auffassung, problemgeschichtlich geurteilt, ihre Bedeutung nicht gern verkleinern möchte. — Zu den besten Arbeiten, die wesentlich von Cohens Platonauffassung her orientiert sind, gehört Hönigswald, Die Philosophie des Altertums, Problemgeschichtliche und systematische Untersuchungen, München 1917, E. Reinhardt; S. 139—195 ist die Ideenlehre behandelt. Die platonische Dialektik wird als die umfassendste Form begriffen, in der jemals das Problem der Erkenntnis, als ein Teil des Problems der Geltung überhaupt, exponiert worden sei, so umfassend, daß jeder Versuch seiner Lösung, auch der platonische selbst, hinter der ursprünglichen Absicht der Exposition notwendig zurückbleibe. Die logische

Funktion der Idee wird völlig zutreffend dahin bestimmt, daß sie nicht ein mögliches Prädikat, sondern die Möglichkeit der Prädikation selbst bedeute. Der platonische Typus der Intuition wird mit wohltuender Schärfe gegen alle ekstatisch-romantischen Formen der Intuition abgegrenzt und als unlösbar verwachsen betrachtet mit dem Begriff methodischer Apriorität. Ganz ist die Einseitigkeit, mit der Natorp die Idee des Guten interpretiert hat, von H. noch nicht überwunden. Angenommen, sie repräsentiere „die Einheit des Geltungsgedankens", so ist damit jedenfalls für ihr Wesen nur sehr wenig ausgesagt. — A. Gerckes Geschichte der Philosophie, als II. Band 6. Heft der Einleitung in die Altertumswissenschaft herausg. von A. Gercke und E. Norden ist jetzt separat vorhanden (Leipzig 1922, Teubner) Ich verweise auf die Besprechung Jb. 1911 S. 265f. und hebe nur hervor. daß zur Einführung in einige Probleme der Forschung die „Gesichts, punkte und Probleme" S. 463—469 das Buch besonders für Anfängeempfehlenswert machen. — K. Singer, Platon und das Griechentum Heidelberg 1920, Weiß, ist ein populärer Vortrag, der in allem Wesentlichen fußt auf dem überragenden Buch Friedemanns „Platon, Seine Gestalt", Berlin 1914. Da Friedemanns Buch längst sich durchgesetzt hat, ist ein Referat seiner Thesen hier überflüssig. Mag man zur Theorie der schöpferischen Mitte stehen wie immer; daß in Friedemanns Buch echter Platonismus lebt, duldet keinen Zweifel. Ich hätte zu dem Buche Stellung nehmen müssen in meiner Abhandlung über Methexis und Metaxy, aber es war mir im Kriege leider nicht bekannt geworden. — Auf Kafkas 6. und 7. Band der Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, München 1921, sei für Anfänger wegen der Anmerkungen hingewiesen. — Sie enthalten für die Vorsokratiker, Sokrates, Platon und den sokratischen Kreis so reichhaltiges Material für die Fundstellen, daß der Leser sowohl leicht nachprüfen kann, wie der Verfasser die Quellen verwertet hat, als vor allem die Quellen selbst kennen lernen.

Zu einzelnen Lehren Platons. Stenzel[1]) hat den von mir Jb. 1916 S. 37 und 43 und den von Howald Annalen 1921 S. 184 und 185 besprochenen Schriften zwei weitere hinzugefügt. Zur Logik des Sokrates im 95. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur 1917. Er zeigt, daß in der ursprünglich sokratischen Frage nach dem Guten die eigentliche Definition noch keine Stelle haben kann. „Auch Platon gelangt erst durch das komplizierte Verfahren der Diairesis zur Begrifflichkeit, zur Klarheit über diejenigen Züge, die ein Allgemeines zum eigentlichen Begriffe stempeln, über Umfang und Inhalt, Züge, die bei der Idee keine wesentliche Bedeutung erhalten konnten. Nur den Begriff kann man definieren; das Gute ist in der sokratischen Fragestellung bereits als Idee im Sinne unmittelbarer Gegebenheit vorgebildet; es will und kann nicht begrifflich definiert werden." Zweitens behandelt er in den Neuen Jahrbüchern I, 1920, S. 89—100 das Problem von συμπλοκή und διαίρεσις

[1]) Vgl. meine Ausführungen in den Kantstudien 1919. S. 142.



und findet, daß hier, im Problemgebiet des Nichtseienden, eine nachweisbare Auseinandersetzung mit Demokrit stattgefunden hat, dessen Lehre Platon gekannt habe, als er seine Methode, die Begriffe bis zum Unteilbaren zu teilen, begründet habe. — Wichmann behandelt in Platos Lehre vom Instinkt und Genie, Ergänzungshefte der Kantstudien Nr. 40, die Kausalität des Geistigen in Platons Naturteleologie und die göttliche Wirksamkeit im menschlichen Geisteswesen. Von Einzelheiten abgesehen, die der Untersuchung zugrunde liegende Auffassung halte ich für wohlbegründet: daß für Platon seine Darstellung der Natur zwar nur für wahrscheinlich gelten solle und unbeweisbar sei, daß dies aber nicht gelte für die Grundsätze selbst, nach denen er die Natur betrachtete. „Daß unter allen mechanischen Wirkungen eine geistige Ursache gesucht werden muß, ist unbedingt sicher, wie sie im einzelnen Falle wirkt, kann niemals in restlos beweisbarer Form ausgemacht werden." — Eine sehr bedeutende Leistung liegt vor in Heinrich Barths Buch Die Seele in der Philosophie Platons, Tübingen 1921, J. C. B. Mohr. Das Buch hat das Schicksal gehabt, in der Phil. Wochenschrift 1921 Nr. 42 von einem Standpunkt aus besprochen zu werden, der ihm in keiner Hinsicht gerecht wird und dem Buche, welchem zu Nutzen von Unterricht und Forschung möglichst viele Leser zu wünschen wären, diese Leser zu entziehen geeignet ist. Soweit ich die Platonliteratur übersehe, ist eine gründlichere, methodisch gefestigtere und an wertvollen Resultaten reichere Arbeit über Platons Seelenleben nie geschrieben worden. Was nur aus grobem Mißverstehen als Einwand vorgebracht werden konnte, das ist gerade das hervorragende Verdienst dieses Buches: allem Mythologisieren und Psychologisieren zum Trotz an der unlöslichen Verbindung von Seelenlehre und Ideenlehre festgehalten zu haben. Wer die Berechtigung der Aufgabe begreift, den rein philosophischen „Gehalt" einer Lehre als solchen festzustellen, der wird sich durch das Buch von Folgendem überzeugen lassen: „Die Seele nicht bloß als mythisches Phänomen, nicht nur als geistige Substanz, auch nicht als ein nur spekulativ gedachtes naturhaftes Lebensprinzip verstanden — alle diese Vorstellungsgruppen ragen ja in die platonische Welt hinein und sind ihr lebendig fortwirkender Untergrund —, die Seele als die erkennende Seele ist es vielmehr, die in entscheidender Weise der platonischen Anschauung den Charakter echter Philosophie und transzendentaler Tiefe verleiht." Nichts hat in einer solchen Weise und in einem solchen Maße an den Ideen teil und kann teil haben, wie die Seele Kraft der Erkenntnis teil hat. Man kann noch einen Schritt weiter gehen als der Verfasser und sagen: allen platonischen Versuchen, das Wesen der Seele zu bestimmen, liegt zu Grunde die Überzeugung, daß die echte und vollendete Seele die dialektische ist; Dialektik aber ist die Bewegung zwischen Ja und Nein; die Entscheidung für das Sein der ewigen Werte oder für das leere Nichtsein des Ungeistigen vollziehen zu müssen, das ist das Verhängnis der Seele. Deshalb ist sie ein Metaxy zwischen den Welten, ist sie Bewegungsprinzip, ist sie Fähigkeit, Geist und Fleisch zu werden, ist sie Einheit und doch geteilt, und wie die Bestimmungen

gemacht, diese heterogenen Lehren genau zu scheiden. Sehr wertvoll ist deshalb der dritte Teil von Heinemanns Plotin, Leipzig 1921, F. Meiner, der in Verfolg grundlegender Untersuchungen über Echtheit, Unechtheit und Reihenfolge der plotinischen Schriften (III, 9, IV, 1, I, 9, II, 8, II, 2, V, 7, II, 6, I, 8 z. T. und kleinere Stücke scheiden aus) und über drei Perioden der Entwicklung des plotinischen Denkens „das System Plotins" entwickelt. Die für den „Abstieg" und „Aufstieg" gewonnenen Resultate ermöglichen eine Vergleichung mit den platonischen, zu denen sie sich verhalten wie die Romantik zur Klassik in der deutschen Philosophie. Eine Zusammenstellung der neueren Plotinliteratur, auch der ausländischen, hat derselbe Verfasser im Logos X S. 118—121 gegeben. — Über die neuplatonisch-mystischen Formen, in denen der Christengott angerufen wurde, über den orientalischen Einschlag des Neuplatonismus und die Verschmelzung von Heidentum und Christentum überhaupt auf dem Boden neuplatonischen Denkens handelt mit souveräner Beherrschung des ganzen Materials Geffcken in Der Ausgang der Antike, Heft 3 von „Schule und Leben", Berlin 1921, Mittler & S. O. Stählin in einem Vortrag Christentum und Antike, Werbeschriften des Landesverbandes der Vereinigungen der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Bayern Nr. 3, behandelt mit kurzem Eingehen auf die einzelnen Väter die Stellung der alten Kirche zur antiken Bildung und zeigt, auf welchen Wegen Platon und Aristoteles, Stoa und Kynismus bei der Gestaltung theologischer Begriffe und dialektischer Methoden stärksten Einfluß gewannen. — Baeumker, Der Platonismus im Mittelalter, München 1916, Akad. d. Wissenschaften, gibt sehr viel neues Material über Peripherie und Seitenwege der Scholastik, auf denen sich immer neben dem offiziellen Aristotelismus platonische Tradition gehalten haben, namentlich in den humanistischen und naturwissenschaftlichen Strömungen. Wenn aber B. an dieser und auch an andrer Stelle die Darlegungen von Kuno Fischer und Windelband über die mittelalterliche Philosophie so abtut — leider hat er es nicht bei Lebzeiten der Verfasser getan — als ob sie Romane wären, so sei darauf hingewiesen, daß er ganz mit Unrecht seine Differenzen von den Darstellungen jener Gelehrten darauf zurückführt, als sei nur er, nicht auch jene auf diesem Gebiete Fachmann. Was B. als mittelalterlichen Platonismus hinstellt, ist kultur- und bildungsgeschichtlich sehr bedeutsam; im Sinne des echten philosophischen Platonismus aber, welcher von hierarchischer Stufung der Welt nichts weiß, sondern gerade im Denken der Wahrheit die unmittelbare Berührung der Menschen mit dem Absoluten findet, also unvereinbar ist mit dem Aristotelismus und Thomismus der Scholastik, bestehen Fischers und Windelbands Darstellungen zu Recht. Im Sinne des echten Platonismus lebt das Prinzip seines Stifters nicht in der Scholastik, es lebt wieder auf bei Ekhart und Cusanus. Eine Unklarheit über diesen Punkt ist auch unverkennbar vorhanden in J. Bernharts Buch, Die philosophische Mystik des Mittelalters, München 1922 Reinhardt, Band 14 von Kaffkas Gesch. d. Philosophie in Einzeldarstellungen, einem sonst in jeder

Beziehung ausgezeichneten Werke, das von dem antiken Quellgrund der Mystik an Gnosis, Neuplatonismus, Patristik, Scholastik, Deutsche Mystik und die Fortwirkungen in der neueren Philosophie mit einer alle früheren Darstellungen weit überholenden Gründlichkeit behandelt. — Die Wirkung von Platons metaphysischem Heliozentrismus auf Copernikus zeigt evident Goldbeck in dem Aufsatz Weltbild und Physik des Sammelwerkes Vom Altertum zur Gegenwart, Leipzig 1921, Teubner, 2. verm. Auflage. Wo die neue Lehre zum ersten Male im Zusammenhange dargelegt wird, erhebt sich Cop. plötzlich zu dithyrambischem Schwunge. Hier ist, vermittelt durch Ficinus, der Einfluß der platonischen Richtung unverkennbar. — Kants Platonismus ist von Wichmann in seinem Buche Platon und Kant, Berlin 1920, Weidmann, untersucht worden. Die ersten Teile des Buches muß ich für verfehlt erachten, weil sie die unhaltbare Ansicht zur Grundlage haben, als verlangten zwar beide Denker eine oberste Erkenntnis als Krönung aller Wissenschaften, aber Platon stelle das Ziel als unerreicht, Kant als unerreichbar hin. Mehrmals begegnet der fatale Ausdruck: „nur Idee", im Sinne des modernen: nicht gegeben, sondern nur aufgegeben. Anders steht es um das letzte Kapitel, das den Timaios behandelt. Hier hat der Verf. das Verdienst, für Platon und Kant die Motivation der Unterordnung mechanischer Kausalität unter teleologische als bei beiden dem gleichen Prinzip entspringend nachgewiesen zu haben. Für das Studium des Kantischen Platonismus sei auf die Kant-Ausgabe Vorländers hingewiesen, von der soeben der letzte Band in neuer Bearbeitung erschienen ist, Leipzig 1922, Meiner; ihr Vorzug vor den großen Ausgaben besteht in den beigegebenen Indices. — Anderhup, Platons Politeia und die kritische Rechtsphilosophie, Zeitschrift für Rechtsphilosophie III, zeigt, daß die Idee Dikaiosyne bei Platon und die Idee des Rechts der kritischen Rechtsphilosophie in ihrer Funktion gegenüber der Gesetzgebung identisch sind. — Nietzsches Stellung zu Platon ist in drei neueren Schriften behandelt worden. K. Hildebrandt, Nietzsches Wettkampf mit Sokrates und Platon, Dresden 1922, Sibyllen-Verlag; Hasse, Das Problem des Sokrates bei Fr. Nietzsche, Leipzig 1918, Meiner; E. Horneffer, Der Platonismus der Gegenwart, München 1921, Oldenbourg, 2. Aufl. Wissenschaftliche Bedeutung kommt nur der Schrift Hildebrandts zu. Die Auseinandersetzung Nietzsches mit Sokrates und Platon gehört einer anderen Schicht an als der von Historie und Philologie, aber welcher? Hier scheiden sich die Geister. Meiner Ansicht nach ist das, was Hildebrandt betreibt, schon fast Pathographie, und anders kann auch nicht behandelt werden, was im Grunde Liebeshass ist. Für den Platonismus kommt nur so viel heraus: Nietzsches Entwicklung ist der Weg zur schlechthinigen Negation des Platonismus, erreicht in der Götzendämmerung. Hasses kleine Schrift, eine Frankfurter Antrittsvorlesung, ist durch Hildebrandt überholt; es hat wenig Sinn, bei Nietzsche „rudimentäre" Ansätze zu einer „positiven Lösung des Problems des Sokrates" zu suchen. Horneffer versucht, in populärer Form ein Bild von „Metaphysik

m Rahmen der Wissenschaft" zu geben und scheint es mit Platons Lehre für vereinbar zu halten, daß „die Verbindung von Philosophie und Exaktheit eine contradictio in adiecto" sei. Nietzsche spielt bei dem unternommenen Versuche die Rolle dessen, der stärkster Ausdruck unserer Zeit sei. — Über die Bedeutung des Platonismus für die Erziehungsfragen der Gegenwart handelt K. Sternberg in Moderne Gedanken über Staat und Erziehung bei Plato, Berlin 1920, Collignon, ganz unoriginell. Im Gegensatz dazu steht O. Stählin, Grundfragen der Erziehung und Bildung bei Platon und in der Gegenwart, Rektoratsrede Erlangen 1921. Von aktuellen Fragen wie Begabtenforschung, Vererbung von Anlagen, Rassenhygiene u. a. werden die platonischen Resultate und die der modernen Forschung konfrontiert. 84 Anmerkungen enthalten fein ausgewähltes antikes und modernes literarisches Material.

Für den Unterricht in griechischer Philosophie geben wertvolle Hinweise die Aufsätze „Naturwissenschaft und Naturphilosophie", „Die Bedeutung der antiken Philosophie für die moderne Bildung", „Die Lehre vom großen Weltjahr" von P. Hensel, die ich in einem, die Kleinen Schriften und Vorträge meines Lehrers enthaltenden Bändchen, Greiz 1920, O. Henning, wieder zugänglich gemacht habe. — Die zweite Auflage von W. Nestles Übersetzung der Vorsokratiker Jena 1922, Diederichs, enthält neu die beiden Bruchstücke aus der Wahrheit des Antiphon, ferner jetzt vollständig den Anonymus Jamblichi, größere Teile der sog. Dialexeis und des Axiochos. — Von der Naturalis historia des Plinius gibt F. Dannemann in Plinius und seine Naturgeschichte, Jena 1921, Diederichs, erläuterte Auszüge. Aufgenommen ist auch die monumentale Kosmologie des II. Buches, die das Beste enthält, was wir Schülern von der stoischen „Weltanschauung" bieten können. — Joels Geschichte der antiken Philosophie, Tübingen 1921, Mohr, werde ich genau besprechen, wenn der zweite Band, der die Lehre Platons bringen soll, vorliegt.

Heidelberg. Ernst Hoffmann.

Ährenlese[1]).

VI. Aristeid. II 40 *τι δε ὁ των παρθενων επαινετης τε και συμβουλος λεγει ὁ Λακεδαιμονιος ποιητης* (Alkman 27 Bergk);

Πολλαλεγων ονυμ᾽ ανδρι, γυναικι δε Πασιχαρηα.

πολλα, φησιν, ὁ ανηρ λεγετω, γυνη δε οἱς αν ακουσηι χαιρετω. Aristeides irrt: *Πολλάλεγων* wie *Ουκαλεγων*. „Thudichum — und Immerfroh, Mann — und Weib, ich nenn euch so!“ Ähnlich teilte man bei Aisch. Ag. 1551 bis auf Karsten irrtümlich *μελημα λεγειν* statt *μελημ᾽ αλεγειν*; Bakchyl. 5, 164 glaube ich *κεινο λεγειν* richtig in *κειν᾽ αλεγειν* geändert zu haben, obwohl die Überlieferung haltbar ist.

VII. Sappho Oxyrh. Pap. 1787 fr. 1 + 2, v. 11.

]*φιλαοιδον λιγυραν χελυνναν*

Der Papyrus hat]*φιλ᾽ ἀοιδον λιγύραν χελύννᾱν* mit diesen Lesezeichen. *φιλαοιδος* kannte man bisher nur in der Form *φιλωιδος*. Zum Gedanken vgl. Sappho 45 Bergk *αγε χελυ δῖα μοι λεγε φωναεσσα δε γινεο* (Wortlaut im einzelnen noch nicht feststellbar), Bakchyl. fr. 1 Diehl[8] *Ω βαρβιτε μηκετι . . . λιγυραν καππαυε γαρυν* und Pindars *Χρυσεα φορμιγξ.*

VIII. Aisch. Suppl. 842 ⌒ 853.

ειθ᾽ ανα πολυρυτον	*μηποτε παλιν ιδοι⟨ς⟩*[2])
ἁλμηεντα πορον	*αλφεσιβοιον ὑδωρ*

IX. Pherekrates *Χειρων* bei Athen. 364 b (wir nötigen Gäste, die sich aus Bescheidenheit früh entfernen, nicht genügend zum Bleiben)

ὁ δ᾽ αχθεται αυτος ὁ θυων
τωι κατακωλυοντι και ευθυς ελεξ᾽ ελεγεια (Theogn. 467)·

---

[1]) Vgl. zuletzt Sokrates 1920, 20. Die Einwände von Wilamowitz, Griech. Verskunst (1921) 424, gegen meine Deutung von *τειπην* in der Sappho-Alkaios-Legende als *τοι ειπειν* erscheinen mir nicht durchschlagend.

[2]) Hiermit erledigt sich die Sokrates 1916 Jahresber. 237 vorgeschlagene Änderung von v. 867 *ολοιο*.

Μηδενα μητ' αεκοντα μενειν κατερυκε παρ' ἡμιν,
μηϑ' εὕδοντ' επεγειρε Σιμωνιδη· ου γαρ αμεινον.
τοιαυτι λεγομεν δειπνιζοντες φιλον ανδρα.

Statt *αμεινον* ist *εποινοις* überliefert, was sich in Buchschrift, abgesehen von einem Buchstaben, nicht stark unterscheidet.

X. Kallimach. hymn. 4 Anfang.

Την ἱερην ω ϑυμε τινα χρονον ειπον ατισσεις
Δηλον Απολλωνος κουροτροφον;

χρονον η ποτ' αεισεις die Hss.

XI. Begrüßungspasquill der Athener für Pompeius (Plut. Pomp. 27)
Προσεδοκωμεν, προσ[ε]κυνουμεν· ειδομεν, προπεμπομεν.

XII. Bei Athen. 446 d stehen erst zwei Belege für *πιομαι* mit langem *ι*, der zweite aus Aristophanes, dann [[*και εν αλλοις· πικροτατον οινον σημερον πιει ταχα'* (Aristoph. fr. 597), *ὡς απο του πιουμαι*]]. *ενιοτε δε και συστελλουσι το ι*, folgen zwei passende Belege für die Kürze.

Das athetierte Stück ist ganz unsinnig. Das Zitat kann in Ausführungen über die Quantität des *ι* nicht gestanden haben, da es nichts dafür ergibt. Sollte der Interpolator Eurip. Cycl. 589 *οιμοι πικροτατον οινον οψομαι ταχα* aus dem Gedächtnis zitiert haben?

Berlin. Paul Maas.

SOKRATES
ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN
ABTEILUNG: JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS

JAHRESBERICHTE
DES
PHILOLOGISCHEN VEREINS
ZU
BERLIN

HERAUSGEGEBEN
VON
ERNST HOFFMANN

ACHTUNDVIERZIGSTER JAHRGANG
HEFT 3

ANNALEN ÜBER DIE FORTSCHRITTE DER
ALTERTUMSWISSENSCHAFT



BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1922

INHALT

ANNALEN ÜBER DIE FORTSCHRITTE DER ALTERTUMSWISSENSCHAFT

Seite

Papyrusforschung.

Der Bericht über das Jahr 1922 befolgt in der Anlage und in den Grundsätzen das Beispiel des vorjährigen. Nicht alles, sondern das Wichtige wird aufgenommen, um so ausführlicher, je schwerer es in Deutschland erreichbar ist, vornehmlich also Veröffentlichungen des Auslandes. Griechische Texte werden im Wortlaute der Ausgabe und, um den Satz zu vereinfachen, ohne Punkte unter Buchstaben und dgl. gedruckt. Für die juristischen Arbeiten verweise ich auf den Juristischen Papyrusbericht II, den Paul M. Meyer in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft XL. Band, Heft 1/2, Seite 174ff. gegeben hat.

Papyrustexte.

U. Wilcken, Urkunden der Ptolemäerzeit (ältere Funde). I. Band. Papyri aus Unterägypten. 1. Lieferung. Berlin und Leipzig (VWV) 1922. Die seit Langem angekündigte neue Bearbeitung der älteren Ptolemäerurkunden wird im 1. Bande Papyri aus Memphis, im 2. Bande solche aus der Thebais bringen. Die 1. Lieferung enthält nur wenig Texte, darunter den Artemisiapapyrus, diese mit ausführlichen Anmerkungen und Vorbemerkungen. Die Lesungen sind gegenüber den ersten Ausgaben verbessert. Die große Einleitung behandelt Lage, Götter und Kulte des großen Sarapeions von Memphis, die umstrittene κατοχή und den alexandrinischen Sarapis. Abgek. UPZ.

W. Schubart und E. Kühn, Papyri und Ostraka der Ptolemäerzeit (Ägyptische Urkunden aus den Staatlichen Museen zu Berlin, Griechische Urkunden VI. Band). Berlin 1922. Der Band enthält neben der weit überwiegenden Mehrzahl neuer Texte auch diejenigen Papyri und Ostraka der Berliner Sammlung, die im Laufe der letzten Jahre einzeln veröffentlicht worden sind. Abgek. BGU VI.

C. Wessely, Catalogus Papyrorum Raineri series Graeca pars II. Papyri N. 24858—25024 aliique in Socnopaei Insula scripti (Studien zur Palaeographie und Papyruskunde XXII) Leipzig 1922. Es sind im wesentlichen die Texte zu Wessely, Karanis u. Socnopaiu Nesos, Wien 1902. Die Bezeichnung S.N. 107 entspricht in Wessely, Karanis usw. der Bezeichnung R 107 u. ä. Da aber im Catalogus II die Texte neu geordnet sind und jeder Hinweis auf das ältere Werk fehlt, kann der Benutzer nur mit Hilfe der Indices sich hindurchfinden. Abgek. P. Socn. N.

P. Viereck, Ostraka aus Brüssel und Berlin. Papyrusinstitut Heidelberg Schrift 4. Berlin und Leipzig (VWV.) 1922. Ostraka der Kaiserzeit mit Erläuterung. Abgek. Ostr. Brüssel.

W. E. Crum und H. J. Bell, Wadi Sarga. Coptic and Greek Texts. (Coptica. Consilio et impensis Instituti Rask-Oerste-

diani edita III) Hauniae 1922. Unter einer Überzahl koptischer Texte einige griechische Papyri und Ostraka, z. T. Bibeltexte.

Fr. Preisigke, Sammelbuch Griechischer Urkunden aus Ägypten. Zweiter Band, zweite Hälfte. Berlin und Leipzig (VWV.) 1922. Abschluß des unentbehrlichen Registers, dessen erster Teil 1918 in Straßburg erschien. Abgek. Preisigke, Sammelbuch.

Fr. Preisigke, Berichtigungsliste der Griechischen Papyrusurkunden aus Ägypten. Heft 3 und 4. Berlin und Leipzig (VWV.) 1922. Abschluß des Werkes, das zu jeder Papyruspublikation zugezogen werden muß. Abgek. B. L.

Fr. Preisigke, Namenbuch. Heidelberg 1922 (Selbstverlag des Verf.). Alle Menschennamen der Papyrusurkunden, alphabetisch geordnet. Auf Herkunft und sprachliche Gestalt der Namen geht der Verfasser mit Absicht nicht ein. Man findet nur die Namen, nicht die Personen. Anhang von Enno Littmann: Die abess., arab., aram., kanaan. und pers. Namen.

Zeitschriften.

Archiv für Papyrusforschung VII, Leipzig 1923 (soeben erschienen) bringt außer den später erwähnten Aufsätzen das Referat über die Urkunden von U. Wilcken, über die literarischen Papyri von A. Körte. Abgek. Arch. f. P. F.

Aegyptus. Rivista Italiana di Egittologia e di Papirologia, diretta da Aristide Calderini. III 1922. Die Aufsätze werden unten sachlich eingeordnet. Besprechungen und Berichte wie in I und II; u. a. Romanelli, dieci anni di esplorazione archeologica in Tripolitania.

Bibliographie.

H. J. Bell, Graeco-Roman Egypt. A. Papyri (1920/21). Journal of Egyptian Archaeology VIII, 83ff. 1922. Die hier angeführten Schriften auch nur in Auswahl zu nennen, habe ich keinen Raum. Damit aber solche, die Bells Bericht selbst nicht erreichen können, wenigstens eine Möglichkeit haben, die von ihm genannten Schriften zu erfahren, zähle ich ausgewählte Gegenstände auf, zu denen er Literatur nennt, und erkläre mich bereit, gegen Einsendung der Postgebühren Fragen danach zu beantworten.

Bell führt neueste Literatur an u. a. zu: Liste lit. Werke auf Papyrus. Episches Frg. P. Soc. Ital. VI 722. Sappho. Timotheos. Kerkidas. Tyrtaios. Kallimachos. Sophokles, Ichneutai; Thyestes. Euripides, Hypsipyle; Melanippe; Antiope. Menander. Herondas. Makedonierdialog P. Freib. 2. Athenaion Politeia. Hellenika Oxyrh. Philochoros. Lysias. Isokrates. Philodemos. Romane. Satyros. Isishymnus P. Oxy 1380. Adonis. Der Gott Heron. Logia Jesu. Schultafeln. Edikt Hadrians. Urk. aus Avroman (Kurdistan) ed. Minns. ἄβροχος γῆ. Landregister im Seleukidenreiche. Nach Bells Mitteilung haben die amerikanischen Universitäten von Michigan und Wisconsin neuerdings wertvolle Papyri erworben.

Literarische Papyri.

Theophrastos, περὶ ζῴων? Milne, a new fragment of Theophrastus. The Classical Review XXXVI No. 3. 4. (1922). Mit dem

Papyrus wurden Urkunden der Zeit von Augustus bis Claudius gefunden, und da seine Schrift der des Bakchylidespapyrus ähnelt, kann das kleine Bruchstück für diesen wichtig werden.

Kol. I *τα· ἄρχεται δ' ὀχεύειν ὁ μὲν ἄρρην γεν[ό]μενος ἐνιαύσιος, ἡ δὲ θήλεια βαίνεται ὀκταμηνιαία. ἐπιβαίνει δ' ὁ ἄρρην [ο]ὐ πᾶσαν ὥραν ἀλλὰ τὴν τῆς σκυζήσεως. ὅταν δ' ἄρχηται σκυζᾶν ἡ μὲν φύσις αὐτῆς διοιδεῖ, τὰ δὲ καταμήνια ῥεῖ ἐφ' ἡμέρας ἑπτά, εἶτα μετὰ ταύτας ἄλλας ἑπτὰ σκυζᾶι ἐν αἷς ἡ σύλληψις γείνεται. τὰς γὰρ πάσας δέκα καὶ ἑπτὰ ἡμέρας σκυζᾷ. λέγεται δὲ ὡς πολὺ δρομήσαντες οἱ κύνες πο[λ]ὺ μᾶλλον ὀχευτι[κ]ώτεροι γίνονται. [κ]ύει δὲ μῆνας δύ[ο], τίκτει δὲ τὰ πλεῖστα δύο καὶ δέκα καὶ τὰ μὲν πρῶτα κατὰ τὸν πατέρα ὅμοι[α, τ]ὰ δ' ὕστερα κατ' αὐτήν. κατέδεται δὲ τὸ χόρειον εὐθέως πρὶν ἢ τῆς γῆς θι[γ]εῖν. ὀχεύει δὲ καὶ ὀ[χε]ύεται ὁ κύων τὸν [τοῦ ζ]ῆν αὐτοῦ χρό[νον, ἄρ]χετ[αι] δὲ αι . . .*

P h i l o d e m o s, drei Bruchstücke. De Falco, Archiloco nei papiri Ercolanesi. Aegyptus III 287 ff. Unveröffentlichte Stellen, die Urteile Philodems über Archilochos enthalten: pap. 466 fr. 2 (2) . . . . *ατοις Ὁμήρου καὶ Ἀρχιλό[χ]ου φῆσαι. Καὶ οἱ κακοὶ [π]ολλάκι μὲν τοὺς αὐτοὺς [πολλά]κι δὲ καὶ βελ[τί]ονας [τῶν ἀ]γαθῶν ὑποτίθεν[ται* pap. 407 fr. 2 *οὐ μαχετέον οἷον, εὐθέως εδι . . . . προςδοξάζωσιν τὴν μίμησιν ὠφελεῖν καὶ μεγάλα διενεκτέον. [ἐπὶ] τῶι δὲ Ἀρχιλόχωι ἀγαθὸν εἶναι πο[ιητὴν τού]τοις οὔτε ἀνικ[ήτως ἀποφ]ατέον καὶ χε . . . . . .* pap. 1074 col. 105 (3) *γες ἐπέστησαν τὴν Ἑλλάδα, ἀλλ' ἐξ ὅτου τὸν Ἀρχίλοχον ἐθαύμαζε καὶ τὸν Ἱππώνακτα καὶ τὸν Σημωνίδην καὶ τῶν παρ' Ὁμήρωι καὶ Εὐρειπίδει καὶ τοῖς ἄλλοις ποιηταῖς ἔνια πονηροῖς προσώποις περικείμενα καὶ περὶ πονηρῶν πραγμάτων γεγραμμένα καὶ κατεγέλα χρηστοῖς περικείμενα, καὶ περὶ χρηστῶν ἀκούουσα πραγμάτων οὕτως ἐπέπειστο, καὶ ποητὴν μὲν ἀγαθὸν ὑπελάμβανε τὸν ἐξεργασάμενον, ὡς ἔφην, ὁποῖόν ποτ' ἂν διανόημα λάβηι παρ' ἑτέρων ἢ αὐτὸς προθῆται, τάχα δὲ ἄνθρωπον πονηρὸν καὶ τόνδ' ἐνέγκαντα διανοήματα χρηστά, μὴ καλλωπίσαντα δ' οὕτω . . . .* Die übrigen Erwähnungen des Archilochos in Herkul. Papyri sind: Crönert, Kolotes 6. 164. 171. Philod. *περὶ μουσικῆς* ed. Kemke 19. Philod. *περὶ ποιημάτων* ed. Hausrath 237. 251. 252. Gomperz, Zeitschr. f. d. öst. Gymn. 1866, 719; Wiener Eranos 1909, 1.

S c h u l a u f s a t z o d e r R h e t o r e n s t ü c k auf einem Berliner Ostrakon ptol. Zeit. E. Kühn, Ein antiker Schulaufsatz. Berliner Museen 42 (1921) 102 ff. Das rhetorische Gepräge des Textes betont Humpers, Aegyptus III. 220.

E v. J o h. 2, 1 Ostrakon: Crum-Bell, Wadi Sarga (siehe Papyrustexte) S. 31.

1. K o r i n t h. 12. 14 Papyrus: ebendort S. 32.

O f f b. J o h. 2. 15 Papyrus: ebendort S. 43.

L i t u r g i s c h e r T e x t: ebendort S. 45.

Arbeiten über literarische Papyri.

K ö r t e, R e f e r a t über die lit. Pap., Arch. f. P. F. VII ist schon unter Zeitschriften erwähnt worden.

H. J. M. Milne, Dionysiaka, mit Beitrag von U. v. Wilamowitz. Arch. f. P. F. VII.

Zu Archilochos siehe oben unter Philodemos.

Pesenti, Sapphica Musa, Aegyptus III 49, gibt folgende Herstellung von P. Oxy X 1231, 1, 13ff: 19 [κῦδ]ος st. [κάλ]λος. 20 [λίμπαν' ἄρ]ιστον 21 [καὶ τὸ πᾶν] 27 [ἄ] με νῦν 'Ανακτορί[ας ὀ]νέμναι 28 [σ' οὐ]παρεοίσας 32 [πεσδομ]αχέντας (so auch Vogliano); diese Änderungen, keineswegs sämtlich Besserungen, bringen noch keine Lösung des in seiner Schlichtheit schwierigen Gedichtes.

E. Lobel, From Sappho Book I. Bodleian Quarterly Record III 28 (4th Quaster 1920) 97: Der Berliner P. 5006 (Berl. klass. Texte V 2) und P. Oxyrh. 424 gehören zusammen, nicht die Handschriften, sondern der Text.

M. L. Giartosio de Courten, Saffo (Supplementi ad „Aegyptus" 2) Milano 1921. In der langen, schwungvollen Einleitung hat die Stellung der Verfasserin als Frau zu der dichtenden Frau am meisten Wert. Dann werden die Papyrusfragmente abgedruckt und nicht immer glücklich behandelt, worauf die übrigen Reste in knappster Form folgen.

Zu Alkaios. C. Theander, Zu den Στασιωτικὰ des Alkaios. Strena Philologica Upsaliensis Festskrift Persson. 1922. Neue Ergänzungsvorschläge zu 1) Oxy XI 1360 fr. 1: [πεῖθ' ἐκ]άβολον, πάτερ, Ἀπ[έλωνα] κα[ββάλη]ν κήνω πάτερ' α[ὐτόχειρι] τοῖον ὠναίσχυντος ἔπ[ει'ξέφυσε] μ[ῖ]σος ἄλιτρον. In der 2. Strophe erg. Th. ἐπα[ινέσαντες] und deutet συμφόραισι = „Vertragsbestimmungen". Th. kennt die Erg. von Croiset nicht, die Journal des Savants 1916 Seite 32 lautet: [Ζεῦ π]άτερ, Λύδοι μὲν ἐπ' ἀ[θλίαισιν] [συμφό]ραισι δισχελίοις στά[τηρας] [ἄμ]μ' [ἔδ]ωκαν, αἴ κε δυναίμεθ' ἴρ[αν] [ἐς π]όλ[ι]ν ἔλθην. 2) Oxy X 1234 Fr. 2: [τού]τωι τάδ' εἴπην· ὁ δώρ[ιον ἐμμελέως] ἀεί[σ]ει πεδέχων συμποσίων [κάλον] βάσμ' ὃς φιλώνων πεδ' ἀλεμ[άτων θαμέως] εὐωχήμενος αὔτοισιν ἐπα[χέῃ;] 3) Oxy X 1234 Fr. 3: πᾶν φόρτι[ο]ν δ' [ἄκραιφνες οἶκον-] δ' ὄττι μάλιστα σάο[ς κατάξην.] καὶ κύματι πλάγεισ[α βαρυκτύπωι] ὄμβρωι μάχεσθαι χε[ίματι τ' ἀγρίωι] φαῖσ' οὔδεν ἰμέρρη[ν, ἀέλπτως] δ' ἔρματι τυπτομ[ένα 'πικέλλει.] κήνα μὲν ἐν τούτ[οισιν· ἔγω δὲ πᾶι] τούτων λελάθων, ὦ φ[ίλε, νῦν κ' ὄμως] σύν τ' ὔμμι τέρπ[εσθαι δυναίμαν] καὶ πέδα Βύκχιδος αὖθ[ι πώνην;] τῶι δ' ἄμμες ἐς τὰν ἄψ ἔρον ἄ[ξομεν] αἴ καί τις ἄφ[ρων π]άντ' ἄτ]αλα φρονῆι] [δ]είχνυντες. Th. bezieht das Lied gegen Wilamowitz auf das Staatsschiff; aber sein Ausgangspunkt ἐς τὰν ἄψ ἔρον ἄ[ξομεν scheint mir mehr als bedenklich. 4) Oxy X 1234 Fr. 4: [ἔχθιστε] γᾶι σᾶι πᾶ[ι ἐκ] κν[έφαος λάβην] [σ' ἔτλα τοκ]ήων ἐς φ[ῶς] Κρο[νίδαις, ὃ τὰν] [αἴσχιστ'] ἔδ[α]πτες, ἔν[θ'] ἄσ[αισιν] [οὔκετι νεί]κεος ἦσκ' ὄνεκτον; [ἦ μάν] ποτ' ὔβριν καὶ μεγάθε[ι] π[ίν]ει[ς]· [οὐ γάρ], τά τ' ἄνδρες δραῖσιν ἀτάσθαλα, [θεοῖσι]ν κὲν ἦσκ' ὄνεκτον [οὔ]δε[ν], [καί ποτα] πόλλακις ἐ[σ]φάλη[με]ν, [αὖθις δ' ὀ]ν[ω]ρθώθημε[ν· ὁ γὰρ βίος] [αἴιν] μέμικται τὼ[ς ταλάνων βρότων] [παῖς] ἀλλὰ πᾶι τι δαί[μονες τοῦτ'] [ἐκτελέσοιεν, ἔμοι οὐκ ἄδηλον]. (πίνεις sei gleich attisch τίνων). E. Lobel, Two fragments

of papyrus. The Bodleian Quarterly Record III 36 (4th quarter 1922, Oxford 1923) 289f. erkennt in Oxy XV 1789 fr. 29, 6 Bergk Fr. 97 und vermutet von hier aus in 29, 2 Bergk Fr. 59. Oxy XV 1787, Fr. 8 ist wegen]αιγινη[wohl Pindar.

Gr. Vitale, Ibico torna. Aegyptus III 133ff. behandelt den Ibykospapyrus Oxy XV 1790, ohne Wesentliches zu bieten.

H. J. M. Milne, Readings from Papyri. The Classical Review XXXVI No. 7. 8. (1922) S. 165: P. Petr. 1. 3 (1) Epicharmos, Ende der letzten Zeile ἄλλωι τε[λεῖν. P. Petr. I 10 Rhetor. Frg. (Lietzmann, Kl. Texte 118, 22) I 15 πεπαίδευται δὲ παρὰ Χίρωνι καὶ Φοίνικι πάντων δὲ τῶν ἐνδοξοτάτων καὶ καλλίστων. 18 Ende ὑπαρχόντων. 26 ἣν ἔλεξεν ἡ μήτηρ. 27 προνοῆσαι τὸ μέλλον. 29 οὐκ ἀπέτρεψεν. II 17 μ[ηδε]μίαν χάριν. 18 π[ροαί]ρηται P. Petrie I 4 (1) Komödie (Kl. Texte 135, 15) 13 δ]εῦρο καὶ μένε ὡς ἔχεις 9a möglich Ἕλληνες τί γάρ. Gerhard, Phoinix v. Kolophon S. 8 Zeile 9 κέρδος ἐκ λίθου παντός. 13 ἑ]αυτοῦ τήν. 20 ὄκου τι δεῖ λαβεῖν. 32 δ]ίκαιον. 36/7 ἡ δυσγένεια κριθ[ι]ᾳ κατ' ἀνθρώπους τῆς δ' εὐγενεί[ας ἅ]λμυρὸν κατε[π]τύσ]θ]η. 39 Anf. πτωχήν. 40 Ende τέγους Λυδήν. 41 Anf. ἔχων.

Vitelli PSI 724. Aegyptus III 141. Nachdem Wilamowitz den Text als Scholien zu Lykophron 743 erwiesen hat, wird hier eine berichtigte Fassung geboten.

Smyly, Hermathena 19, 105 (Aegyptus III 100) stellt den Text von Soc. It. 186 her; es handelt sich um die Berechnung des Inhalts eines Theaters.

C. C. Edgar, a note on two Greek epigrams. Annales du Service des Antiquités de l'Égypte XXII 78ff. 1. Zu dem Epigramme aus dem Grabe des Petosiris (Lefebvre, Annales du Service XX 45ff). Der Text lautet: Πετοσεῖριν αὐδῶ τὸγ κατὰ χθονὸς νέκυν, νῦν δ' ἐν θεοῖσι κείμενον μετὰ σοφῶν σοφός. Κεφάλαιον τούτων τῶν ἰαμβείων εἰς ἀργύριον λόγον ἦτογ = τούτου δὲ αὐτοῦ 'βψκ =. Die Buchstaben des Epigramms als Zahlen gelesen ergeben 8373, die der letzten Zeile 2920. 2. In Kallimachos Epigr. 25 erblickt Edgar eine Anspielung auf die Last, die ein berittener ἐπίσταθμος für den Quartiergeber bedeutete. Als Eetion an seine Haustür den sonst berittenen Heros (oder Heron) als Fußgänger setzte, schrieb ihm der Dichter das scherzhafte Epigramm dazu.

Den christlichen Hymnus mit Noten P. Oxy. XV 1786 druckt H. Lietzmann in der Zeitschrift f. NTliche Wiss. 1922 Nr. 3 (Notizen) ab.

Powell and Barber, New Chapters in the History of Greek Literature. Oxford 1921. Die Herausgeber im Verein mit anderen englischen Gelehrten wie Murray u. a. behandeln in knappen Aufsätzen die Texte der Papyri und Inschriften, um dem gebildeten Leser zu zeigen, wieviel die Geschichte der griech. Lit. dadurch gewonnen hat. Sie besprechen z. B. Kerkidas, Phoinix v. Kolophon, Chares, Pseudepicharmea, Philodemos, Hierokles. Delphische Hymnen. Paeane auf Asklepios. Hymnus auf die idäischen Daktylen. Hymnus auf die Kureten. Das Grenfellsche Lied. Skolien von Elephantine. Timotheos. Menander. Kallimachos. Elegie und Epigramm. Epos. Euphorion. Herondas.

Posse von Oxyrhynchos. Mimen. Historiker von Oxyrh. (Walker tritt für Ephoros ein). Athenaion politeia. Satyros. Lysias. Hypereides.

Schriftkunde und Buchwesen.

A. S. Hunt, A tachygraphical curiosity. Recueil d' Études Égyptologiques dédiées à la mémoire de Jean François Champollion (Paris 1922) 713ff. Je vier, manchmal fünf Zeilen gehören zusammen. Die erste ist bedeutend nach links ausgerückt. Unter ihrem Anfange, also links von den drei oder vier folgenden, steht ein Zeichen, das tachygraphisch zu sein scheint; z. B. Kol II 1 *μηκετι* :: *εικελος* 2 *ανωνυμος* 3 *Συρος* 4 *μορος*, unter 1 ein wagerechter Strich, von dem ein anderer schräg nach links unten abzweigt. 5 *μεχρι* :: *Κροισος* 6 *Γυγης* 7 *Κοττος* 8 *Βριαρεως*. Das Zeichen ist ein χ, dessen obere Spitzen durch einen Bogen verbunden werden. 9 *αχρι* :: *νεβρις* 10 *μανδρα* 11 *Κωθωκιδης* 12 *Πινδαρος*; als Zeichen ein langes ϱ mit Querstrich ein wenig unter dem Kopfe. 18 *οτι το αληθες εστιν* 19 *Κρονος* 20 *Καπετωλιον* 21 *τε[μ]πλον* 22 *πραιτωριον*; ein ∟, von dessen unterem Schenkelende ein langer Strich schräg nach links unten läuft. 23 *του προ πολλου χρονου* 24 *ευφημει* 25 *νεωκορος* 26 *δυσφημει* 27 *κυβευτης*; Zeichen unklar. Die Deutung ist noch ganz unsicher.

H. Ibscher, Von der Papyrusrolle zum Kodex. Archiv für Buchbinderei XX Heft 3/4 (1920).

Zur Paläographie: Zwei der sog. Zenon-Papyri von verschiedenen Händen sind abgebildet bei Rostovtzeff, a large estate in Egypt in the third century B. C. (University of Wisconsin Studies 6 Madison 1922). Ebenda Abb. von P. Lille 1. Über die Handschriften in den Sarapeumspapyri spricht Wilcken in UPZ I 1. Eine Bemerkung über die Schrift des Bakchylidespapyrus bei Milne, A new fragment of Theophrastus (s. oben).

Zusammenfassende Darstellungen.

A. Calderini, La primavera di una scienza nuova. Supplementi ad „Aegyptus" sezione greco-romana 1. Milano 1921. Vorträge mit Lichtbildern liegen zugrunde. Text und Bilder gelten dem Werden der Papyruskunde und ihren Ergebnissen. Gewandte Darstellung, ohne tieferes geschichtliches Verständnis. — Derselbe, Nella patria di Plotino, Licopoli. Aegyptus III 255 stellt aus Papyri, Inschriften usw. zusammen, was über Siut-Lykopolis bekannt ist.

W. Schubart, Ägypten von Alexander dem Großen bis auf Mohammed Berlin 1922. Ohne Anmerkungen und Belege wird in drei Abschnitten das Kulturbild Alexandreias, Mittelägyptens und der Thebais entworfen.

Chronologie.

C. C. Edgar, A chronological problem. Recueil d' études égyptol, ded. à la mémoire de J-Fr. Champollion (Paris 1922) 119ff. Unter den ersten Ptolemäern begann das Makedonische Königsjahr vielleicht mit dem Geburtstage des Königs; bei Philadelphos scheint es so zu sein.

Eine Tabelle macht das Verhältnis des maked. Jahres zum ägyptischen für die Zeit Euergetes I auf dieser Grundlage anschaulich.

A. Stein, Zur Chronologie der röm. Kaiser von Decius bis Diokletian. Arch. f. P. F. VII. Den Inhalt des Aufsatzes kann ich nicht besprechen, da Heft VII zu spät erschienen ist.

Der Staat der Ptolemäer.

Tubiaden. H. Willrich, Arch. f. P. F. VII. Mit Erfolg tritt der Verfasser der Auffassung H. Gressmanns (vgl. meinen vorjährigen Bericht, Seite 151) entgegen.

Staatsverwaltung. Stellung, Bedeutung, Leistung des Dioiketes Apollonios unter Philadelphos schildert M. Rostovtzeff, A large estate in Egypt in the third century B. C. University of Wisconsin Studies in the social sciences and history number 6. Madison 1922. Der große russische Gelehrte sieht in Apollonios einen griechischen Unternehmer, den der König gewinnt, weil er die Aufgabe, Ägypten wirtschaftlich zu heben und an den Welthandel anzuschließen, nicht durch Beamte und Offiziere, sondern nur durch einen unabhängigen Mann, der selbst mitten im Welthandel steht, lösen zu können glaubt. Die Neugestaltung des Faijum, wie die Einrichtung der syrischen Provinzen erscheint als persönliches Werk des Apollonios, der mehr Mitunternehmer als Beamter des Königs ist und sich auf eigene Hand Gehilfen wie Zenon heranzieht. Daher vertritt er neben der Sache des Königs auch seinen eigenen Vorteil, den ihm der König einräumt, um sich seine unersetzliche Kraft zu erhalten. Der junge Euergetes I. scheint ihn gestürzt zu haben. Das Buch steht, wie alles, was R schreibt, an Wissen und Weite des Blicks weit über dem Durchschnitt.

Aus BGU VI kommt eine ganze Reihe von Texten für die ptolemäische Staatsverwaltung in Betracht, besonders 1211—1257. Die Ostraka des Bandes betreffen die Steuern; die Privatverträge, zum großen Teile aus der Zeit Philopators, lassen eine große Kleruchensiedlung von Memphis bis Hermopolis erkennen (Seite 17 Anm.). Zur Frage der Epigone bemerkt Segré, Note sul *πολίτευμα* e *λ' ἐπιγονή* in Egitto, Aegyptus III 143ff: Alle Nachkommen von Kleruchen und Katöken behalten die Bezeichnung *τῆς ἐπιγ.* Im 2. Jahrhundert wird *Πέρσαι τ. ἐπιγ* Bezeichnung der kleinsten (ägyptischen) Kleruchen und ihrer Nachkommen, denen man damit das erforderliche *πολίτευμα* verlieh. Die *ἀγώγιμος*-Klausel (gegen Woess, Zeitschr. Sav. St. R. A 42, 176) stellt sie zwischen Ägypter und Makedonen (soll wohl heißen „Hellenen"). Ich halte die Deutung für allzu künstlich.

Nach Spiegelberg, Das Verhältnis der griechischen und ägyptischen Texte in den zweisprachigen Dekreten von Rosette und Kanopus (Papyrusinstitut Heidelberg, Schrift 5, 1922) liegt beiden ein demotischer Entwurf der Priester zugrunde, den die griechische Regierung durchgearbeitet hat. Das Ergebnis ist der maßgebende griechische Wortlaut. Dieser wird dann, manchmal ziemlich frei, in die demotische Volkssprache und die alte Kirchensprache übertragen. Die demotische und die hieroglyphische Fassung der Inschriften ruhen also auf dem amtlichen griechischen

Texte. Vgl. Sethe, zur Geschichte und Erklärung der Rosettana. Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. phil.-hist. Kl. 1916.

Zu den Chrematisten am Ende der Ptolemäerzeit vgl. Kampstra, Papyrus 11886 der Berliner Sammlung, Zeitschr. d. Savigny-Stiftung R. A. 43, 556 (1923).

Zum Aufstande der Thebais 88 v. Chr. veröffentlicht P. Collart, La revolte de la Thebaide en 88 av. J. C. Recueil Champollion 273 ff. Briefe des Platon, der bereits aus Wilcken, Chrest. 12 bekannt ist; Collart hält ihn für den Epistrategen der Thebais. Die Briefe lauten:

1. P. Bouriant 40: *Πλ[άτω]ν Νεχθύρει χαί[ρειν]. ἐξωρμήκα[μεν] ἐγ Λάτων πόλ[εως ἀντιληψό]με[ν]οι τῶν ἐνεστηκ[ότων] κατὰ τὸ σ[υμφέρο]ν τοῖς πράγμασι κ[αὶ γεγ]ραφότες [τοῖς κα]τοικοῦσι συ[γ-γ]ίνεσθαί σοι. καλῶς ποιήσεις συντηρῶν τὸν τόπον καὶ προιστάμενος [το]ὺς δ' ἐπιχει[ροῦ]ντας μὴ [ὑπα]κούειν σου [. . .]τέραι στάσει [. . .]ομένους [ἀσ]φαλισάμενος [μέ]χρι τοῦ καὶ [ἡμᾶ]ς ὅτι τάχος [ἐπι]βαλεῖν πρὸς σέ. [ἔρρω]σο* L*κς Φαμε(νὼθ) ις* Verso *ἀπόδ(ος) Νεχθύρει.*

2. P. London 465 (zuerst herausgeg. von Grenfell, Revue des Études Grecques 32, 281 ff.) von derselben Hand: *[Π]λάτω[ν τοῖς ἐν] Παθύρει [κ]ατοικ[οῦσι χαίρει]ν καὶ ἐρρῶσθαι. [ἐξωρμη]κότες [ἐγ] Λάτων πόλ[εως] ἀντιληψό[μ]ενοι τῶν ἐν[εστη]κότων [κα]τὰ τὸ συμ-φ[έρον] τοῖς [π]ράγμασι, ἐκρ[ίνα]μεν σημῆναι καὶ παρακαλέσαι εὐψυ-χο[τ]έρους ὑπάρχοντας ἐφ' ἑαυτῶν εἶνα[ι] καὶ συνγίνεσθαι Νεχθύρει τῶι ἐφ' ὑμῶν τεταγμένωι μέχρι τοῦ [καὶ ἡ]μᾶ[ς] ὅτι τάχο[ς παρεῖν]αι τοῖς τόπο[ις]. ἔρρ(ωσθε)* [L*κς Φα]με(νὼθ) ις* Verso *τοῖς ἐν Παθύρει [κατοι]κοῦσι.*

3. P. Bouriant 51: . . . . . . *τὴ[ν] π[όλι]ν* (?) *φρόντισον ὡς [. . .]στος τῶν πυρ[. . .] σιτοποιησαμε[. . .] πυροῦ ἀρτάβην μίαν ἐν ἑτοίμωι ε[. .]αι αὐτοῖς ὁ ἄρτος ιν[. .]ε κριθὴι ὑ[πά]ρξηι ἐμμε . [. . . .] τησαι. ἔρρωσ[ο* L*κ]ς Φαμε(νὼθ) ιη* Verso *[Ν]εχθύρει.*

Aegypten unter römischer Herrschaft.

Ein allgemeines Bild, besonders der Spätzeit, unter dem Gesichtspunkte, wie Volk und Staat sich zu einander verhalten, zeichnet L. Wenger, Volk und Staat in Aegypten am Ausgang der Römerherrschaft. München 1922. Verlag der Bay. Ak. d. Wiss. Lesbare Übersicht mit ausführlichen Anmerkungen.

Für den Idios Logos und zugleich für die Politeumata ist es wertvoll, daß A. Stein, Zu alexandrinischen Inschriftfragmenten (Jahreshefte des Österr. Archäol. Instituts XXI. XXII 1922 Sp. 271 ff.) die Zusammengehörigkeit der Inschriften de Ricci, Arch. f. P. F. II 567, 134 und 440, 49 erkannt hat. Die Inschrift lautet jetzt: *Ἀγαθῇ τύχηι. [ἀ]ντίγραφον ὑπομνηματισμῶν Μαρκίου Μοισιακοῦ τοῦ πρὸς τῷ ἰδίῳ λόγῳ* L *ε̅ Ἀδριανοῦ Καίσαρο[ς τοῦ κ]υρίου Θὼθ κζ. Οὐλπίου Ποτάμωνος καὶ τῶν σὺν αὐτῷ ἀ[πὸ Πολιτ]εύματος Λυκίων ἐπιπαρόντι* (l. *ἐπὶ παρόντι*) *Διονυσίῳ γραμματεῖ κωμογραμ[ματείας τοῦ Μ]αρεώτου εἰπόντων μνηματοφυλακίαν προσήκουσαν αὐτ[οῖς . . . .]οὐ*

δεόντως ὑπὸ Διονυσίου τοῦ παρόντος γραμματέως τῶν [. . . *αὐ*]*τοῖς διδάξαι καὶ* bricht ab. Der Verfasser betrachtet mit Wilcken *Πολίτευμα Λυκίων* in dieser Zeit lediglich als Ortsnamen.

Den Gnomon des Idios Logos bespricht kritisch Arangio-Ruiz, un liber mandatorum da Augusto ad Antonino. Atene e Roma III, 216 (1922).

Einen Steuernachlaß durch Edikt Hadrians macht Jouguet in der Revue des Études Grecques XXXIII 375 (1920) bekannt. Näheres in P. M. Meyers Juristischem Papyrusbericht II Seite 184 und 209.

Zur Epikrisis vgl. P. Viereck, Ostraka aus Brüssel und Berlin, Papyrusinstitut Heidelberg Schrift 4, Berlin und Leipzig (VWV) 1922, Nr. 14.

Von den Strategen der Kaiserzeit, die durch ägyptische Texte bekannt geworden sind, handelt W. Spiegelberg, Der Stratege Pamenches, Zeitschrift für Ägypt. Sprache und Altertumskunde 57, 88.

Für die römische Politik und das Verhältnis der Bevölkerungsgruppen bietet manches der Aufsatz von Premerstein, der unter „Juden" angeführt wird.

Den Steuererklärungen, nämlich den *κατ' οἰκίαν ἀπογραφαί*, des Hatres, erhalten in BGU 90, 224, 410, 537. P. Grenf. II 55 widmet einen Aufsatz Calderini, Sei esemplari di un unica scheda di censimento romano, Aegyptus III 341: Stratege und Dorfschreiber erhalten je zwei Ausfertigungen, *βασιλ γρ.* und *λαογράφοι* je eine.

Juden.

Alles was über die Juden in Ägypten bekannt ist, sammelt Aldo Neppi Modona, La vita pubblica e privata degli Ebrei in Egitto nel' et à ellenisticae romana, Aegyptus III 19 ff., Fortsetzung von Aeg. II, 253 ff.

Jüdische Grabinschriften aus dem Anfange der römischen Zeit veröffentlicht G. C. Edgar, More tomb-stones from Tell el Yahoudije. Annales du Service des Antiquités de l'Égypte XXII 7 ff als Fortsetzung aus XIX 216 ff. Mehrere poetische Epigramme sind darunter. Nr. 22 ist Grabschrift auf einen Jesus. Nr. 25 *Μαριον Ιεριοα:* Edgar hält *Ιεριοα* für den Vatersnamen. Vielmehr *ἱέρισσα*; aber welchen Gottes?

Aus den sog. Alexandrinischen Märtyrerakten wählt v. Premerstein, Alexandrinische und jüdische Gesandte vor Kaiser Hadrian. Hermes 57, 266 ff., die Paulus- und Antoninusakten zu weiterer Herstellung. Die vielfach neuen Ergänzungen überzeugen mich nicht, weil sie sprachlich sehr anfechtbar sind.

Nachbarvölker.

Abessinien und Ägypten: O. Conti Rossini, Egitto ed Etiopia nei tempi antichi e nell' età di mezzo. Aegyptus III 3 ff.

Punt und Indien: V. Giuffrida Ruggiero, Appunti di etnologia egiziana IV Punt e l'India. Aegyptus III 55 ff.

Libyer: Patroni, Ancora dei pretesi Libi biondi. Aegyptus III 59 ff. Bartoccini, Quali erano i caratteri somatici degli antichi Libi? Aegyptus III 156 ff.

Religion.

Wilcken, UPZ I, 1 (siehe Abschnitt 1) behandelt in der Einleitung nicht nur Lage und Kulte des großen Sarapeion von Memphis, sondern vor allem auch die umkämpfte Katoche und sucht sie als religiösen Vorgang zu erweisen. Ist auch mancher Beweis anfechtbar, so wird doch das Ergebnis bestehen können. Weniger gelungen scheint mir die Erörterung über den alexandrinischen Sarapis, die keineswegs zu einer glaublichen Lösung der Frage führt. Jedenfalls aber bildet diese Einleitung die Grundlage jeder weiteren Arbeit auf diesem Gebiete.

Ungewöhnlich viel für die Kulte von Memphis bringt BGU VI 1216 (z. B. Apis, Hathorkuh Hesis, Athena, Nemesis u. a.).

Zu erwähnen sind hierbei Ippel, Ein Sarapisrelief in Hildesheim. Archäol. Anzeiger 1921 Heft 1/2. W. Spiegelberg, Ein Bruchstück des Bestattungsrituals der Apisstiere. Zeitschr. f. Äg. Sprache (Ä. Z.) 56, 1 ff.

Dionysos. Der längst bekannte Erlaß Philopators über die Dionysosmysterien ist in BGU VI unter Nr. 1211 aufgenommen.

Für ägyptische Religion der griechisch-römischen Zeit kommt in Betracht W. Spiegelberg, Horus als Arzt. ÄZ 57, 70. Auch Boylan, Thoth the Hermes of Egypt. Oxford 1922 sowie Spiegelberg, Der Gott Bait. Archiv f. Religionswiss. 21, 225. Im allgemeinen vgl. man zum Kultus den ausführlichen Artikel von Pfister in PW.

Wer sich mit der Geschichte des Zaubers befaßt, findet jetzt bei Th. Hopfner, Griechisch-ägyptischer Offenbarungszauber (Studien zur Paläographie und Papyruskunde XXI) Leipzig 1921, eine gründliche Verarbeitung eines ungeheuren Stoffes. So weit ich urteilen kann, ist das von Karl Wessely mit bewundernswerter Selbstlosigkeit autographierte Werk eine grundlegende Leistung Hopfners. Demselben Gelehrten verdanken wir auch eine deutsche Übersetzung des Iamblichos: Über die Geheimlehren von Iamblichus. Aus dem Griechischen übersetzt, eingeleitet und erklärt von Th. Hopfner. Quellenschriften der Griechischen Mystik Band I. Theosoph. Verlagshaus, Leipzig 1922. Der Verfasser hat übrigens selbst zur Theosophie keine Beziehung.

Wesen und Geschichte des Asyls behandelt F. v. Woeß, Das Asylwesen Ägyptens in der Ptolemäerzeit und die spätere Entwicklung. München 1923 (Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte 5). Schutz kann jedes Heiligtum gewähren, aber *ἄσυλον* ist nur der staatlich anerkannte Schutzort, dessen Verletzung religiös und staatlich strafbar ist. Das Asyl wird unter Aufsicht des Staates von Priestern verwaltet. Die sog. *κάτοχοι* sind Verfolgte, Bedrängte, nicht immer Verbrecher, die in dem berühmten Asyl des Sarapeion bei Memphis Zuflucht gefunden haben und hier ein neues Leben beginnen; diese Deutung sei mit Wilckens Auffassung zum großen Teile vereinbar. Unter den Kaisern bestehen die Asyle fort, aber stark eingeschränkt; erst das Christentum führt ihren Zusammenbruch herbei. Die Kirche bildet zwar nach dem Vorbilde der alten Asylie, aber ohne Anknüpfung daran ihr eignes Asylrecht aus, das anfangs sich geradezu gegen den Staat richtet. Dem Kirchenasyl gilt

ein Anhang von Ed. Schwartz, βασιλικὸς νόμος περὶ τῶν προςφευγόντων ἐν ἐκκλησίᾳ.

Die sog. ἀγώγιμος-Klausel der Πέρσαι τῆς ἐπιγονῆς wird damit erklärt, daß die Perser als Nachkommen der tempelschänderischen Fremdherren von der Asylie gesetzlich ausgeschlossen seien.

Christentum. Wie die Fortsetzung einer früheren Arbeit „Vom göttlichen Fluidum nach ägyptischer Anschauung" erscheint Fr. Preisigke, Die Gotteskraft der frühchristlichen Zeit. Papyrusinstitut Heidelberg Schrift 6, 1922. Der Gedanke, die wirkende, besonders heilende Kraft, die von Gott oder einem gotterfüllten Menschen ausgeht, als eine Art selbständigen Wesens aufzufassen, wird z. T. mit Erfolg durchgeführt, z. T. aber auch gewaltsam und überkünstlich durchgezwungen.

Mit dem christlichen Aberglauben haben zu tun Crum, La magie Copte. Recueil Champollion. Paris 1922: ein paar neue koptische Texte, darunter ein Fieberzauber, der sich an Matth. 8, 14 anschließt und den Namen der Kranken einfügt. Ein anderes christliches Amulett bei Eitrem, a new Christian amulett. Aegyptus III 66; ähnlich Oxy VII 1060. Vgl. Humpers, Aegyptus III 219. Mit dem Leben des Pachomios' des Klostergründers, befaßt sich W. Hengstenberg, Pachomiana (Beiträge zur Geschichte des christlichen Altertums und der byzantinischen Literatur. Festgabe Albert Ehrhard. Bonn 1922. 228 ff.): Übersetzung und Erklärung des koptischen Textes, den C. Wessely in den Studien zur Paläographie und Papyruskunde XVIII 273 veröffentlicht hat. Aus einer Sammlung des Briefwechsels zwischen dem Patriarchen Dioskoros und dem großen Abte Schenute in koptischer Sprache teilt Thompson, Dioscorus and Shenute, Recueil Champollion 367 ff. einen Brief des Patriarchen über einen häretischen Priester Helias mit. Der Patriarch schrieb ursprünglich griechisch.

Bildung.

Sehr merkwürdige Übergangsformen ägyptischer und griechischer Kunst im 4. Jahrhundert v. Chr. erscheinen in dem neuerdings aufgedeckten Grabe des Petosiris, das Lefebvre in den Annales du Service des Antiquités de l'Égypte XX 41 ff. 207 ff. (1920) bekannt gemacht hat. Dazu Spiegelberg, Eine neue Spur des Astrologen Petosiris. Sitz.-Berichte der Heidelb. Akad. d. Wiss. phil.-hist. Kl. 1922, 3. Abh., und Ippel, Das Grab des Petosiris. Archäol. Anzeiger 1920 1/2. Vgl. vor allem H. Schäfer, Ein griechisch-ägyptisches Relief. Berliner Museen 42, 15.

Pharos: Ugo Monneret de Villard, Il Faro di Alessandria secondo un testo e disegni arabi inediti da Codici Milanesi Ambrosiani. Alexandria 1921, Bull. de la Société Archéologique d'Alexandrie 18. Mir nur durch Aegyptus III bekannt.

Alexandrinisches Mosaik der späten Kaiserzeit, das die Geschichte der Phaidra und des Hippolytos sowie den Festzug des Dionysos darstellt, bei P. Perdrizet, La mosaïque de Cheikh Zouède. Recueil Champollion 93 ff.

Altchristliche Kunst: A. Patricolo e U. Monneret de Villard, La chiesa di S. Barbara al Vecchio Cairo. Firenze 1922. Mir nur durch Aegyptus III bekannt.

Vom Sprachstil spricht Wilcken in der Einleitung von UPZ I 1 bei der Beurteilung des Ptolemaios und seines Bruders Apollonios. Vom Briefstil im besonderen Ghedini, *εὔχομαι παρὰ τοῖς θεοῖς* nella formula di salute. Aegyptus III 191 ff.

Aus dem rhetorischen Unterrichte stammt der Text bei E. Kühn, Ein antiker Schulaufsatz. Berliner Museen 42, 101. (Siehe Lit. Papyrustexte.)

Für das Gymnasion, Agone und Feste ist wichtig BGU VI 1256, die Bitte eines Makedonen, ihn von der Last der Lampadarchie zu befreien. Der Fackellauf in Alexandreia: Anthol. Pal. Dioskorides XI 363 vgl. Arrian II 5, 8. 24, 6. Lumbroso, Aegyptus III 293.

Landwirtschaft.

Rostovtzeff, a large estate (siehe unter Staat der Ptolemäer) schildert in großen Zügen den Großgrundbesitz des Apollonios, unter Philadelphos, im Faijum und bei Memphis (*γῆ ἐν δωρεᾶι*) und zeigt, wie Unland urbar gemacht wird, wie man Landarbeiter ansiedelt, griechische Kleruchen belehnt, wie Ölpflanzungen den Boden für Weizen vorbereiten, geht auf Viehzucht, Bienenzucht usw. ein. Auch hierin bedeutet das Buch eine besondere Leistung. Auf wirtschaftliche Geschäfte des Zenon bezieht sich ein neuer Brief, veröffentlicht von A. E. R. Boak, a Zenon letter of 256 B. C. Papyrus Michigan 285. Aegyptus III 284: *Σῶσος Ζήνωνι χαίρειν. ἐκομισάμην τὴν παρὰ σοῦ ἐπιστολήν, ἐν ἧι ἔγραψάς μοι ὑπολιπέσθαι ἀπὸ τοῦ ὑπάρχοντος ἐν τῶι πλοί⟨ωι⟩ πυροῦ (ἀρτάβας) ρ, τὸν δὲ λοιπὸν διαθέσθαι ὅσου ἂν δυνώμεθα πλείστου. περὶ μὲν οὖν τοῦ καταλειφθῆναι τὸν σῖτον γνώριζε οὐ δυνατὸν ὂν ἔτι. οὐκ εἰδότες γὰρ διότι χρείαν ἕξεις ἀπεδόμεθα πάντα τὸν ὑπάρχοντα πυρὸν ἐν τῶι κατ' Ἀφροδίτης πόλιν ὅρμωι διὰ Πτολεμαίου τοῦ παρὰ Ἀρχιβιάδου ἐπιστάτου εἰς (τάλαντον) τοῦ χρυσοῦ (ἀρτάβας) σμα καὶ προσεδώκαμεν τοῖς ἀγοράζουσιν ἀντὶ τοῦ γινομένου ἀνηλώματος ταῖς ρ (ἀρτάβας) γ. ἀνήγγελλεν δὲ Ποίχαρμος δοῦναι Πυρρίχωι ἀργύριον εἰς βύρσας ὅπως ἐξ Ἡρακλέους πόλεως ἀγοράσηι. γνώριζε οὖν οὐκ ὑπάρχον παρ' ἡμῖν ἀργύριον τοσοῦτο ὥστε ἱκανὸν συνθεῖναι Πυρρίχωι. προσοφείλονται γὰρ ἐν Πτολεμαίωι ἀπὸ τῆς τιμῆς τοῦ σίτου περὶ ὧν καὶ ἐπιστολὴν σοι κομίζω ἐγδοχῆς ὥστε κομίσασθαι τῆι ι τοῦ Μεχεὶρ (δραχμὰς) σπη, καὶ παρ' ἐμοὶ ὑπάρχουσιν (δραχμαὶ) υ. καλῶς οὖν ἂν ποιήσαις γράψας μοι πόθεν τε δεῖ αὐτῶι λαβόντα προσθεῖναι, καὶ εἰ συναποστείλωμεν στύρακα ὅπως παρακολουθήσωμεν ταῖς τιμαῖς· ἐπιστάμεθα γὰρ αὐτὸν ὄντα ἀξιόπιστον ἐν ταῖς τοιαύταις χρείαις. καταγηγόχαμεν δὲ καὶ τὰ οἰνάρια πάντα τὰ ὑπάρχοντα ἐν Πτολεμαίδι. ἐπίστειλον δέ μοι πόθεν δεῖ λαβόντα σῖτον καὶ πόσον δοῦναι Ἀμμωνίωι τῶι σιτοποιῶι ὅπως ἑτοιμασθῆι θερμίδαλις. δεδώκαμεν δὲ καὶ Πυρρίχωι εἰς ἐφόδιον (δραχμὰς) ι. ἔρρωσο ∟ ι Μεχεὶρ ε.* Verso ∟ *κθ . . . . εβο . . ς Σώσωι [. . . . ἀ]ποστείληι στύρακα . . . Πυρρίχου.* Einen Kauf-

vertrag über einen Dattelpalmenbestand (*φοινικῶν*) aus ptol. Zeit teilt mit A. Calderini, un papiro Greco inedito. Recueil Champollion 675ff. Der Papyrus gehört zu der bekannten Gebelên-Gruppe. Zum Korntransport der Kaiserzeit bringt Viereck, Ostraka Brüssel 81ff. (siehe Papyrustexte) neue Texte.

Einen Blick in die frühbyzantinische Zeit, als das Staatsland in Privatbesitz überging, öffnet eine Urkunde von 365 n. Chr., die H. J. Bell, An epoch in the agrarian history of Egypt (Recueil Champollion 261ff.) herausgibt: *Ἔστιν δὲ τὸ ἀ(ντίγραφον). Ὑπατείας τῶν δεσποτῶν ἡμῶν Οὐαλεντινιανοῦ καὶ Οὐάλεντος αἰωνίων Αὐγούστων Φαῶφι κε Αὐρήλιος Πολύβιος Μέλανος μη(τρὸς) Ταὸρ ἀπὸ ἐποικίου Διοσκουρίου περὶ κώμην Σινκίφα β' πάγου τοῦ Ὀξυρυγχείτου νομοῦ Αὐρηλίῳ Ἡρακλείδῃ Διοσκουρίδου πρυ(τάνει) βου(λῆς) τῆς λαμ(πρᾶς) καὶ λαμ(προτάτης) [Ὀξ]υρυγχειτῶν πόλεως χαίρειν. Ὁμολογῶ ἐωνῆσθαι παρὰ σοῦ ἀπὸ τοῦ νῦν ἐπὶ τὸν [ἀ]εὶ χρόνον τὰς ὑπαρχούσας σοι ἐν πεδίοις τῆς αὐτῆς κώμης Σινκίφα ἐδάφους Ἀνκελύλιος λεγομένου [ἰ]διωτικῆς ἀρούρας τεσσεράκοντα ἐννέα πρότερον Κάστορος [Β]ησᾶτος ἀπὸ ἐποικίου Εἰρήνης περὶ κώμην Βερκῦ τοῦ μεγάλου Ἑρμοπολίτου νομοῦ καὶ ἐν ἄλλῳ τόπῳ περὶ τὴν αὐτὴν κώμην [Σ]ινκίφα βασιλικῆ[ς] ἀρούρας δώδεκα ἢ ὅσας ἐὰν ὦσι πρότερον [? Σε]ύθου ἐπίκλην Φαμπέτβη καὶ Ἀρτέμιτος γυναικὸς ἀπὸ τῆς Ὀξυρυγχειτῶν πόλεως ἐφ' αἷς ἔχουσιν κατ' ἀγρὸν γιτνίαις καὶ τοποθεσίαις. διὸ ἀπὸ τοῦ νῦν κρατῖν με καὶ κυριεύειν σὺν ἐκγόνοις ἀπὸ τῆς δεκάτης ἰνδικτίονος καὶ αὐτ[ῆς δε]κάτης ἰνδικ(τίονος). κυρία ἡ ἀντίπρασις ἁπλῆ γρα-φ(εῖσα) καὶ ἐπερ(ωτηθεὶς) ὡ[μο]λ(όγησα). Φαῶφι κε. Αὐρήλιος Πολύβιος Μέλανος ὁ προκίμ[εν]ος ἐώνημαι τὰς προκιμένας ἰδιωτικῆς ἀρούρας τεσσεράκ[ον]τα ἐννέα καὶ βα⟨σι⟩λικῆς ἀρούρας δώδεκα καὶ τελέσω τὰ ὑπὲρ αὐτῶν παντοῖα δημόσια τῶν ἀπὸ τῆς εὐτυχοῦς δεκάτης ἰνδικτίονος ὡς πρόκιται. Αὐρήλιος Ἀπόλλων Ἰωάννου ἔγραψα ὑ(πὲρ) α(ὐτοῦ) γράμμ(ατα) μὴ εἰδ(ότος).* Bell zieht u. a. CPR 19 = Mitteis Chrest. 69 heran.

Auch Wenger, Volk und Staat (siehe Äg. unter römischer Herrschaft) berührt die allgemeinen landwirtschaftlichen Verhältnisse dieser Zeit.

Geld. Verkehr.

Eine knappe, ausgezeichnete Übersicht über das Münzwesen der Alten hat K. Regling unter dem Titel Münzkunde für die neue Bearbeitung von Gercke-Norden, Einleitung II 2, 1922 geschrieben. Dem frühptolemäischen P. Edgar 5 und meinem Aufsatze darüber in der Zeitschrift für Numismatik (siehe den vorjährigen Bericht Seite 136) widmet Kubitschek, Trichryson, Mitteilungen der Numismatischen Gesellschaft in Wien 1922, 164ff. eine fördernde Besprechung; u. a. erinnert er an Trinummus bei Plautus.

Der Geldumlauf bildet den Hauptgegenstand des Buches von A. Segrè, La circolazione monetaria. Roma 1922.

Nach einer Übersicht über die Münzprägung der Ptolemäer und der Kaiser wird die fortschreitende Münzverschlechterung in der späteren Kaiserzeit festgestellt; die finanzielle Krisis wird auch durch die neue

Einführung einer Goldmünze unter Konstantin, des solidus zu 6000 Drachmen, nicht aufgehalten, sondern erreicht ihren Höhepunkt etwa zwischen 324 und 360 n. Chr. Auf die „Inflation“ folgt der Versuch der „Stabilisierung“ unter Julian. Um die Kaufkraft des Geldes zu ermitteln, gibt S. die Preise der wichtigsten Lebensbedürfnisse, der Lebensmittel, vor allem des Weizens, und die Arbeitslöhne in kurzer Übersicht; ausführlichere Preistafeln folgen am Ende des Buches. Ist auch in der großen Krisis seit der Mitte des 3. Jahrhunderts die Kaufkraft des Geldes gering, so bleibt doch Ägypten im Vergleich mit Rom und der griechischen Welt ein billiges Land. Das Buch ist für alle weiteren Untersuchungen, namentlich der Preise, eine wesentliche Voraussetzung.

Zeugnisse des Fremdenverkehrs in der Thebais bringt in neuer Ausgabe Baillet, Inscriptions Grecques et Latines des tombeaux des rois ou syringes à Thèbes. Memoire de l'Institut Français d'archéologie orientale du Caire 42, Kairo 1920. Die meisten stehen schon bei Lepsius, Letronne u. a. und die neuen sind nicht immer genügend behandelt. Ich muß mich auf zwei Beispiele beschränken: Nr. 245 *ὅς Θήβην ἰκόμην, ὅς ἔδρακον ὀφθαλμοῖσ[ιν] πέτραν συρίγγων τε μύσους πολυθαμβέος [ἔργον] ναιος Ἀλεξάνδροιο Φιλάστριος ὄλβιον ἄ[στυ]*. Die Erg. *ἔργον* scheint mir sinnlos. Ist *μυσους* verschr. statt *μυχους*? *ναιος*, wenn richtig gelesen, statt *ναιω*. Am Ende *ἄ[στυ]* von mir erg. Derselbe Philastrios nennt sich in 359 *φιλόσοφος* und *Ἀλεξανδρεύς*. No. 317 *Βαννος Μανειευς Σηρανος Αρματουρα ἔγραψα*.

Zum Postverkehr vgl. BGU VI 1232.

Briefe.

Aus ptolemäischer Zeit BGU VI 1296—1303, 1467. Vgl. den Briefwechsel des Dioskoros mit Schenute (siehe Religion). Zum Briefstil Ghedini (siehe Bildung).

Latein.

De Francisci, frammento di un indice del primo codice Giustinianeo, Aegyptus III 68 ff. Nähere Besprechung von P. Oxy XV 1814.

Berlin-Steglitz. W. Schubart.

Griechische Literaturgeschichte

1919—Ende 1922

(II. Hälfte.)

Zu der im Sommer 1922 erschienenen I. Hälfte (Sokrates 1921 III) ist folgendes nachzutragen.

Endlich ist wieder ein Band der Bibl. phil. class. (1918) erschienen. — Hingewiesen sei auf eine sehr interessante Arbeit T. W. Allens „The origin of the Greek minuscule hand" (J. of h. st. 1919) die für jede Überlieferungsgeschichte wichtig ist, auch sehr eigenartige Bemerkungen über die Gründe, warum zu Beginn des griechischen Mittelalters so plötzlich die Weitergabe der Literatur aufhört.

Bei Homer ist das einzig wichtige Ereignis das Erscheinen des 2. Bandes von Bethes Homer (Teubner 1922). Der erste Teil ist der Odyssee gewidmet; die Analyse ist, wie Bethes ganze Art erwarten läßt, viel ruhiger und sicherer als früher die der Ilias, weil die Odyssee den künstlerischen Postulaten Bethes viel mehr entspricht. Zugrunde liegen ihr nach Bethe „drei verschiedene Stoffkreise, die unabhängig nebeneinander gestanden hatten: 1. Odysseus' Irrfahrten, 2. Heimkehr und Rache, 3. Telemachs Reise"; für Heimkehr und Rache sind wieder vier Gedichte verarbeitet worden. Von größerer Bedeutung sind aber die beiden anderen Teile des Buches; sie bieten eine Behandlung des troischen Epenkreises mit Fragmentsammlung, Besprechung der Kyklosfrage, Analyse der einzelnen Epen des Kyklos. „Der epische Kyklos ist die Fortsetzung der Arbeit, die der Verfasser der Ilias begonnen hatte, indem er das altberühmte Menisgedicht durch Einarbeiten fremder Bestandteile zu einem in die Handlung weniger Tage zusammengepreßten Bilde des troischen Krieges machte, der Abschluß der epischen Dichtung um Ilion." So erfreulich dieser sorgfältige, gewissermaßen abschließende Mittelteil ist, so gemischt wird der Eindruck sein, den der Schlußteil „Zeitbestimmung" macht. Er bietet ja nichts neues, da der Verfasser seine Lehre von der späten und dazu noch attischen Redaktion (6. Jahrh.) der Ilias wiederholt veröffentlicht hat. Er wird wenig Glauben finden, denn das einzige, was ihm einigen Kredit gegeben hatte, Wackernagels sprachliche Beobachtungen, ist ebenfalls auf mancherlei Widerspruch gestossen.

Von Unitarischem sei genannt eine dicke ästhetische Analyse der Odyssee von Fr. Stürmer (III. Band der homerischen Poetik von Drerup, Würzburg 1921) und S. A. Scotts „The unity of Homer" (Berkeley 1921; eine gute Inhaltsangabe dieses Buches von Stürmer

steht N. J. kl. A. 1922, S. 181); zwei Werke von ermüdender Weitschweifigkeit.

Sehr gut ist ein Aufsatz O. Schroeders (Sokrates 1922) über vorhomerische Lyrik. Es handelt sich um das Meleagerlied der Presbeia. Die ganze Bedeutung dieser Episode für die Entstehung des homerischen Epos wird zwar kaum erfaßt, dafür aber werden allgemein wichtige literarhistorische Fragen gestreift — der Titel deutet sie ja schon an —, wie sie vor allem E. Bethe durch sein Homerbuch den Altphilologen nahe gebracht hat.

In den Streit zwischen Robert und Frickenhaus, von dem ich im vorhergehenden Jahrgang (S. 169) sprach, tritt Fr. Jacoby als Schildknappe neben Frickenhaus (Hermes 1922); dessen literarhistorische Ergebnisse gelten freilich auch ihm als erledigt.

Sehr hübsch ist eine auch bei stets erneuter Prüfung standhaltende Konjektur Eduard Schwyzers, die über die bekannte Aristeasstelle des Herodot und die zeitliche Fiktion der Arimaspeia neues Licht verbreitet (Ph. W. 1922, S. 528).

Lyrik. Gleichsam einen „Führer" durch Wilamowitz' Verslehre gibt A. Körte in den N. J. kl. A. 1922; dies wird begreiflich, wenn man sich die für einen Neuling wirklich unübersehbaren Schwierigkeiten klar macht, die jenem Buche durch seine über Jahrzehnte sich erstreckende Entstehung anhaften.

Neue Funde im 15. Band der Oxyrhynchus Papyri (vorzügliche Zusammenstellung von P. Maas Ph. W. 1922, S. 577). Sappho (4. Buch) und Alkaios; leider selten eine vollständige Zeile. Am wichtigsten ist aber ein langes Stück aus einem Chorlied des Ibykos — den Namen erschloss Hunt mit größter Wahrscheinlichkeit aus dem Dialekt und dem Vorkommen des Namens Polykrates, der offenbar der Tyrann ist.

Der Mensch und der Dichter Solon wird von K. Ziegler sorgfältig charakterisiert (N. J. kl. A. 1922); in einem Anhang löst er die Frage nach Vers 34 des Hauptgedichtes, wie mir scheint, entscheidend.

Die ungeheuren Resultate der Pindarforschung eines Jahrhunderts tritt in O. Schroeders „Pindars Pythien" (Teubner 1922) zutage, reifste Frucht langjähriger Beschäftigung mit dem Dichter. Bei aller Gründlichkeit, die einem so schweren Text gegenüber erforderlich ist, werden doch in vorbildlicher Weise die Ziele der Textinterpretation nie aus den Augen verloren.

Und nun ist auch das langerwartete Pindarbuch von Wilamowitz da (Weidmann 1922), herrlich und unerreichbar wie nur je ein Buch dieses gigantischen Philologen war. Es war auch kein Stoff so für ihn geschaffen; bei keinem mußte philologisches Können und Wissen, Anschauungskraft auch für das Nichtattische, innigstes Durchdringen einer politisch und sozial gleich eigenartigen Kultur wie die Thebens in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. sich so durchdringen wie hier; und mit all diesem ist Pindar dann erschöpft; weiteres wie bei Platon kann hier nicht gegeben werden, so daß auch nichts vermißt wird. So ist das Buch eine restlose Erfüllung. Prachtvoll gleich zu Beginn das Kapitel über Boeotien mit jener an Wilamowitz einzigartigen Fülle von

Problemstellungen, mit jener bestrickenden Kraft traditionsfreien Anpackens der zahllosen Fragen, die die Heimat und Biographie des Dichters berühren. Die sich anschließende chronologische Einzelbehandlung der Gedichte bringt viel aus früheren Publikationen des Verfassers längst Bekanntes; auch dafür wird ihm der mit der modernen Pindarliteratur nicht ganz Vertraute Dank wissen. Eine Charakteristik schließt das Werk ab; einige Beilagen fehlen ihm natürlich auch nicht. Gerade dieses Buch hätte nach Wilamowitz kaum mehr einer schreiben können.

Aus H. W. Garrods Aufsatz „Simonidea" in der Class. Quart. 1922 möchte ich nur auf ein Ergebnis aufmerksam machen, daß nämlich der lokrische Dichter in Pindars Päan (?) 140 b (Schröder) Stesichoros sei.

Zum Drama sei erwähnt ein Aufsatz C. Roberts im Hermes 1922 über die Parodos der Septem, die im Gegensatz zur wilamowitzschen Auffassung unter Halbchöre verteilt wird. — Focke behandelt in den Gött. Nachr. 1922 die Hiketiden des Aeschylos. Eine sehr erfolgreiche Analyse hebt die Behandlung des Dichters aus der normalen Sage heraus: Das Ethos der Mädchen wird durch ihn die treibende Kraft. „Nicht erst durch den Mord werden sie schuldig, schon ihre Flucht, ihr ganzes Verhalten und Trachten ist ein ἀγάζειν τὰ θεῶν, die Bluttat selbst nur sein stärkster Ausdruck." Zeitlich wird das Stück aus historischen Erwägungen (Verhältnis zu Argos) ganz früh (500—494; datiert. Zwei hübsche Bücher wenden sich an ein weiteres Publikum) sie werden sicher Nutzen stiften. Es sind dies K. Heinemanns „Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur" (Leipzig 1920) und K. Kunsts „Die Frauengestalten im attischen Drama" (Wien 1922). Beide Bücher verfehlen deshalb etwas ihr Ziel, weil sie ein immer schwerer zu ertragendes Zwischenstadium vertreten: Sie tragen einerseits den wissenschaftlichen Ballast, die Forschung, noch äußerlich (in Anmerkungen) und innerlich mit sich und wollen andererseits doch eigentlich etwas sein, was dieses Ballastes gut entraten könnte. Für solche Arbeiten muß ein neuer gelehrter Stil kommen, wie ihn die neuen Germanistenschulen auch für sich geschaffen haben.

In den Sitzb. Wien. Akad. 1922 erscheint soeben (1922) eine Ausgabe der Frösche von Radermacher; in weitausholender Einleitung werden die zentralen Fragen der ganzen Komödienforschung behandelt, und zu den Problemen der Überlieferung und der Literaturgeschichte ruhig und besonnen Stellung genommen, ohne charakteristische Eigenposition. Der sehr sorgfältige Kommentar wird sich in seinem Werte erst genauerer Kenntnisnahme eröffnen.

Kalinka macht den hoffnungslosen Versuch, die Vaterschaft der Atellane den Griechen zu nehmen und sie den Etruskern zuzuweisen (Ph. W. 1922 S. 571).

Ein ganz hervorragendes Buch gehört leider nur zum kleineren Teil in mein Berichtsgebiet, so daß ich mich nicht zu eingehend dami beschäftigen darf, es ist Eduard Fränkels Plautinisches im Plautus (Philol. Unters., 28. Heft, Weidmann 1922). Schon prinzipiell ist eindrucksvoll das Erlebnis, wie die alten philologischen Methoden, vor allem eine echte (von Friedrich Leos Art beeinflußte) Interpretations-

kunst im Stande sind, selbst den jetzt ungeduldig Platz greifenden neuen Forderungen an das wirkliche Erfassen eines Kunstwerkes zu genügen. Es liegt eine fabelhafte Kunst in Fränkels Buch, wie aus einem anfänglich fast befremdlich zufällig scheinenden Sammeln von plautinischen Spezialitäten kleinsten Kalibers ein immer geschlosseneres und ganz erlebbares Bild nicht nur von Plautus, sondern von der Geschichte der lateinischen Komödie, ja den Anfängen der römischen Literatur überhaupt gegeben wird. Mit stolzer Bescheidung hält sich der Verfasser davon fern, je die Zielrichtung aufs Griechische zu setzen, trotzdem ist schon durch das Ausscheiden des Nichtgriechischen auch die Erkenntnis für die griechische Literatur sehr groß, ganz abgesehen von einem kurzen, wunderschönen Überblick über das Wesen der griechischen Komödie (S. 374ff). Außer der *νέα* profitiert besonders die hellenistische Lyrik davon, indem in eindrucksvoller Weise die Leoschen Untersuchungen über die plautinischen Cantica weitergeführt werden. Das Buch ist eine meisterliche Leistung, es muß gelesen werden.

Die Philosophen. Über den antiken Pessimismus ließ H. Diels kurz vor seinem Tode eine kleine Broschüre erscheinen („Schule und Leben" Heft 1, Berlin 1921) — Spengler ist Ausgangspunkt, dem gegenüber die Wissenschaft offenbar bemüht ist, sich zu blamieren. Sie zeigt die Schwäche von Diels im Grunde nicht philosophischer Denkweise. Ähnlich ist es übrigens kurz vorher W. Nestle gegangen („Der Pessimismus und seine Überwindung bei den Griechen" [N. J. kl. A 1921]). Bedeutend höher steht eine zweite Arbeit Nestles in der gleichen Zeitschrift 1922 über Intellektualismus und Mystik in der griechichen Philosophie: imponierend ist darin vor allem die Unvoreingenommenheit gegenüber der Mystik.

Sekundär ragen Probleme der Literaturgeschichte natürlich auch in das seltsam unorganische und doch vor allem durch den ungeheuren Stoffreichtum äußerst wertvolle Buch Fr. Dornseiffs „Das Alphabet in Mystik und Magie" (Stoicheia VII, Teubner 1922) hinein.

Für die Literaturgeschichte der Medizin sei erwähnt, daß endlich die langersehnte Ausgabe des Paulus von Aegina im Korpus erschienen ist, herausgegeben von der Meisterhand Heibergs (Teubner 1921). Im Hermes 1922 bespricht Capelle, mehr in polemischer Weise, die Theorien über Hippokrates, die sich auf die bekannte Phaidrosstelle (270 C) stützen. Das pseudohippokratische Schriftchen De medico wird in Philologus 1922 von I. F. Bensel ediert und besprochen; es soll in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts entstanden sein (Nausiphanes?). M. Wellmann verwendet seinen oft allzu gesteigerten Scharfsinn auf Frage nach dem Verfasser des Anonymus Londinensis, in dem er einen die Anhänger der sog. methodischen Schule, ja geradezu Soran von Ephesus sieht. Auf alle Fälle wird durch diese Arbeit das Wesen dieser Richtung aufs vorzüglichste beleuchtet.

Ein Göttergeschenk ist das Erscheinen der Orphicorum Fragmenta; mit dieser Ausgabe (Weidmann 1922) kehrt Otto Kern, der dazu wie kein anderer berufen war, wieder zu den Zielen seiner Frühharbeiten zurück. Wer je mit Abels ungenügender Ausgabe arbeiten

mußte, weiß, was für ein Bedürfnis das Werk Kerns befriedigt. Daß es in Vollständigkeit des Textes und Literaturverweisen und Genauigkeit der Überlieferungsangaben schlechthin vollendet sein würde, war zu erwarten.

Von Nestles für die Erkenntnis eines weiteren Leserkreises so wichtigen Übersetzungsauswahl ist eine zweite Auflage erschienen (1922). Gorgias Schrift über die Natur untersucht derselbe Verfasser im Hermes 1922. Sie war seine Absage an die Philosophie, eine Kritik der parmenideischen Seinslehre. Vermutungsweise war dann die zu Anfang des platonischen Parmenides erwähnte, nicht so ganz ernsthafte Verteidigungsschrift des Zenon gegen dieses Buch des Gorgias gerichtet. Chronologische Schwierigkeiten fände diese Lösung nicht.

Zielsicher erweist sich Wellmanns Scharfsinn in einer Abhandlung über die Georgika des Demokritos (Abh. berl. Akad. 1921). Es gelingt ihm, die Vermutung, der Verfasser sei Bolos Demokritos, Zeitgenosse des Aristophanes von Byzanz, zur Sicherheit zu erheben. Ein zweiter Teil rekonstruiert das Werk, wobei erstaunliches Material aus der arabischen Überlieferung zufließt; eine Fragmentsammlung bildet den Schluß.

De Democriti fragmentis ethicis handelt die Göttinger Diss. von H. Laue (1921), in der durch sorgfältigere Beweisführung als bisher der Unterschied des Demokrates von Demokritos festgestellt wird, d. h. die ὑποϑῆκαι gründlich als nicht demokriteisch erwiesen werden.

Sehr eindrucksvoll sind einige neuere Arbeiten Robert Eislers. Es gelingt ihm der sichere Nachweis tiefgreifender Kenntnisse Demokrits über babylonische und ägyptische Dinge, die nur durch persönliche Reisen erklärt werden können („Babylonische Astrologenausdrücke bei Demokrit“ und „Zu Demokrits Wanderjahren“, Archiv f. Gesch. d. Phil. 1918); der gleiche Nachweis mißlingt ihm dann freilich bei Platon, wo Eisler mit Unrecht das ägyptische Alphabet und nicht das griechische in einer Stelle der Philebos zu sehen glaubt (Archiv f. Gesch. d. Phil. 1922).

Platon. Endlich erscheint auch die 5. Auflage des 2. Bandes von Zellers Werk aus der berufenen Hand Ernst Hoffmanns. Vgl. die Inhaltsangabe, die Hoffmann selber in seinem Bericht über Platon im letzten Jahrgang dieser Zeitschrift gibt. Dieser Bericht erspart mir überhaupt ein näheres Eingehen auf die Platonliteratur. Erwähnt sei nur ehrenhalber auch von mir die zweite Auflage des Natorpschen klassischen Buches über die Ideenlehre. Wundervoll ist ein Vortrag E. Cassirers, erschienen im Sokrates 1922 „Goethe und Platon“, wo aus den Berührungen und Gegensätzen der beiden ihr Wesen erfaßt wird — freilich sind die Grenzen dieser Methode doch sehr erkennbar, indem die Charakteristiken typologisch werden müssen, vor allem Platons widerspruchsvolle Natur nur sehr einseitig erfaßt wird. Trotzdem — solche Arbeiten sind es, die uns Platon wirklich ergründen lassen.

Ein schönes Kuriosum ist der Aufsatz K. Burdachs, des geistvollen Germanisten, der vom Ackermann aus Böhmen zu Timaios 40 B und dem berüchtigten εἱλλομένην kommt; er spricht sich gegen die Annahme einer Erdbewegung von Seiten Platons aus (N. J. kl. A. 1922).

Die platonischen Briefe hat der Verfasser dieses Berichtes soeben (Zürich 1923) mit Übersetzung (der echten Briefe VI—VIII) und Kommentar herausgegeben. Eine Einleitung orientiert über die Textgeschichte und versucht die Entstehungsgeschichte der beiden wichtigsten Briefe, VII und VIII, vor allem aus dem textkritischen Befund, zu schreiben und ihre geisteswissenschaftliche Bedeutung klar zu legen.

Bei Eudoxos von Knidos (*Περίοδος γῆς*)[1]) entdeckt durch geschickte Kombination von Zeugnissen ausgesprochen orphische Züge G. Méautis in der Rev. de phil. 1919.

Zur aristotelischen Ästhetik liegt ein sehr ausführlicher Aufsatz von Rostagni vor (Aristotele e Aristotelismo nella Storia dell' Estetica. Origini, significato, svolgimento della Poetica. St. it. di fil. cl. nuova serie II [1922]); leider läßt Rostagni sich auf die freilich sehr komplizierten Kompositionsfragen der aristotelischen Poetik nicht ein, so wenig wie auf die damit zusammenhängenden Probleme der Vorgänger, so daß die Betrachtungsstufe nicht viel höher steht als die Finslers, über den man jetzt hinaus kommen muß.

Posidonius. Reinhardts Buch wirkt wie sein Parmenides. Zuerst verblüfftes Staunen, sachte tritt dann die Kritik auf. Das Beste ist bis jetzt eine kleine Schrift von M. Pohlenz („Poseidonios' Affektenlehre und Psychologie" [Nachr. Gött. Ges. 1921]), der ja als der eigentliche Anreger der ganzen jetzigen Posidoniusforschung wohl gehört werden darf; auch hier erscheint als wichtigstes Problem die Bedeutung des platonischen Einflusses. Beachtenswert ist auch eine Besprechung von M. Croiset im J. des savants 1922.

Von größter Bedeutung ist J. Heinemanns „Poseidonios' metaphysische Schriften" (Breslau 1921)[2]). Trotz der vom Titel aufgelegten Beschränkung ist die zentrale Stellung und Bedeutung des Posidonius noch nie besser erfaßt worden. Es wird aus dieser gescheidten Schrift deutlich, daß vielleicht doch in einem vorgeschritteneren Grade als ich dies im letzten Bericht (S. 187) haben wollte, eine zusammenfassende Behandlung dieser wichtigen Persönlichkeit möglich ist, aber natürlich nur, wenn man sich an die eigentlich führenden Fragen hält, gestützt auf die ganz sicheren Resultate der Einzelforschung. Die Änderungen in den Anschauungen der älteren Stoa, der ungeheure Einfluß Platons finden eine außergewöhnlich eindrucksvolle Darstellung. Den zweiten Teil des Buches füllen scharfsinnige Analysen posidoniusverdächtiger Stellen des Buchs der Weisheit, des 4. Makkabäerbuches und in Senecas Briefen. Das wichtigste unter diesen ist das letzte Kapitel, das sich mit jenem auch für die Vorsokratiker so bedeutungsvollen Abschnitt des Sextus (Math. VII, 46, 260) beschäftigt. Als Quelle will Heinemann den Timaioskommentar des Posidonius angesehen wissen (?).

---

[1]) Darüber ist eine offenbar sehr sorgfältige Arbeit F. Gisingers als 6. Band der Stoicheia (Teubner 1921) erschienen, die ich durch Zufall noch nicht gesehen habe.

[2]) Heinemann bespricht auch im Archiv für Gesch. d. Phil. 1922 das Reinhardtsche Werk und wendet sich scharf weniger gegen die Methode, als gegen das Resultat derselben.

Rehm handelt in den Sitzb. bayr. Akad. 1921 über die Kometentheorie des Posidonius.

Fr. Lammert bringt wichtige Erkenntnisse für die mittlere Stoa aus der Schrift des Ptolemaios περὶ κριτηρίου καὶ ἡγεμονικοῦ (Wiener Studien 1919 und 1921, Hermes 1922).

Hier sei, weil von Ptolemaios die Rede ist, noch eine wundervolle kleine Arbeit Fr. Bolls erwähnt (Sokrates 1921), meisterlich als Edition, als literarhistorische Abhandlung, Ausdruck feinster Bildung auch in der Besprechung der Nachwirkung des von ihm behandelten Literaturwerkes und im Drum und Dran der Einkleidung. Alles wirkt noch um so liebenswürdiger als das besprochene Werk, ein Epigramm des Ptolemaios, ganze vier Zeilen umfaßt.

5. Anfänge der Prosa, Historiographie. Am Philologentag in Jena hielt O. Immisch einen sehr hübschen Vortrag „Über eine volkstümliche Darstellungsform in der antiken Literatur" (jetzt: N. J. kl. A. 1921); gemeint ist das Prosimetrum. Mag einem auch die Bedeutung dieser ja früh auftretenden und später sogar in die hohe Literatur einrückenden Mischprodukte von Immisch überschätzt scheinen, so legt doch jedenfalls diese kenntnisreiche (auch in literaturvergleichender Hinsicht) und geschmackvolle Untersuchung den Finger auf ein seltsames, noch nicht gelöstes Problem. Trotz der Parallelen bei anderen Völkern bin ich persönlich von der sekundären, also nachepischen Genesis dieser Gattung überzeugt.

Der älteste ἱστορικός Griechenlands, der Verfasser des Periplus, der in Avien verborgen steckt, findet Förderung durch eine Avienausgabe Schultens (Weidmann 1922 in den Fontes Hispaniae antiquae Bd. 1). Nach Schulten läge ein Periplus (saec. VI.) zugrunde, der über Ephoros und einen Interpolatoren des 1. vorchr. Jahrh. zuletzt zu Avien gekommen wäre. Im Text ist Altes und Interpoliertes geradezu durch den Druck geschieden. Den Schluß bilden andere Zeugnisse vor dem Jahre 500 über Spanien.

Über das neue (aus dem 13. Band der Oxyrhynchus Papyri) bekannte Akusilaosfragment handeln P. Maas im Sokrates 1919 und Deubner (Sitzb. heidelb. Akad. 1919).

Über Herodot als folkloristische Fundgrube ist ein großes Buch erschienen von W. Aly „Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen" (Göttingen 1921). Wundervolles vergleichendes Material ist vor uns aufgehäuft; die Verarbeitung für Herodot freilich scheint mir verfehlt, weil die Frage nach seiner literarischen und überhaupt geistigen Wesensart nicht oder nur oberflächlich beantwortet ist. Wie dies oft vorkommt, steht auch dies Buch irrtümlicherweise auf einer scheinbar philologischen Basis; es ist durchaus völkerpsychologisch.

Gerade auf diesem Gebiete schießen die Spezialgeschichten von literarischer Gene nur so aus dem Boden; vor allem übt die Ethnographie große Anziehungskraft aus. Nach dem schönen Buch Trüdingers folgt Nordens Germaniabuch (Teubner 1920, Ergänzungsheft zu einem zweiten Abdruck 1922); ungeheuer eindrucksvoll ist gerade der

Nachweis der Typenübertragung[1]), so daß das Zurückweichen vor den Konsequenzen im Vorwort zum zweiten Abdruck außerordentlich eigenartig berührt. Es müssen die daraus resultierenden Erkenntnisse für die antike Ethnographie, ja erst recht für die ganze Historiographie einmal rücksichtslos gezogen werden. Übertrieben ist für die ältesten Zeiten wohl die Einstellung auf das literarische Genos; eine solche Übertreibung wirkt auch wieder hemmend. Für ein kleines, spät entstandenes Genos ist sehr wichtig, was E. Kornemann in seinem Buch „Mausoleum und Tatenbericht des Augustus" (Teubner 1921) zu sagen weiß.

Um zur eigentlichen Historiographie zurückzukehren — eine glänzende Übersicht gibt in den durch den Titel des Buches gezogenen Grenzen die neue Auflage von Busolts Griechischer Staatskunde (Bd. I, München 1920); auch werden die wichtigsten literarhistorischen Probleme dieses Gebietes einzeln und ausführlich behandelt.

Thukydides. Eduard Schwartzens vortreffliches Buch, dessen literargeschichtlichen Teile klassisch zu werden versprechen, ruft, wie natürlich, in den interpretatorischen und analytischen Teilen manchen Widerspruch. Bedeutsam ist vor allem das Eingreifen von Wilamowitz durch seinen Aufsatz „Das Bündnis zwischen Sparta und Athen (in Thukydides V)" (Sitzb. berl. Akad. 1919). Die allzu weitgehenden Versuche Schwartzens werden zurückgewiesen, die Rolle des Interpolators sehr reduziert und gezeigt, daß der Zustand des V. Buches — namentlich hinsichtlich der Aktenstücke — ganz der gleiche ist, wie ihn Wilamowitz für das VIII. Buch früher nachgewiesen hat. — Von gleicher herrlicher Sicherheit ist ein zweiter Aufsatz desselben Verfassers „Sphakteria" (Sitzb. berl. Akad. 1921). An Hand des IV. Buches wird der Weg aufgespürt, auf dem Thukydides seine Nachrichten erhält; daran schließt sich eine erneute Behandlung der Überarbeitungsfrage in großen Zügen an. An Partien des II. Buches wird ein altes Stück aufgezeigt, „ein Stück attischer Prosa aus dem archidamischen Krieg"; an einzelnen Beispielen wird der archaische Charakter dieser Sprache erläutert.

Der 5. und letzte Band der Marchantschen Xenophonausgabe ist endlich da (Oxford 1920); er ist sorgfältig wie die frühern, rückständig wie sie in der Nutzung der indirekten Zeugnisse. — Sehr anerkennenswert ist die Arbeit meines leider früh dahingerafften Landsmannes Banderet; ähnlich, wie wir es oben von Wilamowitz sagten, sucht er die Informationsstätten Xenophons in den Hellenika (V—VII) aufzuspüren, zu eruieren, aus welchen Gründen (sei es mangelnder Aufklärung, sei es politischer Tendenz) er jeweils zu einem bestimmten Standpunkt kommt. Die bunte Mannigfaltigkeit des Werkes, gleichzeitig die Beschränktheit des Horizontes wird einem außerordentlich deutlich. So einfach die Methode scheint, so ergebnisreich ist sie; sicher ergebnisreicher als so kühne und nicht zu haltende Hypothesen es sind, wie sie über die Tendenz der Anabasis A. Körte in Jena vortrug (Jetzt: N. J. kl. A. 1922).

[1]) Für den Nachweis solcher Übertragungen, die Trüdinger eigentlich ablehnte, ist wichtig auch die Diss. von Alfred Schroeder „De ethnographiae antiquae locis quibusdam communibus" Halle 1921.

Über den Oeconomicus spricht breit, aber im einzelnen offenbar ergebnisreich Castiglioni (Rev. di fil. 1920).

Karl Münscher schreibt über „Xenophon in der griechischr römischen Literatur" (Philol. 13. Supplbd., 1920). Die Arbeit hat über die Nachwirkungsfrage hinaus Gewinn in sich, da Xenophon wie nicht gerade ein zweiter schwankend in die stilistischen Zeitideale verankert ist. Daß auch die bei keinem anderen Schriftsteller so paradigmatische indirekte Überlieferung weit über Perssons glänzende Anfänge hinaus aufgeklärt wird, ist ein sehr wertvolles Nebenergebnis.

Über die *Ἀθηναίων πολιτεία* handelt ausführlich G. Stail (Rhetor. Studien, 9. Heft; Paderborn 1921). Das Interessante daran sind die sozialökonomischen Besprechungen der Schrift; das Textkritische und Literarhistorische läßt auf einem so viel betretenen Gebiete dem nicht speziell Berufenen keinen originellen Platz. So ist auch die Frage nach dem Verfasser so ziemlich in den konventionellen Formen gelöst: „Es ist ein Mann, der als Industrieller zwar die großen wirtschaftlichen Errungenschaften des demokratischen Zeitalters geniessen, als Großgrundbesitzer aber noch wie früher über das Volk die Rute schwingen möchte" (S. 88).

6. Die rednerische Prosa. A. W. de Groot hat seine glänzende Methode der Erfassung metrischer Prosa erfolgreich ausgebaut. Nicht nur erweckt er den Eindruck absolutester Sicherheit in der genauen Erfassung des Einzelfalls — bedeutsam ist die Anwendung der Grootschen Methoden von Seiten dritter, die die gänzlich objektive Beweiskraft derselben illustriert z. B. von Fr. Bock an Plutarchs *περὶ παίδων τροφῆς* (Ph. W. 1922, S. 66) — sondern er wagt sich schon an eine Geschichte der metrischen Prosa; sind es auch erst Versuche, allerdings in größerem Umfange (A handbook of antique prose-rhythm, Groningen 1919; der antike Prosarhythmus [zugleich Fortsetzung des handbook], Groningen 1921), so sind die Ergebnisse doch jetzt schon sehr tiefgreifend, die Entwicklung des metrischen Gedankens erscheint in ganz neuem Lichte. Interessant und besonders lehrreich ist die Verteidigung seines Systems durch de Groot gegen etwas leichtfertige Angriffe Clarks in der Ph. W. 1920, S. 1244 und 1921, S. 502.

Für die Geschichte der Anfänge der Kunstprosa ist wichtig ein Aufsatz L. Webers „Perikles' samische Leichenrede" (Hermes 1922); es wird darin diese älteste Rede, von der wir uns eine genauere Vorstellung machen können, in ihrer primitiven Art charakterisiert, besonders — was natürlich sehr gefährlich ist — im Vergleich zur thukydideischen Leichenrede.

Alles andere überragt aber ein Aufsatz von M. Pohlenz „Die Anfänge der griechischen Poetik" (Nachr. Gött. Gesellsch. 1920); Pohlenz kommt auf den verblüffend einfachen Gedanken, die Frösche des Aristophanes in ihren literarischen Partien auf die in ihnen zum Ausdruck gelangenden Kunsttheorien hin zu befragen, vor allem auf die Synkrisis zwischen Aeschylos und Euripides. Er sieht in Gorgias den Gewährsmann. Dessen Lehre gipfelt im Katharsisgedanken der bei Aristoteles

also letzten Endes auch von Gorgias herstammt. Sollte auch, was ich glaube, Gorgias aus diesem Gefüge auszuscheiden haben, so bleibt als glänzendes Verdienst das Herbeiziehen der Frösche.

Was die rhetorischen Theorien betrifft, so ist eine wichtige Ausbildung unserer Kenntnisse durch K. Barwick erfolgt, der im Hermes 1922 über die Gliederung der rhetorischen τέχνη und die horaz. Epistula ad Pisones schreibt. Es wird festgestellt, daß die älteste Form der rhetorischen Einteilung die nach Redeteilen ist; die Stellung der anaximenischen und aristotelischen Rhetorik dazu wird geprüft mit weitgehenden Erkenntnissen für die Genesis der letzteren, der Nachweis geführt, das die Anaximenesrhetorik von den Theodekteia (beiden Teilen, den von Aristoteles und den von Theodektes geschriebenen) abhängig ist. Horaz andererseits ist (über Neoptolemos) eine Weiterbildung der herakleidischen τέχνη ῥητορική, die ihrerseits eine Weiterbildung der Theodekteia ist; ein Charakteristicum ist die Zweiteilung in ars und artifex.

Über den συμβουλευτικός liegt eine Monographie von J. Klek vor (Rhet. Stud., 8. Heft, Paderborn 1919), eine sehr fleißige Sammlung. Auch die Besprechung der Vorstufen (Isokrates, platonische Briefe) bringt mancherlei Interessantes, nur fehlt völlig das Verständnis für die natürliche Genesis vor der Zeit einer typologischen Ausprägung.

Zu den einzelnen Rednern. Die Verteidigungsrede des Lysias in eigener Sache gegen Hippotherses (Oxyrh. Pap. XIII) wird aufs scharfsinnigste beleuchtet von Lipsius (Ber. sächs. Akad. 1919): vor allem weiß er daraus der Frage nach der Stellung der Metoiken neues Licht zuzuführen.

Zum Text des Hypereides macht z. T. sehr einleuchtende Vorschläge O. I. Schroeder (Hermes 1922.)

Demosthenes. Leider hat Fuhrs Tod die Hoffnung, daß dem vorzüglichen ersten Band weitere folgen würden, genommen; als Ersatz scheint nach den Besprechungen die Ausgabe Rennies dienen zu können (Oxford 1920), die Weiterführung der Butcherschen. Ich selber sah den neuen Band (II. 2) noch nicht. Ebenso ist mir das 11. Heft der rhetor. Studien (Paderborn 1922) noch unbekannt, in dem Vorndram über die Aristocratea handelt.

7. Die Alexandriner. Die Berichterstattung wird dadurch sehr erschwert, daß jeglicher Zusammenhang der Arbeiten von nun an auf allen Gebieten fehlt, so sehr auch im einzelnen Vortreffliches geleistet wird. Verbindend ist höchstens eine zartere Tendenz im Erfassen des literarischen Tatbestandes, eine gesteigerte Geistigkeit, ein gewisses Abwenden von dem zu seiner Zeit als erster Stufe der Erkenntnis ja so überaus wichtigen Erfassen der gesellschaftlichen Grundlage. Vor allem bemüht man sich in dieser Hinsicht um Kallimachos; dabei kann man ein Erstaunen nicht unterdrücken, wie sehr man noch in den Anfängen drin steckt.

In erster Linie ist ein lehrreicher Aufsatz Deubners zu nennen „Ein Stilprinzip hellenistischer Dichtung“ (N. J. kl. A. 1921).

Gemeint ist die Variatio, die Kallimachos in den Aitia zum Wechsel der Du- und Er-Form, von direkter und indirekter Erzählung, zum Hineinbringen der „futurischen" Erzählungsweise (Weissagung usw.) in die praeteritale veranlaßt — letztere ist dann vor allem von Lykophron verwendet worden. Auch Theokrit trägt in der Technik seiner Hirtenagone der Variatio Rechnung; gesteigert ist dies noch im kallimacheischen Agon, dem Wettstreit zwischen Lorbeer und Ölbaum im Iambenbuch. Ins gleiche Gebiet gehört auch die in der hellenistischen Literatur übliche Mischung der poetischen Gattungen; dies untersucht Deubner am Hymnus, wobei als literarhistorisches Nebenresultat die Bestätigung der Ansicht abfällt, daß Kallimachos die Anregung zu der Form seiner mimischen Hymnen durch die Mimen Theokrits, insbesondere durch die Zauberin empfangen habe.

Den allerreichsten Gewinn ernten die alexandrinischen Dichter durch eine wundervolle Arbeit Heinzes „Ovids elegische Erzählung" (Ber. sächs. Akad. 1919), einen Aufsatz, der schon allein vom methodischen Gesichtspunkt aus betrachtet eine genußreiche Lektüre ist. Aus dem Unterschied in der Behandlung einer einzelnen Sage in den Fasten und in den Metamorphosen wird die Verschiedenheit des elegischen und des epischen Stils klar gemacht, ja der erstere recht eigentlich in seiner Eigenart, dem ständigen Hineinblicken des Dichters, zum ersten Mal erfaßt; die Verschiedenheiten sind um so frappanter, als Ovid durch seine Wesensart sowohl als durch den alexandrinischen Aufbau die epische Art gemildert und der elegischen angenähert zur Schau trägt. Sehr fein ist die Schilderung des Kallimachos. Der elegischen Weise der Alexandriner steht dann auch das „Epyllion" nahe, nicht das alte des Theokrit, sondern das römische, das von griechischer Seite etwa in Moschos' Europa vorgebildet ist.

Was die einzelnen Werke des Kallimachos betrifft, so ist als nicht genug zu verdankende Tat zu preisen eine Sammlung der Fragmenta nuper reperta von Rudolf Pfeiffer (Kleine Texte 145, Bonn 1921). Sehr sorgfältig ist das ganze Material durchgearbeitet; die Erleichterung gegen vorher ist nicht abzuschätzen. Eine kleine Schrift Pfeiffers, worin er kritische Stellung zu einzelnen Problemen nehmen will, begleitet die Ausgabe („Studia Callimachea", Bonn 1921); am scharfsinnigsten, wenn auch im einzelnen nicht ohne Irrwege, ist darin die Rekonstruktion des die Argonautensage behandelnden Teiles der Aitia.

Neu dazugekommen sind größere Reste der Elegie auf den Sieg des Sosibios (Oxyrh. Pap. 15).

Zur Hekale spricht W. Weinberger im Philologus 1920 (Inhaltsrekonstruktion).

Sehr viel Staub aufgewirbelt hat ein Buch Rostagnis „Ibis" (Florenz 1920), der schon vor ein paar Jahren in seinen Poeti alessandrini (Turin 1916) eine Menge Probleme der alexandrinischen Dichtergeschichte mit viel Scharfsinn und nicht geringem Verständnis für die Eigentümlichkeit der von ihm behandelten Zeit erleuchtet hat. In seinem neuen Buch erklärt er die Ibis für ein Produkt des zweiten vorchr. Jahrhunderts, das erst später dem Kallimachos zugeschrieben wurde; damit fällt natürlich auch Apollonios als Angegriffener dahin. Ovids Bearbeitung

soll eine fast wörtliche Übersetzung des griechischen Vorbildes sein. Aus den Entgegnungen (bedeutend vor allem M. im Literar. Zentralbl. 1922 und Heinze in der Ph. W. 1921) ist vorauszusehen, daß die Zweifel an der Verfasserschaft des Kallimachos sicher nicht durchschlagen werden, Apollonios als Feind aber gern preisgegeben wird. Auch die von Rostagni behauptete Treue der Übersetzung findet keinen Glauben, wenn man auch nicht so weit gehen wird wie A. F. Housman (J. of phil. 1920), denn die Beispiele stammen alle aus der Zeit vor 214. Ein zweiter Teil des Buches Rostagnis handelt über die Scholien zur Ibis, über die er offenbar viel zu günstig urteilt; daß sie Übersetzungen von Scholien zur griechischen Ibis seien, wird auch kaum Glauben finden können.

Theokrit wird in Mitleidenschaft gezogen von den vielfachen (nur durch die ungünstigen Druckbedingungen verstreuten) Arbeiten K. Wittes (besonders: Der Bukoliker Vergil, Stuttgart 1922; Vergils vierte Ekloge, Wiener Studien 1921; Vergils zehnte Ekloge [Satura Viadrina altera], Breslau 1921). Leider verbohrt sich der Verfasser — wieder einmal taucht das alte Philologenübel auf — in eine unfruchtbare Zahlensymbolik, die nur auf den ersten Blick verblüffen kann. Mag auch das eine oder das andere stimmen, so ist dies alles doch gänzlich resultatlos für die Erfassung der alexandrinischen Poetik.

C. Wendel läßt seiner musterhaften Ausgabe der Theokritscholien eine Arbeit folgen über die Überlieferung und Entstehung der Theokritscholien (Abh. Gött. Ges. 1921), eine erste Geschichte eines Scholienkomplexes, die bis zu den ersten Kommentatoren und ihrem Anteil daran zurückverfolgt wird. Eine vorbildliche Untersuchung.

S. Colangelo nimmt eine sorgfältige metrische Analyse der Epigramme des Asklepiades vor in der Riv. Indo-Greco-Italica 1920.

Zur Wissenschaft der Alexandrinerzeit seien folgende Arbeiten erwähnt: Ein bahnbrechender Aufsatz Laums „Alexandrinisches und byzantinisches Akzentuationssystem“ (Rhein. Mus. 1920), ein Auszug aus einem größeren Werk. Auf Grund der Gammatikerangaben (die ganz neu erkämpft werden mußten; warum, weiß jeder, der sich schon mit Homerscholien intensiver beschäftigen mußte) und der praktischen Anwendung in den Papyri wird die Geschichte des Akzentuationssystems geschrieben. Da viele bisher gültige Ansichten von Laum bestritten werden, wird Widerspruch nicht ausbleiben.

Nicht minder sind weite Teile der alexandrinischen Metrik wieder ins Schwanken gekommen durch eine glänzende Arbeit Heinzes „Die lyrischen Verse des Horaz“ (Ber. sächs. Ges. 1918); liebgewordene originelle Erkenntnisse früherer Philologen, vor allem Christs über die praktische Anwendung wissenschaftlicher Theorien werden darin ernstlich in Frage gestellt. Auch hier ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.

Über Satyros und seine literaturgeschichtliche Bedeutung handelt die Züricher Dissertation H. Freys (1919). Es wird in sorgfältiger Untersuchung nachgewiesen, wie sehr wir Mißbrauch zu treiben pflegen mit dem Begriff der peripatetischen Methode; Satyros will nicht als

eine wissenschaftlich-biographische, sondern eine epideiktische Leistung gewürdigt werden; seine Art der Betrachtung geht über den Peripatos bis in die Zeit der Dichter selber hinauf.

8. Die römische Zeit. Die absolute Zusammenhangslosigkeit der Forschung ist hier noch größer als im vorherigen Kapitel. Die Berichterstattung kann darum weniger als je Anspruch erheben, sicher zu erkennen, was sich als wichtig erweisen wird. Die früher zu beobachtende starke Gemeinschaft mit der Theologie hat durch das Abflauen der Wirkung der Werke von Reitzenstein, Norden usw. aufgehört[1]). Auffallend, aber nach dem zu Beginn der I. Hälfte Gesagten nicht weiter erstaunlich ist die geradezu fieberhafte Tätigkeit auf dem Gebiete des Neupythagoreismus und Neuplatonismus.

Aus dem ersten Jahrhundert hat Josephus zwei Publikationen gerufen, die freilich beide mehr den Althistoriker angehen; R. Laqueurs Analyse (Gießen 1920), ähnlich seiner Polybiusbehandlung, stellt ein sehr kühnes Gebäude auf, das durch Wegnahme weniger Bausteine zusammenbrechen muß. Literarhistorisch ist natürlich auf alle Fälle der Gewinn außerordentlich gering. Dies gilt auch für das zweite Werk, W. Webers „Josephus und Vespasian" (Berlin 1921).

Aus dem zweiten Jahrhundert ist eine kleine Zentralsonne das Problem von Amor und Psyche und zugleich das Gesamtproblem der drei Romane des Lucius, des Apuleius und des Lukian, ein Problem, das Reitzenstein wieder in Fluß gebracht hatte, freilich ohne viel Zustimmung zu finden. Auch R. Förster nimmt im Philologus 1919 energisch Stellung gegen ihn und die von ihm postulierte Göttin Psyche; mit vollem Recht zieht er die Berührungspunkte zwischen dem platonischen Phaidros und Apuleius wieder in den Vordergrund. Auch in der Frage des Gesamtromanes ist man zu den vorreitzensteinschen Ansichten zurückgekehrt, vor allem dank einem sehr sorgfältig abwägenden Aufsätze H. Werners im Hermes 1918, auf den sich allerlei kleine Publikationen seither beziehen. Das Resultat für Lukian ist folgendes: Der Ὄνος ist ein Auszug aus Lucius' Metamorphosen ohne satirischen Charakter. Die Echtheitsfrage des Ὄνος schwankt.

Hervorragend ist ein Artikel O. Weinreichs, betitelt „Alexander der Lügenprophet und seine Stellung in der Religiosität des zweiten Jahrhundert v. Chr." (N. J. kl. A. 1921). Er schildert darin, unter Emanzipation vom Standpunkte Lukians, das Werden und die Religiosität Alexanders, sowie die Religion, deren Prophet dieser seltsame Heilige war.

Deubner (Hermes 1921) lenkt die Aufmerksamkeit auf den von Aly edierten Freiburger Makedonierkatalog, den er verstehen lehrt. Zwei nebensächlichere Figuren eröffnen ihn nach alter Tragödienweise, dann treten Antipater, Olympias u. a. auf. Er gehört in die Nähe, auf alle Fälle in die Zeit Lukians.

---

[1]) Daß das Interesse freilich anhält, zeigt das Erscheinen einer 2. Auflage von Reitzensteins „Die hellenistischen Mysterienreligionen" (Teubner 1921) und K. Deißners „Paulus und die Mystik seiner Zeit" (1921).

Von Dion von Prusa ist jetzt auch der zweite Band der Teubnerschen Ausgabe von G. de Budé (1919) erschienen.

Plutarch. Zwei pseudoplutarchische Schriften haben eine ausführliche Behandlung erfahren, *περὶ παίδων ἀγωγῆς* durch F. Glaser (Diss. phil. Vind. XII, 1 [1918]): als Quelle sieht er eine peripatetische Schrift an, die in ihrer volkstümlichen Art dem seiner Materie fremd gegenüberstehenden Verfasser am besten gefiel; er verbrämte sie mit allerlei anderswoher geholten Zutaten. — Auch *περὶ ποταμῶν* wird endlich in Angriff genommen. F. Atenstädt entdeckt einige ihrer Quellen (Hermes 1922), besser Grundlagen für die phantastischen Flunkereien des Autors, so Alexander Polyhistor und Xenokrates aus Aphrodisias.

Appian. Kornemann (Klio 1920) erkennt als unmittelbare Vorlage der Emphylia (nicht Einquelle) einen Historiker der Zeit des Kaisers Tiberius, vielleicht Cremutius Cordus.

Hübsch ist eine Untersuchung der schriftstellerischen Technik des Athenaios, die K. Mengis in den Drerupschen Studien zur Gesch. u. Kultur des Altertums X, 5 (1921) veröffentlicht. Die nähere Prüfung dieses Machwerkes ist an und für sich verdienstlich, aber auch die dadurch erfolgte Bestätigung von Wissowas Ansichten (gegen Kaibel) über das Verhältnis zu Macrobius; in der Frage der Epitome macht Mengis hingegen die Folgerungen Wissowas nicht mehr mit. — K. Zepernick untersucht die Exzerpte des Athenaios (Philologus 1921) und kommt zum Resultat, daß dieser darauf große Sorgfalt verwendete; ja er kann sogar den Nachweis führen, daß Athenaios von einzelnen Schriftstellern Ausgaben mit Varianten und Glossenerklärungen benutzte.

Mit Diogenes Laertius, dessen Ausgabe wir immer noch nicht erhalten haben [1]), beschäftigt sich E. Howald im Hermes 1920; er glaubt ein berühmtes Handbuch (Areios Didymos?) der Philosophiegeschichte durch eine ganze Reihe spätantiker Autoren hindurch verfolgen zu können. Großen Dank von Seiten der Nichtphilologen wird Apelts vollständige Übersetzung des Diogenes (Leipzig 1921) finden. Dem Philologen willkommen wird der sorgfältige Index sein, dazu mancherlei kritische Bemerkungen des vortrefflichen Übersetzers.

Förster hat in der Berichtsperiode den zehnten Band seiner Libanius-Ausgabe erscheinen lassen:

Der unermüdliche Rostagni schrieb ein Buch über Julian den Apostaten (Turin 1920). Eine glänzende Charakteristik von Zeit und Figur eröffnet es; es folgen sehr gründliche und, wie die Kritik erklärt, förderliche Einzeluntersuchungen über die Schriften des Kaisers. Nachgetragen als sehr interessantes Kuriosum sei, daß Asmus (Sitzb.

---

[1]) Als Anzahlung gibt uns P. von der Mühll einstweilen die Epikurbriefe und die *κύριαι δόξαι* (Teubner 1922). Damit ist wenigstens hier einmal die wirkliche Diogenesüberlieferung vorgeführt; die Textbehandlung kehrt natürlich von Usener und andern oft zur Überlieferung zurück, ohne doch irgendwie zu konservativ zu sein, was einem solchen Text gegenüber am wenigsten am Platz wäre. Das kleine Büchlein wird vor allem für Übungen, ja auch für die Schule sehr willkommen sein.



Heidelb. Akad. 1917) in dem Alkibiadeskommentar des Jamblichos eine Hauptquelle für Kaiser Julian entdeckte.

Was die Lexika betrifft, so sei dankend das 2. Fasc. des Etym. Gud. von Stefani (Teubner 1920) erwähnt; eine sehr sorgfältige Untersuchung über gewisse Überlieferungsgruppen ist die Arbeit von K. Rupprecht, „Apostolis, Eudem und Suidas" im Supplbd. des Philologus 1922.

Willkommen ist eine Sammlung der neuerdings in Papyri gefundenen Reste antiker Romane, veranstaltet von Lavagnini (Teubner 1922). Derselbe Verfasser behandelt die Origini del romanzo greco in den Annali della scuola normale superiore di Pisa 1921 (mir nicht zugänglich). Überhaupt ist besonders in Italien das Interesse für die Erotioi wach; so verfolgt Morelli in einem Aufsatz „Sulletracce del romanzc e della novella" Studi Italiani, nuova serie I (1920) zwei Romanstoffe, nämlich zuerst Alexander und Dandamis, dann die Aegritudo Perdicae; zuletzt versucht er den Begriff der Fabula Miletia durch ein bisher übersehenes Zeugnis des Sidonius Apollinaris klarer zu finden. Und im gleichen Band der Studi schreibt Garin über I Papiri d' Egitto e i romanci grecei.

Ein Arbeitsgebiet ganz für sich innerhalb der späteren griechischen Literatur ist der Neuplatonismus. Quantitativ ist die in der Berichtsperiode dieser lange nur mit größter Vorsicht behandelten Gesellschaft gewidmete Literatur verblüffend groß; natürlich ist hier so gut wie auf dem Gebiete des Pythagoreismus eine gewisse Vorsicht am Platz; im großen und ganzen ist aber auch die Qualität sehr anerkennenswert. Ich will beginnen mit der den Vorstufen zu teil gewordenen Behandlung.

Billings behandelt sehr gründlich und sorgfältig den Platonismus Philos (Chicago 1919); den Pythagoreismus, vorzüglich dem Neupythagoreismus widmet G. Méautis eine umfangreiche Arbeit (Recueil des travaux publiés par la Faculté des lettres de Neuchâtel, 9. fasc. [1922]); auf den Spuren Delattes wandelnd sucht er vor allem den Pythagoreismus als religiöse Bewegung verständlich zu machen; so gefährlich ein starkes Hineinziehen religionsvergleichender Gesichtspunkte auch scheinen mag, so ist der Gewinn doch sehr groß gegenüber der doxographischen Betrachtungsweise früherer Betrachter. Mehr oder weniger erfolgreiche Einzeluntersuchen (vor allem Plutarchs De Iside et Osiride und Iamblichs Pythagoras) bilden den Schluß.

Gleichsam eine neue Figur aus der antiken Philosophiegeschichte stellt uns Prächter vor („Nikostratos der Platoniker" im Hermes 1922); dieser Nikostratos, der auf einer der delphischen Platonikerinschriften vorkommt, ist eine bedeutsame Figur im Kampfe der Akademie gegen die aristotelischen Kategorien, benutzter Vorgänger Plotins. In sehr feiner Weise wird zum Schluß die Bedeutung solcher Erkenntnis für das Verständnis des Neuplatonismus berührt, dessen Wesensart, wie sie jetzt die Forschung zu sehen beginnt, charakterisiert wird.

Über Plotin liegt jetzt ein ausgezeichnetes Buch von F. Heinemann vor (Leipzig 1921). Als Zusammenfassung, weniger als originelle Forschung, ist es unentbehrlich. Vorzüglich werden die verschiedenen Probleme

(1. Art der Schriftstellerei, Unechte Schriften, Schülerschriften unter dem Namen Plotins, 2. die drei Perioden seines philosophischen Denkens, 3. sein philosophisches System) besprochen. Bescheidener in Anspruch und Erfüllung ist Max Wundts Plotin, Studien zur Geschichte des Neuplatonismus, 1. Heft (Leipzig 1919).

Die Frage nach der Originalität Plotins d. h. die Numeniosfrage behandelt Thedinga in mehreren Bänden des Hermes (1917, 1919, 1922); er will nachweisen, daß gewisse Abschnitte des Plotin erweitert sind durch Kapitel aus Werken des Numenios.

Den allerbesten Eindruck unter allen diesen Arbeiten machte mir aber H. F. Müllers „Dionysios, Proklos, Plotinos“ (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters XX, 3/4, Münster 1918): die Abhängigkeit des Areopagiten von Proklos und Plotin, des Proklos seinerseits von Plotin, überhaupt die Stellung dieser Nachtreter zum Haupte des Neuplatonismus wird meisterhaft dargestellt.

Von Kirchenschriftstellern sei folgendes erwähnt. Nemesios von Emesa, der durch W. Jägers Buch in den Mittelpunkt des Interesses gerückt wurde, wird von A. Koch (Weidmann 1921) näher untersucht; vor allem soll der Weg genau bestimmt werden, auf dem das posidonianische Gut zu ihm gelangte. Er kann die Jägerschen Annahmen bestätigen, daß Origenes' Genesiskommentar die gemeinsame Vorlage des Nemesios und des Basileios gewesen sei, indem er nachweist, daß das philosophische Material des Nemesios auch in den erhaltenen Büchern des Origenes vorhanden ist. Auch noch weitere Abschnitte werden Posidonius vindiziert, andere dem Aristoteles; diesen benutzte er mit Kommentaren, die den uns erhaltenen ganz ähnlich waren.

Hochbedeutsam ist die Ausgabe des Gregor von Nyssa, die W. Jäger begonnen hat (bis jetzt zwei Bände erschienen, Weidmann 1920 und 1921); so werden die Ziele des Korpus der Kirchenschriftsteller in willkommenem Maße ergänzt. Die Aufgabe war fast die einer Editio princeps; sie ist in jeglicher Hinsicht erstklassig erfüllt worden. Textgeschichte, Handschriftenbeschreibung usw. zu Beginn des zweiten Bandes sind vom methodischen Standpunkt aus ein Genuß zu lesen.

Zürich. Ernst Howald.



Römische Literatur in der Zeit der Republik

1919 bis Ostern 1923

Die Arbeiten der lateinischen Philologie aus den Jahren 1914 bis 1918 hat W. Kroll in Hönns Wissenschaftlichen Forschungsberichten (Gotha 1919) besprochen, die Plautusliteratur der Jahre 1912—1920 O. Köhler in den Jahresberichten über die Fortschritte der Altertumswissenschaft 48 (1920), die Catullusliteratur der Jahre 1905—1920 K. P. Schulze ebd., die zu Sallust (1919—1922) und zu Varro (1909 bis 1918) A. Kurfeß und K. Mras ebd. 48, 1922, 49 ff. und 64 ff.; vgl. diese Jahresberichte 48, 1922, 73 f. über Ciceros Briefe, Reden und rhetorische Schriften.

An dieser Stelle sollen die hauptsächlichen neuen Funde, Ergebnisse und beachtlichen Hypothesen mitgeteilt werden, Einzelheiten, besonders kritisch-exegetische Beiträge zu Textstellen sind im allgemeinen nicht aufgenommen worden. Titel von Schriften, die ich nicht selbst gesehen habe, sind mit * gekennzeichnet.

Neues Material: Von den griechischen literarischen Papyri, die uns Aegypten in sich immer erneuernder Fülle schenkt (Schubart, Jahresber. d. Phil. Ver. 47, 1921, 141; A. Körte, Arch. f. Pap. 7, 1923, 114), kommen viele unmittelbar oder mittelbar auch der Literaturforschung auf römischem Gebiete zugute. Ich gebe einige Beispiele: Das Bruchstück einer hellenistischen Elegie (Wilamowitz SPrA. 1918, 736) mit dem Bericht eines an die Galater gesandten Botens an seinen König (in Alexandria oder Babylon?) und die neuen in der Sammlung von R. Pfeiffer vereinigten Callimachusfragmente (Lietzmann, Kl. Texte 145, Bonn 1921) helfen den Boden zu erkennen, auf dem die Dichtung des Catull und der römischen Elegiker erwachsen ist. Zur Deutung der großen, leider sehr beschädigten Bruchstücke aus dem Alexandros des Euripides hat ihr Entzifferer W. Crönert NGWG. 1922, 1 die erhaltenen Verse der ennianischen Bearbeitung herangezogen, die 'Makedonierdialoge' geben, wie es scheint, ein Schattenbild von frühhellenistischen historischen Tragödien, mit denen vielleicht die *praetexta* des Naevius und Ennius im Zusammenhang steht und die vielleicht die Geschichtsschreibung in griechischer und lateinischer Sprache beeinflußt haben (Reitzenstein NGWG. 1922, 195). Den größten Ertrag für die römische Literatur gibt wohl Philodems fünftes Buch über die Gedichte, das Chr. Jensen aus herkulanensischen Rollen wiederhergestellt hat (Berlin 1923). Es enthält neben der schon früher ver-

öffentlichten Auseinandersetzung mit Neoptolemos von Parion kritische Referate des epikureïschen Philosophen über Lehren des Stoïkers Ariston von Chios und des Krates von Pergamon, in denen z. B. neue Zeugnisse über die Theorien der Euphonie der Vorzüge und Fehler der Rede, der Tropen und Figuren, der Redegattungen (*χαρακτῆρες τοῦ λόγου*) gewonnen sind. Sie sind besonders für das IX. Buch des Lucilius, Varros Werk über die lateinische Sprache und Ciceros rhetorische Schriften wichtig.

Auf einem kürzlich publizierten Elfenbeindiptychon aus der Gegend von Telamon in Etrurien ist ein chalkidisches Alphabet eingeritzt, vielleicht das älteste Schriftdenkmal aus italischem Boden, das wir bisher kennen (Antonio Minto, Marsiliana d' Albegna, Firenze; ich verdanke die Kenntnis des Werkes Friedrich v. Duhn). Es läuft von rechts nach links[1]); wegen ihrer Formen sind besonders auffallend ⅂ gamma, ⊟ heta, ⊞ samech (wie in den Alphabetreihen von Vei, Caere und Sena), Ϙ koppa.

Neue Inschriften stehen in den letzten Bänden der Notizie degli Scavi darunter zahlreiche etruskische aus einem Familiengrab in Siena, eine wohl gallische aus der Gegend von Turin und merkwürdige auf Hirschgeweihe eingeritzte, in einem venetischen Alphabet geschriebene aus Vicenza. Eine messapische Weihinschrift (?) ist PhW. 1922, 524 wiederholt. Aus dem paelignischen Gebiet stammt ein Cippus mit der Aufschrift *Sa. Seio L. p(uer) Herclei donom ded. brat. datas. Seio Sa. p(uer) Herclei V(i)kturei* (NdSc. 1921, 286). Ist, wie Tenney Frank es behauptet hat (Class. Phil. 14, 1919, 87) der Stein der Foruminschrift in einer Gegend nördlich der Cremera gebrochen, so läßt das, wenn nicht auf eine Etruskerherrschaft über Rom, so doch auf regen Handelsverkehr zwischen Vei und Rom schließen. Von unmittelbarer Bedeutung für die römische Literatur ist der von Mancini veröffentlichte und kommentierte Kalender von Antium etwa aus den Jahren 100 bis 80 v. Chr. (NdSc. 1921, 73 f.), der erste vorjulianische Kalender auf Stein, der bisher bekannt geworden ist. Er weicht von dem julianischen nicht nur dadurch ab, daß acht Monate des Jahres noch annähernd den Umfang des Mondmonats haben, nicht nur in der Einführung eines Schaltmonats *(Merkedonius)*, sondern auch vielfach in der Bezeichnung der einzelnen Tage (als *f(asti), n(efasti), en(dotercisi)* usw.). Wir finden auf ihm mehrere bisher unbekannte Tempelweihfeste *(natales templorum)*, z. B. das des *Honos* (17. Quintilis), der *Fortuna equestris* (13. Sextilis) und der *Camenae* (am selben Tage), der *Tempestates* (am 23. Dezember); das Verhältnis des letztgenannten Festes zu dem von Ovid fast. 6, 193 unter dem 1. Juni erwähnten, das sich augenscheinlich auf den von L. Cornelius Scipio nach der Eroberung von Corsica erbauten Tempel (CIL. I² 9) bezieht, ist noch nicht geklärt. Überraschungen bringen die Notizen unter dem 7. Quintilis *Palibus II.* und die unter dem 8. December *Tiberino Gaiae:* Wir wußten noch

---

[1]) Auf der Tafel XX ist das Diptychon versehentlich im Spiegelbild wiedergegeben.

nichts von dem Kult der *Gaia* und kannten die (oder den) *Pales* nur im Singular. Gleichfalls in Anzio gefundene Fasten der Consuln und Censoren füllen einen Teil der Lücke in den fasti Capitolini (130 bis 111 v. Chr.), aber sie bringen kaum etwas Neues. Es ist eine Freude, daß die Rekonstruktion der fasti censorii von Henzen und de Boor (über die fasti consulares dieser Jahre konnte es kaum einen Zweifel geben) durch ein authentisches Zeugnis bestätigt wird. Durch ein julianisches Kalenderbruchstück aus Ostia (NdSc. 1921, 241) mit der Notiz *[A]gon(alia) Ind(igetis)* wird eine frühere Ergänzung von v. Domaszewski (Abh. röm. Rel. 173) bestätigt: Die Existenz des merkwürdigen Gottes *Indiges*, wie man ihn auch deuten mag (eine neue Vermutung von v. Domaszewski im Arch. f. Rel. 20, 1920/21, 79, läßt sich jetzt nicht mehr bezweifeln. — Ein Piratengesetz des Senats vom Jahre 100 v. Chr., das Delphier(?) in ein schauerliches Griechisch übersetzt haben, hat Pomptow herausgegeben (Klio 17, 1921, 170; die Römerinschriften, die im Zusammenhang mit der Befreiung Delphis von der Aetolerherrschaft stehen, sind in demselben und im vorhergehenden Klioband zusammengestellt).

Über die in Saturniern abgefaßte Siegesinschrift des C. Sempronius Tuditanus vom Jahre 129 v. Chr. Birt, Rh. M. 73, 1920, 306.

Handschriftliche Überlieferung: Das kürzlich veröffentlichte Berliner Pergamentblatt mit einem Plautusbruchstück (Cistellaria v. 123 bis 148. 158 bis 182; SPrA. 1919, 468) ist von É. Chatelain in der Académie des inscriptions (nach PhW. 1922, 1098) für eine Fälschung erklärt worden. Die a. a. O. mitgeteilten Eigenschaften der neuen Handschrift, die ohne etwas wesentlich Neues zu bringen, bald mit A, bald mit P übereinstimmt und mit einer aus dem Altertum sonst nicht so verwendeten Purpurtinte geschrieben ist, erwecken kein Vertrauen zu ihr.

Eine für die Textgeschichte des Plautus wichtige Suetonstelle über den Philologen M. Valerius Probus ('legerat in provincia quosdam veteres libellos apud grammatistam, durante adhuc ibi antiquorum memoria necdum omnino abolita sicut Romae') ist, wie Klotz PhW. 1923, 261 zeigt, in einem Punkte mißdeutet worden: grammatista ist der Elementarlehrer, nicht der Grammatiker. Daraus folgt also nur, daß die veteres libelli zur Zeit Suetons aus dem Schulunterricht in Rom verschwunden gewesen sind, nicht etwa aus seinen öffentlichen Bibliotheken (besonders gegen Leo Plaut. Forsch.[2] 23. 28, 3).

Von einem bisher übersehenen codex Vaticanus, und den Vetus-Noten der Handschriften ausgehend hat J. Stroux (Handschriftliche Studien zu Cicero de oratore, Leipzig-Berlin 1921) jetzt für die Textkritik der rhetorischen Schriften Ciceros einen neuen, festeren Grund gelegt. Die Quellen unserer Handschriften sind zwei antike Ausgaben, eine philologisch bearbeitete Textausgabe, die uns leider nur in unvollständigen und fehlerhaften Kopien, den codd. M(utili) erhalten ist, und eine, sagen wir, Volksausgabe, aus der jener 1422 entdeckte, jetzt verschollene L(audensis) stammt, von dem uns gute Abschriften vorliegen; die beste ist eben jener von Stroux herangezogene V(aticanus) 2901. Die Volksausgabe hat oft die Wortstellung, die Pronomina, Modi und Wortformen entstellt, gibt also z. B. für die Erforschung der Clausel-

rhythmen keine zuverlässige Unterlage; dafür hat sie im Gegensatz zu M nicht die Hände mittelalterlicher Schreiber über sich ergehen lassen müssen. 'So entsprechen sich, wenn man L und M vergleicht, die Werte "gut" und "schlecht" übers Kreuz, je nachdem für M und L nach der Textquelle oder nach der Tradition gefragt wird'. Nebenbei gewinnen wir durch die Untersuchung von Stroux 'halblebendige Reste' mehrerer verlorener Rhetoren: Es zeigt sich nämlich, daß Julius Victor (4./5. Jahrh.?) den Cicero- und Quintiliantext bis auf den Wortlaut abgeschrieben hat, so daß die übrigen Teile seines rhetorischen Lehrbuchs auf die anderen von ihm genannten Quellenschriftsteller (unter denen sich der erste germanische Name in der Literatur, *Marcomannus,* findet) mit Wahrscheinlichkeit zurückgeführt werden können. Man spricht von weiteren Entdeckungen, die für die Textgeschichte der rhetorischen Schriften Ciceros wichtig sind. Dazu *J. Martin, Tulliana. Die Vatikanischen Codices zu Cic. de oratore Vatic. Lat. 2901 und Vatic. Palat. 1470. Würzburg, C. J. Becker 1922(?); *A. C. Clark, The Descents of manuscripts. Oxford 1918 (behandelt nach Klotz LZ. 21, 897 auch die Überlieferung von Ciceros Timaeus, Philippicae, De republica). *Petzsch, de M. Tulli Ciceronis orationum textus historia quaertiones selectae. Diss. Greifswald 1922 (Auszug).

In der neuen Ausgabe des bellum Gallicum von Klotz (bibl. Teubn. 1921) ist die β-Klasse stärker als sonst herangezogen worden, deren Text bereits (wie die Praefatio von Klotz zeigt) mehrfach bei Orosius zu erkennen ist. Ein Problem bilden immer noch bestimmte vom Herausgeber verworfene geographische Partien (z. B. 1, 1,5 bis 7; 5,12 bis 14), die H. Philipp LZ. 1922, 794 für echt hält (vgl. auch seinen geographischen Beitrag bei E. Norden, German. Urgeschichte).

Über die Schicksale des codex M hat *B. L. Ulman, The Vatican manuscript of Caesar, Pliny and Sallust and the librarie of Corbie, Philol. Quart. 11, 1922, 17 bis 23 gehandelt (Klotz PhW. 1923, 58).

Echtheitsfragen: Zu den früher einhellig athetierten Schriften gehörte das unter Sallusts Namen überlieferte Schriftenpaar 'ad Caesarem senem de republica' und die gleichfalls unter Sallusts Namen gehende Invective gegen Cicero. Jetzt werden sie vielfach wieder als echt bezeichnet, besonders nachdem Eduard Meyer in einer Beilage seines Werkes 'Caesars Monarchie und das Principat des Pompeius' (3. Auflage, Stuttgart u. Berlin 1922) in den erstgenannten Schriften 'die lebendige Gegenwart atmende' Äußerungen des Zeitgenossen Sallust (S. 571) gesehen und S. 164, 1 die Echtheit auch der Invective zur Erwägung gegeben hat. Ich muß sagen, daß die Rede, die der Verfasser am Schluß der zweiten Schrift nach dem Muster von Platos Kriton der personifizierten 'patria atque parentes' in den Mund legt (Friedrich Levy, BphW. 1920, 1198) und die sonstigen Nachahmungen (vgl. z. B. Kurfeß, PhW. 1922, 165) nicht sallustisch aussehen. Nach Otto Gebhardt (Sallust als politischer Publicist während des Bürgerkriegs. Zwei offene Briefe an Caesar. Diss. Halle 1920) sind für die zweite Schrift nur drei Tage (21. bis 23. Februar 49) als Abfassungszeit denkbar: Wird sich diese letzte schmale Position halten lassen?

Ebenso zweifelhaft scheint mir (trotz Kurfeß, Jahresber. Phil. Ver. 48, 1922, 66) die Echtheit der Invective mit ihren — gelinde gesagt — historischen Ungenauigkeiten, ihrer Polemik gegen die beiden trivialen Ciceroverse ('o fortunatam etc.', 'cedant arma togae etc.'; vgl. Quint. 11, 1, 24) und ihren Anklängen an Cicero (besonders 'filia matris paelex' 2, 1, das wohl eher aus Ciceros Orator 108 als aus der Cluentiana 199 stammt).

Es ist jetzt vielfach Neigung vorhanden (und zwar nicht nur in der klassischen Philologie), frühere Einwendungen gegen überlieferte Verfasserschaften zu beseitigen oder zu ignorieren; ist doch kürzlich fast die ganze Appendix Vergiliana dem Vergil (*Tenney Frank, Vergil, a biography, New York 1922 nach Aly PhW. 1923, 268), die Tragödie Octavia dem Seneca zugesprochen worden (doch vgl. Münscher, Jahresber. Fortschr. Altertumswiss. 48, 1922). Es dürfte in unserem Falle nützlich sein, einmal die sicher fingierten Reden wie die bei Seneca rhetor zu untersuchen und daraufhin die *ἀμφιλεγόμενα* zu prüfen. Daß die Verfassernamen der griechischen Gerichtsreden keineswegs als wirkliche Überlieferung anzusprechen sind, hat kürzlich Wilamowitz gezeigt (Hermes 58, 1923, 68).

Ältestes Schriftwesen in Rom: Mit Hilfe astronomischer Berechnungen hat K. J. Beloch der Überlieferung zwei feste Daten abgewonnen (Hermes 57, 1922, 119f.): Am 7. Mai 303 v. Chr. trat der reformierte Kalender des Cn. Flavius, des Freigelassenen des Appius Claudius Caecus in Kraft und am 13. Juni 288 v. Chr. fand die erste Sonnenfinsternis statt, die die pontifices in den annales maximi verzeichneten und die Ennius in seinem Nationalepos erwähnt hat (bei Cicero rep. 1, 25, wo zu schreiben ist 'anno quinquagesimo fere CCC⟨C⟩ post Romam conditam'). Daraus ergibt sich, daß die tabulae pontificum nicht später als 288 v. Chr., aber nicht früher als 296 v. Chr. begonnen worden sind, weil die Sonnenfinsternisse der Jahre 310 und 297 in ihnen noch keine Aufnahme gefunden haben. Vielleicht hängt ihre Publikation mit der lex Ogulnia zusammen, die dann ins Jahr 296 v. Chr., nicht (wie es in unserer Überlieferung geschehen ist) ins Jahr 300 v. Chr. zu setzen wäre. Über die Bedeutung der Kalendae, Nonae, Idus und die Bezeichnung der Monatstage A. H. Salonius, Zur römischen Datierung, Annales Academiae Fennicae Ser. B. Tom. XV. N:o 10 (Helsingfors 1922).

Das Vertrauen zu den Fasten und die annalistische Tradition ist durch die Forschungen der letzten Jahre gefestigt worden. Entstellungen der Fasten sind freilich seit alter Zeit verübt worden (so hat jemand zu politischem Zweck ein Censorenpaar unter dem Jahr 253 v. Chr. eingeschwärzt), aber 'die alten Annalisten sind nicht die bösen Fälscher gewesen, sondern haben der alten Verfälschung gegenüber eine Art von historischer Kritik geübt, freilich nach höchst primitiver Methode' (Münzer, Hermes 57, 1922, 134). Auch in der vielverhandelten Frage über das Alliaschlachtfeld scheint die Liviustradition, die es auf dem linken Tiberufer ansetzt, wo auch die Allia fließt, zu zu ihrem Recht zu kommen, der Bericht des Diodor hierüber wäre dann

(wie auch über Appius Claudius Caecus) nicht genau (Kromayer, Abh. Sächs. Ak. 34, 5, 1921; gegen ihn Laqueur, PhW. 1921, 861, Konrad Lehmann PhW. 1922, 433).

Die Frage, ob und wie weit das römische Schrifttum unter griechischem Einfluß steht, erhebt sich schon bei den ältesten Rechtsurkunden. Die XII Tafeln sind wohl, wie ihre Fremdwörter, Bedeutungslehnwörter und ihr Satzbau verraten, einem unteritalischen Rechtsbuch nachgebildet (Wilamowitz, Griech. Verskunst, Berlin 1921, S. 31, 3, Jefferson Elmore, The purpose of the decemviral legislation, Class. Philol. 17, 1922, 128), die Weisungen des Senatusconsultum de Bacchanalibus vielleicht einer Verordnung des Ptolemaeus Philopator (Cichorius, Römische Studien, Leipzig-Berlin 1922, S. 21). Die Bestimmungen des in der Überlieferung auf 493 v. Chr. datierten foedus Latinum (bei Dion. Hal. Ant. 6, 95) sollen nach Rosenberg, Hermes 55, 1920, 337 einer großgriechischen ἰσοπολιτεία des 3. Jahrhunderts entnommen sein; ich glaube freilich nicht, daß der Beweis gelungen ist. In den sententiae des Appius Claudius Caecus hatte man Umbildungen griechischer Komödiensprüche gesehen: Lejay, Rev. Phil. 44, 1920, 127 f. tritt für die Bodenständigkeit dieser alltäglichen Weisheit ein.

Um Rätsel, die uns die italischen Elemente der altrömischen Literatur aufgeben, haben sich Birt, Zu den axamenta der Salier, PhW. 1922, 332, Kalinka, die Heimat der Atellane (nach K. Etrurien), PhW. 1922, 571 und F. Muller, Zur Geschichte der römischen Satire, Philol. 78, 1923, 230 bemüht. Mit Recht hebt Muller die sprachlichen Schwierigkeiten hervor, die, so lange sie nicht behoben sind, verbieten sollten, die Ableitung *satura* von *satur* nachzusprechen. Vielleicht stammt 'Satire' aus einer nichtlateinischen Sprache Italiens wie so manche Wörter und Namen der Bühnenkunst. *B. L. Ullman, The present status of the Satura question, Studies in philology 17, 1920, 379 bis 401.

Das Wesen des saturnischen Verses ist immer noch nicht ergründet, trotzdem werden Versuche gemacht, mit Hilfe hypothetischer Gesetze die überlieferten Verse zu messen und zu ändern (z. B. PhW. 1922, 1126).

Die Nobilität als Schöpferin und Trägerin der Prosaliteratur. Biographisches: Es gibt keine Literatur des Altertums, wohl auch nicht späterer Zeiten, die so unmittelbar aus dem politischen Leben erwachsen ist, wie die römische Kunstprosa der Republik. Denn die Männer, die die geschichtliche Überlieferung bewahrt und weitergebildet haben, haben nicht wie Livius oder Dionys von Halikarnaß die Geschicke des Reichs gewissermaßen als Zuschauer betrachtet, sondern haben diese als hohe Staatsbeamte, oft auch als Feldherrn, oder wenigstens als Mitglieder des Senats selbst mitbestimmt. Ähnliches gilt von den Rednern, unter denen Persönlichkeiten wie Lysias und Isokrates fehlen, ja selbst die Fachliteratur, besonders die juristische, liegt ursprünglich in den Händen der Nobilität. Bei Cato und L. Piso, C. Fannius, M. Scaurus und P. Rutilius Rufus läßt sich nicht immer die laudatio oder die Darstellung eigener Taten und Erlebnisse von der allgemein römischen Geschichtsschreibung scheiden, die Staatsrede fällt oft mit der Rede in eigener

Sache zusammen (Münzer, Adelsfamilien 391). Erst in den letzten Jahrzehnten der Republik finden wir Leute ohne Stand und Adel wie Q. Claudius Quadrigarius, L. Valerius Antias und L. Aelius Stilo unter den namhaften Prosaschriftstellern, aber diese pflegen im engsten Verkehr mit Aristokraten zu stehen. So erklärt sich der im ganzen einheitliche Charakter der römischen Kunstprosa in ihren Tendenzen wie in ihrer Sprache, deren grammatische Gleichförmigkeit gerade dem auffällt, der die Stilverschiedenheiten und die kleinen Neuerungen und Besonderheiten mustert, die alte und moderne Philologen beobachtet haben, vgl. z. B. Marouzeau, Pour mieux comprendre les textes Latins. Essai sur la distinction des styles, Rev. Phil. 45, 1921, 149 (besprochen werden die Belege für die Stilarten im Auct. Her., eine Erzählung des Quadrigarius in der Bearbeitung des Livius, Terenz in den Prologen und in den Stücken); Norden, German. Urgesch. S. 85, 1 über den Gebrauch von *non alienum est* und *situs* beim Auct. Her.; W. Kroll, Satura Viadrina altera, Breslau 1921, S. 31 über die Stellung von *esse*; E. Hartlieb, de nonnullis vocibus indeclinabilibus (pondo, quodsi, adversus), diss. Vratislav. 1921.

Die innerpolitischen Verhältnisse im alten Rom haben wir uns wohl bisher zu einfach gedacht. Mindestens seit der Zeit der licinisch-sextischen Rogationen haben sich die Patrizier und die Plebejer nicht mehr wie zwei Parteien gegenübergestanden. Vielmehr haben sich oft patrizische Familien mit einflußreichen plebejischen, haben sich einheimische mit eingewanderten Geschlechtern zu Factionen zusammengeschlossen, die z. B. in Verschwägerungen und Wahlbündnissen sichtbar werden. Solche politische Verständigung fällt mit unter den weiten Begriff der *amicitia* (Cic. fam. 5, 7). Man mag diese politischen Gruppen als Parteien bezeichnen, muß sich aber dabei bewußt sein, daß sie vielmehr durch bestimmte Persönlichkeiten und ihre Sonderbestrebungen zusammengehalten worden sind als durch irgendwelche sozialen Ideen oder durch Berufsinteressen, daß sie sich also von den Parteien moderner Staaten durchaus unterscheiden. Die aus solchen Adelsgruppen gebildete Nobilität, die sich freilich niemals ganz streng gegen das Volk abschließen konnte, hat durch die Magistratur und den Senat, dank ihrer Tradition und dank der Organisation der Centuriat- wie der Tributcomitien die römische Republik beherrscht, so daß deren Verfassung zu allen Zeiten als Oligarchie, nicht als Demokratie bezeichnet werden muß.

Den Werdegang der römischen Nobilität hat F. Münzer in den Geschicken der wichtigsten Geschlechter seit den Kämpfen um das plebejische Konsulat bis zum Ende der Republik verfolgt (Römische Adelsparteien und Adelsfamilien, Stuttgart 1920), über die römische Gesellschaft zur Zeit Ciceros orientiert gut M. Gelzer, NJb. 45, 1920, 1. Wie wenig zutreffende Vorstellungen über die politischen Gegensätze verbreitet gewesen sind, zeigt die Mißhandlung unserer Tradition über Appius Claudius Caecus, die doch nichts Unmögliches berichtet: Daß er volksfreundliche Reformen durchführte, steht nicht im Widerspruch damit, daß er Ansprüche plebejischer Nobiles auf das eine Konsulat bekämpfte (richtig P. Lejay, Rev. Phil. 44, 1920, 91). Auch die politische Wirksamkeit der Gracchen, die, wohl von griechischen Staatsidealen er-

füllt, die römische Verfassung erschütterten, hat jetzt besser als früher beurteilt werden können (v. Stern, Hermes 56, 1921, 229). Caesar, der Politiker und Staatsmann, hat eine kluge für den weiteren Kreis der Gebildeten bestimmte Biographie erhalten (M. Gelzer, Stuttgart und Berlin 1921). Eine Fülle biographischer und genealogischer Daten ist in dem genannten Werke von Münzer gewonnen[1]), erwähnt sei hier nur die Schilderung des Verhältnisses des großen Caesar zu Servilia, der Mutter seines Mörders Brutus und die Hypothese, daß die Sempronia der catilinarischen Verschwörung eine Tochter des C. Gracchus gewesen sei. Für eine Biographie Varros sind von Cichorius a. a. O. neue Ergebnisse erarbeitet worden: Er ist ein Nachkomme des durch die Cannaeschlacht bekannten Emporkömmlings, der sein Cognomen einer Heldentat über einen illyrischen Feind dieses Namens verdankt, die menippeïschen Satiren fallen, wenn C. recht hat, in die Zeit vom Ende der 80er Jahre bis kurz nach 67, die logistorici in die Zeit seines Alters[2]), Beziehungen zu Sallust (im Pius de pace) und zu den Aelii Tuberones (in dem nach ihrem berühmten Geschlechtsgenossen Catus genannten logistoricus) werden behandelt. Eine große, wissenschaftlich fundierte und feinsinnige Cicerobiographie hat Torsten Petersson dem englischen Publikum geschenkt (University of California Press, Berkeley 1920); deutschen Philologen gibt die gedankenreiche Besprechung von Reitzenstein DL. 43, 1922, 361 f. eine gewissse Entschädigung. Gleichfalls auch für Nichtphilologen bestimmt ist die Rektoratsrede von R. Helm (Cicero. Seine Werke im Rahmen seines Lebens. Rostock 1922, 27 S.), in der besonders der Patriot in Cicero gewürdigt wird. Auch Gaius Verres hat seinen Biographen gefunden (*F. H. Cowles, Cornell Studies in Class. Phil. Nr. XX), ebenso Titus Pomponius Atticus (*Alice Hill Byrne. Diss. Bryn Mawr, Pennsylvania 1920.). Neues zu Lucilius bei Cichorius a. a. O.

*Tenney Frank (über Cicero und die poetae novi) Am. J. Phil. 40, 1919, 396. Catharine Saunders, The *Παλινῳδία* of Cicero, Class. Phil. 14, 1919, 201. *T. Rice Holmes, Ciceros Palinodia and questions therewith connected, Class. Qu. 1920, 39.

Es ist ein kleiner Kreis vornehmer Familien, die von Rom aus die Welt beherrschen, und wir kennen ihn dank reicher Überlieferung und dank eindringender Forschung wenigstens im 1. Jahrhundert v. Chr. recht gut. Als Beispiel diene die unlängst gefundene Liste der Offiziere eines römischen Heeres aus dem Bundesgenossenkrieg, die uns eine Bronzetafel des Jahres 89 v. Chr. erhalten hat (CIL. I^2 709 und p. 714): Unter den 59 Namen gibt es nur ganz wenige, an die der kundige Erklärer nicht eine kleine Genealogie und Biographie geknüpft hat (Cichorius a. a. O. 130) und auch das Fehlen des berühmtesten Namens,

[1]) Über die Verlobung eines sonst unbekannten Servilius Caepio mit Caesars Tochter Julia Cichorius, Festgabe für v. Bezold (Bonn-Leipzig 1921), 59.

[2]) Vgl. dazu freilich die kritischen Bemerkungen von Jacoby DL. 43, 1922, 1017 und Münzer NJhb. 51, 1923, 36; unter dem Pius in dem logistoricus Pius de pace hat Norden bei Ed. Meyer, Caesars Monarchie[3] S. 587, 3 Q. Caecilius Metellus Pius Scipio, den Schwiegervater des Pompeius verstanden. Die offenbar dagegen gerichtete Bemerkung von C. a. a. O. 229, 1 ist nicht durchschlagend.

M. Tullius Cicero, den man in dieser Liste erwarten sollte, hilft dazu die Lebensgeschichte des großen Redners in einem Punkte zu ergänzen. Ciceros Trostbrief an L.[1]) Titius fam. 5, 16 rührt uns mehr, seit uns der Adressat und sein trauriges Schicksal (er hat zwei blühende Söhne verloren, die pompeianische Centurionen im Bürgerkrieg hingerichtet haben) näher bekannt geworden ist. Der Caesarbrief mit dem berühmten 'veni vidi vici' war an C. Matius gerichtet, der uns durch sein wundervolles Schreiben, mit dem er sich nach Caesars Ermordung Cicero gegenüber rechtfertigt (fam. 11, 27) vertraut ist. Auch dies sind Ergebnisse des Buches von Cichorius.

Geschichtsforschung und Philologie, die überall auf einander angewiesen sind, müssen sich auf dem Gebiete der römischen Republik besonders eng verbinden. Das veranschauliche schließlich noch die Rektoratsrede R. Heinzes (vom 31. Oktober 1921, Leipzig) 'Von den Ursachen der Größe Roms.' Kein Volk von Denkern und Dichtern, arm an Phantasie, auch nicht eigentlich religiös haben die Römer durch ihren Machtwillen und die unbedingte Hingabe an ihre respublica die Herrschaft über Italien und die Mittelmeerländer errungen. Roms Schicksal war der Wille des Volkes selbst. Diesen im Vergleich etwa mit den Athenern einheitlichen Charakter der Römer in der Periode ihres Aufstiegs (bis zum Ende des 2. punischen Krieges) glaubt Heinze aus ihren Taten, aus der Analyse des späteren Römertums, das besonders in der Zeit des Augustus sich auf seine große Vergangenheit besinnt, und aus seiner Sprache erfassen zu können, was lehren z. B. nicht alles die Worte *respublica, magistratus, imperium, disciplina!* Im strengen Sinne aber treffen jene so erfaßten Eigenschaften nicht auf das römische Volk als Ganzes, sondern auf seine Nobilität zu: Denn in Rom hat der Beamte regiert und das öffentliche und private Recht geschaffen, nicht das Volk wie in Athen; der Nobilität, die eben von von jenen Beamten gebildet wurde, gehören wenigstens in erster Linie die großen Taten in Krieg und Frieden an, ihr eigen ist auch die Sprache der öffentlichen Urkunden und der Kunstprosa. Die Frage der Individualität der Völker findet jetzt viel Interesse, aber nicht immer sachkundige Behandlung; da sollte Heinzes schöne Schrift auch Versuchen, die auf anderen Gebieten unternommen wurden, den Weg weisen.

Rekonstruktion, Erklärung und Datierung der Texte: Die historischen Fragmente des naevianischen bellum Punicum sind in dem inhaltreichen Buche von Cichorius zum ersten Mal sachkundig interpretiert und nach den Ereignissen des Krieges bestimmt worden. Einige von ihnen hat gleichzeitig E. Täubler behandelt, der in wesentlichen Punkten zu ähnlichen Ergebnissen gelangt ist (Hermes 57, 1922, 156). Von allgemeinem Interesse (Einzelheiten können auch hier nicht gegeben werden, so gern dies gerade der philologische Berichterstatter tun würde) sind die Vermutungen von C., daß Naevius seinen Stoff auch dem Philinus verdankt, der den Krieg vom Standpunkt der Karthager aus gesehen hat. Der Dichter scheint ihn ohne Nationalhaß

[1]) So, nicht T. (bell. Afr. 57, 1. Münzer NJhb. a. a. O. 35, 2).

zu schildern; allerdings verdunkelten seine Verse über die römische Kriegserklärung ein wenig den Vertragsbruch und Überfall, mit dem die Römer die Feindseligkeiten eröffnet haben.

Daß Ennius den 1. punischen Krieg in seinem Nationalepos übergangen habe, ist bekanntlich durch Cicero bezeugt; Vahlen hat es trotzdem bestritten. *E. M. Steuart, Class. Quart. 13, 113 vgl. BphW. 1920, 852 bringt wie vor ihm Norden (Ennius und Vergilius, Lpz. Bln. 1915) das Zeugnis Ciceros, der gewiß seinen Ennius gut kannte, wieder zu Ehren, weist aber, anders als der deutsche Forscher, dem VII. Buche die Ereignisse des Pyrrhuskrieges zu. Vermutungen über ennianisches Gut bei Livius, über das Stadtgründungsaugurium u. a. bringt Sigwart, Klio 17, 1921, 16.

Reste einer vom bellum Gallicum und bellum civile unabhängigen wertvollen Überlieferung sind in den commenta Bernensia zu Lucan entdeckt worden. Wir verdanken ihr Nachrichten über die 10 Legaten Caesars mit proprätorischem Rang, die ihm der Senat auf Grund der Vereinbarungen von Luca bewilligt hat (Münzer, Klio 18, 1922, 200; die mehrfach behandelte Stelle bei Dio 39, 25,1 wird hierdurch berichtigt) und über die Belagerung von Massilia. Letztere stammen, wie Cichorius a. a. O. 261 gezeigt hat, aus einem Werke über den Bürgerkrieg, das ein älterer Zeitgenosse des Livius, Cornutus, verfaßt hat (vermutlich identisch mit C. Caecilius Cornutus, praetor 57 v. Chr.).

Ein anderer (M.) Caecilius Cornutus, vielleicht Prätor im Jahre 43 v. Chr., hat tabulae catasterismorum seines Vaters, vermutlich eine bisher unbekannt gebliebene lateinische Bearbeitung der Sternsagen, herausgegeben; das Zeugnis hat Cichorius a. a. O. 267 durch Heilung einer korrupten Charisiusstelle gewonnen.

*E. Buhla, de P. Terentii Varronis (Atacini) vita et scriptis quaest. novae, diss. Jen. 1921 (Auszug). — *F. Kredel, Titi Pomponi Attici epistularum fragmenta et vestigia, diss. Giss. 1922 (Auszug). — *J. Sajdak, Quaestionum Lucilianarum specimen (aus den 'Charisteria in honorem C. Morawski', Cracoviae 1922).

Größere Beiträge zur Textherstellung und Sprache haben gegeben: H. Diels, der leider die Vollendung seiner (demnächst bei Weidmann erscheinenden) Lucrezausgabe nicht mehr hat erleben können, in seinen Lucrezstudien I—V (SPrA. 1918—1922); Hidén, Smärre anmerkninger vid Lucretius 'de rerum natura', Översikt Finsk. Vet.-Soc. Förhandl. 62 (1919—1920) B, 1 (Sprachliches); Hauler zu Sallusts Rede des Lepidus und zu einem aus dem Frontopalimpsest entzifferten Bruchstück aus einer selbständigen Rede (?), Wien. Stud. 40 (1918), 171 f.; Hauler zu Ciceros Somnium Scipionis ebd. 42 (1920/21), 90. 182; Boas, zu Cicero rep. III fr. 4 Ziegler (über Sardanapalus); Gurlitt Tulliana (zu den Atticus- und Quintusbriefen Philol. 76, 293); Lafaye, Notes critiques et explicatives sur Catulle, Rev. Phil. 46, 1922, 56; *W. Kohlschmidt in seiner Dissertation 'de scriptorum testimoniis quae ad Varronis Rerum Rusticarum libros pertinent', Jena 1919; O. Wagner, Hermes 56, 1921, 439 f. PhW 42, 1922, 403 f. zu Cornelius Nepos.

Puttfarken, das Asyndeton bei den römischen Dichtern der archaïschen und klassischen Zeit. Diss. Kiel 1920 (Auszug). *Schmitz, De inversione coniunctionum et pronominum apud poetas inde a Lucilio. Bonn 1921 (Auszug).

Ein für die Atellane wertvolles Datum ergibt sich aus einer Kombination von Cichorius a. a. O. Dieser identifiziert nämlich den im Auctoratus des Pomponius genannten Memmius mit dem durch Sallust berühmten Feind der Nobilität C. Memmius, der 100 v. Chr. ermordet worden ist. Dann fällt jene Atellane, in der der Dichter augenscheinlich den lebenden Memmius angreift, spätestens in dieses Jahr. Der angebliche Atellanendichter Aprissius ist verdientermaßen von Cichorius a. a. O. aus der Literaturgeschichte gestrichen, der Mirabilienschreiber Trebius Niger aus dem 2. Jahrh. v. Chr. ins 1. Jahrh. n. Chr. verwiesen worden.

Die Abfassungszeit von Ciceros Brutus und von den Paradoxa Stoïcorum läßt sich jetzt genauer als bisher bestimmen. Denn aus der Widmung der Paradoxa an Brutus, die P. Gröbe herangezogen hat (Hermes 55, 1920, 105) ergibt sich, daß die Schrift Brutus nicht lange vor den Paradoxa verfaßt ist und daß diese in die zweite Hälfte des Winters fallen ('accipies igitur hoc parvum opusculum lucubratum iam his contractioribus noctibus quoniam illud maiorum vigiliarum munus in tuo nomine apparuit'). Demnach fallen innerhalb des durch die sonstigen Indizien gegebenen Zeitraums die Veröffentlichung der Paradoxa in die Zeit 2.—21. Februar 46 v. Chr. berichtigten Kalenders, die des Brutus in die beiden Monate vorher.

Die Entstehung des literarischen Kunstwerks: Daß die römische Komödie noch nicht 40 Jahre nach der bezeugten ersten Aufführung eines Schauspiels in Rom (Cic. Brut. 72) schon fertig vor uns liegt, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der antiken Literaturgeschichte. Wie sind die Römer in so kurzer Zeit zu einer eigenen, von der griechischen stark abweichenden dramatischen Technik gelangt, die in Sprache, Prosodie und Metrik, Zeichnung der Personen und Gestaltung der Szenen bisher keinen Fortschritt in sich selbst hat erkennen lassen, so daß es immer noch unmöglich ist, ohne bestimmte Zeugnisse und sachliche Indizien die Jugend- und die Altersstücke des Plautus zu unterscheiden? Wir müssen wohl mit einer jener offiziellen Aufführung vorausliegenden längeren Vorgeschichte des römischen Schauspiels rechnen, und von dieser finden sich auch wohl Spuren in unserer Überlieferung: Eine, freilich auf Bedenken stoßende Vermutung von Cichorius a. a. O. (vgl. Münzer, NJhb. 1923, 37) bringt nicht nur das Kultlied des Livius Andronicus, sondern auch dramatische Aufführungen in Zusammenhang mit der neu eingeführten Säkularfeier des Jahres 249 v. Chr., rückt also das Geburtsjahr der römischen Literatur etwas hinauf, und jener berühmte Bericht bei Livius VII 2 über die ersten im Jahre 364 gefeierten ludi scaenici in Rom hat seit Reitzenstein NGWG. 1918, 257 mehr Glauben gefunden als früher.

Nachdem Leo in seinen Plautinischen Forschungen das Verhältnis des italischen Dichters zu seinen Originalen auf breiter Grundlage untersucht hatte, sind die großen Menanderfunde gemacht worden, die, uns erst ein rechtes

Bild von der Kunst der νέα gegeben haben. Zwar ist unter ihnen noch kein sicher zu erkennendes Fragment einer Komödie, die Plautus bearbeitet hat, gefunden worden, aber es ist die Möglichkeit gegeben, durch Zusammenstellung und Vergleichung des Verwandten das typisch Atttische und das typisch Plautinische zu erkennen. Nach dieser Methode hat Ed. Fränkel, Plautinisches im Plautus (Philol. Untersuchungen hgg. von Wilamowitz H. 28, Berlin 1922) die Umgestaltung der attischen Originale durch Plautus behandelt. Es ergibt sich, daß auch Leo seine dichterische Selbständigkeit unterschätzt hat. Gerade griechisch Scheinendes erweißt sich oft als plautinisch: So verraten sich die mythologischen Schmuckglieder (die bei Menander fast fehlen) teils durch grobe Verwechslungen (wie beim *aper Aetolicus*, den Hercules bezwingt, im Eingang des Persa teils durch die Art ihrer Einführung *(superavit dolum Troianum atque Ulixem Pseudolus)* als Zutaten des Plautus; aus eigenem hat er die (zu einem Wortspiel benutzten) *ludi* in Nemea und Olympia, die Maler Apelles und Zeuxis, den *canis Laconicus* (mit der *vestis Laconica*), das *thermipolium* u. a. eingefügt. An die Stelle der ἰχθυοπῶλαι und attischen Delikatessenhändler sind die Fleischer getreten, an die Stelle der eleganten attischen demi-monde die *meretrices* und ihr *lupanar*, der Sklave hat bei Plautus die Hauptrolle erhalten. Plautinisch ist die Verselbständigung der Szenen, die auch durch den Wechsel der Metra voneinander abgehoben werden, plautinisch sind die Cantica: Diese stammen (es ist dies wohl das schönste Ergebnis in Fränkels Buch) nicht aus einem hypothetischen hellenistischen Singspiel, sondern aus der lateinischen Tragödie und gehen in letzter Linie auf die Bühnenlieder des Euripides zurück. Je deutlicher die Art des plautinischen Dichters wird, um so weniger aussichtsreich scheinen mir die Versuche, mit Hilfe der Analyse einigermassen zutreffende Bilder der Originale zu gewinnen oder innerhalb der einzelnen Szene Plautinisches und Attisches zu scheiden. In der Casina sagt uns der Prologdichter, wie Plautus mit Handlung und Personen seines Originals umgesprungen ist; auch die Asinaria kann nur eine recht freie Umdichtung sein, wenn der im Prolog durch die ältesten Handschriften gewährleistete Titel des Originalstückes *Onagros* 'der Wildesel', wie ich glaube, zu recht besteht (die Vulgata hat dafür das Unwort *Onagos* eingesetzt; K. Meister, Festschrift für Bezzenberger, Göttingen 1921, S. 103).

Auch bei Terenz, der doch den attischen Charakter seiner Vorlagen viel weniger verwischt, ist es schwer, die Handlung des Originals in allen Hauptzügen wieder zu erkennen, selbst da, wo er uns bestimmte Angaben über seine Eingriffe macht wie im Eunuchus (Jachmann, NGWG. 1921, 69; Wüst PhW. 1922, 841). Wertvolle Stützen für Untersuchungen über Abhängigkeit oder Eigenart des lateinischen Dichters geben gelegentliche Mitteilungen über die Originale und aus diesen zitierte Verse, die wir bei Donat finden; einen solchen hat Havet aus Donat zu Ter. Ad. 43/44 hergestellt: τὸ μακάριον τὸ πάνυ γαναῖκ' οὐ λαμβάνω (Rev. Philol. 45, 1921, 86). —

Die beliebte Komödienszene, in der ein Angegriffener die Umstehenden um Hilfe anruft (das Motiv entstammt der griechischen Tra-

gödie), veranschau. cht uns feste Rechtsformen, die W. Schulze SPrA. 1918, 481 in einer Völker und Zeiten umspannenden Untersuchung erläutert hat.

*Brakmann, Plautina, Mnemos. 47, 301 (u. a. Datierg. des Poenulus auf Anfang 187, vgl. BphW. 1920, 544. — *F. W. Hall, Nuances in Plautine metre, Class. Quart. 15, 1921, 99f. — *Klingelhoefer, de scaenicis Romanorum originibus, diss. Münster 1922. — Wysk, die Gestalt des Soldaten in der griech.-röm. Komödie, Auszug aus einer Giessener Dissertation 1921. — *Stotz, De lenonis in comoedia figura. Diss. Giss. 1920. Darmstadt.

Abhängigkeit der römischen Literatur von der griechischen ist in besonders starkem Maße gerade da zutage getreten, wo viele es am wenigsten gedacht hatten, in Catos de agricultura (Leo, R.L. I 270). Der nationalstolze Römer scheint es nicht verschmäht zu haben, zahlreiche Rezepte für Mensch und Vieh aus griechischen Büchern abzuschreiben. Jedenfalls ist jetzt einwandfrei nachgewiesen, daß Teile des uns vorliegenden Hausbuches zwei neupythagoreïschen Schriften entnommen sind. Diesen eigen ist die uns befremdliche Verquickung der Landwirtschaft mit Medizin, Kochkunst und Zauberei; ihnen entstammt die Königin der Heilkräuter, die *brassica Pythagorea* (c. 157), die hier etwa dieselbe Rolle spielt wie bei den merovingischen Franken der Speck (Anthimus c. 14). So erklären sich jetzt auch einige Kapitelüberschriften (c. 110 odorem deteriorem demere vino, c. 115, 2 vinum ad alvum movendam concinnare) durch recht äußerliche Nachahmung griechischer durch *ὥστε* oder *ὡς δεῖ* eingeleiteter Titel. Da der Verfasser der einen Quellschrift, der Mendesier Bolos, um 200 v. Chr. in Alexandria gelebt hat, wird Catos Buch in die Zeit nach seiner Censur (183 v. Chr.), vielleicht erst in die letzten Jahre seines Lebens fallen. Diese Entdeckungen hat Wellmann, Abh. PrA. 1921, Phil.-hist. Kl. Nr. 4, gemacht; es fehlt freilich noch der Beweis, daß die betreffenden Abschnitte wirklich von Cato selbst und nicht von einem Bearbeiter seines Buches stammen (Norden, Einl. Altertumswiss. I^2 335).

*W. E. Heitland, Agricola. A study of agriculture and rustic life in the greco-roman world from the point of view of labour. Cambr. 1921, X, 492 S. — A. Hauger, Zur römischen Landwirtschaft und Haustierzucht. Hannover 1921, VII, 134 S. (Von einem Tierarzt, auch für weitere Kreise geschrieben.)

Hat Cato auch die beiden Reiterbücher Xenophons gelesen und auf seine Schriftstellerei wirken lassen (Münscher, Xenophon in der griechisch-römischen Literatur, Philologus Suppl. XIII 2, Lpz. 1920)?

Daß im Gegensatz zu den von zahlreichen Dichtern gepflegten Gattungen der griechischen Poesie, die ihre festen Stile, ihre feste Technik haben, sich im Latein alles auf die Personen reduziert, hat kürzlich Wilamowitz ausgesprochen (Griech. Verskunst, Bln. 1921, S. 42, 1). Es gibt, meint Wilamowitz, keine lateinische Satire, es gibt nur Lucilius, Horaz, Persius, Juvenal, die klassische lateinische Prosa ist Cicero usw. Und doch sind die Gattungen auch für die Entstehung der römischen Literaturwerke von größter Bedeutung, es gilt nur, sie (oder die Elemente, aus denen sie gebildet sind) in die griechischen *γένη* einzuordnen.

Über Lucilius, die antike Theorie der Nachahmung, die Abhängigkeit des Lucilius von den griechischen Satirikern Fiske, Lucilius and Horace (Madison 1920). Caesars Werk de bello Gallico ist, so glauben manche, auf Grund seiner an den Senat gesandten Berichte entstanden, wir können uns von ihnen nach den amtlichen Mitteilungen Ciceros über seine Unternehmungen in Cilicien oder nach dem Communiqué des Königs Ptolemaeus III. Euergetes über den syrischen Krieg 247/6 eine Vorstellung machen; von dem Bericht des Q. Catulus über seine schweren Kämpfe mit den Cimbern hat Fronto einen Schatten erhalten (Cichorius a. a. O. 102). Wie Cato der Darstellung seines spanischen Feldzugs 195 v. Chr. vermutlich seinen Bericht an den Senat zugrunde gelegt hat, so hat Caesar es mit seinen commentarii getan, die er im Winter 52/1 redigierte. Manches wurde geändert (so die Darstellung in der 1. Person), die genauen Kalenderdaten wurden weggelassen, direkte Reden wie die des Critognatus VII 77 eingelegt, aber im ganzen blieben doch jene Berichte so gut wie unverändert erhalten und damit manches zur Lage des Winters 52/1 nicht mehr recht passende (so die ängstliche Begründung der Operationen gegen die Helvetier und Ariovist). Die kurze Skizze über die Sueben (IV 1,3—3,4) gehörte zu dem offiziellen Schreiben des Jahres 55 v. Chr., die damit zum Teil wörtlich übereinstimmende ausführliche Charakteristik der Kelten und Germanen (VI 11—24) ist in das Gesamtwerk eingelegt worden. Caesar schreibt in diesen und ähnlichen Partien in den festgeprägten Formen der antiken Ethnographie; seine Abhängigkeit verrät gleich der erste Satz 'Gallia est omnis divisa in partes tres', ähnlich haben sich Timagenes bei Dion. Hal. 14, 1, 4 (*κοινῷ δ' ὀνόματι ἡ σύμπασα πρὸς Ἑλλήνων καλεῖται Κελτική*) und Posidonius bei Diodor 5, 24, 3 (*ἀφ' ὧν ἡ σύμπασα Γαλατία προσηγορεύθη*) ausgedrückt, und Caesar hat sich ihnen angeschlossen, obwohl das typische 'omnis' auf seine Gallia nicht recht paßt. Trotzdem zeigt er auch als Beschreiber der Länder und Völker seine Originalität: Während Posidonius die Ähnlichkeit der Kelten und der Germanen betont zu haben scheint, hat Caesar wohl mit aus politischen Erwägungen heraus die Verschiedenheiten hervorgehoben. — Die hier skizzierten Gedanken stammen aus dem Werke von Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania. Lpz. Bln. 1922[2]. Norden hat hier auch die Fragen, die die keltisch-germanischen Grenzstämme bieten, geprüft und hat sich dafür entschieden, auf Grund der meisten antiken Angaben die Belgae den Kelten zuzuweisen, und wirklich läßt sich manches dafür anführen, daß in dem entgegenstehenden Zeugnis (die Gesandten der Remi behaupten 'plerosque Belgas esse ortos a Germanis', bell. Gall. 2, 4, 1) die Wahrheit absichtlich entstellt ist. Dazu Wissowa, NJhb. 47, 1921, 14.

Eine Quelle über die Kelten ist bisher noch kaum herangezogen worden: Das nationale Epos, dessen Anfänge bis in die vorchristliche Zeit hinaufreichen. Es braucht uns jetzt nicht mehr ein verschlossenes Gebiet zu sein, denn die Ulter-Sage ist mit einer hochwillkommenen Einführung in das alte Irland und seine Dichtung von Thurneysen auch dem Fernerstehenden zugänglich gemacht worden (Die irische Helden-

und Königssage bis zum 17. Jahrhundert, Halle 1921). Die *clientes obaeratique* des Helvetiers Orgetorix hat Th. a. a. O. 77 den 'freien' und 'unfreien Genossen' der Iren verglichen, die als Zinsbauern oder als Verschuldete in Abhängigkeit von adligen Herren leben, und so werden gewiß auch andere Nachrichten Caesars (auch die in den bestrittenen Abschnitten wie bell. Gall. 5, 12—14), z. B. die über die britannischen Wagenlenker und die Druiden durch die Erzählungen der keltischen Dichter geprüft, ergänzt und anschaulicher gemacht werden können.

*A. Kappelmacher, das Wesen der antiken commentarii und der Titel von Caesars Gallischem Krieg, Wiener Blätter für den altsprachlichen Unterricht I (1922). — Alfred Schröder, de ethnographiae antiquae locis quibusdam communibus. Halle 1921.

In Ciceros Studien und Vorarbeiten zu seinen theoretischen Schriften führen zwei Abhandlungen von Münzer ein ('Über die geschichtlichen Beispiele der consolatio', Römische Adelsparteien S. 376, und 'die Fanniusfrage', Hermes 55, 1920, 427). Er hat die Persönlichkeiten, mit deren Schicksalen er sich tröstet und mit denen er auch später die Lehren der griechischen Denker belebt hat, wie z. B. Rutilia, die Schwester des Stoïkers P. Rutilius Rufus und Mutter des Redners C. Aurelius Cotta (cos. 75), den Schlußpartien von Reden entnommen, die er als Muster gerichtlicher Verteidigungskunst studiert hatte. So verdankt er auch die Kenntnis der Taten und der Persönlichkeit des alten Cato mehr seinen Reden als historischen Darstellungen (dasselbe gilt für Livius; Röm. Adelsparteien S. 192, 1). Wir können öfters die rhetorische Kunst beobachten, mit der er die Situationen ausgestaltet und die Namen beseelt hat. Welche Schwierigkeiten ihm die vielen Homonymen der römischen Nobilität machten und wie sorgfältig er zu scheiden suchte, zeigt sein Versuch, in die Fannii Klarheit zu bringen. Es ergibt sich, daß die Nachrichten über den Annalisten wie über den Gracchusgegner, den Schwiegersohn des Laelius und Hörer des Panaitios alle auf denselben C. Fannius M. f. (trib. pleb. 129 v. Chr., cos. 122 v. Chr.) zu beziehen sind.

Edgar Howind, de ratione citandi in Ciceronis, Plutarchi, Senecae, Novi Testamenti scriptis obvia (diss. Marp. 1921) prüft Einführung und Stoff der griechischen und lateinischen Zitate und zeigt, daß Cicero im Zitieren sich in den verschiedenen Gattungen seiner Schriftstellerei einer verschiedenen Technik bedient. H. J. Rose, JHSt. 41, 1921, 91 sammelt, sammelt und ordnet den griechischen Sprachstoff bei Cicero (Hellenistisches, Attisches, Poetisches, Latinismen). Gunther Ipsen, Janus I (Wien Lpz. 1921), 51, möchte im 5. Buch der epistulae ad familiares eine im Jahre 44 v. Chr. zum Zweck der Selbstempfehlung zusammengestellte Auswahl von Briefen erkennen.

Der Aufbau des ersten Prooemiums des Lucrez ist von Reitzenstein NGWG. 1920, 83 und Jacoby, Hermes 56, 1921, 1 analysiert worden. Beide gehen von Vahlens berühmter Abhandlung aus, gelangen aber zu verschiedenen Resultaten. Während Reitzenstein das Prooemium als zweiteilig betrachtet (das zweite 'persönliche' Prooemium soll nach R.

mit v. 50 beginnen), glaubt Jacoby, daß das gesamte Prooemium kunstvoll in konzentrischen Bogenwölbungen aufgebaut sei, oder daß — mit einem anderen Bild — in die das Ganze umspannende Widmung an Memmius die den Epikur verherrlichenden Verse eingebettet seien. Wichtig für die Frage nach der Entstehung des ganzen Werkes ist Reitzensteins Nachweis, daß Lucrez, als er v. 132—135 dichtete, Buch I—IV bereits in der uns überlieferten Reihenfolge sah (ursprünglich folgte, wie Mewaldt gezeigt hat, auf Buch II das vierte, dann erst das dritte Buch). Einen ganz anderen Weg geht der als Herausgeber und Erklärer Epikurs bekannte Bignone, indem er die seit der Renaissance athetierten Verse 44—49 (sie stehen in Buch II v. 646—651 an passender Stelle) als echt anspricht (Riv. Filol. 47, 1919, 423). In den Versen V 168—173. 175. 176 hat Prächter, Hermes 56, 1921, 108 mit Hilfe einer Parallelstelle aus der Darlegung des Epikureers bei Cic. nat. 1, 9, 21 f. eine der zuerst von Lachmann beobachteten Zudichtungen erkannt, mit denen Lucrez seinen Entwurf erweiterte, mit der Absicht, sie später in den Text einzugliedern. Sollten nicht auch die oder manche Schwierigkeiten des ersten Prooemiums dadurch entstanden sein, daß dem Dichter Krankheit und Tod versagten, sein Werk zu vollenden?

Den Absichten und der Kunst des Dichters M. Cicero sucht E. Koch in einer guten Greifswalder Dissertation von 1922 gerecht zu werden ('Ciceronis carmina historica restituta atque enarrata'; mit nützlichen Erklärungen zur Rede der Urania aus 'de consulatu').

*Galletier, Étude sur la poésie funéraire Romaine d'après les inscriptions. Paris 1922.

Die übliche Deutung von Gedichten des Catull und ihre Beziehung auf bestimmte Erlebnisse ist von Sonnenburg RhM. 73, 1920, 129 und Rothstein, Philol. 78, 1 angefochten worden. S. zeigt, daß die Erklärer mit dem entzückenden Phaselusgedichtchen noch nicht ganz fertig geworden sind, jedoch braucht man sich durch ihn den Glauben nicht rauben zu lassen, daß mit der durch *Adria, Cycladen, Rhodus, Thracien, Propontis, Pontus* bezeichneten Fahrt des Schiffes die Reise des Dichters nach Bithynien gemeint ist, und mit dem *limpidus lacus,* an dem das Schiff (natürlich im Abbild) sich der verdienten Ruhe erfreut, der heimische Gardasee. Oder sollte wirklich der Dichter ein alexandrinisches Original kopiert haben? Sollten jene Übereinstimmungen nur Zufall sein? Was zwingt uns denn, dadurch Schwierigkeiten zu schaffen, daß wir unter dem *erus* Catull verstehen statt den jeweiligen Besitzer des Schiffes und unter den Fahrten 'inde (vom Cytorus, wo das Schiff erbaut ist) tot per impotentia freta' die Heimreise des Dichters statt den Fahrten, die das Schiff jemals gemacht hat?

Tiefer in die herkömmliche Auffassung von dem Dichter greift der ergebnisreiche Aufsatz von Rothstein ein. Der Freund Caelius, dem er jenen Schmerzensruf über die verworfene Geliebte[1]) zufliegen läßt, kann nicht mit dem geistvoll frivolen Redner, den Cicero verteidigte, identisch sein:

---

[1]) Über die Sprachformen *Claudius* und *Clodius* Münzer, Röm. Adelsparteien 274.



Jener stammt aus Verona (c. 100), dieser, wie R. aus Cic. Cael. 5 erkannt hat, aus Interamna Praetuttiorum. Lesbia selbst ist wohl eher die jüngste der drei Schwestern des P. Clodius, die mit L. Lucullus verheiratet war, als die Gemahlin des im Jahre 59 v. Chr. verstorbenen Metellus (cos. 60), die als *βοῶπις* in Ciceros Briefwechsel mit Atticus und später im Caeliusprozeß eine Rolle spielt. Jedenfalls kann nach R. der *vir* der Lesbia (c. 83) nicht der Ehemann, sondern nur der zur Zeit bevorzugte Liebhaber sein, zu dessen Stellung es vermutlich Catull niemals gebracht hat, mochte er auch die Rivalen als moechi verachten. Somit fallen alle datierbaren kleinen Gedichte in die kurze Zeit zwischen der Rückkehr aus Bithynien (56) und dem Tod des Dichters (wohl bald nach 55), und datierbar ist fast der dritte Teil von ihnen. Es ist ein in der streng stilisierenden lateinischen Literatur einzigartiger Fall, daß wir eine Liebestragödie so wie hier miterleben können. Aber wir müssen uns von falschen Vorstellungen frei machen. Der Dichter, dem der Gott wie keinem anderen unter den Römern gegeben hat, zu sagen, was ihm in Sinnenglück und Qual das Herz durchstürmt, ist nicht ein von der ersten Leidenschaft getroffener Jüngling, sondern ein Mann, der wohl schon etwa dreißig Lebensjahre und manche Abenteuer hinter sich hat; um auch der Frau gerecht zu werden, werden wir an die Lebensluft denken müssen, die durch Horazens berüchtigte Satire (I 2) weht, die Luft, die auch Catull geatmet hat. Soll uns die Dichtung weniger ergreifen, weil wir uns nun die beiden Liebenden nicht mehr als den sentimentalen Jüngling (der wundervolle Schluß von c. 11 zielt auf die gebrochene Liebe, nicht auf den gebrochenen Mann) und das raffinierte Weib, sondern als zwei reife Menschen denken müssen, die nicht voneinander lassen und doch nicht miteinander leben können? — Improvisationen sind Catulls Gedichte nicht, lassen doch die meisten (so c. 11, am wenigsten c. 76) den Zwang erkennen, den der Stil auf ihn wie auf Horaz ausgeübt hat (Reitzenstein, Hermes 57, 1922, 363).

C a t u l l s E p y l l i o n (c. 64) enthält, wie man längst beobachtet hat, zwei Mythen, deren Verbindung einen argen Anachronismus hervorruft: Muß doch die Fahrt des Theseus und seine Flucht mit Ariadne jünger, nicht älter sein als die Hochzeit des Peleus, dessen Liebe sich auf der Fahrt des ersten Schiffes der Welt entzündete. Es ist, wie Pasquali ausführt (Studi fil. class. 22, 1918, 1), nicht etwa ein hellenistischer Dichter, sondern Catull selbst gewesen, der die mythologische Chronologie dem wirkungsvollen poetischen Kontrast der beiden Bilder zuliebe übersehen oder preisgegeben hat; denn die Verbindungsstücke setzen das atrium römischer Adelspaläste mit ihrem altertümlichen lectus genialis voraus. Nach Ramain, Rev. Phil. 46, 1922, 135 hätte Catull bei dieser Bearbeitung bekannter Sagen überhaupt kein besonderes poetisches Vorbild gehabt.

Bei der Schilderung der neugierigen aus dem Meer emportauchenden Nereustöcher in c. 64 hat Catull vielleicht ein berühmtes altes Argonautenbild im Sinne gehabt, das im Besitz desselben Hortensius war, dem er c. 65 und 66 gewidmet hat (Plin. n. h. 35, 130). Es ist dies eine Vermutung von Rothstein a. a. O. 15 Anm.; der Gedanke, daß

nicht nur mythologische Handbücher, sondern auch Werke der Kunst, die die römischen Paläste schmückten, die Phantasie der Dichter belebt haben, wird sich gewiß noch als fruchtbar erweisen, besonders bei der Würdigung des Properz.

Die Einheit der in manchen Ausgaben zerrissenen großen Elegie c. 68 ist nun endgültig gesichert, nachdem der im Namen des Adressaten liegende Anstoß (im ersten Teil ist er als Voc. *Mali,* im zweiten als *Allius* überliefert) sehr einfach behoben ist: Statt *Mali* ist *mi Alli* (mit nicht singulärer Synaloephe) zu schreiben (Vollmer SBA. 1919, 4. Rothstein a. a. 15 Anm.). Rätselhaft bleibt der für Catulls Lebensgeschichte interessante Vers 27 ('quare quod scribis Veronae turpe Catulle esse'); mich hat weder die Deutung von Vollmer noch die von Rothstein (der die Änderung in 'Catullo' annimmt) überzeugt.

Über die schriftstellerische Kunst des Sallust Lotte Alheit (NJhb. 1919, 17) und Pfister, PhW. 1922, 1195. Sallust soll, so meinte die frühverstorbene Philologin, die Menschen als Typen (der Nobilis, der Demokrat) nicht als Individuen geschildert, den Caesar als Erfolgsethiker, den Cato als Willensethiker betrachtet haben. Nach Pfister hat Sallust die Stellen, an denen er seine Exkurse eingelegt hat, mit Rücksicht auf harmonische Gliederung des Ganzen gewählt; er stand im Banne eines Kompositionsgesetzes der antiken Kunstprosa, das Pfister zuerst im platonischen Phaedrus zu beobachten glaubt.

Religion und Philosophie: Das Problem eines wichtigen religionsgeschichtlichen Terminus, von dem uns besonders die Reste der drei letzten Bücher von Varros Antiquitates rerum divinarum Kunde geben, ist durch Bickel (Altrömischer Gottesbegriff, Lpz.-Bln. 1921) wieder in Fluß gebracht worden. Stammt die Einteilung in *di certi* (Buch XIV) und *di incerti* (Buch XV) von Varro, der unter den *certi* die zusammenfaßte, von denen er Sicheres zu sagen wußte, unter den *incerti* die übrigen (so Wissowa, Hermes 56, 113. PhW. 1921, 990 hauptsächlich gestützt auf Varros Selbstzeugnis bei Aug. civ. 7, 17) oder liegt in jenen Bezeichnungen ein Begriff des römischen Volksglaubens oder der pontifikalen Theologie?

Eine von dem Carmen arvale und dem Marsgebet des Hausvaters bei Cato agr. 141, 2 ausgehende Untersuchung Bickels a. a. O. zeigt, daß der italische Gott Mars in seinem Kult und seinen Beziehungen zum Gedeihen von Feld und Garten, Vieh und Menschen viel weiter reicht und ursprünglicher ist, als der römische Staatsgott in seiner Beschränkung auf den Krieg (zustimmend Wissowa in der oben genannten, sonst wesentliche Punkte des Bickelschen Buches bestreitenden Rezension).

Der Saliertanz (Lucilius 320) und das Troiaspiel (z. B. bei Verg. a. 5, 545 f.) ist von H. Diels, das Labyrinth, Festgabe A. v. Harnack dargebracht (Tübingen 1921), 69 mit dem schon von Dikaiarch (bei Plut. Thes. 21) beschriebenen delischen Kulttanz in Zusammenhang gesetzt worden.

Kein Philosoph nach Aristoteles spielt in der Forschung der letzten Jahrzehnte eine größere Rolle als Posidonius (vgl. S. 187, dazu

Pohlenz NGWG. 1921, 163), keiner ist tatsächlich für die römische Literatur von vielseitigerer Bedeutung. Daß auf seinem Werk περὶ μαντικῆς das erste Buch von Ciceros de divinatione beruht, bezeichnet jetzt Norden, Festgabe A. v. Harnack dargebracht (Tüb. 1921) S. 298 als sicheres Ergebnis der Analyse, Posidonius ist es vielleicht auch gewesen, der die ersten Nachrichten über die jüdische Religion den Römern vermittelt hat. Denn wenn wir in einem bisher übersehenen Varrozitat (bei Lydus mens. 4, 53, S. 109 f. W.) den Gottesnamen Ἰαω finden und nach dem Gewährsmann des römischen Polyhistors fragen, bleibt uns wohl nur die Wahl zwischen Posidonius und dem ihm nahestehenden dunkeln Weisen Nigidius Figulus (Norden a. a. O.) Wie Caesar (besonders in seinen geographisch-kulturhistorischen Exkursen), steht wohl auch Sallust unter seinem Einfluß, wenn nicht im Iugurtha und seinen ethnographischen Partien, so in der Betrachtung über den Sittenverfall Cat. c. 5, 9—13, die vielfach an sein Prooemium zum marsischen Krieg (bei Diodor 37, 3) erinnert (Norden, Germ. Urgesch. 145). Auf ihn hat Diels SPrA. 1921, 235. 237 die Episode über die Entwicklung der Kriegstechnik zurückgeführt[1]). Posidonische Ideen machen den Schluß eines Gedichtes des Properz auf den Tod des Marcellus (III 18, 31) verständlich:

At tibi, nauta, pias hominum qui traicis umbras,
huc animae portent corpus inane tuae
qua Siculus victor telluris Claudius et qua
Caesar ab humana cessit in astra via.

Mit der alten Vorstellung vom Totenfährmann ist die dem Posidonius und den Pythagoreern eigene verquickt, daß die Seele nach dem Tode von Winden in die Region zwischen Erde und Mond emporgetragen wird (Cumont, Rev. Phil. 44, 1920, 75).

Andere gleichfalls pythagoreïsche Gedanken hat Cumont a. a. O. 229 bei Lucrez nachgewiesen und verfolgt, daß die Hölle in des Menschen Brust liege, in Tantalus die Götterfurcht, in Tityos die Begierden, in Sisyphus der Ehrgeiz, in den Danaïden die Unzufriedenheit symbolisch dargestellt sei (Lucr. 3, 978—1023). Im Prooemium des ersten Buches (1, 122) begegnet die pythagoreïsche Lehre, daß neben Körper und Seelen *(animae)* noch *simulacra modis pallentia miris* existierten; Lucrez hat sie wie jene Lehre vom Sinn der Höllenstrafen aus Ennius übernommen.

Diese Vorstellung von einem Fortleben der Seele in zweierlei Gestalt, die sich auf die berühmte Homerstelle über Herakles in der Unterwelt und im Elysium (λ 601 f.) berufen konnte, macht uns jetzt verständlich, was sich Ennius gedacht hat, als er im Prooemium seiner Annalen von einer Erscheinung Homers erzählt, der ihm verkündet habe, seine, des Homer, *anima* sei in des Ennius Leib eingegangen (fr. 6. 15. 16 Vahlen).

C i c e r o s p h i l o s o p h i s c h e S c h r i f t s t e l l e r e i ist durch den Eklektizismus seines Lehrers Antiochos von Askalon mitbestimmt, den

---

[1]) Freilich wird diese Ansicht demnächst mit gutem Grund angefochten werden.

der im Weltkriege gefallene Hans Strache dargestellt hat (Philol. Untersuchungen, hgg. von Wilamowitz, Heft 26, Berlin 1921). 'Es ist, so sagt Diels im Vorwort der posthumen Schrift, eine Zusammenfassung des besten, was die drei idealen Schulen des Altertums, des Platon, Aristoteles und Zenon der Menschheit gegeben haben, das Vorbild der *humanitas,* die durch Cicero auf die ganze Folgezeit gewirkt hat. . . . Danach wird das allgemein ungünstige Urteil über die Mischmaschphilosophie des Askaloniten (so auch zuletzt I. Heinemann, Poseidonios' metaphysische Schriften S. 43—55) wohl berichtigt werden müssen'. Man kann hinzufügen, daß bei den meisten Philosophen der hellenistisch-römischen Zeit, wenn man sie erst näher kennen lernt, Lehren und Anschauungen verschiedener Schulen deutlich werden.

Daß in den letzten Jahren gerade Ciceros Werk über den Staat, besonderes Interesse und besondere Förderung gefunden hat, ist verständlich und erfreulich. Ich meine besonders die Ausführungen von Reitzenstein NGWG. 1917, 399f. 487f. und DLZ. 1922, 361, Eduard Meyer, Caesars Monarchie und das Principat des Pompeius, 1922[3] S. 177f., Wilamowitz, Plato II[2] 432 und Petersson in der genannten Cicerobiographie S. 454. Die Stellung, die Scipios Rede dem rechten moderator rei publicae, dem princeps civitatis, dem rector patriae gibt, gleicht im wesentlichen der des Augustus: Wir dürfen glauben, daß der Kaiser, der trotz einstiger Feindschaft dem λόγιος ἀνὴρ καὶ φιλόπατρις seine Ehrfurcht nicht versagt hat, durch Ciceros Gedanken zum Segen des Reiches geleitet worden ist. Diese in die Zukunft weisende Bedeutung von Ciceros Werk ist von Reitzenstein und Eduard Meyer von verschiedenen Seiten aus gezeigt worden, beide haben auch hervorgehoben, daß die Idee des Principats uns als etwas Neues und Großes in dem Werke Ciceros entgegentritt, der doch in anderen Punkten starken Einfluß von Plato und Polybios erkennen läßt. Woher stammt sie? Reitzenstein, an einer früheren Vermutung festhaltend, möchte ihren Schöpfer in Panaitios dem Freunde Scipios finden, Wilamowitz denkt mehr an Dikaiarchos, den Cicero gelesen und bewundert hat (Att. 2, 2, 2). Dagegen hat Eduard Meyer an Männer der Volkspartei wie Appius Claudius, den Censor, die Gracchen und andere erinnert und ausgesprochen, daß Cicero bei der Schilderung des republikanischen Regenten an Pompeius gedacht haben müsse 'quem omnes in republica principem esse concedunt' (Cic. pro Planc. 93). Wer Münzers Werk gelesen hat, wird wissen, daß auch die römische Nobilität manche fürstengleiche Männer hervorgebracht und getragen hat, nicht nur die Scipionen und Fabius Cunctator, sondern auch solche wie den langjährigen princeps senatus und Oberpontifex M. Aemilius Lepidus (gest. 152), die zum Teil nur deswegen weniger bekannt sind, weil ihre Machtstellung in weniger kritische oder berühmte Epochen hineinfiel. So ist es mindestens unerweislich, daß Cicero die Idee seines princeps einem literarischen Vorbild nachgebildet hat; in dem berühmten Abschnitt bei Polybios über den Kreislauf der Verfassungen (VI 3—10), der vermutlich auf Panaitios zurückgeht, hat sie keinen Platz und ist weder bei diesem noch bei Dikaiarch noch bei einem Autor der hellenistischen

Monarchien nachgewiesen. Cicero, der eine Zeitlang daran gedacht hat, sich selbst nach dem Vorbild des Aristoteles zum Hauptsprecher des Dialogs zu machen, wird sie eigenem Denken und Erinnern, Streben und Erleben verdanken, tritt doch in keiner seiner Schriften ein politisches Glaubensbekenntnis so deutlich zutage wie in den Büchern de republica. Es ist ein schöner Gedanke, daß er sich bei den Niederlagen, Enttäuschungen und Demütigungen, auf die er in der Werdezeit dieses Werkes zurückblicken mußte, mit der Vorstellung getröstet hat, der er darin Worte verlieh: Daß das Größte in der Welt die Liebe zum Vaterland und die Sorge für sein Wohl ist (rep. 1, 4, 7. 1 frg. 2. 26, 47. 3, 3, 6 u. a.); ähnlich Petersson p. 461).

*Galbiatius, de fontibus M. Tulli Ciceronis librorum qui manserunt de republica et de legibus quaestiones (Mailand 1919) ist von Plasberg DLZ. 43, 1922, 956 abgelehnt worden. — *Cl. W. Keyes, Original elements in Cic. ideal constitution, Am. J. Phil. 1921, 309.

Im Anacharsisbrief an Hanno (Tusc. 5, 90) folgt Cicero der älteren Überlieferung gegenüber einem wohl bis ins Altertum hinaufreichenden Zweige der griechischen Tradition, der unter dem Einflusse der kynischen Diatribe überarbeitet ist (Prächter, Hermes 56, 1921, 422).

Rhetorik und Grammatik: Eine bis auf die Anfänge zurückgreifende Geschichte der beiden hellenistischen Gliederungsprinzipien der Rhetorik hat Barwick, Hermes 57, 1922, 1 ff. gegeben. Es sind die beiden Teilungen in *partes officii* (*inventio dispositio elocutio memoria actio*) und in *partes orationis* (*exordium narratio argumentatio conclusio*), die ja auch die Rhetorik des republikanischen Roms in Theorie und Praxis bestimmen. Diese beiden Gliederungen, die zuerst Theodektes vereinigt zu haben scheint, sind, wie B. zeigt, die Ausgangspunkte für das von Norden erkannte Kompositionsprinzip nach *artifex* und *ars* geworden, das die antiken isagogischen Schriften aller Art aufweisen, die institutiones oratoriae des Quintilian oder das erste Buch des Vitruv ebenso wie die ars poetica des Horaz (Chr. Jensen in seiner Ausgabe 'Philodemus, Über die Gedichte, Fünftes Buch', Berlin 1923, S. 93 ff.). Auch Barwicks Arbeit über Remmius Palaemon und die römische Ars Grammatica (Philol. Suppl. 15, Leipzig 1922) bringt uns für die hier behandelte Literaturperiode mancherlei Gewinn. Der Neuattizismus, den Cicero bekämpft, hat ihn trotzdem beeinflußt. 'Sein Stil wird immer knapper und einfacher ... Sallusts Schreibart ist ohne die neoterisch neuattische Richtung kaum denkbar' (S. 189).

Die metrische Derivationstheorie (Erklärung sämtlicher Verse als Weiterbildungen aus dem Trimeter und dem Hexameter) muß bereits dem Varro bekannt gewesen sein, wenn, wie Barwick wahrscheinlich macht, sie nicht nur von den Pergamenern, sondern auch von älteren Stoïkern gelehrt worden ist (vgl. auch Wilamowitz, Griech. Verskunst S. 68). Dies ist für die Beurteilung der metrischen Technik des Horaz von Bedeutung: Hat doch R. Heinze, BSGW. 1918, den Einfluß jener Theorie auf den römischen Lyriker in Abrede gestellt und die Ansicht vertreten, daß Horaz zu den ihm eigenen strengeren Regeln (feste Silbenquantitäten an bestimmten Versstellen und feste oder bevorzugte Cäsuren) dadurch

gelangt sei, daß er 'mit selbständiger Auswahl Tendenzen, die er bei seinen lesbischen Vorbildern oder in der hellenistischen Lyrik bemerkte, weiter verfolgte'.

*Meerwaldt, Studia ad generum dicendi historiam pertinentia, pars I, diss. Amsterdam 1920 (handelt u. a. über Ciceros Ideal des perfectus orator); *F. H. Colson, The analogist and anomalist controversy, Class. Quart. 13, 24.

Ed. Hermann, Silbenbildung im Griechischen und in den anderen indogermanischen Sprachen (Göttingen 1923, Ergänzungsheft zur ZvglSpr.) behandelt vom Standpunkt des sachkundigen Linguisten aus vieles auch für den Philologen Wichtige, z. B. Probleme der Vokaldehnung (Cic. or. 159 über *īnsanus, īnfelix*; Lachmanns hypothetische Regel über *āctus lēctus*) und der Auslautkonsonanz (Cic. or. 161 über Abfall des *-s*), der Silbentrennung und Betonung.

Das Wort *elementa* wird wohl auf *elepanta* (Acc. Sg.) zurückgehen (man gab den Kindern elfenbeinerne Buchstaben in die Hand, Quint. 1, 1, 26); es wird dann seinen singulären Wortausgang mit dem geläufigen *-menta*, den das bedeutungsverwandte *rudimenta* hatte, vertauscht und seinen philosophischen Sinn als Bedeutungslehnwort (Übersetzungsfremdwort) von *στοιχεῖα* erhalten haben (zuletzt Chr. Rogge, ZvglSpr. 51, 1923, 154).

Ausgaben, Hilfsmittel (das bereits früher erwähnte wird hier nicht noch einmal aufgeführt):

Caesaris commentarii de bello Gallico erklärt von Kraner-Dittenberger-Meusel. Bln. 1920[17]. *Ciceronis de divinatione l. I with commentary by St. Pease. Un. of Illinois studies in language and lit. VI No. 2 and 3, 1920. Cornelii Nepotis vitae hgg. O. Wagner, Lpz. 1922 (für den Unterricht)[1]). Sallusti de coniuratione Catilinae erkl. Jacobs-Wirz-Kurfeß, Bln. 1922. Sallusti de bello Iugurthino liber, erklärt von Jacobs-Wirz, Bln. 1922[11].

Aus der bibliotheca Teubneriana: Cato de agricultura rec. Goetz 1922, Ciceronis Academicorum reliquiae cum Lucullo ed. Plasberg 1922, Ad. C. Herennium de ratione dicendi ed. Marx 1923, Sallusti Catilina Iugurtha orationes et epistulae excerptae de historiis rec. Ahlberg 1919, Sallusti epistulae ad Caesarem senem de republica rec. Kurfeß 1921. *Lucrèce par Alfred Ernout Paris 1920 ('für deutsche Gelehrte und Studierende wertlos', H. Diels, GGA. 183, 1921, 185).

Kromayer-Veith, Schlachtenatlas zur antiken Kriegsgeschichte. 1. und 2. Lieferung, Röm. Abt. I. Älteste Zeit bis Numantia. Lpz. 1922. Kromayer, Staat und Gesellschaft der Römer (Kultur der Gegenwart, Teil II, Abteilung IV 1[2], Lpz. Bln. 1923). Sandys, A Companion to Latin Studies, Cambr. 1921[3]. Vollmer, Römische Metrik (aus Gercke-Norden, Einl. Altertumswissensch. I, 8) Lpz. Bln. 1923.

Allgemeines: Freunden des humanistischen Gymnasiums warm zu empfehlen sind die kleinen Schriften von Ed. Norden, Die Bildungs-

---

[1]) Ich nenne ausnahmsweise diese Schulausgabe im Hinblick auf die S. 220 erwähnten wertvollen Bemerkungen des Herausgebers zum Nepostext.

werte der lateinischen Literatur und Sprache auf dem humanistischen Gymnasium (Berlin 1920), Werner Jaeger, Humanismus und Jugendbildung (Berlin 1921), Franz Boll, Sinn und Wert der humanistischen Bildung in der Gegenwart (Heideberg 1921).

Nachträge.

Zu S. 232: In einer Untersuchung über die Stellung der molossischen und bakcheïschen Wortformen in den Versen der Griechen und Römer bringt F. Marx (Abh. Sächs. Ak. 1922) wichtige Beobachtungen zur Prosodie der Griechen und Römer (Vokalkürzung vor Vokal; Quantitäten der Praepositionen *re-* und *pro-*, besondere Formen am Versende u. a.). Die Betonungsregel, die Marx in dieser Schrift hauptsächlich zu erweisen sucht, kann, wie ich glaube, nur im Zusammenhang mit dem Problem des Versiktus behandelt werden.

Zu S. 220: In den genannten 'Charisteria in honorem C. Morawski' (lateinischer Teil) finden sich auch Beiträge zu Claudius Quadrigarius, Titinius, Lucretius, Cicero (LZ. 1923, 290).

Zu S. 215: A. Gagnér, Zur römischen Zeitrechnung ('Wenn die Römer ein Zeitintervall angeben wollten, so rechneten sie in der Regel bei Anwendung von Ordinalzahlen sowohl den Anfangs- als den Endtermin mit, beim Gebrauche von Kardinalzahlen dagegen nur den Endtermin'), Strena Philologica Upsaliensis, Festskrift tillägnad Professor Per Persson (Upsala 1922), S. 202. — Martin P. Nilsson ebd. S. 131 macht wahrscheinlich, daß dem vorcäsarischen Kalender in der älteren Königszeit ein primitives Ackerbaujahr mit nur zehn Mondmonaten vorausging. Die zwischen Ende und Anfang der Ackerarbeit (also zwischen Dezember und März) liegende Zeit scheint (wie bei manchen Naturvölkern) nicht mitgerechnet worden zu sein, auf diese Weise ist der Ausgleich zwischen dem Naturjahr und der lunaren Rechnung vollzogen worden. — Die Festschrift enthält u. a.: Lindström, De trochaeis apud Plautum continuis, quae sunt systemata quaestio metrica; Löfstedt, Zum Ursprung und Gebrauch der Partikel *dum* (*dum* ist nach L. ursprünglich ein Zeitadverbium mit der Bedeutung 'iam' 'nunc' gewesen); Sjögren, Cic. Att. VIII 7, 1.

Register.

I

II

Heidelberg.

Karl Meister.

Griechische und römische Geschichte.

Es hat sich als unmöglich erwiesen, den Bericht in der im vorigen Jahre begonnenen Weise zur Vollständigkeit zu bringen. Äußere und innere Gründe wirken zusammen. Auf breiterer Grundlage wird eine Form des Berichts vorbereitet, die berechtigten Erwartungen nach im kommenden Jahre ermöglichen wird, mehr zu bieten: sowohl mit Bezug auf den Umfang der berücksichtigten Literatur als auch mit Bezug auf die Vereinheitung der Sachgruppen. Um nicht durch den Zufall des Gebotenen — vor allem gegenüber den ausländischen Veröffentlichungen — ein allzu trügerisches Bild zu geben, beschränke ich mich auf Nachträge zu dem Bericht über 1921: Römisch-Germanisches und Römisch-Keltisches. Gelegentlich sind einige Veröffentlichungen von 1922 des Zusammenhangs wegen in den Bericht einbezogen.

Friedrich Koepp und Georg Wolff verbanden sich zu einer Übersicht über die Römisch-Germanische Forschung (Sammlung Göschen nr. 860, 1922). Man kann nicht ohne Bitterkeit davon sprechen, daß dieses Gebiet durch die herrschende Art des Hochschul- und Arbeitsbetriebs im Rahmen des Ganzen der alten Geschichte vernachlässigt wird. Die kleine Einführung kann über ihr engeres Gebiet hinaus gute Dienste leisten. Den Kern bilden die Fundarten und die hauptsächlichsten Funde. Daneben stehen Andeutungen über die Forschungsrichtungen, lehrreiche Rückblicke auf die Entwicklung der Forschung und der Wertung, Hinweise auf die Verbindung mit den Nachbardisziplinen und für das römisch-germanische Mittelstück unentbehrliche, bei aller Kürze inhaltsreiche und klar durchgeführte Ausführungen über die vor- und nachrömische Zeit, immer mit guter Einstellung auf das Geschichtliche: auf die archäologisch-historische Altertumsforschung im Gegensatz zu der antiquarischen Beschäftigung mit den „vaterländischen Altertümern". Die bildhafte Ergänzung bildet Germania Romana. Ein Bilderatlas, hrgg. von der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts. Bamberg. Komm. Verl. C. C. Bechner. Eine neue Auflage soll bevorstehen.

G. Wolff rühmt in dem genannten Büchlein Karl Schumachers Besiedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis in das Mittelalter. I. Die vorrömische Zeit (mit 65 Textabbildungen und 50 Tafeln). Mainz

L. Wilckens. Die Besiedlungsgeschichte, die wie wenig anderes die Prähistorie mit hohem Ziele organisch zusammenbindet und in der Geschichte münden läßt, ist auf römisch-germanischem Boden nun schon mehrfach erfolgreich zur Durchführung gebracht worden. (Wolff S. 90 ff.).

Auf Grund ven Grabungen der Jahre 1908, 1909 (teilweise 1910, 1911) legt Peter Goessler, nachdem er 1920 „Stuttgart-Cannstatt in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" herausgebracht hatte, im ersten Teil einer Großoktav-Publikation Cannstatt zur Römerzeit (im Auftrage des Württembergischen Landesamts für Denkmalpflege, Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung) den Grabungsbericht (Kastell, bürgerliche Besiedlung, mit Erläuterungen, Plänen, Bildern) vor und von den Einzelfunden die Münzen und, von Robert Knorr unter Beigabe vieler Tafeln bearbeitet, die Terra-sigillata-Gefäße. Ein zweiter Teil wird die übrigen Funde enthalten. Die Veröffentlichung hat alle Vorzüge der kultivierten Arbeitsweise, die sich auf dem Boden der römisch-germanischen Forschung seit Jahrzehnten entwickelt hat. — Ein zweites Beispiel gibt dafür Oskar Paret's Urgeschichte Württembergs (Stuttg., Strecker und Schröder, 226 S. mit Tafeln, Karten, Abbildungen). Sanctus amor patriae: mir liegt ein Exemplar des 4. Tausends vor. Paret schließt in den Begriff der Urgeschichte = Frühgeschichte auch noch die merovingische Zeit ein und seine Darstellung lehrt wiederum überzeugend, wie geschichtliche Anschauung die Einstellung auf den Wechsel innerhalb weiter Zeiträume verlangt und auch das Werden der Landschaft zur Voraussetzung hat. Grade in dieser Weite — von der älteren Steinzeit bis an die karolingische Zeit heran — werden von der Peripherie aus starke geschichtliche Wirkungen auf die zentralen Bereiche der alten Geschichte und auf den Aufbau der universalen Einheit der alten Geschichte ausgehen. Das speziellere römische Interesse muß das ganze La Tine mit umfassen. Während aus guten Gründen für das ganze Gebiet keine Vollständigkeit erstrebt ist, sind die Funde des mittleren Neckarlandes in einem Anhang (S. 162—223) vollständig gegeben. — Ein Versehen ist zu wesentlich, als daß es verschwiegen werden könnte: man darf nicht mehr von einer Abwanderung der Helvetier aus dem Neckarland in das Schweizer Plateau um 80 v. Chr. (S. 91) sprechen; gerade die archäologischen Funde haben das widerlegt.

Salburgjahrbuch. Bericht des Salburgmuseums IV. Frankfurt a. M., Baer u. Co. Neben Ortsgeschichtlichem S. 34 ff. eine Erklärung von Caes. bell. Gall. VII 23 (Mauersystem der gallischen oppida, von H. Jacobi): nicht Mauern von Avaricum werden beschrieben, sondern ein Bild von der bei den Galliern üblichen Beweise wird gegeben; Einzelheiten verschiedener Stadtmauern werden durcheinandergeworfen. — S. 88 ff. über Joseph. bell. Iud. III 5,95: das römische Soldatengepäck.

Eine Monographie Carnuntum von Emil Hofmann (Wien, A. Pichlers Wwe. u. S.) gibt in einer leichten, oft novellistischen Form ein sehr anschauliches Bild der wichtigen pannonischen Grenzfestung

nach allen Seiten ihrer Anlage, ihrer Einrichtungen, ihrer geschichtlichen Bedeutung und des in ihr herrschenden Lebens. Auf gelehrtes Beiwerk ist verzichtet. Bilder unterstützen den auch Laien zugänglichen Text.

Friedrich Knoke, Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland. Zweite, mehrfach umgearbeitete Auflage. Berlin, Weidmann 1922. Die heftige Fehde von 35 Jahren (1. Aufl. 1887) soll in dem Buche zur Ruhe gebracht werden. Das Neue wuchs aus der Geländeforschung zu. Die wesentlichste Abweichung scheint mir zu sein, daß Aliso nicht mehr bei Hamm, sondern bei Oberaden angesetzt wird (S. 316 ff.). Der Eindruck, daß viele Fragen mit den heutigen Mitteln auch nicht zu lösen sind, bleibt bestehen. Die Varusschlacht sucht Knoke bei Iburg. Kannte Ernst Kornemann schon die 2. Auflage, als er (Neue Jahrbücher 1922 S. 53 ff.) das Schlachtfeld „an der Grenze des Brukterer- und Marsenlandes, an der oberen oder mittleren Lippe" suchte?

Hans Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Dritte, neu durchgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. I. Das Altertum 1920. II. Die Germanen 1921. Nach dem Vorwort: „eine Reihe von kleinen Nachträgen und Verbesserungen, z. B. in der Kriegsverfassung der Westgoten".

Jérome Carcopino, A propos du nom des Germani (Revue celtique XXXVIII 4): die Notiz der Fasten von c. 12 a. über Clastidium geht auf alte Quellen zurück. C. 222 ist der Name Germani bereits in Belgien gebräuchlich. Virodomarus war Germane, nicht Insubrer. Die römische Beute hatte er dem Vulcanus gelobt, den Caesar als germanischen Gott bezeichnet und dem die Gaesaten opferten. Die Germanen standen im Solde der Gallier. (Nach einem Referat.)

Wilhelm Kaspers, Die — acum — Ortsnamen des Rheinlandes. Ein Beitrag zur älteren Siedlungsgeschichte (Halle, M. Niemeyer). Das gesunde Prinzip: die Ortsnamenforschung auf die Ergebnisse der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte zu stützen. Keltisch — acum, zu einem Personennamen tretend, bezeichnet das Besitzverhältnis. Keltische Einzelsiedlungen. Rechtsrheinisch nur innerhalb des Limes. Je früher das Land germanisiert wurde, um so seltener sind die Spuren von Ortsnamen mit — acum. Im Ubierland bezeichnen sie, soweit der erste Bestandteil ein Personenname ist, vorwiegend Besitzungen ubischer Veteranen. Rein keltische Personennamen mit acum weisen auf gallische Besitzer. Die jetzt noch bestehenden acum-Orte des Rheinlands sind noch im Laufe der römischen Herrschaft zu größeren Ansiedlungen geworden; diese Entwicklung wurde begünstigt durch ihre Lage an den Römerstraßen. — Die Einzeldeutungen entziehen sich meinem Urteil.

Theobald Bieder's Geschichte der Germanenforschung (Theodor Weicher, Leipzig-Berlin, 1. Teil 1500—1806 erschien 1921, 2. Teil 1806—1870 erschien 1922) dringt nicht zur Tiefe geisteswissenschaftlicher Betrachtung vor und ist auch in der Entwicklung der Einzelprobleme eng und flach. Die leitenden Gesichts-

punkte sind: Rasse, Heimat, Kultur. Aber es muß anerkannt werden, daß das Buch belehrend und anregend ist und in der gruppenweisen Verbindung zeitlicher und sachlicher Gesichtspunkte über eine nur Stoff notierende Sammlung hinauskommt. Eine germanische Rassentendenz bricht ohne wesentliche wissenschaftliche Störung (bis auf die entsetzliche Schlußbemerkung des 2. Teils) häufig hervor. — Die Schrift wird an ihrem Teil mitwirken, die notwendige Verbindung von Geschichte und Wissenschaftsgeschichte zu verstärken. Ein 3. Teil soll folgen.

Zur Erklärung von Caesar bell. Gall. V 21, 3 weist Wilhelm Kaspers (Zeitschr. f. vergleich. Sprachforschung S. 155 f.) auf kelt. dūnon (dunum) = „das Umzäunte" hin. „Dunon hatte in Gallien schon eine höhere Stufe der Entwicklung erreicht mit dem Aufblühen der umzäunten Orte zu Städten. Die Urbedeutung war vergessen, während bei den einfachen Verhältnissen in Britannien Sache und Wort noch zusammenfielen."

Felix Stähelin, Aus der Religion des römischen Helvetien (Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, N.F. XXIII S. 17—30) gibt, ohne Vollständigkeit zu erstreben, unter Einbeziehung der im Altertum vom Helvetierland politisch getrennten Gebiete der heutigen Kantone Basel, Tessin, Wallis und Genf und unter Beigabe von Abbildungen eine durchweg von eigenem Urteil getragene Übersicht 1. über einheimische noch unter der römischen Herrschaft mit ihren keltischen Namen verehrte Gottheiten, 2. über keltische Götternamen, die als Epitheta römischer Götternamen fortlebten, 3. über das Fortleben antiker Götter in heutigen Lokalnamen oder in Gestalt volkstümlicher Heiligen. — Nicht beistimmen kann ich Felix Stähelins Ausführungen Zur Geschichte der Helvetier (Zeitschrift für schweizerische Geschichte II S. 129—157). Stähelin will gegen Norden den Zug der Kimbern von Noreja nach Gallien nicht durch die Schweiz, sondern durch Süddeutschland gehen lassen. Mit dieser Frage ist die nach den damaligen Sitzen der Tiguriner und Tougener verknüpft. Das Problem braucht nicht im Schwebezustand, der ein stärkeres oder schwächeres Hinneigen nach der einen oder anderen Seite erlaubt, zu bleiben. Vielmehr nötigt Poseidonios (bei Strabon) zu einer bestimmten Interpretation, in der ich Nordens Beweise und Beobachtungen noch stützen und weiterführen zu können glaube. Darin, daß die Tougener Helvetier waren, stimme ich Stähelin zu, halte aber seine Einbeziehung der Teutonen in die Tougener für ebenso unstatthaft wie Ed. Meyers Einbeziehung der Tougener in die Teutonen (voriger Bericht S. 263). — Von 1922 ist Stähelins Aufsatz Das älteste Basel (Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde XX S. 127—175; in 2. verbesserter Auflage Basel 1922 Verlag der National-Zeitung), der den lebhaften Wunsch nach einer ähnlich gehaltenen Behandlung aller helvetischen Römerstädte erweckt.

F. Drexel, Die sog. Gladiatoren-Kaserne von Vindonissa (Windisch bei Brugg an der Aare; Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, N.F. XXIII S. 31—35): in Wirklichkeit das Forum der Ansiedlung; die Kammern: Läden und Magazine.

Über die römische Forschung in der Schweiz im Jahre 1921 berichtet in eingehender und kritischer Weise, wie seit Jahren, Otto Schulthess im XIII. Jahresbericht der Schweizerichen Gesellschaft für Urgschichte, 1922 S. 63—93 (auch als S. A. erschienen bei H. R. Sauerländer & Co. in Aarau).

Eduard Norden, Römer und Burgunden. Ein Beitrag zur römisch-germanischen Forschung (Sitz.-Ber. d. Berliner Akad. 1921 Juli 7): Ammian. XVIII 2,25 ist die Überlieferung Romanorum (gegen die Konjektur des Beatus Rhenanus Alamannorum) et Burgundionum confinia zu halten. Es handelt sich um eine in der Gegend des Limeskastells Oehringen nach dem Zusammenbruch der Befestigungslinie zurückgebliebene Grenzbevölkerung.

Einer von Ch. Petit-Dutaillis in der Revue historique 1922 S. 260 ff. geschriebenen Recension entnehme ich, daß P. Imbart de la Tour im ersten Bande seiner Histoire politique des origines à 1515 (dritter Band der unter Leitung von G. Hanotaux herausgegebenen Histoire de la nation française, Paris, Plon-Nourrit 1921) sich in den Anschauungen über das Grundeigentum in Gallien im allgemeinen von Fustel de Coulanges abhängig zeigt, aber im Gegensatz zu dessen vorsichtiger Unentschiedenheit Caesar generalisierend und Polyb. II 17 ganz unterdrückend dafür eintritt, daß der gallische Boden nicht im Besitz weniger Großer war, sondern que la Gaule n'a pas connu d'autre propriété que celle qui appartient à l'individu. Petit-Dutaillis wendet sich auch, generell und mit einigen Einzelheiten, gegen Imbart de la Tours tendenziösen Versuch, germanische Einflüsse auf die Herausbildung der staatlich-gesellschaftlichen Eigenheit Frankreichs zu leugnen.

Beziehungen zum keltischen und germanischen Norden treten hervor in Adolf Schultens Schrift: Tartessos. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte des Westens (Hamburgische Universität. Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde. Band 8. Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen Bd. 5. Hamburg, L. Friederichsen & Co.). Schulten möchte nach Numantia nun Tartessos mit dem Spaten wecken. Die Schrift ist die literarische Vorarbeit. Die dankenswerte Zusammenstellung aller Nachrichten über T. ist zu historischen Vorstellungen ausgeweitet, die in wesentlichen Teilen das Gefühl eines Phathasiebildes erwecken. Einige Grundlagen: sehr leichthin angenommene tartessische Überlieferungen (z. B.: zu Strabons Zeit 6000 Jahre alte Annalen, Lieder, Gesetze); der erste karthagisch-römische Vertrag von 509 (Begründung: die Zahl mit dem Vertrag verbunden, was es prinzipiell nicht gibt); Ausdeutung von Sage in Geschichte; Übersteigerung der Bedeutung einzelner Vorgänge, etwa der Schlacht bei Alalia; auf Schritt und Tritt Verknüpfungen mit zu geringem Material, Deutungen auf zu schmaler Basis. Er glaubt, Tartessos an Troja und Knossos, sogar an die großen orientalischen Königsstädte angleichen zu dürfen. Daher z. B. eine so schwere Mißdeutung wie die verfassungsgeschichtliche S. 74. Die ersten Kapitel von Caesars bell. Gall. hätten zum Verständnis mehr geboten als Persien, Peru und Mexiko. Naturgemäß müssen Lösungen gewagt werden, die nur den Wert erster Bestimmungsversuche

haben. Schulten geht darin weit über die erlaubte Grenze hinaus. Trotz alledem bietet die Schrift durch altes und neues Material, Fragestellung und Versuche weiter Verknüpfung manche Anregung.

Zum umrahmenden Abschluß ein Hinweis auf Gustaf Kossinna, Die Indogermanen. Ein Abriß (Mannus-Bibliothek nr. 26, Curt Kabitzsch, Leipzig. I. Teil: Das indogermanische Urvolk (79 S. mit 150 Abbildungen und 6 Tafeln). 1920 ging (nr. 6 ders. Bibl.) voraus: Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. 2. Aufl., mit Nachträgen. Notwendiger als eine Bemerkung über den Inhalt der Schrift scheint mir der Hinweis darauf, daß ein Bericht über alte Geschichte, wenn auch nur über ein peripheres Teilgebiet, der Verknüpfung mit dem Teil prähistorischer Forschung, der die ethnographischen Grundlagen behandelt, nicht entbehren kann.

Zürich. E Täubler.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07021 0649

